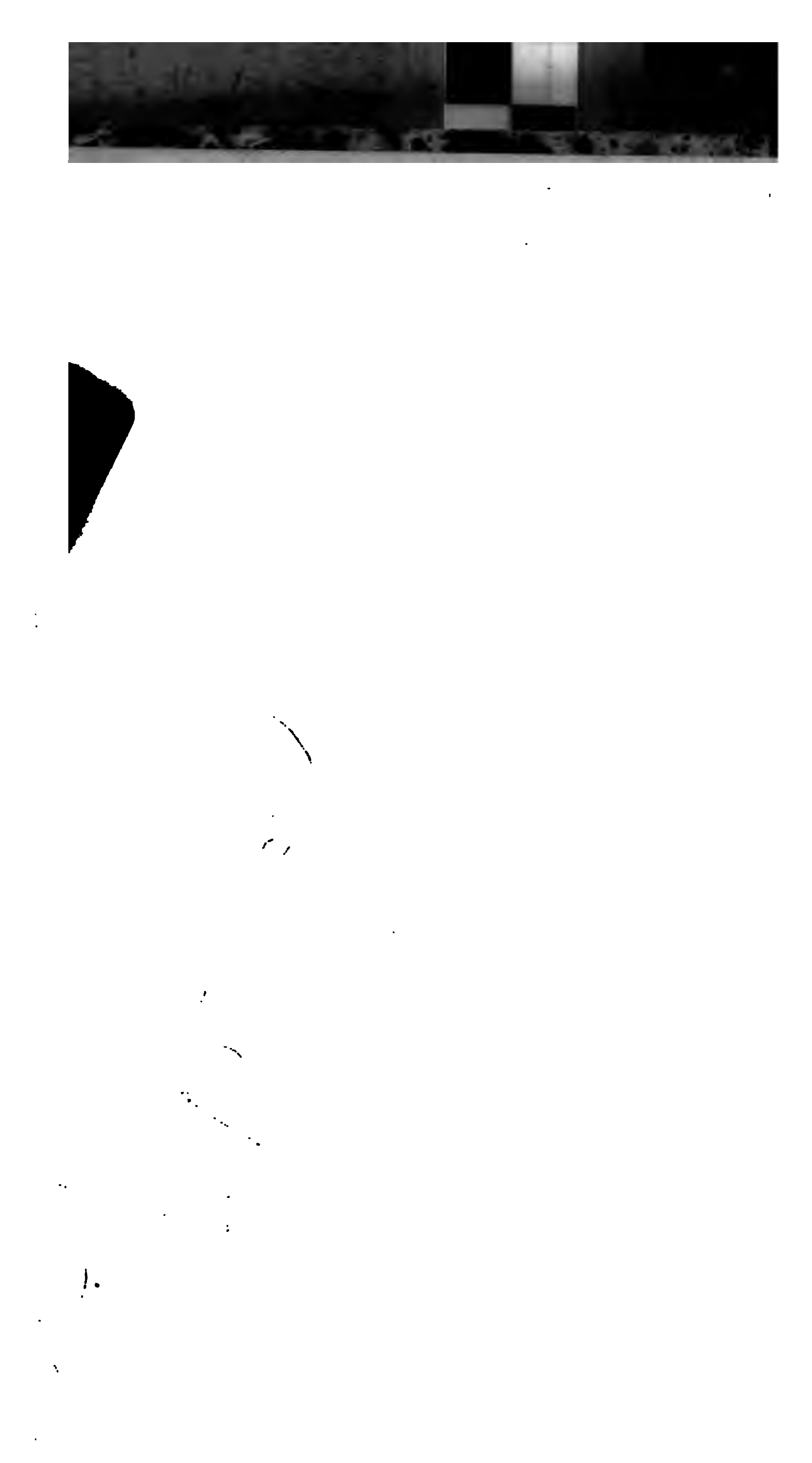








Jahrbücher der Literatur.

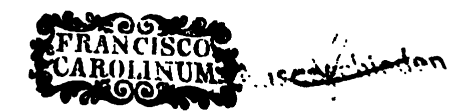
Hundert dreizehnter Band.

1846.

Januar. Februar. März.

Wien.

Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.



Inhalt des hundert dreizehnten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CXIII.

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1846.

Art. I. 1) امثال العرب Arabum proverbia sententiaeque proverbiales quas vocalibus instruxit, latine vertit, et sumtibus suis edidit *G. W. Freytag*. Tom. III., pars prior, insunt 1) proverbia sententiaeque proverbiales, 2) dies inter Arabes pugnis celebres, 3) facete ingenioseque dicta. Bonnae ad Rhenum 1843. 655 S. Octav, pars posterior 520 S.

2) Rabbinische Blumenlese, enthaltend: Eine Sammlung, Uebersetzung und Erläuterung der hebräischen und chaldäischen Sprüche des Sirach, talmudischer Sprüchwörter, Sentenzen und Maximen, nebst einem Anhange Leichenreden und einem Glossar. Von Leopold Dukes. Leipzig, in der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung. 1844. 333 S. Octav.

3) Specimen e litteris orientalibus exhibens Taalibii syntagma dictorum brevium et acutorum ex cod. man. bibl. Leidensis arabice editum, latine redditum cura *Valeton*. Leidae 1844. Quart.

Das erste der drei hier aufgeführten Bücher ist nur der dritte Band der schon im XCVII. Bande dieser Jahrbücher angezeigten arabischen Sprüchwörtersammlung, welche Hr. Professor Freytag in Text und lateinischer Uebersetzung herausgegeben, und fordert seiner Wichtigkeit willen zur besonderen Besprechung auf. Dieser dritte Band besteht aus zwei Hälften, deren jede über fünfhundert Seiten stark, ganz füglich einen Band für sich gebildet hätte; die erste, größere Hälfte enthält 3321 nummerirte Sprüchwörter, Sprüche oder bloße Redensarten, dann 228 Schlachttage der Araber, und nach denselben wieder 217 Sprüche der Ueberlieferung, welche, zu den obigen 3321 addirt, die Summe von 3538 bilden. Es wäre zu wünschen gewesen, Hr. F. hätte auch die in den beiden ersten Bänden enthaltenen Sprüchwörter Meidani's fortlaufend nummerirt, statt mit jedem der acht und zwanzig Buchstaben des arabischen Alphabetes, nach welchen Meidani seine Sammlung geordnet hat, die Zählung von Neuem zu beginnen, was ganz nutzlos. Die in diesen acht und zwanzig Hauptstücken enthaltenen Sprüchwörter und Sprüche sind 5690 an der Zahl, welche mit den im dritten Bande enthaltenen 3538 die Summe von 9228 bilden; rechnet man hiezu die von Burckhardt gesammelten und nach seinem Tode herausgegebenen 782 ägyptischen Sprüchwörter, so haben wir eine Chilias arabischer Sprüchwörter und Sprüche, welche an Weisheit

und Originalität die aller anderen Völker bei weitem überflügelt. Die zweite Hälfte des vorliegenden Bandes enthält drei Register, nämlich eines der in den Sprüchwörtern Meidani's vorkommenden eigenen Namen von Personen, Stämmen und Oertern, dann ein dürftiges lateinisches Sachregister der in der ersten Hälfte des dritten Bandes vorkommenden 3538 Sprüche und Sprüchwörter (warum fehlt ein solches aber bei dem ersten und zweiten Bande der Sprüchwörter Meidani's?), und endlich ein arabisches Register der Sprüchwörter Meidani's (warum aber kein solches von den im dritten Bande enthaltenen 3538 Sprüchen und Sprüchwörtern?). Außerdem hat Hr. F. in der Commentatio de proverbiis Arabicis a Meidanio collectis et explicatis eine Klassifikation der Sprüchwörter nach ihren Materien versucht, dem bei Beurtheilung der ersten beiden Bände geäußerten Wunsche aber eines vollständigen Namens- und Sachregisters ist keineswegs Folge gegeben worden. Die Abhandlung Hrn. Freytags, welche die 220 ersten Seiten der zweiten Hälfte des dritten Bandes bildet, und welche eigentlich als Einleitung dem Ganzen hätte vorausgeschickt werden sollen, besteht aus fünf Büchern, die in Abschnitte und diese in Hauptstücke untergetheilt sind. Das erste Buch handelt von dem Ursprunge der arabischen Sprüchwörter; das zweite von ihrem Sinne und Inhalte; das dritte von ihrer Form und Einkleidung; das vierte von der Denk- und Handlungsweise der Araber, wie sie aus ihren Sprüchwörtern erkannt wird; das fünfte von den Sammlungen der Sprüchwörter. Man sieht, daß der Inhalt des zweiten und vierten Buches fast derselbe; daß in dem ersten der Stoff bloß in nächster Beziehung für den Philologen, im vierten für den Ethnographen behandelt ist; daß sich der Inhalt beider gegenseitig unterstützt und vielleicht besser in Eines verschmolzen worden wäre. Hr. Freytag gibt zuerst die Definitionen arabischer Grammatiker und Philologen des vielbedeutigen Wortes M e s e l im Sinne unseres Sprüchwortes, und tadelt jene Definitionen, welche sehr richtig das Wesen des arabischen M e s e l in das B i l d, die M e t o n y m i e, die V e r g l e i c h u n g und gedrängte K ü r z e setzen, mit Unrecht, indem er sagt, daß das Wesen des Sprüchwortes keineswegs in diesen vier Eigenschaften, sondern bloß darin liege, daß es im Munde des Volkes üblich geworden. Aus dem Gesichtspunkte Hrn. Freytags betrachtet, würden Weisheitssprüche und Lebensregeln trotz alles Verdienstes ihrer Bildlichkeit und Bündigkeit den E m s a l (Plural von M e s a l) nicht zugezählt werden dürfen, wenn sie nicht im Munde des Volkes üblich wären, und umgekehrt würden die gemeinsten Redensarten darunter gezählt werden müssen, wenn sie auch des wesentlichen Ver-

dienstes der Bildlichkeit und Bündigkeit entbehrten. Adelung hat in seiner Definition der Sprichwörter: »Gangbare sinnreiche Aussprüche, welche entweder von Gleichnissen oder von einzelnen Fällen hergenommen sind — die Maximen und Sentenzen des großen Haufens,« das von den arabischen Philologen vom Sprüchworte als wesentlich Geforderte, nämlich das Bild, die Metonymie und Paronomasie, nicht übersehen. »Emsal,« d. i. aufrecht stehende Bilder,« sagt ein arabischer Philologe mit Recht, »sind Weisheitssprüche, welche wie Statuen im Verstande aufrecht stehen.« Die Lebendigkeit des Bildes ist dem Araber also das Wesentlichste im Begriffe seines Mesal *) (im Sinne vom Sprüchwort), welches als gäng und gäbe Redensart diesen Namen nicht verdient, wenn es nicht zugleich eine Lehre der Lebensweisheit bildlich und bündig der Seele einprägt. Das arabische Mesel umfaßt also im weitesten Sinne nicht nur Sprichwörter des Volkes, sondern auch Maximen der Weisheit und Gebote der Moral, die durch Bild oder Metonymie oder Vergleichung und durch Kürze gleichsam lebendig im Gedächtniß sich aufrichten und stehen bleiben. Hr. F. theilt alle arabischen Sprichwörter ihrem Alter nach in drei Klassen, in die ursprünglichen ältesten, in die eingewanderten, welche von den Arabern Muwelledun genannt werden, und in die neuesten. Er nennt die zweiten recentiora, weil, sagt er, die lateinische Sprache eines eigenen Wortes dafür entbehre; Rec. glaubt, daß das Wort inquilina die Sache sehr gut ausdrücke, und dadurch die Verschiedenheit der zweiten und dritten Klasse weit besser, als durch die Wörter recentiora und novissima bezeichnet worden wäre. Nach dieser Einleitung handelt das erste Buch von dem Ursprunge der arabischen Sprüchwörter in zwei Abschnitten, deren zweiter in fünf Hauptstücke abgetheilt ist. §. 1. Von den Urhebern arabischer Sprüchwörter, deren Namen, in so weit sie von Meidani genannt werden, hier alphabetisch geordnet fünfthalb Seiten füllen. §. 2. K. 1. Die Oerter, Stämme, Personen, von deren besonderen Eigenschaften Sprüchwörter herge-

*) So allbekannt das Wort Mesel jedem Anfänger des Arabischen schon aus den Fabeln Lokman's ist, welche auch nicht anders als Emsal Lokman heißen, so vielbedeutig ist dasselbe, und in keiner seiner vielen Bedeutungen schwerer zu erklären, als in der musikalischen. Es ist sehr sonderbar, daß Hr. Prof. Kosegarten in seiner Ausgabe des Afghani meint: Rec. und Hr. Hofrath von Kiesewetter hätten in der Unbekanntschaft mit der gemeinsten Bedeutung des Wortes Mesel demselben eigenmächtig eine eigenthümliche Bedeutung beigelegt.

nommen sind, werden alphabetisch geordnet; hierauf ohne Rücksicht auf alphabetische Ordnung die vierfüßigen Thiere, Vögel, Fische, Amphibien, Insekten, Bäume und Pflanzen, Erde und Himmel, der Mensch mit seinen Gliedern, Lebensweise, Nahrung, Waffen, Hausgeräthe, Kleidern, Vermögen, Krankheiten, Mitteln, Excrementen. Sehr unlogisch werden zwischen die Krankheiten und Excremente die Steine und Metalle eingereiht, welche oben nach den Pflanzen in's Mineralreich gehört hätten. Das zweite Hauptstück theilt in dieselben Rubriken die von diesen Objecten hergenommenen Sprüchwörter ein, welche sich auf keine besondere Eigenschaft beziehen; um dieß hier verständlich zu machen, nehmen wir aus der Rubrik Loca in beiden Hauptstücken das erste Wort. Im ersten K. Alablak (arx potens) 3, 32. Das Sprüchwort heißt: Arx Marid pervicax et arx Alablak potens fuit. Die Festigkeit dieser beiden, von Sobba (nicht Saba, wie Hr. F. irrig schreibt), der Königin Mesopotamiens, vergebens belagerten Schlösser ist zum Sprüchwort geworden. Im zweiten K. Ahbbadan (insula) 23, 533. Das Sprüchwort lautet: Non est post Ahbbadanum vicus. Die Insel Aabbadan ist das ultima Thule der Araber. Man sieht, daß hier die Entfernung, wie beim vorigen die Festigkeit, der Anlaß des Sprüchwortes geworden, und daß es also zur Erleichterung der Nachsuchung weit zweckmäßiger gewesen wäre, die Rubriken dieser beiden Hauptstücke zusammenzuwerfen, als dieselben zu trennen. Weiteres Beispiel von den Personen, überall das erste: Abu-Ahmru Ahmir (memoria tenens) 6. 212. Das Sprichwort heißt: Magis memoria tenens, quam caeci; quam Schabbita. Dieser Schaabi ist Ebu Aamru, dessen gutes Gedächtniß zum Sprüchwort geworden. Im zweiten K. Abraham 23, 547. Das Sprüchwort lautet: Non est hoc Abrahami aedificium. Hr. F. bemerkt, daß dies Sprüchwort in mehreren Handschriften Non est hoc Abrahami ignis laute; das letzte (b i n a r statt b i n a) ist augenscheinlich die richtigere Leseart, weil das Feuer Abrahams, d. i. der Scheiterhaufen, auf welchen ihn Nimrod werfen ließ, sprüchwörtlicher als das Gebäude Abrahams, nämlich die Kaaba; doch möge das Sprüchwort vom Scheiterhaufen oder von der Kaaba hergenommen seyn, so wurzelt es in einer besonderen Begebenheit der Lebensgeschichte Abrahams, und Rec. sieht keinen hinlänglichen Theilungsgrund für diese Sprüchwörter, deren Unterschied nur darin besteht, daß in den einen der Anlaß des Sprüchwortes ausdrücklich angegeben, in den andern stillschweigend vorausgesetzt wird. Außer der durch diese Zweitheilung verdoppelten Mühe des Aufsuchens ist durch den Mangel fortlaufender Nummern die doppelte Zahl

des Buchstabens und des im selben befindlichen Sprüchwortes nothwendig geworden, und die Mühe des Aufsuchens wird noch überdieß durch den Mangel von allen Kolumnentiteln eine höchst verdrießliche. Im dritten K. sind über vierhundert historische Sprüchwörter registrirt, welche aber wieder großentheils mit den von Oertern oder Personen hergenommenen zusammenfallen, wie z. B. I. 6: Miser est adveniens e gente Albaradjim; in jedem Falle muß Hrn. F. der Geschichtsforscher für diese Zusammenstellung verbunden seyn; eine höchst mühsame ist die (im folgenden vierten Kapitel auf acht Tafeln durchgeführte) der Sprüchwörter nach der Zeit, welcher sie angehören. In den ersten drei Tafeln werden die nicht zu bestimmenden, oder nur dem Namen nach zu bestimmenden, oder von Hrn. F. muthmaßlich bestimmten Sprüchwörter aufgeführt. Die fünf folgenden Tafeln enthalten 4) die der fabelhaften Urzeit, 5) die der historischen Zeit vor Mohammed, 6) die aus der Zeit Mohammeds und der vier ersten Chalifen, 7) die aus der Zeit der Chalifen des Hauses Omeije, 8) die aus der Zeit der Chalifen des Hauses B. Abbas. Hr. F. hätte besser gethan, sowohl bei dieser fünffachen Eintheilung nach dem Alter der Sprüchwörter, als bei seiner oberwähnten dreifachen sich an die Eintheilung der arabischen Geschichtschreiber zu halten, welche ihre Dichter nach dem Alter derselben, weder in drei noch fünf, sondern in vier Klassen theilen, nämlich in die von Mohammed, welche die aus der Zeit der Unwissenheit genannt werden (Dschahiliun); zweitens in die, welche vor Mohammed und mit demselben zugleich lebten, und welche die Beidlebigen (Mochdhremun) heißen; drittens die ihnen folgenden Eingebürgerten oder Eingewanderten (Muwelledun) und viertens die neueren Mohadisun. Man sieht, daß in die beiden letzten Klassen Hrn. F.'s proverbia recentiora und novissima fallen. Die türkische Uebersetzung des Kamus *) gibt diese Eintheilung und führt als Beispiele großer Dichter der Unwissenheit Amrulkais und Antar, als Beidlebige Hasan und Kjaab, als Eingebürgerte Feresdak und Dscherir, als Neuere Ibn-Rumi und Ebul-Ola Maarri auf. Das zweite Buch handelt in fünf Abschnitten von dem Sinne und der Bedeutung der Sprichwörter, welche in beschreibende, in Sprüche und Aussprüche (sententiae et judicia) in wünschende, mahnende, befehlende, verbietende, drohende, lobende, bewundernde, segnende, schmähende, spottende und verwünschende eingetheilt werden. Man sieht, daß diese Eintheilung die Form bezweckt, und daß also der Inhalt des dritten Buches,

*) Konstantinopolitaner Ausgabe, I. B. S. 713.

welches nur in drei Blättern die Form der Sprüchwörter bloß in die poetische oder prosaische eintheilt, eigentlich schon in das zweite Buch gehört; weiters, daß diese Eintheilung dennoch keine erschöpfende, indem eine der Hauptformen, nämlich die vergleichende (des Comparativs und Superlativs), fehlt. Da der Sinn aller Sprüchwörter, wie Hr. F. mit Recht bemerkt, sei es unmittelbar oder mittelbar, den Menschen bezweckt, so läßt sich der innere Gehalt derselben auch am füglichsten, wie Hr. F. gethan, nach den geistigen und physischen Eigenschaften des Menschen, nach seinen Gewohnheiten und Anlagen, seinem Stande und seiner Beschäftigung, seinen Reden und Handlungen, seinen Tugenden und Lastern klassifiziren, was Hr. F. mit vielem Fleiße in den fünf Hauptstücken des ersten Abschnittes des zweiten Buches auf einem halben Hundert von Seiten gethan; nur schade, daß diese große Mühe doch zum Nachsuchen ganz unnütz, während dieselbe weit nützlicher auf die Verarbeitung dieses weitläufigen Materials in ein vollständiges Sach- und Wortregister nach alphabetischer Ordnung verwendet worden wäre. Da der Araber unter dem weiten Mantel seiner Emsal nicht nur die Sprüchwörter des Volkes, welche eine Erfahrungswahrheit durch Bild, Vergleichung oder Metonymie bündig versinnlichen und bleibend dem Gedächtnisse einprägen, begreift, sondern auch Weisheitssprüche und bloße Redensarten, so könnte die Masse der arabischen Emsal zuerst nach der wesentlichen Verschiedenheit ihres Stoffes und dann in Beziehung auf die Form nach den in der arabischen Definition des Mesel angegebenen Bestandtheilen in metaphorische, metonymische und vergleichende oder paronomasische eingetheilt werden; darauf, ob der Redesatz in der gewöhnlichen Form des Indicativs, ob im Imperativ oder Prohibitiv, im Optativ oder Maledictiv, im Positiv, Comparativ oder Superlativ vorgetragen sei, nimmt der Araber keine Rücksicht; aber da er diese Formen so häufig liebt, so würde eine Zusammenstellung nach denselben zur Hülfe des Gedächtnisses eine weit vorzüglichere seyn, als die von Meidani gewählte zufällige alphabetische nach dem ersten Worte, womit der Spruch beginnt. Wiewohl diese Anordnung eine bloß äußere, zur Aufsuchung wenig hilft, so hat Meidani doch immer besser daran gethan, als Hr. F., welcher die in dem vorliegenden dritten Bande gegebenen 3321 Sprüchwörter ohne irgend eine Ordnung wie Heu und Spreu durch einander geworfen hat. Die auf die 228 Schlachttage der Araber folgenden 217 Worte der Ueberlieferung sind wenigstens nach den Personen, denen sie zugeschrieben werden (Mohammed und die vier ersten Chalifen, Ibn Abbas, Ibn Mesud, Ibn Schobbe, Ebu Dorda, Ebu-

fer, Omar B. Abdol Aafif und Hasan el-Baßri) geordnet. Diese Worte der Ueberlieferung gehören gar nicht in eine Sammlung arabischer Sprüchwörter, weil dem Araber das vom Propheten oder seinen Gefährten überlieferte Wort Hadis als heilige Schrift betrachtet, eben so wenig den Sprüchen oder Sprüchwörtern beigezählt wird, als die Texte des Korans. Diese Hadis gehören eben so wenig in eine arabische Sprüchwörtersammlung, als in eine europäische die Texte der christlichen heiligen Schrift. Viele der von Hrn. F. im vorliegenden Bande gegebenen sind den Psalmen oder dem Evangelium entnommen, und gehören also eigentlich eben so wenig unter die Spüchwörter als die Hadis. Wenn Hr. F. aber schon eine Sammlung der letzten geben wollte, so hätten ihm (der handschriftlichen Ueberlieferungswerke und der bekannten von Diez, Stickel und Fleischer herausgegebenen Worte der vier ersten Chalifen zu geschweigen) die aus den Pressen Tehrans und Konstantinopels hervorgegangenen Druckwerke eine reiche Ausbeute liefern können. Das zu Tehran gedruckte Ainol-haiwet, d. i. Quell des Lebens, Mohammed Bakir's, gest. i. J. 1240 (1824), enthält alle Ueberlieferungen Ebufers *), von denen Hr. F. nur zwei gibt. Zu Konstantinopel ist außer dem Kommentare Ismail Hakki's zu vierzig Ueberlieferungen des Propheten vor drei Jahren das Menakib-tschehar Jari-güsin erschienen, welches 65 Ueberlieferungen Ebubekr's, 81 Omar's, 54 Osman's, 19 die allen Dreien zugeschrieben werden, 101 Ali's, 46 allen vier Chalifen zugeschriebene, und also zusammen 366 Ueberlieferungen enthält. Endlich gibt das im vorigen Jahre zu Konstantinopel gedruckte treffliche Werk der Sinanischen Gesellschaften Ueberlieferungen des Propheten, aus welchen das magere Verzeichniß der von Hrn. F. gegebenen Ueberlieferungsworte zu einem besonderen Werke hätte bereichert werden können. Das für den Ethiker sowohl als Ethnographen schätzbarste Buch der Commentation Hrn. F.'s ist das vierte, welches die Sprüchwörter Meidani's zunächst auf Ethik und Ethnographie anwendet, und aus denselben die eigenthümlichste Denkart und Lebensart der Araber kennen lehrt: ihre Ansicht von Gott, der Welt, der Zeit, dem Glücke, dem Schicksale, dem Tode, den Tugenden und Lastern, Pflichten und Reue, von den zu unternehmenden und zu unterlassenden Handlungen, der Zeit und Art derselben, von Gelehrsamkeit und Unwissenheit, Weisheit und Thorheit, Reichthum und Armuth, Ehre und Schande, Würde und Macht, Uebel und Elend, Gier und Genügsamkeit;

*) Siehe Ausland Nr. 152. J. 1837 und Hrn. Prof. Umbreit's theologische Zeitschrift.

von dem Benehmen gegen Andere, von gegenseitiger Hülfe und wechselseitigem Umgange, von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Treue und Treulosigkeit, Handel und Wandel, Härte und Rauhheit, Gelindigkeit und Sanftmuth, Großmuth und Freigebigkeit, Wohlthätigkeit und Geiz, Dankbarkeit und Undankbarkeit, Ruhmsucht und Anmaßung, Hochmuth und Unverschämtheit, Liebe und Freundschaft, Zorn, Haß, Feindschaft und Neid; von der Art, sich gegen Genossen, Nachbarn, Klienten, Gäste, Freunde und Feinde, Bekannte und Verwandte, Herren und Diener zu benehmen; von der Rede überhaupt, von der Wahrheit und der Lüge, der Schmeichelei, dem Schimpfe, dem Stillschweigen; von den Weibern und der Art, sich gegen sie zu benehmen. Ganz gewiß ist die Zusammenstellung der Sprüchwörter nach diesen Rubriken ein guter Dienst, welchen Hr. F. dem Ethiker und Ethnographen zur Erleichterung ihrer Studien über die Araber erwiesen.

Das fünfte Buch enthält die Literatur der Sprüchwörtersammlungen, deren Unvollständigkeit Hrn. F. mit gutem Recht zum Vorwurf gemacht werden kann, da er dieselbe aus den in diesen Jahrbüchern [1]) vorhandenen Vorarbeiten mit leichter Mühe hätte vervollständigen können; er würde durch Benützung dieser Arbeiten viele Lücken ausgefüllt, viele Mängel berichtigt haben. So heißt nach dem Fihrist der erste Sammler der Sprüchwörter Obeid B. Scherije und nicht C. Sarijjah. Es fehlen: Seid Ibnol keisi, der unter Jesid, dem Sohne Moawie's, lebte; Ebu Saaid B. Aus, gest. 215 (830); Mofadhdhil, der Sammler der berühmten nach ihm genannten Gedichte, welcher dem Sterbejahre nach erst der zehnte stehen sollte, da er erst i. J. 231 (845) gestorben, statt schon der vierte, weil sein Sterbejahr nicht angegeben, und der zweite Mofadhdhil, Schüler Ibnes-Sikit's, kommt erst nachträglich S. 189 unter Nr. 3 vor. Der Verfasser von Nr 10 Hrn. F.'s heißt nicht Al-taurius, sondern Et-tewesi, gestorben 233 (847) [2]); derselbe gehört also nach Ibnol-Arabi und nicht vor denselben, der drei Jahre früher als Et-tewesi starb. Bei B. Sejad (12) fehlt das Sterbejahr 294 (906), und derselbe steht also sehr irrig vor Ibnes-Sikit, der i. J. 224 (858) gestorben. Zwischen Saaleb (15) und Nafthaweih fehlen Ebul minhal, Saadan, Ibnol mobarek und el-Kasim, el-Enbari und Hamsa Ibnol Hasan [3]),

---

[1]) Bd. XXXVII. S. 294 und Bd. XCVII. S. 45.

[2]) Die Quellen, nämlich Fihrist und Sojuthi, sind Bd. XCVII S. 45 dieser Jahrbücher in der Note genau angegeben.

[3]) Hr. Mac Guckin Slane erwähnt in seiner Uebersetzung Ibn

der Geschichtschreiber von Isfahan, der i. J. 330 (961) seine Geschichte vollendete, Verfasser zweier gnomischer Werke, das eine: das Buch der Sprüchwörter in den Formen des Comparativs (kitabol-emsal ala efaal), das zweite das Buch der aus den Versen der Dichter genommenen Sprüchwörter. Unverzeihlich ist es, daß ein Lexikograph wie Hr. F. Nasthujahus statt Nafthaweih schreibt, da ihm die wahre Belautung doch längst aus den Quellen der Sprache und noch aus den von Wüstenfeld in den Göttinger gelehrten Anzeigen gesammelten Namen dieser Form bekannt seyn sollte. Zu (17) el-Aaskeri wäre zu bemerken gewesen, daß dieser Sammler der einzige von Hadschi Chalfa unter dem Titel Dhorubol-Emsal angeführte Sammler von Sprüchwörtern ist. Es fehlen Ebul feredsch Ali B. Hosein, gest. 356 (966), und Chalii, gest. 380 (990), der große Philologe Saalebi, gest. 430 (1038), der Richter Obeidollah B. Omar ed-Debusi, gest. 430 (1038). Das Ghorrerol-akwal Wathwath's (27) enthält nur die Sprüche Ali's; (30) ist der Beiname Ibnol Athar's, der aus Deinewer gebürtig in Aldinaseri verstümmelt. Bei Ebul Baka el-bekri, der eine Sammlung von Sprüchwörtern in sechs Bänden hinterließ, ist das Sterbejahr 728 angegeben, das bei Hadschi Chalfa fehlt; (5) ist eine Sammlung persischer und keineswegs arabischer Sprüchwörter; der Titel von Nr. 12 kann auch übersetzt werden: Kitabol Emsal ala Efaal, d. i. Buch der Beispiele (die gewöhnlichste Bedeutung des Wortes Mesel ist Beispiel) nach der Form des Comparativs; es handelt sich vielleicht von einer Sammlung grammatischer Formen der Comparative und keineswegs von eine Sprüchwörtersammlung. Bei (13) der Sprüchwörtersammlung Hadschi Chalfa's fehlt das Sterbejahr desselben 1061 (1650). Die Lückenhaftigkeit von Hrn. F.'s Literatur der Sprüchwörtersammlungen erhellet am Besten aus der Vergleichung seiner Nummern mit den in den beiden Bänden der Jahrbücher gegebenen Verzeichnissen. Er führt in Allem nicht mehr als fünf und vierzig auf, während das erste Verzeichniß (im XXXVII. Bande) drei und sechzig enthält, und im zweiten (im XCVII. Bande) außer zwanzig im ersten Verzeichnisse schon enthaltenen noch neun neue gegeben sind, so, daß die vom Recensenten gegebene Literatur der Sprüchwörtersammlungen zwei und siebzig Nummern

Challikjan's I. S. 498 dreier Sprüchwörtersammlungen Hamsa's nach dem Fihrist, dieses gibt aber deren nur zwei an, und da in der Pariser Handschrift Hamse ohne Punkt geschrieben, so ist dieß vom Recensenten im XCVII. Bande dieser Jahrbücher S. 46 irrig Hamret statt Hamse gelesen worden.

enthält, und also um ein volles Drittel stärker als die Literatur Hrn. H's. Die folgenden Kapitel dieses Buches handeln vom Werke Meidani's selbst, seinen Quellen und Commentaren. Außer den schon in der erwähnten Literatur aufgeführten Sammlungen der Sprüchwörter erscheint hier ein halbes Dutzend von Grammatikern mit beigefügtem Sterbjahre aus Ibn Challikjan oder anderen Quellen. Der Grammatiker Kisaji ist nicht Alcesai, el-Kindi nicht Alcendi, el-Bahili nicht al Baheli u. s. w. zu schreiben, denn aus demselben Grunde, aus welchem Hr. F. das Kesr in Malik, Dschahis, Haris richtig als I spricht und schreibt, ist dasselbe auch in den obigen Wörtern als I und nicht als E zu sprechen und zu schreiben, daher ist die richtige Aussprache el-Moberrid und nicht Almobarred, el-Mofadhdhil und nicht Almofadhdhel, el-Monsir und nicht Almondsar. Hier gibt Hr. F. den wahren Titel des Werkes Meidani's, Medschmaol Emsal, d. i. Sammlung von Sprüchwörtern an, während der Titel des Werkes Hrn. F.'s Emsal ol aareb lautet, weil dasselbe außer den Sprüchwörtern Meidani's im dritten Theile noch dreitausend dreihundert andere enthält. Was Hr. F. von dem Commentare Meidani's sagt, betrifft seinen eigenen in Hinsicht auf Kritik, Sprache und Geschichte. Von Meidani's Sprüchwörtersammlung kennt Hadschi Chalfa's encyclopädisches Wörterbuch weder Commentar noch Uebersetzung.

Nach dieser Beleuchtung der Schlußcommentation Hrn. F.'s, welche eigentlich dem Ganzen als Einleitung hätte vorgesetzt werden sollen, wenden wir uns zur Sammlung der im dritten Theile enthaltenen dreitausend dreihundert ein und zwanzig Nummern, welche außer wirklichen metaphorischen, metonymischen oder paronomasischen Sprüchwörtern eine gute Anzahl von Weisheitssprüchen und von bloßen Redensarten, die zum Sprüchworte geworden, enthalten. Da hier nicht der Ort, diese wie Heu und Spreu durcheinander geworfelte Masse von Sprüchen, Sprüchwörtern und Redensarten logisch und formell zu ordnen, so beschränken wir uns darauf, bloß einige der längsten Sprüche und bündigsten Sprüchwörter zu mustern, dann die in formeller Hinsicht imperative, prohibitive, wünschende und verwünschende, vergleichende und steigernde (die letzten Comparative oder Superlative) und solche zusammenzuschaaren, welche ihren Kurs als Sprüchwörter bloß dem Wortspiele oder dem Reime danken, und zum Schlusse einige der Unterlassungssünden oder Irrthümer des Herausgebers und Uebersetzers kritisch zu bemerken.

Damit es in's Auge springe, wie wenig lange Weisheitssprüche unter die Sprüchwörter gehören (da sie viel zu lang, um

dem Gespräche im Vorbeigehen Nachdruck zu geben), und zugleich um zu zeigen, wie wenig Hr. F. sich gekümmert, die zusammengehörenden Sprüche alle auf einander folgen zu lassen, wählen wir hier die Weisheitssprüche aus, welche in der bei den Morgenländern so beliebten Zahlenform gegeben sind. Es wäre doch ein leichtes gewesen, die Zweier, Dreier, Vierer u. s. w. alle auf einander folgen zu lassen. Nicht mehr Sinn als für die natürliche Ordnung hat Hr. F. für den pythagoräischen Werth der Zahlen, indem diese nicht einmal im Register angegeben sind, um die Aufsuchung der zusammengehörigen Sprüche zu erleichtern. Diese Zahlen beginnen mit der Zwei und gehen bis zu der doppelten Vier.

Zwei. 368. Zwei sind bemitleidenswerth: der Großmüthige, über den der Niederträchtige, und der Vernünftige, über den der Unwissende die Oberhand erhält. 369. Zwei werden nicht gesättiget: wer nach Wissenschaft und wer nach Reichthum hungert. 370. Zwei, die Eines Sinnes, nehmen eine Stadt ein. 371. Zwei haben Raum in Einem Grabe, aber nicht in Einem Hause. 511. Zwei Gute sind nicht verschiedener Meinung. 796. Zwei Dinge sind es, durch die der Mensch herrscht: indem er Geld verwendet und sich über die Menschen hinaussetzet [1]). 1585. Zwei Dinge vereinen sich nicht im Hause: Wohlstand und Hurerei. 2358. Ich werde es nicht thun, so lange die zwei Neuesten (Tag und Nacht) von einander sich unterscheiden. 2359. Ich werde es nicht thun, so lange die zwei Rothen (das Morgen- und Abendroth) sich von einander unterscheiden. 2360. Ich werde es nicht thun, so lange die zwei Jünglinge (Tag und Nacht) sich von einander unterscheiden. 2361. Ich werde es nicht thun, so lange die beiden Zeiten (Tag und Nacht) von einander sich unterscheiden.

Drei. 299. Nur durch drei Dinge wird die Wohlthat vollendet: durch die Beschleunigung, durch die Verkleinerung, durch die Versteckung; wenn du sie beschleunigest, machst du sie gedeihlich; wenn du sie verkleinerst, vergrößerst du sie; und wenn du sie versteckest, bringst du sie an den Tag. 324. Drei Dinge machen mager: Bote der zaudert, Lampe die nicht leuchtet und Erwartung eines Gastes zum Tische [2]). 325. Drei Dinge führen zum Untergang: Geiz, Gier und Selbstbewunderung. 326. Dreien zu dienen wird man nicht müde: dem Gaste, dem Sultane und dem Gelehrten. 328. Drei Eigenschaften des Richters machen ihn zum Richter unfähig: wenn er den Tadel scheuet, das Lob liebt, die Absetzung fürchtet. 329. Drei Dinge erfreuen das Auge: gefälliges Weib, wohlerzogenes Kind und liebender Bruder. 330. Drei Dinge sind den Unwissenden natürlich: zu zürnen ohne Ursache, zu geben ohne Verdienst und nicht zu unterscheiden zwischen Freund und Feind. 331. Drei Dinge sind der Klugheit zuwider: schnelle Antwort, langer

---

[1]) So ist das Tedschawuf richtiger übersetzt als mit hominibus non egere.

[2]) Den letzten Satz übersetzt Hr. F. ganz unlateinisch und unverständlich: ad mensam ei, qui venturus est, nicht der Erwartete, sondern der Erwartende magert ab.

Wunsch [1]) und heftiges Lachen. 332) Drei Dinge beweisen den Verstand: Bote, Brief und Geschenk [2]). 333) Drei Dinge vertreiben die Traurigkeit: Güter, grüne Farbe und ein schönes Gesicht. 334. Drei Dinge versüßen das Leben: geräumige Wohnung, gute Bedienung und gefällige Genossenschaft. 335) Drei Dinge trüben das Leben: schlechter Nachbar, ungerathener Sohn und böses Weib. 336) Drei Dinge erwerben Haß: Hochmuth, Tyrannei und Geiz. 337) Drei Dinge erwerben Liebe: Bildung, Demuth und Sanftmuth. 338. In drei Dingen besteht die ganze Kunst, recht zu leben: in der Berathung mit gutem Rathgeber, in der glimpflichen Behandlung des Neiders und in der liebevollen der Menschen. 339. Drei Dinge verhindern den Menschen, das Höchste zu erreichen: kurzer Muth, wenige Schlauheit und schwaches Urtheil. 340. Drei werden Dreien nicht anvertraut: Weib dem Jüngling, Geheimniß dem Weibe, Geld dem Armen. 341: Drei werden durch Drei nimmer erreicht: Jugend durch Schminke, Gesundheit durch Arzneimittel, Reichthum durch Alchemie. 342) Dreien widersteht man nicht: dem Sultan, dem Kinde, dem Gläubiger. 343) Drei Dinge ekeln nie: das Leben, die Gesundheit und der Reichthum. 344. Drei Dinge sind es, von denen Niemand weiß, woher sie kommen: der Wind, die Sonnenstäubchen und der Nebel. 345. Drei werden nur an drei Orten erkannt: der Tapfere in der Schlacht, der Weise im Zorn, der aufrichtige Freund in der Noth. 346. Drei ziehen von Dreien keinen Nutzen: der Edle vom Niedrigen, der Tugendhafte vom Lasterhaften, der Weise vom Unwissenden. 347. Drei werden durch Drei nimmer gesättiget: Feuer durch Holz, Erde durch Regen, das Weib durch den Mann [3]). 348. Drei lassen sich nicht verstecken: die Liebe, der Berg und das Reiten auf dem Kamehl. 349. Dreien ist nicht zu trauen: dem Blutegel, der Hure, der Taube: 350. Wider drei Dinge gibt es kein Mittel: wider Armuth die mit Trägheit, wider Feindschaft die mit Neid, wider Krankheit die mit Abweichen verbunden. 351. Drei sind ohne Treu: das Pferd, der Sultan und die Weiber. 352. Drei gewähren keine Sicherheit: das Meer, der Sultan und die Zeit. 353. Drei werden nicht ausgeliehen: der Kamm, der Zahnstocher und die Magd. 354. Mit Dreien wird man leicht vertraut: mit glücklicher Zeit, gerechtem Sultan und aufrichtigem Freund. 355. Wären nicht drei Dinge, würde der Mensch sich nimmer unterwerfen: die Furcht, der Tod, die Armuth. 437. Hüte dich vor drei Dingen, damit du von drei Dingen befreit seiest: vor dem Neide, um die Traurigkeit zu vermeiden; vor dem Umgange mit dem Niedrigen, um dem Tadel zu entfliehen; vor dem Zusammenscharren des Geldes, um der Feindschaft der Menschen zu entgehen. 1043. In drei Dingen geht das Vergnügen nicht aus: im Geruche der Knaben, im Umgange der Brüder, im Stelldichein mit den Frauen. 2844. Der Genuß des Lebens besteht in drei Dingen: in steten Trinkgelagen, im Gespräche über schöne Wissenschaften, im vertrauten Umgange mit Geliebten. 2911. Nichts ist widerlicher als drei Dinge: der Anblick des Hochmüthigen, der des Greises, welcher den Jüngling

---

[1]) Thul et-temenna ist die longa spes des Horaz, und nicht, wie Hr. F. übersetzt: multum optare.

[2]) Hedijet heißt Geschenk. Hr. F. übersetzt es höchst unpassend mit recta rei ratio, was hier ganz sinnlos.

[3]) Vulva pene.

machen will, und des Weibes, welches befiehlt. 3042. Die Reue ist dreifach: die Reue eines Tages, die Reue eines Jahres und die Reue des ganzen Lebens: die erste, wenn der Mann das Haus verläßt, ohne gegessen zu haben; die zweite, wenn er nicht zur Zeit sein Feld bestellt; die dritte, wenn er ein Weib nimmt, das ihm nicht zusagt. 3195. Trau Dreien nicht: dem Könige, dem Pferde, dem Weibe; denn der König ist ekel, das Pferd flüchtig und das Weib verrätherisch.

Man sieht, in welch großen Abständen die letzten fünf Nummern von den vorhergehenden entfernt sind.

Vier. Die Vier ist schon von den Griechen her als die Grundzahl der Tugendlehre bekannt, und ist besonders bei den Persern beliebt, wie jeder, der das Pendname Aaththar's je gesehen, zur Genüge weiß; es ist also kein Wunder, daß dieselbe auch bei den Arabern im Schwunge, jedoch nicht in so großem, wie bei den Persern. Bei den hebräischen Propheten findet sie sich im Gesichte Ezechiels in den vier Thieren mit vier Gesichtern, Flügeln und den vier Rädern des Wagens Jehova's, und bei Jeremias in der Stelle: Und ich bestelle über sie vier Arten, spricht Jehova, das Schwert zum Würgen, und die Hunde zum Schleppen, und die Vögel des Himmels, und die Thiere des Feldes zum Fressen und zum Vertilgen [1]. Auch wenn ich meine vier schlimmen Strafgerichte, Schwert und Hunger und wilde Thiere und Pest, wider Jerusalem sende [2].

298. Des Königs Geschäft wird nur durch vier Dinge vollendet: durch Rath, Besitz, Helfer und Bewahrung des Geheimnisses; wie das Geschäft der Saat nur durch vier Dinge gedeiht: Erde, Samen, Wasser und Sonne. 424. Alle Dinge der Welt bedürfen der folgenden vier: Wissenschaft, Sanftmuth, Sittenreinheit und Gerechtigkeit. 1095. Wenn vier auf Erden durch Uebermuth verderbet werden, so werden sie es noch mehr durch ihnen erwiesene Ehre: der Sohn, das Weib, der Diener und der Niedrige. 1096. Wenn du vier Dinge überkömmst, so schadet dir nicht, was dir durch dieselben gebricht: gute Naturanlage, Aufrichtigkeit der Erzählung, Reinheit der Seele, Treue in Bewahrung anvertrauten Pfandes. 1097. Vier Dinge freuen in der Welt: geräumige Wohnung, gehorsames Weib, schnelle Mägde und gesatteltes Pferd. 1098. In vier Dingen ist nichts für klein zu halten: Feuer, Krankheit, Feind und Schulden. 1099. Vier Dinge sind das größte Unglück: zahlreiche Familie mit wenigem Einkommen, schlechte Nachbarn, leichtfertiges Weib und Umgang mit Lasterhaften. 1100. Vier Tage passen zu vier Geschäften: der trübe zur Jagd, der windige zum Schlaf, der regnerische zur Gesellschaft, der heitere zum Erwerb. 1101. Vier Dinge bedürfen vier anderer: die Vernunft der Herrschaft, das Urtheil des Scharfsinnes, die Wissenschaft der Bestätigung, die Sanftmuth der Begünstigung von Gott. 1102. Vier Dinge nähren ohne Speise und Trank: Anblick von Schönem, Wohlduft, Schlaf nach dem Essen, Sitzen auf

[1]) Umbreit's praktischer Kommentar über den Jeremia S. 107.

[2]) Ebenda S. 73.

weichen Tapeten; vier Dinge aber zu schauen schadet der Seele: die Sonne, das Gesicht des Feindes, Verwundete und Todte. 1103. Vier sind zum Verderben erschaffen worden: Mäuse, Heuschrecken, Araber und Kurden. 1104. Vier sind in Vieren: die Schönheit in der Nase, die Süßigkeit im Auge, die Anmuth im Munde, die Zartheit auf der Zunge. 1105. Vieren muß durchaus geschmeichelt werden: dem Könige, dem Weibe, dem Knaben, dem Kranken. 1106. Vier Dinge dauern nicht: ungerechtes Gut, Zustände der Zeit, Maßregel ohne Vernunft und Herrschaft ohne Gerechtigkeit. 1107. Vieren ist in vier Zuständen nicht mit Heftigkeit zu begegnen: dem Könige wann er zürnt, dem Strome wann er reißt, dem Elephanten in der Brunst, dem Pöbel wann er aufgeregt. 1108. Nahe nicht vier Dingen, ohne von denselben vorher Erkundigungen eingezogen zu haben: Gehe nicht auf den Markt, ehe du weißt, was dort im Kauf und Verkauf geht und nicht geht; wirb nicht um das Weib, ehe du ihre Abkunft und ihr Naturell kennst; begib dich nicht auf den Weg, ohne zu wissen, ob derselbe sicher oder nicht [1]); und siedle dich nicht in einem Lande an, bis du nicht um den Wandel des Königs und die Eigenschaften seiner Bewohner gefragt. 1109. Vier Dinge kehren nicht zurück: gesprochenes Wort, abgeschossener Pfeil, laufendes Loos und vergangene Zeit. 1110. Vier Dinge begehrt der Vernünftige nicht: das Schicksal zu gewältigen, den Feinden zu rathen, die Wahrheit zu ändern und alle Leute zufrieden zu stellen. 1111. Auf vier Dinge ist sich nicht zu verlassen: auf die Enthaltsamkeit des Verschnittenen, die Reue des Soldaten, die Frömmigkeit der Weiber und die Tugend der Jungen. 1112. Vier Dinge verjagen allen Gram und Traurigkeit: Wasser, Kaffee, Garten und schönes Gesicht. 1113. Vier müssen die verläßlichsten Diener des Königs seyn: der Wesir, der Leibarzt, der Mundkoch und der Mundschenk. Der Männer sind vier: der weiß und weiß, daß er weiß, dieß ist der Gelehrte; folgt seinem Geheiß; der Mann, der weiß und nicht weiß, daß er weiß, das ist der Schlafende; wecket ihn auf; der Mann, der weiß und weiß, daß er nicht weiß, dieß ist der den wahren Weg Suchende; zeigt ihm denselben; der Mann, der nicht weiß und nicht weiß, daß er nicht weiß, das ist der Unwissende; laßt ihn in seinem Geleis [2]).

Diese Vier hätten mit mancher anderen, wenn nicht von größerem, doch von gleichem Werthe und Gehalte vermehrt werden können, wie z. B. mit der folgenden, aus dem Werke der sinanischen Gesellschaften [3]) genommenen: »Wer sich Vierer rühmt, hat sich Vierer zu beklagen; wer sich der Welt rühmt, beklagt sich über sie beim Scheiden von derselben; wer sich hohen Palastes rühmt, beklagt sich über denselben im engen Grabe; wer sich großen Reichthums rühmt, beklagt sich am Tage der Rechenschaft, und wer sich seiner Sünden rühmt,

[1]) Dieser dritte Satz ist in der Uebersetzung aus Nachläßigkeit ganz und gar ausgelassen worden, so daß in derselben nur drei Glieder statt vieren erscheinen.

[2]) Das persische Seitenstück zu diesem schönen Spruche ist in den Fundgruben des Orients Bd. VI. S. 251 gegeben worden.

[3]) Medschalis es-sinaniel, gedruckt zu Konstantinopel im J. 1260 (1844) S. 185.

beklagt sich darüber im ewigen Feuer.« Solcher Vier finden sich mehrere in dem Medschalis Sinanije: 332. »Wer seine Hoffnung beschränkt, hat von Gott vier Gnaden zu erwarten: er stärkt ihn in seinem Gehorsam, mindert seinen Gram, macht ihn genügsam und erleichtert sein Herz. Hartes Herz entspringt aus vier Dingen: aus vollem Bauche, schlechtem Gesellschafter, Vergessenheit vergangener Sünden und langer Hoffnung.« S. 332. »Wer seine Hoffnungen kürzt, wird von Gott mit vier Gnaden begnadiget: er wird in seinem Gehorsame bestärkt, er fürchtet nicht den nahenden Tod, begnügt sich mit Wenigem und hat ein erleuchtetes Herz.« Endlich die folgende schöne Vier:

Ich flüchte mich zu Gott vor viererlei der Noth:
Vor'm Herz, dem Demuth unbekannt,
Vor'm Aug', dem Thränen nicht verwandt,
Vor Wissenschaft, die Nutzen nicht gebiert,
Vor der Gebühr, die nie gesättigt wird [1]).

Fünf. 847. Fünf Dinge von fünf Personen zu fordern ist unmöglich: Ehrfurcht vom Unwissenden, Geschenk vom Armen, Treue von Weibern, Gutes von Feinden, Rath von Neidern. 1223. Wer in der Welt heil durchkommen will, hüthe sich vor fünf Dingen: er trete nicht als Zeuge auf, bezeichne die Menschen nicht durch Winke, überliefere nicht, nehme kein Geschenk an, und esse nicht was einem andern gehört. 2842. Das Vergnügen der Welt besteht in fünf Dingen: in Gesundheit, Sicherheit, gemächlichem Unterhalt, liebevollen Gefährten und Muße.

Sechs. 1304. Sechs haben sich's nur selbst zuzuschreiben, wenn sie nicht geschätzt werden: wer den Sultan herabsetzt, wer dem Hausherrn in seinem Hause befehlen will, wer sich zwischen zwei ungebeten eindrängt, wer ungeladen bei Tische erscheint, wer eine Gesellschaft, der er nicht würdig, besucht, und wer seine Erzählung an einen richtet, der sie nicht hört. 1305. An sechs Dingen wird der Unwissende erkannt, daran: daß er sein Vertrauen Jedem schenkt, unnütze Worte spricht, ohne Ursache zürnt, Geschenke an unrechtem Orte gibt, sein Geheimniß Jedem mittheilt und den Freund vom Feind nicht unterscheidet. 1306. Sechs Menschen verläßt die Traurigkeit nicht: den Armen, der vor Kurzem reich; den Reichen, der sein Gut zu verlieren fürchtet; den Kranken, der keinen Arzt hat; den, der sein treuloses Weib liebt; den Neider und Gehässigen. 1360. Die Glückseligkeit besteht in sechs Dingen: in schöner Gestalt, Gesundheit des Leibes, langem Leben, gutem Einkommen, gutem Rufe und in der Macht über Freund und Feind [2]).

---

[1]) Aus dem zu Konstantinopel i. J. 1253 (1838) gedruckten Commentar Ismail Hakki's von vierzig Ueberlieferungen S. 298.

[2]) Einer der bekanntesten Sechser ist der folgende persische, der sich häufig auf Siegeln (das Siegel Salomons war ein Sechseck) gestochen befindet:

ای بارخدا بحقّ هستی شش جیورا مرابد ست فرستی

علم و عمل و فراخد ستی ایمان و آمان و تند رستی

Eben so gut als diese Sechser könnte der folgende aus dem Medschali's Sinanije (S. 264) genommene für ein Sprüchwort gelten: »Sechs Sachen haben nicht ihres Gleichen: der Tod an Bitterkeit des Geschmacks; das Grab an Länge seiner Pein; die Rechenschaft des jüngsten Gerichts an Fürchterlichkeit der Stätte; die Scheidungsbrücke an Schwierigkeit, dieselbe zu überschreiten; das Feuer der Hölle an Pein, das Paradies an Glückseligkeit.«

Sieben. 1299. Sieben Dinge darfst du nicht vernachlässigen: deine Gemahlin, so lange sie dir gefällig; deinen Unterhalt, so lange er zureichend; deinen Schmuck, so lange er dich ziert; deinen Freund, so lange er gegen dich billig; deinen Gesellschafter, so lange er dich versteht; dein Kind, so lange es nicht vernünftig; deinen Gast, so lange er dir nicht beschwerlich.

Acht. 365. Acht werden nicht gesättigt durch Acht: der Gelehrte nicht durch Wissenschaft, der Reiche nicht durch Gut, der Tod nicht durch Geschöpfe, der Mensch nicht durch Wünsche, der Gedanke nicht durch Betrachtung, der Himmel nicht durch die Bewegung im Kreise, die Lampe nicht durch das Oel, das Feuer nicht durch das Holz. 366. Acht Dinge sind den Unwissenden eigenthümlich: Zorn ohne Ursache, Gabe ohne Verdienst; Ermüdung des Leibes nichtiger Dinge willen, Nichtunterscheidung des Freundes vom Feinde, das Böse nicht an seinen Ort zu setzen, denen zu vertrauen, die man nicht erprobt hat, gute Meinung von Treulosen und viele unnütze Worte.

Zum Beweise, daß nicht allein diese ethischen Zahlformeln alles Maß von Sprüchwörtern überschreiten, setzen wir noch einige solche Erfahrungssätze und Lebensregeln her, deren Länge nichts weniger als zu einem Sprüchworte paßt, von dem nach der arabischen Definition die Kürze ein wesentlicher Bestandtheil.

135. Das Unheil *) der Könige ist schlechtes Wandeln; das der Wesire niedriges Handeln; das der Truppen: daß sie nicht zu folgen lernen; das der Unterthanen: daß sie sich vom Gehorsam entfernen; das der Vorgesetzten: daß sie scharf die Herrschaft führen; das der Gelehrten: daß sie lieben zu regieren; das der Richter: die heftige Gier; das des Sünders: die gute Meinung von sich. 694. Die Dummheit findet sich beim Langen mit kleinem Kopf; die Lüge beim Knirps; die Ungerechtigkeit und Hurerei bei dem mit Muttermaalen Behafteten; das Gedächtniß beim Blinden; die Bösartigkeit beim Hinkenden; der Leichtsinn beim Schielenden; weniger Verstand beim Eunuchen; die Eile bei Knaben; die Langsamkeit bei Greisen; die List bei Weibern; die

dessen Uebersetzung in meinem Mémoire sur les cachets des Arabes, Persans et Turcs folgendermaßen lautet:

Seigneur Dieu, par Votre existence
Donnez moi six choses: science,
Large aisance avec sûreté,
Action, croyance et santé.

So ist das Afet richtiger übersetzt als mit corruptela.

Gleißnerei bei Gelehrten; die Geringschätzung bei Waisen; der Neid bei Nachbarn; die Verschwendung bei Jungen; die Gierde bei Alten. 840. Fürchte Keinen, dessen Trennung dir übel bekäme; löse den Knoten nicht auf, den du ohne Mühe nicht fest schürzen kannst; öffne die Thüre nicht, die du nicht zu schließen vermagst; schieße den Pfeil nicht ab, den zurückzubringen du zu schwach; verdirb nicht, was du gutzumachen nicht im Stande; schließ nicht das Thor, das wieder aufzumachen dir unmöglich. 862. Die beste Speise ist: die wohlriechende, schön anzuschauende, gut schmeckende, reichlich nährende; der beste Trank: der das Aug erfrischende, dem Mund liebliche, das Herz erfreuende; das beste Kleid: dessen Fäden fein, dessen Gewebe zart, das weich anzufühlen. 1566. Frag keinen Beschäftigten um Rath, denn, wenn er auch vorsichtig, er dir zu rathen die Zeit nicht hat; keinen Hungrigen, denn, wenn er auch verständig, so ist sein Verstand getrübt und unbeständig; keinen Erschreckten, denn, ist er auch sonst ein guter Rath, so hindert ihn die Furcht, gehörig zu betrachten die That; keinen Traurigen, denn weiß er auch guten Bescheid, so ist er beschäftigt mit seinem Leid; keinen Geizigen, denn wenn es ihm auch nicht an Einsicht gebricht, so verleitet er dich zu dem, was sich für dich schicket nicht; und keinen Gierigen, denn wenn es ihm auch an Scharfsinn nicht fehlt, so betrügt er dich durch die Täuschungen der Welt. 1807. Suche nicht schnell ein Werk zu enden, sondern es vollkommen zu vollenden; die Menschen fragen nicht in wie viel Zeit, sondern ob es gedeiht. 1812. Sucht nicht einen Gelehrten, der zugleich handelt, denn sonst werdet ihr ohne Gelehrten, suchet nicht eine zweifellose Speise, sonst werdet ihr ohne Nahrung, und keinen tadellosen Freund, sonst werdet ihr ohne Freund bleiben. 2102. Wisse, daß die Ursache des Unterganges der Könige und des Verderbens der Länder darin besteht, daß Männer vom Verdienste entfernt und Günstlinge verwendet werden; daß die Ermahnung der Räthe nicht beachtet wird und daß die Schmeichelei der Lobredner betrügt. 2252. Wer die Geduld pflanzt, erntet Sieg; wer die Wissenschaft pflanzt, erntet Ruhm; wer Ansehen pflanzt, erntet Ehrfurcht; wer Schmeicheleien pflanzt, erntet Sicherheit; wer Hochmuth pflanzt, erntet Haß; wer Wohlthat pflanzt, erntet Liebe; wer Betrachtung pflanzt, erntet Weisheit; wer Freigebigkeit pflanzt, erntet Vertraulichkeit; wer Gier pflanzt, erntet Verachtung; wer Geiz pflanzt, erntet Schimpf; wer Neid pflanzt, erntet Traurigkeit. 2418. Heb' einige deiner Eigenschaften durch andere auf: deinen Zorn durch deine Sanftmuth, deine Unwissenheit durch deine Wissenschaft, die Geschwätzigkeit deiner Zunge durch dein Gebet und deine Nachläßigkeit durch deine Ruhe *). 2695. Der Wissende, der nicht nach seinem Wissen handelt, ist dem Räuber gleich; der Reiche ohne Ruhe ist dem Armen gleich; der Mann ohne Vernunft ist dem Viehe gleich; die Freie ohne Scham ist der Sclavin gleich. 2764. Kein Schatz ist nützlicher als die Wissenschaft, kein Ding gewinnbringender als die Bildung, kein Verwandter schmückender als die Vernunft, kein Abwesender näher als der Tod, nichts nützlicher als die Aufrichtigkeit, kein Vergehen schlechter als die Lüge, keine Schande schändlicher als die des Geizes. 2796. Hüte dich vor dem Edlen, wenn du ihn geringschätzest; vor dem Dummen, wenn du mit

*) Die zwei letztern Glieder sind von Hrn. F. nicht richtig übersetzt mit: linguam tuam recordatione tua, socordiam tuam praesentia tua, denn fikr heißt ihr Gebet und husur Ruhe.

ihm scherzest; vor dem Vernünftigen, wenn du ihn erzürnest; vor dem Lasterhaften, wenn du mit ihm lebst. 3197. Es geziemt sich für den Vernünftigen, daß er bei leichten Vergehen nicht aus seinem Ernste falle, daß er ohne Sünden walle, daß er geduldig in Unannehmlichkeit und dankbar für Bequemlichkeit; daß er nicht ungerecht gegen den, den er haßt, und den nicht beleidige, der ihm ein lieber Gast; daß er sich nicht räche an dem Manne, der ihm Unrecht gethan.

Diese Proben sind übergenug, um zu zeigen, daß diese langen Sätze keineswegs unter die Sprüchwörter gerechnet werden können, welche sich durch ihre Kürze dem Gedächtnisse leicht einprägen sollen. Hr. F. hat sehr mit Unrecht unterlassen, seinen Lesern die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Mesel klar vor die Augen zu stellen. Die gewöhnlichste Bedeutung ist die des Beispiels; zum Beispiel heißt im Arabischen, Persischen und Türkischen nicht anders als Mesela, dann ein Gleichniß, in welcher Bedeutung es häufig im Koran vorkömmt: Elem ter kef keif dharab Allahu meselen heißt: siehst du, wie dir Gott ein Gleichniß gegeben [1]). Solcher Gleichnisse kommen im Koran ein Dutzend vor [2]), z. B.: »Hätten wir den Koran einem Berg gesendet, so würdest du gesehen haben, wie er sich demüthigte und spaltete aus Gottesfurcht. Diese Gleichnisse (Emsal) geben wir aber den Menschen, daß sie darüber nachdenken« [3]). Mesel in der Bedeutung von Fabel und Parabel lernen die Anfänger des Arabischen schon aus den Fabeln Lokman's kennen. Eben so wenig als Gleichnisse und Fabeln Sprüchwörter sind, eben so wenig sind es Sittenlehren und Lebensregeln, die zur obigen Länge angeschwollen, dem wesentlichsten Erfordernisse der arabischen Definition des Wortes, daß es lebendig durch Bild, Vergleichung oder Metonymie, kurz und bündig sich leicht dem Gedächtnisse einpräge, widersprechen. Da ein halbes Dutzend der in diesem dritten Bande gesammelten Weisheitssprüche und Sprichwörter von demselben selbst handelt, so folget dasselbe hier zuvörderst.

Nach dem über die ursprüngliche Bedeutung des Ausdrucks Dharbel-Mesel Gesagten ist 133 [4]) richtiger zu übersetzen mit: Denen, die sich ein Beispiel nehmen, werden Gleichnisse gegeben, als wie Hr. F. übersetzt: Iis qui admonitionem admittunt, proverbia proferuntur: so heißt es im zweiten Vers der LIX. Sure [5]): Nehmt euch ein

---

1) XIV. Sure, 24. Vers. Maracci.

2) Fundgruben I. S. 42—54.

3) Sure LIX. Vers 21.

4) [illegible]-[illegible]-[illegible]-el-[illegible].

5) Fe-[illegible] [illegible] ulil-ebsar; [illegible] III. V. 13, XVI. V. 121 und XXIV. V. 44.

Beispiel, ihr, die ihr Augen habt, was Maracciuß ganz richtig mit: Exemplum capite und nicht mit admonitionem admittite übersetzt. Die Gleichnisse des Korans sind, wie die Ueberlieferung sagt, als Beispiele oder zur Erbauung gegeben *). Eben so unrichtig ist der zweite Satz des Spruches 2541 mit animorum alimentum sapientia est übersetzt; derselbe heißt: Die Nahrung der Körper ist die Speise, die Nahrung der Verstandeskräfte sind die Weisheitssprüche. Hikem ist das eigentliche Wort für Weisheitssprüche oder Philosopheme, die Weisheit heißt nicht Hikem, sondern Hikmet. Wenn in diesen beiden vorhergehenden Sprüchen bloß von Gleichnissen und Weisheitssprüchen die Rede ist, so paßt der 2941ste um so sicherer auf die Sprüchwörter; er heißt: Die Sprüchwörter sind die Leuchten der Worte. Sprüchwörter im eigentlichsten Sinne nach der oben schon mehr als einmal berührten arabischen Definition sind wirkliche Leuchten der Rede, durch lebendiges Licht des Bildes, Metonymie oder Paronomasie. Wie das Wort Mesel in seinen verschiedenen Bedeutungen wohl von einander zu unterscheiden, eben so sind in der Form der Sprichwörter die ausgeführten Gleichnisse, wie die des Korans, sorgfältig von der Redefigur der Vergleichung, und noch mehr von der grammatischen Vergleichungsstaffel zu unterscheiden. Die beiden letzten Formen sind eine sehr beliebte der arabischen Gnomik, und vor allen andern so sehr die vorspringendste, daß Meidani, der seine Sprüchwörter nach dem Anfangsbuchstaben des ersten Wortes alphabetisch geordnet, jedem Buchstaben die Sprüchwörter der Comparativform in einem besonderen Abschnitte zuordnet. Es ist unbegreiflich, warum Hr. F., der dies Beispiel vor Augen hatte, und acht und zwanzig solcher Abschnitte in den beiden ersten Bänden übersetzt hat, sich nicht die Mühe gegeben, diese superlativen und comparativen Sprüchwörter, welche sich alle schon durch ihre Kürze bestens empfehlen, besonders zusammen zu ordnen. Wir wollen uns hier diese Mühe seinerstatt geben, denselben aber zuerst einige Sprüche mit der Redefigur der Vergleichung vorausschicken, um den Unterschied zwischen diesen, wo die rhetorische Vergleichung den inneren Gehalt bildet, und zwischen jenen, wo der grammatische Vergleichungsstaffel bloß die äußere Form, desto fühlbarer zu machen. Eine der beliebtesten Vergleichungen ist die der im Stein gegrabenen Schrift: 49. Erziehung in der Ju-

*) We iteberu bi emsalihi. Im Medschali's Sinanije S. 318 ist diese Stelle folgendermaßen erklärt: Nehmt ein Beispiel an seinen Gleichnissen, d. i. an den Gleichnissen, welche Gott der Allmächtige im Koran gegeben.

gend ist wie Schrift in Stein gegraben. 640. Das Gedächtniß des Knaben ist wie Schrift auf Stein. 2144. Der Unterricht in zarter Jugend ist wie Schrift in Stein gegraben. 2120. Die Wissenschaft in zartem Alter ist wie Schrift in Stein gegraben [1]). Man sieht, daß diese Sprüchwörter eine und dieselbe Idee ausdrücken, und nur durch die Wörter Unterricht, Erziehung und Wissenschaft verschieden, an einem derselben hätte es genügt; wollte Hr. F. aber alle vier geben, so hätte er sie wenigstens zusammenstellen sollen. Bei dem letzten setzt er hinzu: confer et-taalim (der Unterricht) et-tedib (die Erziehung). Wie soll aber der Leser wissen, wo diese Sprüchwörter unter den 3321 aufzufinden, da Hr. F. sich weder die Mühe gegeben hat, die Nummern derselben beizusetzen, noch diese beiden arabischen Wörter in seinem arabischen Register aufgenommen hat. Eine vor anderen beliebte rhetorische Vergleichung der arabischen Gnomik ist die folgende von Naturgegenständen hergenommene nutzlosen Scheines: 103. Ein Fürst ohne Gerechtigkeit ist wie eine Wolke ohne Regen. 1389. Ein Sultan ohne Gerechtigkeit ist wie ein Fluß ohne Wasser. 1456. Ein Jüngling ohne Reue ist wie ein Haus ohne Dach. 1478. Eine Person ohne Bildung ist wie ein Leib ohne Seele. 2957. Ein Weib ohne Scham ist wie eine Speise ohne Salz. 2385. Ein Armer ohne Bildung ist wie ein Koch ohne Holz. 2386. Ein Armer ohne Geduld ist wie eine Lampe ohne Oel. 2109. Wissenschaft ohne Handlung ist wie ein Baum ohne Frucht; und wieder 2132. Der Gelehrte ohne Bescheidenheit [2]) ist wie ein Baum ohne Frucht. 2290. Der Reiche ohne Freigebigkeit ist wie ein Baum ohne Frucht. Wer nur immer Saadi's Rosenhain gelesen, wird sich hier aus demselben des schönen Spruches erinnern: Der Gelehrte ohne Handeln ist ein blinder Fackelträger, er erleuchtet und wird nicht erleuchtet. Von dem Salze, dem Symbole der arabischen Gastfreundschaft, sind mehrere Vergleichungen hergenommrn: 2481. Der ungerechte Richter ist wie Salz auf der Wunde. 3030. Die Syntax in der Sprache ist wie das Salz in der Speise. Hier hätte doch wenigstens bemerkt werden sollen, daß dieser Satz der Beginn des syntaktischen Werkes Mißbah des Imams el-Mothareſi ist. Dieser Spruch gehört eben so wenig in eine Sammlung von Sprüchwörtern, als der gleich darauf folgende zum Preise der Syntax: 3031. Die Syntax ist die Grundfeste der Wissenschaft, ihre Ordnung Säule, Stütze, die Schönheit,

[1]) Im arabischen Texte Druckfehler nakr statt naksch.

[2]) Weraa heißt Bescheidenheit und nicht Gottesfurcht, welche oft genug in diesen Sprüchen als Chaschijet-Allahi und machafet Allahi vorkömmt.

Feinheit und der Schmuck der Rede. Wem kann es einfallen, daß dieß ein Sprüchwort seyn soll? Andere Vergleichungen: 144. Der Verzweifelte, der seiner Zunge freien Lauf läßt, springt wie die aufgereizte Katze auf den Hund. 816. Ein Muß so weich wie des Hasen Rücken [1]). 1569. Die Berathung befreit das Urtheil von Fehlern, wie das Feuer das Gold von Unreinigkeit läutert. 1641. Der Genosse des Sultans ist wie ein Löwenreiter, den die Menschen fürchten, der aber sein Lastthier noch mehr fürchtet. 1665. Das Gekreische der Federn auf dem Papier ist wie das der Rechenschaft des jüngsten Gerichtes [2]). 1817. Wer, nachdem er Alles verloren, einen Zuschuß begehrt, ist wie Einer, der nach abgeschnittenen Ohren die Hörner sucht. 1876. Der Schatten des Sultans ist wie der Schatten Gottes. 1962. Lachender Feind ist wie grüne Coloquinte, deren Blätter den, der sie kostet, tödten. 2413. Wie Einer, der das Wasser mit der Hand faßt, er macht Streifen darin, behält aber nichts in der Hand. 2414. Wie Einer, der das Feuer mit der Hand faßt. 3018. Geld und Gut ist ein Wasser, dessen Kanäle im Hause verstopft sind, wenn es keinen Ausgang findet, ertränkt es den Hausherrn. Weit lebhafter wirkt die Vergleichung, wenn sie mit Hinweglassung des vergleichenden Wie in einem einzigen bildlichen Worte verkörpert erscheint; wie schleppend z. B. wäre es zu sagen: Wer das Ende der Dinge bedenkt, ist wie Einer, welcher Palmen vermählt, indem er durch die Befruchtung im Frühling die Früchte im Herbste voraussieht; um wie viel lebendiger und eindringlicher drückt dieß der Weisheitsspruch 3077 aus: Die Betrachtung des Endes der Dinge ist die Palmenbefruchtung des Verstandes.

Jedem Comparativ liegt der Begriff des Besseren oder Schlechteren zum Grunde, und sie könnten daher alle nur in zwei Klassen getheilt werden. Die alphabetische Anordnung, wovon Meidani das Beispiel gegeben, ist aber die bessere. Wir stellen ausnahmsweise bloß das Wort Chair (das Gute, Bessere, Beste) an die Spitze, weil dasselbe unverändert im Positiv, Comparativ und Superlativ gebraucht wird.

893. Gutes dem Guten, Wehe dem Bösen. 1703. Was Gott thut ist gut. 884. Für wen nichts Gutes im alten Freund, für den ist auch nichts Gutes im neuen. 885. Nichts Gutes im Körper, den Krankheit nicht berührt. 886. Nichts Gutes in der Uebertreibung und keine Uebertreibung im Guten. 887. Nichts Gutes in der Scheide, worin keine

---

[1]) Serid ist in's Deutsche als Triet (Weinsuppe mit gebähten Schnitten) und Rabda in's Französische als Râble übergegangen.

[2]) Stridor computus, ohne den Beisatz des jüngsten Gerichtes, drückt die Idee nicht aus.

Schneide. 888. Nichts Gutes in der Wollust, worauf Reue folgt. 889. Nichts Gutes in der Bruderschaft, die deine Fehler nicht bedeckt und deine Schwächen nicht zurückschreckt. 890. Nichts Gutes im Helfer, der verachtet, und im geizigen Freund. Im Superlativ: 42. Die Bildung ist die beste Erbschaft. 856 Das beste Gebäude ist, dessen Flur weit, dessen Dach hoch, dessen Vorhalle lang, dessen Abtritt entfernt. 837. Die beste Eigenschaft des Schlechten ist, wenn er sein Böses zurückhält. 858. Der beste Bruder ist der, welcher die Brüder vor'm Bösen warnt und sie zum Guten leitet. 858. Der beste Bruder ist der, der deinen Fehler bedeckt und dir ihn nicht schadenfroh vorwirft. 860. Das beste Ding ist das Neue, der beste Freund der Alte. 861. Der Beste der Genossen ist, wer dich zum Guten leitet. 863. Die besten Güter sind die für die schlimme Zeit aufgesparten und die durch ihre Kostbarkeit die Seelen retten. 864. Das beste Geschäft ist, welches dich an zwei Tagen (im Leben und Tod) erfreut, und das dir in zwei Häusern (in dieser und jener Welt) gedeiht. 865. Der beste Handel ist Gewinn ohne Verlust. 866. Der beste Gesellschafter ist ein gutes Buch [1]). 867. Der beste Besuch ist ein Wink des Auges. 868 Der beste Sultan ist der gerechte. 869. Die beste Rechtsgelehrsamkeit ist die, die dir eben dient. 870. Der Beste des Volkes ist, wer demselben dient 871. Das beste Wort ist das kurze und leitende 872. Die beste Rede ist, deren Wort Kamehlhengst, deren Sinn Kamehlstute. 873. Die beste Rede ist die den Hörer gewinnt und den, der etwas herauskünsteln will, zur Verzweiflung bringt. 874. Die beste Zunge ist die bewahrte, das beste Wort das abgewogene. 875. Des Spieles beste Lust ist, so befriedigt die Brust. 876 Das beste Vermögen ist das auf die Armen verwandte. 877. Das beste Gut ist, welches die Ehre beschützt. 878 Der beste König ist der genügt und sich enthält, der verzeiht und sich mit Wenigem zufrieden stellt. 879. Der beste Umgang besteht im wenigsten Widerspruch 880 Das beste Weib ist das liebende und gebärende [2]). 881. Die beste Mahnung ist die zurückhält, das beste Gut das nützende. 882. Die beste Gabe ist die Vernunft, das größte Unglück die Unwissenheit. 883. Dein bestes Werk ist, womit du dir deinen Tag erwirbst, das schlimmste, womit du dein Volk verdirbst. Im Comparativ: 40. Die Bildung des Mannes ist besser als sein Geld. 41. Die Bildung der Seele ist besser als die Bildung der Schule. 57. Ein Löwe, der frißt den Mann, ist besser als ein Statthalter Tyrann. 115. Sicherheit mit Armuth ist besser, als Reichthum mit Furcht [3]) 266. Das Ei von Heute ist besser als das Huhn von Morgen. 289. Das Verbotene zu unterlassen ist besser, als das Erlaubte zu begehren. 374. Der Lohn der anderen Welt ist besser, als die Güter dieser. 405 Reißender als ein Strom bei Nacht. 406. Schnellaufender als ein Pferd, 407. als Wasser. 413 Gieriger als ein Hund. 614 Schönes Lob dem Todten ist besser, als schlechter Preis dem Lebenden. 693. Saure Speisen sind besser als saure Reden. 726 Noth ist besser als unerlaubter Wohlstand. 732. Die Mauer ist besserer Schutz als tausend Fürsprecher, 739. Die Lust dessen, der keine

---

[1]) Hier fehlt das »manchmal,« denn der Spruch heißt eigentlich: Chair ol dschelis fi seman kitab.

[2]) Hier ist zu bemerken, daß dieß, ein Wort Mohammeds, in die zweite kleine Sammlung der Ueberlieferungen gehört hätte.

[3]) Dieser Spruch kommt ganz unverändert abermals unter 2363 vor.

Eigt besitzt, ist Geduld. 783. Vernünftiger Stummer ist besser, als Unwissender der spricht [1]). 839. Gute Anlage ist besser als voller Beutel. 916. Die Perle, wiewohl klein, ist besser als der große Stein. 1027. Niedrigkeit mit Trefflichkeit ist besser, als Erhabenheit mit Unwissenheit. 1194. Triefendes Auge ist besser als Blindheit. 1716. Guter Ruf ist besser als Güter der Welt. 1290. Der Schmuck des Innern ist besser als der Schmuck des Aeußern. 1482. Mit Riemen gebunden zu werden ist besser, als mit Gegnern zu sitzen. 1639. Besitz einer Kunst ist besser, als Besitz eines Schlosses. 1700. Schweigen ist besser für den, der nicht gut spricht. 1743. Der Schlag eines aufrichtig Rathenden ist besser, als die Anwünschung eines Grollenden. 1813. Besser ist's, Bildung zu suchen als Gold. 1904. Offener Tadel ist besser, als verborgener Groll. 1936. Das Vorhandene zu beschleunigen ist besser, als Verlornes zu beaugenscheinigen [2]). 1943. Gerechtigkeit des Sultans ist besser, als wohlfeile Zeit. 1944. Gerechtigkeit die lebendig ist besser, als Gabe die beständig. 1947. Gerechtigkeit gegen die Unterthanen ist besser, als Menge der Heere. 1958. Nichtschadender Feind ist besser, als nichtsnützender Freund. 1959. Vernünftiger Feind ist besser, als unwissender Freund. 1969. Schöne Entschuldigung ist besser, als langes Verschieben [3]). 2029. Ein Spatz in der Hand ist besser, als ein fliegender Kranich. 2053. Gesundheit ist besser als vieles Gold. 2078. Der Vernünftige, der entbehrt, ist besser, als der Unwissende, dem ward gewährt. 2174. Der Eunuche ist besser als der Hurenjäger. 2220. Leicht zu leben ist besser, als mit beiden Händen zu essen. 2275. Vernünftiger Knabe ist besser als unwissender Greis. 2325. Manchmal ist Furcht besser als Liebe. 2382. Armuth ist besser als unerlaubter Reichthum. 2387. Aufrichtiger Armer ist besser als reicher Lügner. 2511. Weniges mit Klugheit verwaltet ist besser, als Vieles, womit Verschwendung schaltet. 2876. Ein Bissen ist besser als tausend Worte. 2917. In der Welt ist nichts Besseres als zwei Dinge! ein Kuchen, der hungrigen Magen speiset, und ein Wort, das Traurigen Traurigkeit zurückweiset. 2919. Unter den Gaben Gottes ist keine besser als die Weisheit. 2938. Schlechter Fraß ist besser als Aas [4]). 3011. Grausamer Tod ist besser als Beschimpfung. 3013. Tod in Ehren ist besser als Leben in Schande. 3041. Besser ist es, das Schweigen als das Reden zu bereuen. 3082. Manchmal ist nackter Fuß besser als Bekleidung der Sohle. 3216. Die Einsamkeit des Menschen ist besser als schlechter Gesellschafter. 3291. Ungerechter Statthalter ist besser als dauernde Unruhe. 3292. Gerechter Statthalter ist besser als strömender Regen. 3319. Ein Tag des Gelehrten ist besser, als das ganze Leben des Unwissenden.

---

[1]) Fast ganz dasselbe wie 2856: Stumme Zunge ist besser als sprechender Lügner.

[2]) Moaadschlet heißt nur Beschleunigung und keineswegs, wie Hr. F. übersetzt: rem bene tractare.

[3]) Kömmt wieder unter 2987 vor als: Schöne Weigerung ist besser, als langes Versprechen.

[4]) El masch chair min lasch. Hr. F. nimmt das letzte für laschij und übersetzt nulla res; lasch ist aber nicht nur im Türkischen, sondern auch Vulgar-Arabischen für Aas gebräuchlich.

Ein vollkommenes Synonym von besser ist im Arabischen das Wort athjab, welches in 1866 vorkömmt: Besser als Sicherheit. Die anderen, ferner stehenden Synonyme, wie: vorzüglicher, schöner, vollkommener, nützlicher, trefflicher u. s. w., folgen nun in der Ordnung des arabischen Alphabetes.

152. Geiziger (Ebchal) als Ebuhobahib. 171. Zottenreißender (ebsa) als ein geschiedenes Weib. 230. Ausdauernder (eska) als der Wolf im Lauf. 174 Gerechter (eberr) als die Wölfin. 177. Kälter (ebred) als der Schnee. 196. Scharfsichtiger (ebßar) als der Falk, 197. als die Schlange, 198. als der Adler, 199. als der Geier. 220. Grollender (ebgadh) als schäbige, mit Pech beschmierte Kamehle. 221. Zuwiderer (ebghadh) als der erste Pfeil beim Loosen. 200. Langsamer (ebtha) als ein kleiner Regenwurm, 201 als der Rabe. 234. Früher aufstehend (ebker) als das Schwein. 248) Wohlberedter (ebbjagh) als Sahban Wail, 249. als Kodhamet. 268. Eierlegender (ebjadh) als das Huhn. 278. Folgsamer (etbaa) als der Schatten. 294. Ermüdender (etaab) als ein junger Esel. 296. Zugrundegehender (etlef) als die Altvordern. 300. Vollendeter (elemm) als der volle Mond. 320. Schwerer und lästiger (eskal) als der Berg Hadhan, 321. als die Nacht dem Tage, 322. als der Stein, den Ibn Rokjane aufhob. 381. Feiger (edschben) [1]) als die Fledermaus. 214. Entfernter (ebaad) vom Guten als der Tragant, 215. als die Pleias. 388, Reißender (edschra) als der Strom 389. Schneller hereinbrechend als die Nacht. 3836. Kein Kleid ist schöner (edschmel) als das Heil, 2837. als das Wohlseyn, 430. als der Vollmond. 546. Schärfer (ahadd) als ein Stockzahn. 555 Behutsamer (ahfer) als die Elster, 556. als die Hand im Mutterschooß. 559. Wärmer (aharr) als ein (siedender) Topf, 560. als das Feuer. 563. Hüthender (ahres) als das Schwein. 568. Gieriger (ahraß) als das Schwein, 569. als der Wolf. 587. Vorsichtiger (ahsem) als Sinan, 588. als ein junger Vogel, 589. als der Vogel Kirilli. 631. Gegenwärtiger (ahdhar) als die Erde. 635. Zerstörender (ahham) als die Heuschrecke. 650. Grollender (ahkad) als ein Kamehl. 673. Sanftmüthiger (ahlem) als Sinan. 674. Verständiger (ahlem) als der den Sinn des Klopfens mit dem Stock errieth. 679. Süßer (ahla) als Dattelblüthe, 680. als frische Dattel, 681. als Honig. 698. Dümmer (ahmak) als ein Trappe, 699. als ein Schaf, 700. als der das Wasser mit der Hand fängt, 703 und 704. als die Hyäne, 705. als die Taube, 706. als ein Greis des Stammes Mehw, 707. als der Vogel Thirrik, 708. als Aadij Ben Dschenab, 709. als Kobaa Ben Dhabb, 710. als der seine Wange auf die Erde schlägt, 711. als der Wasser Kauende, 712. als der Wasser Leckende, 713. als Malik Ben Seid Menat, 714 als der das Wasser mit dem Finger fängt. 723. Wärmehaltender (ahma) als die Kohle des Dornenstrauches Ghadha. 725. Liebevoller (ahann) als ein Vater. 754 Betrügerischer (ahabb) als der Fuchs, 755. als der Wolf, 756. als die Eidechse [2]). 757. Niederträch-

---

[1]) Edschben heißt feiger, und nicht furchtsamer, wie Hr. F. übersetzt.

[2]) Hr F. übersetzt dhabb mit odium fovens.

tiger (achbes) [1], 763. Ränkevoller (achtel) als der Fuchs, 764. als der Wolf. 766. Trügerischer (achdaa) als der glänzende Wüstendunst. 771. Täuschender (achsel) als der Wüstendunst. 785. Ungeschickter (achrak) als die Magd, 786. als der Knabe. 789. Schlechter (acha's als ein Hund 790) Verlierender (achser) als Ebu Ghoofchan (der die Huth der Kaaba um einen Trunk Weins verkaufte), 791. als der das Wasser mit der Hand nimmt. 792. Rauher (achschen) als ein Igel, 793 als ein Dorn. 807. Wegreißender (achtaf) als der Blitz, 808. als die Weihe, 309. als der Adler. 812. Leichter (achaff) als der Ost, 813. als Spreu, 814. als Federn, 815 als der Holzwurm, 816. als der Geier der Wüste. 820 Verborgener (achfa) als die Ameise, 821. als Zauberei, 822. als Spreu. 840. Abgetragener (achlak) als ein Mantel (Bordet). 855. Getäuschter (achjab) als der, dem ein Kamehl, das lange nicht trächtig gewesen, ein männliches junges Kamehl statt eines weiblichen wirft. 900. Kriechender (edebb) als die Sonne gegen die Finsterniß, 901. als eine Blase Wassers, 902. als ein Skorpion, 940. Erwärmender (edfa) als ein Baum. 946. Feiner (edakk) als Mehl, 947. als Haar, 948. als Augenschminke, 949. als Sonnenstäubchen, 952. als die Schneide der Schere, 951. als die Schneide des Schwertes, 953 als die Schneide der Schusterpfrieme, 953. als ein Faden. 969. Näher (edna) als die Pulsader dem Hals, 970. als der Riemen der Sohle. 1031. Verächtlicher (esell) als ein Affe, 1032. als die (wurzellose) Pflanze Kascha, 1033. als der weiße Schwamm der Thalschlucht, 1034. als eine getrocknete Schlingpflanze. 1148. Schwerwiegender [2]) als der Berg Aban. 1181. Zarter (erakk) als Wasser, 1183. als Luft, 1184 als Wolkenthräne. 1201. Bogenschießender (erma) als der Stamm der Beni Sol, 1202. als Kathret. 1239. Getränkter (erwa) als ein Frosch. 1262. Geiler (esna) als eine Katze. 1266. Einsiedlerischer [3]) (eshed) als Abraham. 1268. Eingebildeter auf Schönheit (esha) als die sich den Hintern bemalt. 1316. Freigebiger (escha) als der Hahn, 1317. als die Taube. 1330. Freudenvoller (eserr) als die Stunde des Wiedervereins. 1335 Schneller (esraa) als das Messer auf dem Kamehlbuckel, 1336. als ein Wink des Auges, 1337. als der Stock des Blinden, 1338. als der Hund seine Nase leckt, 1339. als die Taube zuwinkt, 1340. als der Glanz des Wetterleuchtens, 1341. als ja und nein, 1342. als das Vorübereilen von Rennpferden. 1350. Diebischer (esrak) als eine Elster, 1351) als eine Blindmaus. 1417. Hörender (esmaa) als ein Hund. 1419. Fetter (esmen) als ein Bär. 1423. Wachender (esher) als ein hinkender Hund 1454. Unglückbringender (escham) als eine rothe Stute für sich selbst. 1460. Lüsterner (eschbak) als eine Katze. 1465. Aehnlicher (eschebeh) als ein Ei dem andern, 1466. als die Fliege der Fliege, 1467. als der Rabe dem Raben, 1469 als ein Pfeilfittig dem andern. 1487. Heftiger (eschedd) an Stärke als ein Löwe, 1489. an Röthe als rothes Gummi, 1490. als rothes Leder, 1499. als rothe Brombeeren, 1492. als die Frucht der Pflanze Tharus. 1493. Heftiger an Schwärze als der Schnabel des Raben. 1494. Heftiger seine Ehre vertheidigend als El-

---

[1]) Chabis heißt niederträchtig und nicht malignus.

[2]) Durch Druckfehler steht im Text ersen statt ewsen.

[3]) Sohd heißt die Zurückgezogenheit und nicht die Andacht, welche Ibadet heißt.

Dschahaf [1]). 1528. Zermalmender (eschaas) als der Zahn des Hungrigen. 1539. Unglücklicher und sich selbst verderblicher (eschka) als der aus dem Stamme Beradschim (der, weil er Braten roch, vom Feuer angelockt, in dasselbe geworfen ward). 1549. Riechender (eschemm) als ein Hund, 1550. als ein männlicher Strauß. 1552. Sonniger (eschmes) als eine Braut. 1560 Berühmter (eschher) als der Reiter des Schecken. 1564. Mehr begehrt (eschha) als Zucker. 1621. Geduldiger (aßber) in Ertragung der Schmach als ein Pfahl. 1631. Sicherer (aßahh) in der Huth als ein Hund, 1632. als Chamtaa (der Name eines redlichen Mannes). 1675. Kleiner (aßghar) als eine Nachtigall. 1677. Härter (aßfak) als eine Klaue., 1679. als das Gesicht (eines Unverschämten). 1681. Reiner (aßfa) als Wasser im Fels, 1682. als der Mond im Winter. 1754. Irrender (edhall) als der Wind. 1761. Schneller verderbend (adhiaa) als die Datteln von Thaif, 1762. als die Laterne in der Sonne. 1773. Bedrängter (adhjak) als die Mücke in der Büchse. 1793. Springender (athfer) als ein Floh. 1794. Schmutziger (athfes) als ein Schwein. 1841. Gehorsamer (athwaa) als Adam (dem Teufel). 1857. Länger (athwel) als die Gedichte el-Komeit's. 1871. Leichter, d. i. unbeständiger (athjesch), als ein Floh, 1872. als der Springende (der Floh). 1921. Schlechter (aatai als der Wolf. 1925. Eingebildeter (aadscheb) als die Mutter Mathil's [2]). 2011. Geschäftiger (aass) als ein trächtiger Hengst, 2012. als das Ei des Onuk (ein lange lebender Geier). 2035. Durstiger (aathasch) als ein Fisch, 2036. als der Sand. 2157. Langlebender (aamer) als eine Schlange, 2158 als Lobed (einer der sieben Geier, deren Leben dem Lokman zugemessen war. 2237. Verrätherischer (aghder) als der Maulwurf. 2277. Geiler (aghlem) als Sedschah (die bekannte Prophetin, welche den Moseileme aus priapeischen Gründen für einen ihr überlegenen Propheten anerkannte). 2333. Verderbender (efbed) als die kleine Ameise. 2391. Aermer (efkar) als Wedd (der Name eines armen Schluckers). 2399. Bankerotter (efles) als der sich auf den nackten Hintern schlägt, 2400. als die unbesaitete Zither [3]). 2411. Schändlicher (akbah) als der Untergang des Wohllebens, 2412 als eine Aeffin. 2433 [4]). Scharfschneidender (akass) als ein großes Messer. 2515. Minder (akall) als das Wörtchen Nein. 2632. Lügnerischer (ekseb) als die Ringeltaube. 2846. Wohlschmeckender (eless) als die Sicherheit. 2969. Durchbohrender (emdha) als das Schwert Ssamßama (das Schwert des Helden Aamru Ben Maadikerb), 2970. als die Spitze des Speeres. 2988. Un-

---

[1]) Hieher gehört auch 2308, der bekannte Koransspruch: Aufruhr ist schlimmer als Todschlag, dessen sich Hr. F. nicht erinnert haben muß, weil er statt eschedd die unrichtige Leseart escherr vorgezogen.

[2]) Hr. F. übersetzt hier irrig majore admiratione dignus; aadscheb ist hier in der Bedeutung der Selbsteinbildung, was die Engländer conceitedness nennen, zu verstehen, wie es im nächsten Spruche richtig mit admiratio sui ipsius übersetzt ist.

[3]) Im Texte ist augenscheinlich das Negativ ma ausgeblieben, denn wenn die Zither besaitet ist, ist sie nicht bankerot.

[4]) Durch Druckfehler 3433.

zugänglicher (e m n a) als die Mähne des Löwen. 3092. Flüchtiger (e n f e r) als die Gazelle, 3093. als der Strauß. 3108. Heiratslustiger (e n k j a h) als Ch a w a t.

Wenn diese Form des Comparativs sich schon durch ihre Kürze zum Sprüchwort empfiehlt, so gehört die des Imperativs und Prohibitivs weit mehr in's Gebiet der Lebensregeln und Sittensprüche, indem dieselben positiv etwas gebieten oder verbieten. Man urtheile selbst:

Imperativ. 22. Nimm gutes Wahrzeichen aus dem Munde der Kinder. 23. Nimm was du siehst und laß was du hörst. 24. Nimm was rein und laß was unrein. 25. Nimm von der Gemeine und gib nicht derselben. 26. Nimm von der Welt was rein und vom Wohlleben was genügt. 27. Nimm aus dir für dich, schließ von deinem gestrigen Tage auf deinen heutigen, ehe der Tod kömmt und du zu handeln zu schwach. 29. Nimm vor mir und erzähl' nach mir (Ueberlieferungsregel). 29) Nehmt von mir die Ermahnung, wenn ich auch nicht darnach handle, wie das Gold aus dem Steine, wie die Perle aus der Muschel, ein gutes Wort von dem der es sagt, wenn er auch selbst kein Guter. 52. Wenn das Gebet ausgerufen wird, steh' auf und bete. 73. Iß beim Juden und übernachte beim Christen. 363. Ergreif die Gelegenheit, eh' dich der Gram ergreift. 164. Eile mit deinem Feuerzeug Feuer zu machen. 165. Eilt die Kinder zu unterrichten, ehe sie mit Geschäften überhäuft. 185. Werf ihm den Speichel zu, damit er darin schwimme. 188. Künde dem Todschläger den Tod und dem Hurenjäger die Noth. 190. Künde deiner Seele den Sieg nach der Geduld. 191. Erfreue dich des Raubzugs (G h a s w oder G h a s i j e t, das die Franzosen in Algier Rrazzie schreiben) wie der Wolf trinkt. 192. Künde dir Freude, denn mein Auge zuckt. 194. Sieh auf das Zeichen deines Loosungspfeiles. 206. Schickst du einen Knaben mit einem Auftrag, so geh' ihm nach. 239. Im Lande, wo man dich nicht kennt, enthülle die Brust und lege dich schlafen. 258. Küsse den Mund des Hundes, bis du erhältst, was dir Noth. 260 Minge post coitum et si una gutta esset. 275. Folge der Wahrheit und kümmere dich nicht. 276. Folge dem Lügner bis zum Thore des Hauses. 310. Sei hochmüthig gegen den Hochmüthigen, bis er den Hochmuth aufgibt. 387. Schleppt ihm den Zügel, so lang er sich schleppen läßt. 395. Verwunde ihn tüchtig, denn nach der Schlacht kehrt der Friede. 422. Nimm deine Glieder zusammen. 444. Strebe auf's Eifrigste. 463. Gib Viel und begnüg' dich mit Wenigem. 478. Hungere deinen Hund aus, er wird dir folgen. 508. Bring es her von wo es ist und nicht ist. 551. Hüthe dich, wenn die Augenlider (deines Feindes) roth vor Zorn. 553. Sei behutsam, so wirst du sicher seyn. 564. Sei auf deiner Huth in den Maßregeln wider deinen Feind, wie er in seinen wider dich. 565. Bewahre dich vor deinem Feinde einmal, vor deinem Freunde tausendmal, denn dein Freund kann sich ändern und dir um so mehr schaden. 576. Bewege die Wagschalen und sitze nicht müßig. 577. Bewege deine Kinnladen, damit sich dein Magen erfreue. 590 Bist du traurig über das, was vorbei und verglommen, so sei auch traurig über das, was noch nicht gekommen. 608. Thue Gutes, wenn du willst, daß dir Andere Gutes thun sollen. 632. Lege deinen Kopf zu meinem Kopf. 633. Legt eure Hände auf den Wall und sagt: Gott befahl es und es geschah. 642. Uebe dein Gedächtniß

statt daß du aus Büchern sammelst. 643. Bewahre deinen Kopf vor dem Umgange deiner Zunge. 663. O Gbil, laß den Eid sühnen [1]. 666. Melke und trinke. 720. Ertragt den geduldig, der euch leitet, und nehmt die Entschuldigung des sich Entschuldigenden an. 731. Lege die Traurigkeit in den Mantelsack. 797. Wenn du zankst sei gerecht. 810. Mach deine Speise leicht, so bist du vor Krankheit sicher. 817. Senke deinen Flügel dem der hoch und mache deine Seite mild dem der nah. 835 Laß zurück deinen Feind, so brauchst du keinen Freund. 836. Widerstrebe deiner Begier, so wirst du Ruhe haben. 842. Lasse die Rechnung auf den Tag der Rechenschaft. 843. Laß deinen Finger gesund; er hat kein Geschwür und fault nicht. 909. Gehe mit den Hühnern in's Haus und mit den Schafen heraus. 917. Nehmt die Nacht zum Harnisch. 934. Behandle deine Geschäfte mild, mein Freund, und in Ruh, und siehst du die Gebrechen der Menschen, so decke sie zu. 975. So ist die Zeit, ertrag sie geduldig. 996. Bezähme deinen Zorn, so wirst du das Ende loben. 1015 Denk an den Wolf und bereite das Schwert. 1016. Denk im Glück, daß es nicht besteht, im Unglück, daß es vorübergeht; dadurch wirst du das erste verlängern, das zweite erleichtern. 1017. Gedenk der alten Wohlthat, die du empfangen, und vergiß der neuen, die du erwiesen. 1036. Hüte dich vor dem Nichtmoslim wenn er Moslim wird. 1040. Hast du gesündigt, so entschuldige dich, und nimm die Entschuldigung anderer an. 1049. Geh zu dem, der dich weinen macht, und nicht zu dem, der lacht 1063. Koste Undankbarer. 1071. Wer ein Beispiel sieht, erbaue sich daran. 1072. Bei heftigem Wind sei ruhig. 1073. Wenn du deinen Vorrath aufgehen siehst, strebe neuen zu erwerben. 1075. Siehst du einen Schuh, so küß ihn, siehst du einen eisernen Nagel, so tritt ihn. 1091. Gewinnst du nichts in einem Handel, so such' anderen Wandel. 1092. Bindender! gedenke des Auflösens. 1093. Nimm deinen Leib zusammen, wenn du hinkst. 1141. Erbarmet euch Dreier: des Geehrten, der in Verachtung gesunken; des Reichen, der arm geworden; des Gelehrten, mit dem der Unwissende spielt. 1144. Treibe deine Kamehle zurück, das böse (der Krieg) hat dich auf die deinigen zurückgeworfen. 1163. Sei thöricht, dein Gutes liegt in deiner Thorheit. 1166. Ehre deinen Vater, so wird dich dein Sohn ehren. 1185. Beobachte die Sterne, so bleibt dir die Wissenschaft nicht ferne. 1230. Willst du den Feind dir zum Freunde machen, so thue ihm Gutes. 1231. Willst du ein Mädchen zum Weibe nehmen, so frag um die Eigenschaften seiner Mutter. 1223. Willst du, daß er sich im Zweifel verwirre, so lasse ihn, daß er führe. 1233. Willst du beschimpft werden, so befiehl dem, der dir nicht gehorcht. 1238. Zuerst wohlbetracht, dann entschließe dich, wie es zur Ausführung werde gebracht. 1273. Versieh deine Seele mit dem Vorrathe guter Handlungen. 1274. Besuche den Mann in Verhältniß der Ehre, die er dir erweist. 1283. Vermehre mit Feuchtigkeit den Koth. 1307. Verstecke deine Andacht [2] wie deine Schandthat. 1347. Wenn du stiehlst, stiehl Perle oder Edelstein, und wenn du hurst, mit Einer die nicht gemein. 1365. Strebe ernstlich oder laß es [3].

---

[1] Die historische Erklärung ist gegeben, durch Druckfehler aber steht 683 statt 663.

[2] Ibadet ist nicht probitas, sondern devotio, pietas.

[3] Esaa bidscheddin heißt: befleiß dich mit Ernst, und nicht: I cum fortuna. Das in der Erklärung angebrachte Distichon ist in der

1380. Schließe dich in deinem Zimmer ein, so wirst du vorm Nachbar sicher seyn. 1441. Du gehöre eine Stunde deinem Herzen, eine Stunde deinem Herrn an. 1526. Erbarmet euch dessen, der sein Brot mit Schulden kauft, aber steiniget den, der sein Fleisch mit Schulden kauft. 1541. Sei dankbar für Wohlthat, um andere Wohlthat zu verdienen. 1547. Rieche mich und reibe mich nicht. 1576. Wer heil leben will, trenne sich schweigend von den Menschen. 1595. Räume deine Tafel ihm aus dem Gesicht. 1597. Gieß ihm mehr Reis, 1598. mehr Oel zu, dulde deinen schlimmen Nachbar, er wird entweder auswandern oder sterben. 1612. Dulde den Schmerz, wenn du beschnitten wirst. 1634. Schließ dich nur an Genossen aufrichtiger Zunge an. 1664. Hüte dich vor der Freundschaft des Dummen, denn er wird dir, indem er dir nützen will, schaden, und vor der des Lügners, denn er wird dir ferne Dinge nahe bringen und nahe entfernen. 1668. Gib aus, was du im Schooß geborgen, so kömmt zu dir, was dir war verborgen. 1705. Thue Gutes dem, der es verdient und nicht verdient; der erste hat es verdient, um den zweiten hast du es verdient. 1706. Thue das Gute nach Möglichkeit, so bleibt dir das Lob für alle Zeit. 1707. Thue Gutes, und wenn auch einem Hunde. 1708. Thue wie der thut, der es dem andern meinet gut. 1734. Wenn du schlägst thue weh, und wenn du abspeisest, so sättige. 1735. Wenn du schlägst, schlag im Ernst. 1738. Schlag wie man ein fremdes Kamehl schlägt, d. i. heftig. 1775. Zünde deine Laterne an ehe es finster wird. 1802. Suchst du Befriedigung beim Reichthum, so suche sie in der Genügsamkeit. 1803. Wünschest du Heil, so plage die Bösen nicht, und willst du, daß der Freund dich ehre, so vertraue ihm kein Geheimniß an. 1809. Suche die Wissenschaft von der Wiege bis zum Sarge. 1810. Suche dieß und du wirst vom Tadel frei seyn. 1811. Suchet die Wissenschaft, und wäre es bis in China (ist ein Wort Mohammeds). 1823. Komm mit dem Rauchfaß und geh' vorüber mit dem Fächer. 1839. Folge deinem Bruder, wenn er dir auch widerstrebt, und behandle ihn liebevoll, wenn er dich auch beleidigt. 1840. Kannst du eine Sache nicht vollbringen, so laß sie, um auszuführen, was du vermagst. 1893. Bestätige die von dir gefaßte gute Meinung. 1901. Zeige deinem Feinde deine Freundschaft offen, wenn du von ihm Nutzen suchest, und verbirg deinem Freunde deine Feindschaft, wenn du seinen Schaden fürchtest. 1903. Versichere dir die Hülfe dessen, der unter dir, durch Verdienst, deines Gleichen durch Billigkeit, dessen, der ober dir, durch weisen Anschlag. 1914. Betrittst du das Land der Einäugigen, so sei einäugig. 1917. Nimm dir ein Beispiel an dem Vergangenen, damit du denen, die nach dir kommen, nicht zum Beispiel dienest. 1937. Zähle die Wellen des Meeres, es rollen mehr heran als ab. 1954. Rüste dich wider deinen Feind, den hungrigen, nicht wider den nackten. 1988. Den, der Gutes vom Bösen nicht zu unterscheiden weiß, zähle dem Vieh zu. 1991. Kennst du die Abstammung des Menschen nicht, so sieh auf dessen Bildung. 1998. Schlag dich mit Ernst, oder laß ab davon. 2022. Lebe mit Glücklichen, um glücklich zu werden. 2023. Lebe mit mir und erprobe mich dir. 2028. Ehe

lateinischen Uebersetzung Hrn. F.'s vollends unverständlich: Versatus sum in negotio, si mihi hoc prodesset, sed per fortunam vir it, et non per agendum. Der Sinn ist der folgende:

Ich änd're mich, sobald mir Aend'rung Nutzen bringt,
Doch nur durch steten Fleiß der Mann ein Werk vollbringt.

er in dir das Vesperbrot ißt, frühstücke in ihm. 2181. Mach es zur Gewohnheit und heb die Gewohnheit nicht auf. 2189. Fliehe in dein Haus, wenn du das Haus der Nachbarin nicht erreichen kannst. 2193. Zur Verrichtung eurer Nöthen nehmt die Festigkeit zu Hülfe 2115. Leb genügsam, so bist du ein König. 2216. Leb, o junger Esel! bis die Tage des Frühlings (der Weide) kommen. 2217. Lebe, o Lastpferd! bis das Heu zu dir kommt. 2250. Vermählt euch mit Fremden, um nicht zu entarten. 2334. Sei närrisch, denn die Welt ist ein Narrenhaus. 2352. Thust du Gutes, so verstecke es; empfängst du solches, so danke dafür; thue nicht, was dir in Kurzem Uebel und in die Länge Schaden bringt. 2405 Bemühe dich des Guten, so wirst du es erreichen. 2409. Betrage dich schändlich, so wirst du erkannt. 2434. Hast du deinen Feind in deiner Macht, so mache aus der Verzeihung seine Dankbarkeit für deine Macht. 2436. Bestimme es nach deines Armes Maß (strecke dich nach der Decke). 2437. Kannst du nicht Alles, so laß nicht Alles. 2438. Bestimme deine Handlung, so wirst du von Fehltritten frei seyn 2442. Suche den Ausgang eher als den Eingang. 2451. Nähere dich Gott durch die Feindschaft gegen deine Begier (sonst: Seid feindlich euren Seelen). 2488. Schneide den Kopf ab, so wirst du die Kunde abschneiden. 2538. Begnüge dich mit dem, was dir Gott bescheert hat, so wirst du in Gemächlichkeit leben. 2551. Im Sprechen halt Maß. 2564. Sprich Wahrheit oder schweig. 2565. Sprecht euer Wort als Wort (übertreibt das Lob nicht), seyd keine Miethlinge des Satans (ein Wort Mohammeds). 2574. Mache den Hund aufstehen und setze dich an seine Stelle. 2578. Binde deine Bande fest. 2579. Bindet die Wissenschaft durch die Schrift. 2595. Verbirg das Gebrechen deines Bruders, weil du dich selbst kennst. 2621. Hütet euch vor vielem Lachen, denn es tödtet das Herz und bringt Vergessenheit hervor. 2642 Verabscheue in dir selbst, was du in Andern verabscheuest. 2635. Ehret den zu Boden Geschlagenen. 2644. Erwirb dir Bildung, so erwirbst du dir Abkunft (einen Stammbaum). 2680. Bindet die Wohlthaten Gottes durch Dank. 2759. Rede bei der Nacht dort, wo es keinen Nachtvogel gibt. 2794. Seid dankbar bei Freuden, geduldig in Leiden. 2795. Sei demüthig wie Ißam und prahle nicht mit deinem Kram. 2797. Fliehe die Menschen, daß sie dich für einen Einsiedler halten, die meisten sind Schlangen und Scorpione. 2798. Sei unter den Ersten, und gelte es bloß den Bart zu scheren. 2799. Sei in der Welt wie ein Fremder oder ein Wanderer. 2800. Sei demüthig als Knabe, damit du erhöht seiest als Greis. 2801. Verehre den, der ober dir. 2802. Sei ein Liebender, der den Schmerz zertheilt, und nicht ein Grollender, der heilt. 2803 Mit dem Unwissenden sei weise und mit dem Dummen vernünftig. 2804. Sei für den Dornenstrauch Oel (behandle den Rauhen lind). 2809. Ist nicht was du willst, wolle was ist. 2810. Dein Lob komme aus dem Munde deines Freundes und Nächsten, nicht aus deinem. 2811. Dein Wort sei ja oder nein, damit du für wahrhaft geltest den Menschen. 2830. Warte ein wenig, bis die Herren der Heerde kommen; 2830. bis die Helfer kommen; 2832. bis Hamel zur Schlacht kommt. 2831. Fügt den Kopf des Haffß zu dem (abgeschnittenen) des Ebu-Haffß). 2875. Sammle und fliege, wenn du kundig bist. 2848 Leim so lange der Ofen warm. 2852. Hänge dich dem Steigbügel (eines Reiters) an. 2853. Haltet die Weiber zum Dienste an. 2867. Lege die Axt an die Wurzel. 2869. Spiele allein, so erzürnst du dich nicht. 2886. Uebertrage Gott dem Herrn deine S[illegible] denn er sorgt für dich. 2961. Hüte dich vor den Scherzen.

denn der Scherz zieht Schändlichkeit und Haß nach sich. 2964. Ertrage was dir deine Krankheit auferlegt. 2965. Wenn die Zeit nicht geht wie du willst, so gehe wie sie will. 3075. Sieh auf der Dinge Ende, so behältst du frei die Hände. 3089. Künde dir die Nähe des Todes an, wenn dein Haar grau wird. 3114. Wenn du etwas verbietest, so verbiete es zuerst dir selbst. 3134. O Menschen! folget den Menschen. 3142. Schlafe im Schooße des Löwen, aber nicht im Schooße des Menschen. 3151. Bring die Sache und nimm die Rechnung. 3152. Bring das Leben und nimm den Unterhalt. 3153. Bring was du hast, damit man wisse wer du bist. 3170. Schlachtet euer Opferthier, so lange es fett. 3201. Fehlt es dir an Stärke, so geh' langsam zu Werke. 3210. Schickt eure Güter dem, den eure Herzen lieben. 3211. Sei allein, denn es gibt keinen guten Gefährten. 3220. Laß bestimmten Dingen ihren Lauf; lege dich ohne Sorge zu Bette, während du einschläfst und aufwachest, ändert Gott den Zustand der Dinge. 3221. Laß großmüthige Handlungen, reise nicht aus auf dieselben, sitze ruhig, wenn du genährt und gekleidet bist. 3232. Wieg die Männer nach ihrem Gewichte. 3250. Lege das Beil an den Kopf. 3251, Lege den Zügel an das Thor und fürchte deine Feinde nicht. 3272. Stelle den Esel zum Teiche und schreie nicht S a (ab ça). 3275. Hüte dich, so bist du gehütet. 3276 Hütet euch vor der Hurerei, denn sie benimmt das Ansehen, vererbt die Armuth und mindert das Leben. 3277. Hütet euch vor dem Anfall des Edlen, wenn er hungrig, vor dem des Niederträchtigen, wenn er satt. 3288. Wende die Ohren ab, daß sie Schändliches nicht hören. 3289. Das Gut verwalte dessen Herr. 3307. Küsse die Hand, die du nicht beißen kannst.

Prohibitive. 54. Plage nicht, so wirst du nicht geplagt. 110. Verrathe den nicht, der in dich vertraut. 112. Verachte nicht den Feind, wenn er auch noch so klein. 113. Vertraue nicht dem Leser das Blatt und dem Weibe die Wohlgerüche. 183. Beschließe nichts, ehe du reiflich nachgedacht. 205. Verläumde nicht den Brunnen, aus dem du getrunken. 238. Beweine den Verstorbenen nicht. 271. Verkaufe nicht wohlfeil und vermache nichts dem Gierigen. 272. Verkaufe nicht guten Tag für schlechten. 414. Lade dir nicht auf den Rücken was mir nöthig. 415 Sitze nicht an einem Orte, wo man dich aufstehen heißt. 578. Schüre das Feuer nicht mit dem Messer (der bekannte Spruch des Pythagoras). 651. Verachte nicht den Schwachen, wenn er sich herumtummelt, denn die Mücke verwundet das Innere des Auges des Löwen. 719. Lade dir nicht auf, was du zu ertragen nicht im Stande, und thue nichts, was dir nicht nützt. 749. Schäme dich nicht zu reden, denn das Entbehren fällt schwerer. 798. Mache dir den nicht zum Feind, dessen Worte Thaten. 803. Sündige nicht, Jüngling, und wenn du gesündigt, so bereue schnell. 805. Rede nicht mit dem Dummen und gehe mit ihm nicht um, denn er wird nicht beschämt (sondern du). 910. Gehe nicht in das Haus des Verdachtvollen und iß nicht mit dem, der Wohlthaten vorwirft. 911. Gehe nicht ein zwischen Hören und Sehen. 912. Laß dich in nichts ein, dem du nicht gewachsen. 1074. Frage nicht den Nackten um sein Kleid. 1090. Strafe deinen Herrn und deinen Genossen nicht zu Lügen. 1131. Hoffe nichts Gutes von dem, der nichts Gutes von dir hofft. 1149. Laß dein Thier nicht in zaunloser Wiese los. 1151. Laß kein Wort los, das du nicht zurückrufen kannst. 1160. Thue nicht Andern, was dir nicht gefällt. 1180. Geleite nicht dein Kind auf dem Wege, denn wenn deine Last fällt, wird es darüber

lachen, und wenn seine fällt, wird es dir vorweinen. 1190. Besteig nicht das Pferd eines Andern. 1198. Wirf den Stein nicht mit der Schleuder. 1199. Schieß deinen Pfeil nicht wider eisernes Bild 1200. Verschieß deine Pfeile nicht, du bringst sie schwer wieder zurück. 1203) Schaue nichts als deinen Herrn und fürchte nichts als deine Sünde. 1296. Schwimme nicht in kaltem Wasser, denn du wirst zu Grunde gehen. 1314. Scherze nicht, denn man möchte dich auf die Probe stellen. 1325. Dein Geheimniß ist dein Blut, vergieß es nicht. 1402. Grüß nicht den Reichen [1]), denn wenn er dir den Gruß wiedergibt, fällt es ihm beschwerlich, und dir, wenn er dich nicht wieder grüßt. 1420. Wenn sie dich Herr nennen, so begehre nicht mehr. 1442. Preise nicht den Mann, ehe du ihn erprobt hast; die Männer sind Kisten, deren Schlüssel die Erfahrung. 1543. Lobe nicht den, den du tadeln sollst. 1633. Sei nicht der Genosse des Bösen, denn du wirst, ohne es zu wissen, Böses von ihm annehmen. 1670. Besteig nicht den Gipfel des Berges, so lang du geschmückt, damit du nicht fallest. 1784. Wirf nicht die Perlen den Schweinen vor. 1830. Begehre nicht Alles, wovon du hörst. 1852. Mache die Fasten nicht lang und brich sie nicht mit Beinen (statt mit Fleisch). 1868. Laß die Schwalben im Sommer nicht zum Fliegen aus. 1902. Sei nicht schadenfroh über den Bruder. 1969. Zeige deinem Feinde und Neider nicht Feindschaft. 2041. Gib den Schweinen nicht Ehre und Lob. 2042. Gib deine Seele nicht dem Bösen und der Sünde. 2043. Gib dem Knaben nicht Eines, denn er wird Zwei begehren. 2105. Lehre nicht den Bären mit Steinen zu werfen. 2164. Laß dich mit dem, den du liebst, nicht in Geschäfte ein, denn diese schneiden die Liebe ab. 2176. Behandle den nicht hart, der nur seinen Unterhalt begehrt. 2207. Schmähe deinen Bruder nicht, denn Gott wird ihn reinigen und dich in das Unglück bringen. 2242. Verlaß dich nicht auf deine Hoffnungen und vervielfältige deine Geschäfte nicht. 2243. Laß dich nicht betrügen durch das gute Werk des Unwissenden, denn er bricht damit dem Vernünftigen den Rücken. 2244. Laß dich nicht betrügen durch die Rede des Unwissenden, der dir sagt, du habest eine Perle in der Hand, denn wisse, daß es Koth ist. 2434. Wenn du über deinen Feind Macht hast, mache die Verzeihung zum Dank für deine Macht. 2436. Miß nach deinem Arm. 2438. Sei bestimmt in deinen Handlungen, um vor Fehlern sicher zu seyn. 2442. Schicke dem Ausgang den Eingang voraus. 2451. Nahe dich Gott durch die Feindschaft gegen dich selbst. 2452 Wenn ein Ding naht, folge seinem Gesetze. 2468. Melke die Ziege und nimm die Milch. 2304. Oeffne die Fenster nicht gegenüber des Regenbogens. 2305. Oeffne nicht die Thüre, die es dir schwer zu schließen. 2314. Rühme dich nicht des morgigen Tages, denn du weißt nicht, was er bringen wird. 2318. Freue dich nicht des ersten, das du siehst, denn der lügnerische Morgen (das erste Grauen des Tages) geht dem wahren voraus. 2319. Erfreue dich nicht dessen, was du gesammelt. 2316. Nimm aus einem Briefe keine Kunde, wäre sie auch eine noch so wundervolle. 2450 [2]).- Nahe dich nicht dem Sultan, wenn er zürnt, und dem Meere zur Zeit der Fluth. 3463. O du! der du Geschriebenes liest, verlaß dich auf Niemanden. 2476. Verkürzt eure Kinder nicht, indem ihr ihnen

---

[1]) Malik heißt der Besitzer und nicht der König; es muß also entweder im Texte Melik heißen, oder es ist unrichtig übersetzt.

[2]) Durch Druckfehler 2450.

nur eure Bildung gebt, denn sie sind in einer anderen Zeit geboren, als in der eurigen. 2489. Verstoß den Freund nicht, wenn er auch undankbar, und verlaß dich nicht auf den Feind, wenn er auch dankt. 2528. Gehe nicht mit dem vierfüßigen Löwen um. 2658. Sprich nicht, ohne zuvor zu denken; handle nicht ohne Ueberlegung. 2559 Sprich nicht in der Abwesenheit deines Bruders, was du nicht in seiner Gegenwart sprichst. 2560. (ganz dasselbe vom König). 2561. Sprich nicht nein, nachdem du ja gesagt. 2562. Sag nicht zum Geschehenen: wie geschah es? Alles ist durch Schicksal und Loos bestimmt. 2563. Sag nicht zum Sänger: sings. 2582. Trinke nicht Wein im Becher des Neides [1]. 2594. Tadle nicht deinen Freund über das, was du vor deinem Feinde verbirgst [2]. 2652. Entdecke dein Geheimniß nicht vor Affen. 2789. Du seist nicht und es sei nicht, und seist nicht beständig am selben Platze. 2812. Sei nicht wie Eschaab [3] (der Geizhals), denn es wird dich ermüden. 2813. Sei nicht zu feucht, daß man dich nicht presse; sei nicht zu trocken, daß man dich nicht breche. 2814. Sei nicht Honig, damit die Menschen dich nicht essen; sei nicht Myrrhe, damit sie dich nicht ausspeien. 2815. Sei nicht stärker im Thun des Guten, als im Thun des Bösen. 2816. Sei für deinen Freund kein Pferd, damit du nicht fallest; aber auch kein Hund. 2817. Sei nicht im Sommer Ameise. 2818 Sei nicht zu unruhig und fürchte dich nicht so viel, damit du nicht in deiner Feinde Hände fallest. 2819. Sprich nicht zu viel, denn die dich kennen, werden dich verachten. 2820. Sei nicht von denen, die dem Teufel öffentlich fluchen und ihm insgeheim gehorchen. 2961. Scherze nicht mit dem Edlen, denn er wird dir grollen, und nicht mit dem Niedrigen, denn er wird sich gegen dich erfrechen. 2966. Gehe nicht mit dem Fuße dessen, der sich weigert. 2990. Es hindere dich nicht das schlechte Benehmen des Sprechenden, zu hören, was er spricht; denn vielleicht trägt häßlicher Mund treffliche Wissenschaft vor. 2999. Gehe nicht vor dem Durstigen mit Wasser vorüber. 3039. Gräme dich nicht über das, was vergangen. 3144. Lege dich nicht schlafen, als mit sorglichem Herzen. 3145. Schlaf nicht zwischen Gräbern, damit dich böse Träume nicht erschrecken. 3193. Traue nicht dem Weibe, überlade nicht deinen Magen. 3194. Traue nicht der Herrschaft, denn sie vergeht; stütze dich nicht auf Wohlleben, denn es zieht fort als Gast. 3198. Wenn du was dir Noth auf dem Markte findest, begehre es nicht von deinem Bruder. 3245. Verlang nicht vom Waisen, daß er nicht weine. 3303. Trockne nicht die feuchte Erde, die zwischen mir und dir.

Diese zweihundert Imperative und Prohibitive sind eben so wenig eigentliche Sprüchwörter, als die Wünsche und Verwünschungen, wie die folgenden:

64. Gott rotte ihn aus! 209. Gott entferne das Ende! 223. Deine dumme Mutter verliere dich! 915. Seine Milch ströme dir nicht! 1081. Gott mache ihn weinen! 1135. Gott erbarme sich des Mannes, der, wenn er spricht, Beute macht, und wenn er schweigt, gerettet ist.

---

[1]) Es muß hased statt dschesed heißen, denn trinke nicht Wein im Becher des Leibes gibt keinen Sinn.

[2]) Ketemehu Druckfehler statt ketemtehu.

[3]) Falsche Citation 15. 71. statt 16. 71.

1136. Gott erbarme sich des Mannes, der sein Geschäft gut vollbringt, und wenn es auch ein Lächerliches wäre! 1673. Gott verkleinere den Satan durch seinen Hochmuth! 1824. Wollte Gott, daß nach dieser heftigen Ehescheidung ein Knabe herauskomme! 1862. Selig der, dem Gott Gesundheit verliehen! 1863. Selig der, welchen die Beschäftigung mit seinen Fehlern die Anderer zu sehen verhindert! 1864 Selig der die Menschen kennt und den sie nicht kennen! 1865. Selig der nach seinem Wissen handelt! 2147. Gott erhöhe seine Ferse! 2214. Meine Güter sollen nach mir nicht leben! 2872. Gott fluche den weibischen Männern und den männlichen Weibern! 2873. Gott fluche dem Lügner, und wenn er scherzte! 2874. Gott fluche dem Neste, das du erklommen, und dem Ei, woraus du den Ursprung genommen! 3296. Wehe dem Kopfe von der Zunge! 3297. Wehe dem Neider von seinem Neide! 3298. Wehe dem, der erzählt und lügt, um die Menschen lachen zu machen! 3299. Wehe dem, dessen Anlage schlecht und dessen Aussehen schändlich! 3300. Wehe dem, der die Freien haßt!

Eben so wenig gehören die Formeln des Gebetes unter die Sprüchwörter, wie: 2185. Wir flüchten uns zu Gott vor der Herrschaft der Knaben und Weiber. 2186. Wir flüchten uns zu Gott vor wachsender Rechnung. 2187. Wir flüchten uns zu Gott vor dem Fehltritte des Vernünftigen. — Mit gleichem Rechte, als die obigen Wünschungs- und Verwünschungsformeln, hätte Hr F. aus dem Kamus die (im LXXV. Bande dieser Jahrbücher gegebene) Centurie der Wünschungs- und Verwünschungsformeln als Sprüchwörter aufnehmen können; viel besser aber hätte er gethan, statt so vieler Gemeinplätze und Sittenregeln die dreihundert wirklichen arabischen Sprüchwörter aufzunehmen, welche der Kamus aufführt, und welche aus demselben im LXXVI. Bande dieser Jahrbücher gegeben worden. Bei sehr vielen dieser Sprüche und Sprüchwörter liegt das ganze Verdienst der leichten Einprägung in's Gedächtniß im Reime oder bloßen Wortspiele. Dergleichen haben auch die europäischen Sprachen, wiewohl nur in sehr kleiner Anzahl in Vergleich mit den arabischen aufzuweisen *).

Wortspiele sind z. B.: 272. Verkauf nicht den guten Tag

*) Solche Beispiele aus dem Französischen sind: Abandon fait larron. Trop gratter cuit, trop parler nuit. Où il n'y a pas de quoi, le Roi perd ses droits. Il n'a ni feu ni lieu. C'est un Saint qui ne guérit de rien. Être à deux de jeu. Quand il fait beau, prends ton manteau, quand il pleut, prends le si tu veux. Oignez vilain, il vous poindra, poignez vilain il vous oindra. Cheval de paille, cheval de bataille. Battre comme plâtre. Temps pommelé et femme fardée ne sont pas de longue durée. Ce qui est bon à prendre est bon à rendre. Notre pain quotidien. Après rafle quafle. A la saint Vincent le vin monte au sarment, et quand il gèle il en descend. Qui a bon voisin, a bon matin.

für den schlechten (ßalih heißt gut und thalih schlecht). 273. Der vertraute Freund wird nicht um Tausende verkauft (Eluf heißt der vertraute Freund und Oluf tausend). 274. Wie einer, der eine Kamehlheerde für Wind verkauft (Kjobbet heißt die Kamehlheerde und Hobbet der Wind). 277. Wer persönliche Zwecke verfolgt, leidet an seiner Ehre (aghradh Zwecke und aaradh, Plural von irdh, Ehre). 311. Wer fest ist wächst (men sebete nebete). 317. Wie weit ist die Pleias (sürja) vom Staube (sera): 358. Die Frucht der Wohlthaten (Ihsan) ist die Menge der Freunde (Achwan). 382. Wer eifrig ist findet (men dschedde wedschede). Dieses Sprichwort ist nur zur Hälfte gegeben, die andere Hälfte heißt: men ledschdsche weledsche, und findet sich unter 2460. 242. Wer kühn bricht, findet Alles leicht (men dschesere kesere eisere). 515. Wer dich schilt liebt dich (men habbek sebbek). 529. Liebe ohne Leben ist keinen Gran werth (muhabbet bila haijet ma teswa habbet). 736. Er hat den Aufzug (das Weberzettel) über den Einschlag geworfen (hawwele habilehu ala aabilihi). 827. Wie sind die zu befreien (chalaß) die in Käfigen (akfaß). 838. Gott hat die Trennung (firak) nur erschaffen zur Strafe der Liebenden (uschak). 845. Einsamkeit in Leid (el-chala bela). 851. Wer verräth ist schlecht (men chane hane). 944. Wer schlägt die Trommel (thabl vor dem stabl)[1]). 962. Diese Welt ist nicht gut (faliha) und die andere frommt nicht (ßaliha). 989. Herrschaft der Niedern ist das Unglück der Staatsmänner (ridschal). Das letzte Wort ist hier keineswegs bloß mit vir zu übersetzen, denn jeder, der zu Konstantinopel gewesen oder etwas über die Türkei gelesen, weiß, daß ridschal die Staatsmänner als Männer κατ' ἐξοχὴν bedeutet. 1009. Die Fliegen (sebban) kennen das Gesicht des Milchmanns (lebban). 1495. Die heftigste der Schickungen (newasil) ist die Herrschaft der Niedrigen (erasil). 1588. Sie ist alt, aber nicht gescheidt geworden (schabet we ma tabet). 1648. Die Brust der Freien ist das Grab der Geheimnisse (ßodurol-ahrar koburol-esrar)[2]). 1785. Mit den Spitzen hoher Lanzen (el-aawali) erntet man die Frucht hoher Würden (el-maali). 2136. Kultur (Imaret) sagt zu dem Fürstenthume Imaret. 2248. Aufenthalt in der Fremde und Kummer (ghorbet we korbet). 2283. Der Morgen (ßabah) bedarf keiner Lampe (mißbah). 2303. Ratte im Bienenkorb (faret fi kowaret). 2310. Eine Schändliche unter ihres Gleichen (akraniha), eine Frau für ihre

---

[1]) Étable. [2]) Dieser Spruch kommt abermals ganz so unter 2527 vor.

Nachbarn (dschiraniha). 2815. Er floh vor dem Bären (dobb) und fiel in die Grube (dschobb). Aus Versehen ist hier der Bär als lupus übersetzt worden. Unter 3165 ist aus Nachläßigkeit derselbe Spruch wiederholt, aber wenigstens die der irrigen Uebersetzung, welche den Bären in einen Wolf verwandelt hat, durch das richtige ursus gut gemacht worden. 2322. Der Reiter lernt nicht reiten (jeteferres), bis er nicht heftig herumgestoßen wird (jeteherres); das letzte ist das französische harasser, so wie das französische harceler im arabischen hares sich wieder findet. 2329. Seufzet das Herz (fuad), so fliehet der Schlaf (rokad). 2340. Wer Gutes thut von seinem Abendessen (aaschahu) bis zu seinem Morgenessen (ghadhahu), über den werden nicht schadenfroh seine Feinde (adhahu). 2428. Wer gefällt dem Sultan ist beglückt (mesud), und wem grollt der Chakan wird verstoßen (merdud). 2462. Kein Verbrechen (iktiraf) mit dem Bekenntnisse (itiraf). 2475. Men kaßare an es-siaset-ßagare an er-riaset ist nicht richtig übersetzt mit: Qui res recte disponere non valet, regere non potest, denn siaset heißt nicht die richtige Anordnung, sondern scharfe Zucht, und ist von der Abrichtung des Pferdes mittelst Strafen hergenommen, daher heißt von derselben Wurzel der Stallknecht Seis, wie von der andern das Oberhaupt Reis. 2536. Wer genügsam, wird gesättigt (men kanaa schebaa). 2543. Wer sagt Ich (ena) fällt in Kummer (ana). 2743. Jeder Vertraute vereint sich mit seinem Vertrauten (Wortspiel zwischen elif und leff). 2768. Der dünne Theil des Schenkels (kjoraa) ward zum Arme (siraa). 2951. Wer sich einläßt in Geschäfte (umur) beschifft die Meere (bohur). 2960. Scherz befruchtet den Haß (el-misah likahol dhaghain). 3078. Die Betrachtung des Endes der Geschäfte (umur) ist der Schlüssel der Thore der Freude (sorur). 3164. Dieß sind nicht Granatäpfel (rommanet), sondern Herzen volle (melanet). Die Anspielung ist hier auch eine poetische auf den Granatapfel als Symbol des blutigen Herzens, welcher nach der persischen Sage zuerst erschien, als das mit dem Herzblute Ferhad's befleckte Beil in der Erde wurzelte und zum Granatenbaume ward. Sehr zahlreich sind die Sprüche, welche bloß dem Reime zu Liebe auf die Zunge ersonnen worden, als: 250. Das Unglück des Menschen kommt von der Zunge (belaol insan min el-lisan) (wiederholt unter 295). 621. Die Wohlthat schneidet die Zunge ab (et-ihsan jakthaa el-kisan). 675. Süß von Zunge, doch wenig wohlthätig. 398. Die Wunden der Lanze (sinan) werden geheilt, aber nicht die der Zunge (lisan); schöner und kürzer

unter 1741. Der Schlag der Zunge ist heftiger, als der Stoß der Lanze (dharbol-lisan eschedd min thaan es-sinan) *). Dieß ist ganz das Französische: Coup de langue est pire que le coup de lance. 1854. Die Länge der Zunge ist das Verderben des Menschen. 1916. Den Menschen lehrt seine Zunge kennen. 2858. Die Zunge des Zustandes (hal) ist beredter, als die Zunge der Rede (makal). 2866. Die Zunge ist die Feindin des Menschen. Man sieht, daß die meisten dieser Sprüche bloß der Liebe zum Reime zwischen lisan, ihsan, insan und sinan ihr Daseyn danken. Aehnliches ist mit dem Worte miftah (der Schlüssel) der Fall, worauf sich mißbah (die Lampe oder Leuchte) so gut reimt: 187. Lächeln ist der Schlüssel der Sicherheit (miftahol aman) und die Leuchte der Wohlthat (mißbahol ihsan). 567. Die Gier ist der Schlüssel der Erniedrigung, der Groll der Schlüssel der Feindschaft, das Hingeben an die Lust der Schlüssel der Reue, die Genügsamkeit der Schlüssel der Ruhe. 1177. Milde Freundlichkeit (rifk) ist der Schlüssel des Lebensunterhaltes (rifk). 1617. Die Geduld ist der Schlüssel des Vergnügens, die klare Erkenntniß der Schlüssel der Geduld, die Sünde der Schlüssel der Reue, die Reue der Schlüssel der Verzeihung, die Demuth der Schlüssel der Ruhe, die Genügsamkeit der Schlüssel des Wohlgefallens und das Wohlgefallen der Schlüssel der Liebe. Außer dem nächsten Anlasse des Reims, welchem so viele dieser Sprüche ihr Daseyn danken, sind andere zahlreiche bloß in gewisse herkömmliche Redeformeln der Sprache eingeschachtelt worden, und sie beginnen, wie so viele Sprüchwörter Meidani's, mit den Wörtern: men (wer), ma (was), rubbema (manchmal oder vielleicht), la (nicht), lau (wenn), leise (es ist nicht), isa (wann), küll (jeder) u. s. w.; z. B.:

Manchmal (rubbemma): 261. Manchmal legt sich der Mensch freudig und lachend schlafen, während der Tod an seinem Hausthor steht. 751. Manchmal staunt (tehaijere) wer wählt (techaijre). 801. Manchmal verfehlt der Sehende seinen Zweck und der Blinde findet den geraden Weg. 1220. Manchmal schadet dir der Dummkopf, der deinen Nutzen will. 1722. Manchmal tödtet ein Schrei einen Hahn. Vielleicht (rubbe): 1386. Vielleicht sagt die Waffe zu ihrem Herrn: laß mich. 1562. Vielleicht vererbt die Lust Einer Stunde lange Traurigkeit. 2224 Vielleicht hört das Auge, indem es schaut. 2645. Vielleicht daß zu einigen Zeiten (mewakit) nicht Absatz finden die Rubinen (jewakit). Wann (isa): 1819. Wann die Fische am Himmel aufgehen, ist das dumme Wasser kalt. 1820. Wann verschwinden die Butterschläuche. 1821. Wann der Mond aufgeht ist gut wachen. 1822. Wann der Bart

*) Kommt abermal unter 1790 vor, als: thaanol-lisan ke nabril-lisan.

deines Sohnes sprießt schere dein Kinn. 1914 Wann du durch das Land der Einäugigen gehst, mache dich einäugig. 1966 Wann der Mensch sich selbst über eine Handlung entschuldigt, ziemt es sich nicht, daß er deßhalb einen Andern tadle. 1352. Wann du Gutes thust, verstecke es; wann du es empfängst, sage Dank dafür; thue nicht, was dir in dieser und jener Welt schadet. Wann du dich ermüdest in Tugend (birr), wisse, daß die Müdigkeit vergeht und die Tugend bleibt; wann du aber das Laster genießest, wisse, daß die Lust vergeht und das Laster bleibt. 2602. Wann viele Hände, werden die Linsen verbrannt (viele Köche versalzen die Suppe); so auch: 2603. Wann viele Mönche, wird die Kirche verwüstet. 3048 Wann das Schicksal kommt, erblindet das Auge. 3169. Wann der Falke alt, spielen damit die Sperlinge. 2769. Wann die Krankheit vom Himmel, ist das Mittel umsonst. 2771. Wann dein Herr gerecht, wird ihm Lohn und dir Dank; wann er ungerecht, wird ihm Last und dir Geduld. 2772. Wann dein Genosse närrisch, sei du vernünftig. 2773. Wann dein Genosse Honig, iß ihn nicht ganz. Wenn (lau): 2774. Wenn er geduldig gewesen wäre, würde er großmüthig gewesen seyn. 2775. Wenn in meinem Leibe Aussatz gewesen wäre, hätte ich denselben nicht versteckt. 2776. Wenn meine Brust Glas (sedschadschet) wäre, äße ich alle Tage ein Huhn (dedschadschet). 2777. Wenn am Gemüse etwas Gutes gewesen wäre, hätte es der Hund gefressen. 2778. Wenn er Augenschminke hätte! 2787. Wenn an der Gemeinschaft etwas Gutes wäre, hätten zwei ein Weib gemein. 2788. Wenn Maria Brot geknätet hätte, hätte Joseph einen Laib davon nehmen müssen. 2790 Wenn du Basilikon wärest, würdest du leicht abzupflücken seyn. 2791. Wenn du die Sonne wärest, würdest du über den Wolken nicht aufgehen. 2806. Wenn an der Nachteule etwas Gutes wäre, würde sie der Jäger nicht vorübergehen. 2807. Wenn etwas Gutes daran wäre, hätte es der Vogel nicht weggeworfen. 2821. Wärest du nicht mein Loch, hätte ich dich einen großen Furzer geheißen. 2972. Wenn du regnetest, würdest du wolkig seyn. Es ist nicht (leise): 2901, Es ist nicht der Widerspruch gleich der Abweisung. 2898 Es ist nicht der Sohn deiner Mutter, wie der Sohn des Weibes, die mit einer Anderen den Mann gemein hat. 2899. Es ist nicht der Geiz von meinen Eigenschaften, aber ich habe nichts, um damit freigebig zu seyn. 3900 Es ist nicht der Weise, der dich die Weisheit mit seiner Zunge lehrt, sondern der weise handelt, damit Andere ihm nachahmen. 2902. Es ist nicht die Lüsternheit der Schlaffheit zuzuzählen. 2903. Es ist nicht das Alter zum Leben zu rechnen. 2904. Es ist nicht sich zu wundern, daß der Unwissende der Genosse des Unwissenden; aber es ist sich zu wundern, daß der Vernünftige den Vernünftigen kränkt. 2905. Es ist nicht vernünftig derjenige, der Ränke schmiedet, und dann selbst darein fällt. 2906 Es ist nicht alles eins, das Kamehl nur theilweise oder ganz mit Pech zu beschmieren*). 2907. Es ist nicht der Waise der, dessen Vater gestorben, sondern der, dem es an Vernunft und Bildung gebricht. 2908 Es ist nichts zu thun, nachdem man zur Tränke hingegangen, als wieder hinwegzugehen. 2909 Es ist nicht Verstand, Einsicht und Rath, als bei Gott. 2910 Es ist nicht die vordere Schwungfeder des Vogels wie die hintere, und der Buckel des

*) Hier ist irrig Kamus als Quelle citirt, während es Dschewheri heißen soll.

Kamehls nicht wie die Klaue desselben. 2912. Es ist nichts dem Menschen nützlicher, als Geld und Schwert; das Geld hilft seinen Nothdürften ab und das Schwert vertheidigt ihn vor Unbilden. 2913. Es ist nichts, was mit der Zeit dauert, als guter und schlechter Ruf. 2914. Es ist nichts im Hause als das Haus. 2915. Es ist nicht im Paradiese größere Lust, als zu wissen, daß es nicht aufhören wird. 2916. Es ist nicht bei der Liebe Rath. 2918. Es ist nicht im Hause Einer. 2919. Es ist nicht unter den Gaben Gottes eine bessere als die Weisheit. 2920. Es ist nicht jedem Begehrenden gegeben zu erreichen, und nicht jedem Flüchtenden sich zu retten *). 2921. Es ist nicht jede Blöße bedeckbar. 2923. Es ist nicht für den Neider Ruhe in der Welt. 2924. Es ist nicht zu trauen dem, dessen Finger mit Henna gefärbt. 2925 Es ist nicht (es gibt keinen) Untergang für den Genossen der Wissenschaft. 2926. Es ist nicht von der Gewohnheit der Großmüthigen, sich schnell zu rächen. 2928. Es ist nicht der, so weß, wie der, so nicht weiß. 2929. Es ist nicht der Segen aus der Menge, wohl aber kömmt die Menge vom Segen. 2997. Es ist nicht ein Zeichen der Stärke, wenn man sich in den Abgrund stürzt. Ich werde es nicht thun (la efaal): 2356. Ich werde es nicht thun zu keiner Zeit. 2357. Ich werde es nicht thun, so lange Mondschein und das Gekose beim selben besteht. 2358. — so lange die beiden Neuen (Tag und Nacht) verschieden. 2339. — so lange die beiden Rothen, 2360. — so lange die beiden Jünglinge, 2361. — so lange die beiden Zeiten (Tag und Nacht) verschieden. 2362. — so lange die Kamehle schreien. 2363. — so lange am Himmel Sterne. 2364. — so lange Tauben brüten. 2365. — so lange Tag und Nacht sich folgen. 2366. — so lange mein Auge Thränen hat. 2367. — so lange alte Kamehle seufzen. 2367. — so lange als man Oliven preßt. 2369 — so lange Gott angerufen wird. 2370. — so lange die aufgehende Sonne Strahlen wirft 2371. — so lange auf der Erde Besohlte und Nichtbesohlte gehen. 2372. — so lange der Reiter Weibern beiwohnt. 2373. — so lange Hobeiret, der Sohn Saad's (der nie zurückgekommen), abwesend. 2374. — so lange die zwei Zeiten (Tag und Nacht) verschieden. 2375. — so lange die Ziegen el-Fifr's zerstreut.

Auf gleiche Weise fangen nicht weniger als sieben und siebzig solche Sprüche (2668—2745) mit dem Worte küll (ein jeder) und ein Paar Dutzend mit den Wörtern men (wer) oder ma (was) an. Die wenigsten dieser über Einen Leisten der Form geschlagenen Sprüche und Redensarten können auf den Namen wirklicher Sprüchwörter Anspruch machen. Bei solchen, welche sich nur etwas anders schattirt auch in anderen Sprachen finden, wäre es zu wünschen gewesen, daß auf diese Identität mit einem Worte hingewiesen worden wäre. Diese Hinweisung ist überall vernachläßigt worden, wenn sie auch noch so nahe am Wege lag. Wir wollen diesem Mangel in den folgenden Beispielen abhelfen: 60. Einer ißt Datteln, ich werde aber mit den Kernen geworfen (mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen). 99. Das Ge-

*) Eben so 2922.

schäft erhellt erst aus der Betrachtung (η μελετη το παν); so auch 142. Erst denke, dann handle, und 183. Beschließe nichts, ehe du es zuvor bedacht. 119. Der Mensch ist der Sohn seines Tages, er erwachet aus seinem Schlafe, und 121. Der Mensch ist der Sclave der Zeit und die Zeit ist der Feind des Menschen. Diese beiden Sprüche finden ihre Parallelstelle in dem weit schöner und bündiger ausgedrückten des Mesnewi: Der Weise ist der Sohn der Zeit, die Zeit ist aber ein schneidendes Schwert. 163. Ergreife die Gelegenheit, ehe die Angst wiederkehrt. Hier ist die sehr überflüssige Erläuterung beigesetzt: Proverbium monet, ne occasionem praetermittamus; weit zweckmäßiger wäre es gewesen, die Parallelstellen aus Horaz: carpe diem, rapiamus de die occasionem, rape dona praesentis horae beizusetzen. 246. Die wirksamste Ermahnung ist der Anblick der Todten; weit bündiger und schöner in der Siegelinschrift Omars: Als Prediger genügt der Tod. Dem, der sich an Bürgers: Die Holde, die ich meine *), erinnert, dem wird der Ausdruck desselben Gedankens von der Allmacht Gottes schwerlich in der Form des Spruches 254 munden: Wer gibt dem Koth im Hintern des Kamehls die Form der Kugel? 269. Einer kauft theurer als der Andere; der Grundgedanke ist hier der in der Horazischen Ode ausgeführte: Est ut viro vir latius ordinet arbusta sulcis. 323. Drei Dinge machen mager: der zaudernde Bote, die Lampe die nicht brennt und die Erwartung des Gastes zum Tische: Aspettar e non venir, star nel letto e non dormir, far la corte e non gradir, son tre cose da morir. 379. Dem Feigen nahet der Tod von Oben; ist das Horazische: Mors et fugacem consequitur virum, und: 384. Gut sind die Ahnen, aber Böse haben sie zurückgelassen; Aetas parentum, pejor avis, tulit nos nequiores. 386. Wie der sich den weichen Theil der Nase mit eigener Hand abschneidet: A chi si taglia il naso vien il sangue a la bocca. 402. Dschera ma dschera, es ist geschehen was geschehen; ist nur eine andere Form des weit besseren und allbekannten: madha ma madha, d. i. was vorbei ist vorbei. 475. Wie der Salz zum Berge Barak bringt (Wasser in das Meer). 499. Die Palmen sind dessen, der sie befruchtet. Weit kräftiger im alttürkischen Spruche des Oghusname:

Das Pferd gehört dem, der es reitet;
Das Schwert dem, der es führt mit Kraft;
Die Herrschaft dem, der sie erbeutet;
Das Mädchen dem, der sie beschlaft.

*) Wer that sich in dem Wunder kund,
Wodurch in tausend Liebespracht
Die Holde, die ich meine, lacht.

512. Ein Aas trübt das Meer nicht; derselbe Gedanke in dem üblichen arabischen Sprüchworte: Der Urin eines Hundes trübt das Meer nicht. 522. Wie du willst, daß dein Bruder gegen dich, thue gegen ihn; ist ganz die Lehre des Evangeliums und ganz demselben entnommen; so auch 1160. Was dir nicht gefällt, thue nicht dem Andern 730. Schaden nach Nutzen (Leid auf Freud). 769. Der Diener der Kirche hat keinen Lohn (pauvre comme un rat d'église). 774. Nach der Verwüstung Baßra's (deliberante Roma Saguntum perit). 975. So ist die Zeit, gedulde dich (levius fit patientia quidquid corrigere est nefas). 1723. Der Eine fischt und der Andere ißt die Fische (sic vos non vobis). 1843. Lange Hoffnung lange Traurigkeit (vitae summa brevis spem nos vetat inchoare longam und spatio brevi spem longam reseces). 1855. Nach der Länge deines Kleides strecke deinen Fuß aus (strecke dich nach der Decke). 1911. Der Sclave ist aus dem Thone seines Herrn (tel maître tel valet). 2014. Wenn du dir etwas vornimmst, vertraue auf Gott; weit bündiger und schöner im bekannten arabischen Spruche: ittakol fe tewekkol, d. i. schwinge die Lanze und traue auf Gott; auf englisch: Aim the sword and trust the Lord. 2163. Thue nichts, ohne das Ende zu überdenken (respice finem). 2168. Der Handel ist die Hälfte der Religion. Ein sehr merkwürdiger Spruch, der nicht nur auf die erste Beschäftigung Mohammeds als Handlungsdiener Chadidsche's, sondern auch auf die Handelskarawanen der Koreisch und auf den jährlichen Markt bei der Wallfahrt zu Mekka hinweiset. Zwei unter die Rubrik des Wortes Nußf, d. i. Hälfte (dimidium facti qui incipit habet) gehörige sehr bekannte Sprüche, welche sich unter den von Hrn. F. gesammelten dreitausend nicht befinden, sind die beiden folgenden: Wer sich vermählt, hat die Hälfte seines Glaubens gerettet; und: el-muwaßalet nußfol-moraselet, d. i. correspondance est demie jouissance. 2297. Wer abwesend, verliert seinen Theil, den die Genossen essen (tarde venientibus ossa). 2316. Die Flucht zu seiner Zeit ist Sieg; nicht diesen Spruch, sondern den folgenden gebrauchen moslimische Geschichtschreiber von der Niederlage der Ihrigen. Die Flucht vor dem Unerträglichen gehört zur Sunna der Moslemin. 2389. Wie viele Arme sind reich an Gemüth und wie viele Reiche arm an Gemüth. Bei Saadi:

Großmüthige der Welt sie haben kein Geld,
Den Reichen der Welt an Großmuth es fehlt.

2487. Der Tropfen höhlt den Stein (gutta cavat lapidem). 2550. Die Ziege sprach: Diese Nacht ist nicht die Schwester der

gestrigen (les jours se suivent et ne se ressemblent pas). 2640. Der Großmüthige ist der, dessen Linke nicht weiß, was die Rechte thut (nach dem Evangelium). 2916. In der Liebe gilt kein Rath (quae res nec modum habet neque consilium, ratione modoque tractari non vult). 3096. Dir nützt nichts, als was mit dir (frui paratis). 3265. Wer seinen Vater ehrt, lebt lange (das vierte Gebot des Decalogs). 3321. Heute Gruß, Morgen Rede; bezieht sich auf die Sitte der Gastfreundschaft, den Gast eher zu bewirthen, ehe man ihn ausfrägt, und ist üblicher in der Form: ewwel kelam baadeth-thaam, d. i. erst das Essen, hernach die Rede. Um nur ein einziges Beispiel zu geben, wie diese Sprüche nach den Materien hätten geordnet werden sollen, mögen hier die auf Schicksal, Loos und Bestimmung sich beziehenden Sprüche und Sprüchwörter genügen: 9. Dir kömmt, was dir bestimmt. 95. Gottes Befehl wird vollzogen in jeder Nacht. 120. Der Mensch denkt, Gott lenkt. 124. Der Mensch weiß nicht, was ihm von Gott bestimmt. 182. Wann das Loos entschieden, ist schöner Sieg beschieden. 662. Wann ergehen des Schicksals Beschlüsse (el-makadir) sind eitel die Rathschlüsse (et-tedabir). 684. Kommt das Loos geschwind, ist das Auge blind; üblicher in der Form isadschar el-kadr aama el-baßr. 905. Die Räthe berathen und das Loos lacht. 1000. Die Arznei des Herzens ist die Ergebung in das Loos. 1156. Der zufrieden mit dem, was ihm beschieden, nimmt alles leicht hienieden. 1161. Die Zufriedenheit des Mannes mit seinem Schicksale ist die äußerste Befriedigung. 2441. Das Vorherbestimmte geschieht. 3047. Wann das Loos niedersteigt ist Vorsicht eitel. 3048. Wann das Schicksal niedersteigt, erblindet das Gesicht.

Um diese kritische Anzeige von Hrn. F.'s Werk zu vollenden, bleibt uns nur noch die Rüge einiger Stellen übrig, in denen er den wahren Sinn des Arabischen durchaus nicht verstanden oder wenigstens sehr nachläßig übersetzt hat, als: 175. Frigus veris rosas auget *). Schon der Unsinn, daß die Kälte die Rosen vermehre, hätte Hrn. F. über diese Uebersetzung stutzen machen sollen, es heißt: Die Kühle des Frühlings nimmt zur Rosenzeit zu; was eben so praktisch wahr, als Hrn. F.'s Uebersetzung unnatürlich. 242. ßidk ist nicht sowohl mit veritas als sinceritas zu übersetzen. 280. Mercator et astrologus quidam est; wenn, wie Hr. F. liest, ma bikjun zu lesen wäre, so wäre ma mit quoddam und nicht mit quidam zu übersetzen gewesen; weder quidam noch quoddam geben einen

*) Berd er-rebii jesid fi wordihi.

Sinn; statt bikjun ist jebkjun zu lesen und zu übersetzen: der Kaufmann und Astronom weinen nicht. 385. Via major multiplex est, sed via, qua incedendum est, una; soll heißen: Der Straßen sind viele, aber der Pfad (des beschaulichen Lebens) ist Einer. 717. Ma jahmil el-hakad ist übersetzt mit: invidiam non habe (habet), es heißt aber: hat keinen Groll, denn hakad oder hikd heißt Groll und nicht Neid. 1164. Raana mit fatua übersetzt, da es doch eigentlich nur die schlanke (die rahne) bedeutet [1]). 1358) Sallath Allahu ist nicht richtig mit Deus praeficiat! übersetzt, es heißt: Gott gewältige den Bären über das Schwein. 1520. Nobilitas negligentia est [2]) ist ganz unrichtig; teghaful ist nicht Nachläßigkeit, sondern die Vernachläßigung oder vielmehr das Nichtachten von Kleinigkeiten, über welche der wahre Adel hinausgeht. Eben so unrichtig, als hier der wahre Sinn des Wortes teghaful, ist 1713 der des Wortes fodhul mit superfluum gegeben, während es mit Uebermuth (petulantia) hätte übersetzt werden sollen. So 2502. quum prudentia pauca est superfluum multum est [3]); soll heißen: wenig Verstand, viel Uebermuth; so auch 1375. Das Verderben kömmt aus Uebermuth des Geldes und des Wortes, und nicht aus Ueberfluß. Unsinn ist 1783. Viae te projecerunt; et turrehat heißt nicht die Wege, sondern die Thorheiten, Possen [4]), also: Stultitiae nugae te projecerunt. 1972. Arabibus diversa consilia sunt; soll heißen: Die Wüsten sind der Araber; denn bedawat, Plural von bedawet, heißt durchaus nichts anders als die Wüsten [5]), und es ist unbegreiflich, wie Hr. F. die Bedeutung diversa consilia herausfinden konnte. Wo mag Hr. F. hingedacht haben, als er 2199 das arabische dast, d. i. die Kelle oder das Schöpfgefäß, für das persische dest, die Hand, nahm, und statt zu übersetzen: trulla haustrum vituperans dixit, übersetzt: manus haustrum vituperans dixit. Wie hätte sich das persische Wort dest in's rein arabische Sprüchwort verirren können? Was für einen Sinn gäbe es: die Hand sagt dem Schöpflöffel »du bist schwarz?« Diese Verwirrung ist so unbegreiflicher, als Hr. F. die Parallele dieses Sprüchworts aus Burckhardt anführt, und in seinem Wörterbuche unter dest selbst die Bedeutung trulla

---

1) So heißt auch 1973 aaruset er raana die schmucke Braut, und nicht: sponsa stulta.

2) Esch-scherf teghaful.

3) Isa kallet el-okul kesore el-fodhul.

4) Kamus Constantinopolitaner Ausgabe III. Bd. S. 727.

5) Ebenda S. 766.

gibt. 2274. Miles sine stipendio adversaria sua secum habet; Dustur, das hier mit adversaria (Schmier- oder Conceptbuch) übersetzt ist, heißt nichts als der Wesir; es ist falsch vocalisirt und sollte destur, d.i. die Erlaubniß aus dem Dienst zu gehen, die Entlassung, und die Uebersetzung heißen: Tiro sine stipendio missionales suas secum fert. 2343. Quam praeclare opes ingenii sunt [1]); dürfte richtiger lauten: Benütze den Reichthum, das Verdienst der Vernunft zu erhöhen. 2351. Non est Fathimah in schola et non Mohammedes in schola. Maalimet, die Lehranstalt, mag wohl mit Schule übersetzt werden, aber keineswegs das Wort kjuttab, das durchaus nichts anders als die Schreiber bedeutet, daher Reis Efendi nichts anderes als Reis ol kjuttab, d. i. das Haupt der Schreiber, hieß. 3076. Quem concameratum opus esse vides, eum visitatum esse putas [2]). Was soll dieß heißen; Du glaubst, daß der, den du als Gewölbe schauest, ein Besuchter sei. Der Mangel allen gesunden Sinnes hätte Hrn. F. wohl an der Richtigkeit seiner Uebersetzung zweifeln lassen können; diese hätte lauten sollen: Id quod cupulam vides, sepulchrum esse putas, das erste Wort ellesi ist mit id quod und nicht mit qui zu übersetzen, und mesar ist das gewöhnliche Wort für Grab; der ursprünglichen Bedeutung nach heißt mesar freilich ein besuchter Ort, aber in der übertragenen üblichen heißt es das Grab, der Friedhof. Hr. F. selbst hat in seinem Wörterbuche die wahre Bedeutung »visitationis locus« angegeben; mit dieser allgemein üblichen Bedeutung des besuchten Ortes für Grab steht die auf Grabsteinen häufig vorkommende Inschrift in Beziehung: Besuch erheischt Gebet allhier, denn heute mir und morgen dir *). 3095. Ist gerade das Gegentheil übersetzt, oder es ist im arabischen Texte das Verneinungswort ma ausgefallen. So scheint auch unter 3123 Charitas Druckfehler statt Claritas zu seyn, denn das arabische Wort hakkanijet heißt augenscheinliche klare Einsicht. 3178 und 3179 wird das Wort himmet, d.i. hoher Muth oder Unternehmungsgeist, nicht erschöpfend genug mit propositum übersetzt; auch ist die Leseart tafthaa eine

---

[1]) Efdhil el-aakl bil mal.

[2]) Ellesi tansarchu kubbet tasunnu innehu mesar.

[3]) So ist das Wort mesar auch in der Grabschrift Sibeweihs in dem Artikel desselben bei Ibn Challikjan zu verstehen, nicht wie in M. G. Slane's englischer Uebersetzung: The friends are departed whose visits thou didst receive so often, sondern:

Fort sind die Freunde, die dich lang besuchet,
Zerstreuet klagen sie nun um dein Grab.

falsche statt taklaa, denn der allbekannte Spruch heißt: himmetor-ridschal taklaa el-dschebal, d. i. wörtlich: hoher Männergeist Berge aus den Wurzeln reißt. 3190. Timor est frustratio nicht richtig, denn heibet heißt nicht Furcht, sondern Scheu vor dem Großen. 2607. Mosakeretol ulema heißt nicht die Erinnerung an die Gelehrten, sondern die Erwähnung derselben. 49 und 50 wird das Wort teedib irrig mit eruditio übersetzt, während es eigentlich Züchtigung heißt, wie dieß aus den Strafkapiteln der Fetwasammlungen erhellt. Uebrigens ist das arabische Wort den Wurzelbuchstaben nach dasselbe mit dem griechischen παιδευσις. Ungeachtet der hier gerügten Uebersetzungsfehler, der großen Unordnung, in welcher die dreitausend dreihundert zwanzig Sprüche durch einander geworfen sind, und der vorkommenden Vermengung von eigentlichen Sprüchwörtern mit Weisheitssprüchen oder bloßen Redensarten ist auch dieser dritte Band Hrn. Professor Freytags, so wie die beiden vorhergehenden seiner Uebersetzung der Sprüchwörter Meidani's ein sehr schätzbarer Beitrag zur Erweiterung des Studiums arabischer Philologie und insbesonders arabischer Gnomik und Ethik.

Der arabischen Sprüchesammlung Herrn Professor Freytags stellen wir die rabbinische Blumenlese des Herrn Dukes zur Seite, der sich schon durch frühere Werke hebräischer Literatur als einen spruchbefähigten Gelehrten der Welt rühmlich bekannt gemacht*). Hr. D. hat, wie das Vorwort ankündet, sich zur Aufgabe gemacht, die im Talmud zerstreuten Sprüchwörter vollständig zu geben, mit dem Wunsche, daß seine Blumenlese »neben Erasmus wohlbekannte und vielverbreitete Adagia und Freytag's höchst schätzbare Arabum proverbia gestellt werde.« Wir befriedigen diesen Wunsch wenigstens durch diese Anzeige, weil diese Blumenlese sich wirklich dem Inhalte nach ganz dem dritten Theile von Hrn. F.'s Werk zur Seite stellt, da sie nicht nur Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten, sondern auch Sentenzen und Maximen enthält. Die Einleitung verbreitet sich über beide, und unterscheidet genau die ersten von den letzten, das Gleichniß von der Fabel, das Sprüchwort von der Gnome oder Weisheitslehre, und führt die einzelnen Abtheilungen in der besten Ordnung durch. Hier begegnen wir dem oben so umständ-

*) Moses ben Esra aus Granada. Darstellung seines Lebens und literarischen Wirkens, nebst hebräischen Beilagen und deutschen Uebersetzungen; von Leopold Dukes. Altona 1839. — Zur Kenntniß der neuhebräischen religiösen Poesie. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte, nebst hebräischen Beilagen von Leopold Dukes. Frankfurt am Main 1842. Dann die Ehrensäulen und Aufsätze in der Zeitschrift Zion und in Jost's Annalen.

lich besprochenen arabischen Mesel in dem hebräischen Maschal wieder, welches das Gattungswort für Sentenz und Sprüchwort, wie das arabische Mesel beide in sich begreift. Das eigentliche Sprüchwort wird aber, wie Hr. D. bemerkt, in der Bibel mit dem Zusatze das uralte (das arabische kadim) bezeichnet. So nennt Hr. F. die eingebürgerten Sprüchwörter der Araber proverbia recentiora, die bei Meidani den uralten ursprünglichen entgegengestellt werden, so theilt Hr. D. die hebräischen Sprüchwörter in biblische und nachbiblische, deren letzte einigermaßen denen der Araber Muwelledun, d. i. der eingebürgerten, entsprechen. Die gewöhnliche Anführungsformel des Talmud's ist: das Sprüchwort sagt, das gemeine Sprüchwort sagt, die Leute sagen. Was Hr. D. als eine eigenthümliche Erscheinung des Taldmud's aufführt, daß Sprüchwörter an Bibelstellen gelehnt werden, findet sich im Arabischen wieder als ein besonderer Zweig der Redefiguren unter dem Titel el-Iktiba's, d. i. die Feuerfangung, wenn der Dichter oder Redner Verse des Korans oder Worte der Ueberlieferung in seinem Gedichte oder seiner Prose auffaßt, und daran gleichsam Feuer fängt; ein berühmtes Werk Ichtijar Ben Ghajaseddin el-Hoseini's, verfaßt i. J. 897 (1491), betitelt el-Esas fil-iktibas, d. i. die Grundlegung der Feuerfangung, ist nichts als eine Sammlung von Sprüchen und Sprüchwörtern, welche an Koranstexte oder Verse der Ueberlieferung gelehnt sind *) Hr. D. untersucht das Alter und Vaterland der hebräischen Sprüchwörter, den Inhalt und die Arten derselben: »Im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß diejenigen Sprüchwörter, die sich im babylonischen Talmud finden, in diesen Gegenden üblich waren, so wie diejenigen, die im jerusalemischen Talmud und Midrasch rabba erwähnt sind, Palästina angehören.« Manche Sprichwörter erscheinen in einem drolligen Gewande und sind Satyre auf manche Städte, wie z. B.: »Sieben Jahre ward die weibliche Mücke der männlichen entfremdet. Sie sagte zu ihm: Du sahest den Mechusiten, wie er sich badete und nachher in Tücher einhüllte, du setztest dich auf ihn, zapftest ihn an und hast mir nichts davon gesagt.« — Die historischen Sprüchwörter der Hebräer sind dunkler als die der Araber, weil über die Personen, die zu deren Trägern geworden, weniger bekannt, als über die historischen Personen der arabischen Sprüchwörter. Die sprüchwörtlichen Redensarten halten das Mittel zwischen den eigentlichen Sprüchwörtern und der

*) Der umständliche Inhalt desselben im Katalog meiner Handschriften Nr. 56; Jahrb. d. Lit. LXII Bd. Anzeigebl. S. 19.

bloßen Vergleichung. In der zweiten Abtheilung behandelt Hr. D. die Sentenzen und Maximen; die ersten sprechen eine allgemeine Wahrheit aus, die zweiten fügen die Regel zum Handeln hinzu (wir haben sie bei den Arabern in der Form der Imperative und Prohibitive gesehen).

»Weisheit und Klugheit sind die reinsten Gegensätze, sie verhalten sich wie Himmel und Erde, wie Geist und Körper, wie Ewiges und Vergängliches, wie Idee und Wirklichkeit. Die Weisheit richtet ihren Blick nach Oben, wo das Ideal der Menschheit zu suchen ist; sie sammelt Schätze auf der Erde und für den Himmel; ihr ist der Name Mensch im edelsten Sinne des Wortes das Höchste. Die Klugheit senkt ihren Blick auf die Erde; ihr ist der Beruf das Höchste; sie sammelt Schätze auf der Erde für dieselbe, und auch der Himmel ist ihr nur eine Springwurzel, um verschlossene Thüren zu öffnen. Weisheit haben heißt, den einen Zweck der Menschheit verfolgen, mit Hintansetzung aller andern Zwecke. Dieser eine Zweck steht in keinem Buche geschrieben, »das Herz nur gibt davon Kunde.« Klugheit haben heißt Zwecke verfolgen und die geeigneten Mittel dazu ausfindig machen, öfter mit Hintansetzung des einen Zweckes; die Geschichte der meisten Menschen legt dafür Zeugniß ab. Weisheit ist Klugheit für den Himmel, Klugheit ist Weisheit für die Erde.«

Von der Weisheit (Hikmet) ist im Koran einige und zwanzigmal die Rede; der berühmteste Vers ist der 270ste der II. Sure: »Er gibt die Weisheit wem er will, und wem die Weisheit gegeben ward, dem ist ein großes Gut gegeben worden.« Der Commentar dieses Verses ist dem (voriges Jahr zu Constantinopel gedruckten trefflichen Werke Medschalis Sinanije (S. 78 erklärt die Weisheit: als nützliches Wissen und Gott gefälliges Handeln, und setzt gleich das Wort der Ueberlieferung dazu: der Anfang aller Weisheit ist die Furcht Gottes; mit diesem Worte der Ueberlieferung steht unmittelbar der 28. Vers der XXXV. Sure in Bezug: es fürchten Gott von seinen Dienern die Wissenden (Ulema, insgemein für Gesetzgelehrte genommen). Hr. D. theilt die hebräischen Sprüche: a) in die in den Kanon aufgenommenen biblischen Sammlungen; b) in die in den Kanon nicht aufgenommenen Sammlungen; c) in die talmudischen; d) in die aus der maurisch-spanischen Periode. In die erste gehören die Sprüche Salomons, in die zweite das Buch Sirach und das der Weisheit; in die dritte die vier Tractate 1) Aboth, 2) Aboth Nathans, 3) Derek Erez, 4) der kleine Derek Erez und die im Talmud zerstreuten Sprüche; in die vierte Klasse die Werke Hay Gaon's Samuel Hannagid's und Moses, des Sohnes Esra's; dann die Uebersetzungen aus dem Arabischen, nämlich das Mibchar Peninim vom Dichter Salomo Ben Gabirol ara-

bisch gesammelt von Samuel Ben Tibbon, in's Hebräische übersetzt von Joseph Kimchi versificirt; Proben aus dieser versificirten Bearbeitung hat Hr. Dukes (in der Zeitschrift Zion, II. Jahrgang, S. 97) gegeben. Ein anderes Buch Ben Gabirol's enthält unter dem Titel: Verbesserung der Eigenschaften der Seele, viele Sentenzen von bekannten und unbekannten griechischen und arabischen Weisen; es war ebenfalls ursprünglich arabisch geschrieben; dann die Sittengespräche der Philosophen von Henein Ben Ishak arabisch zusammengetragen und von Jehuda Al-charisi in's Hebräische übersetzt; endlich verschiedene Sprüche in dem Buche: die Pflichten des Herzens Bechai ben Josephs, in dem Abraham ben Chisdai's, in dem Ali's, aus welchem Hr. Dukes die Sprüche des Pythagoras in seinen Ehrensäulen mitgetheilt, und über einige kleinere Sammlungen von Sprüchen einige Worte in Jost's Annalen (1839, S. 85) gesagt hat. Den Schluß der Einleitung macht die Notiz früherer talmudischer Chrestomathien und Sammlungen, mit besonderer Rücksicht auf die Sprüchwörter. Das erste derselben, von Moses Ben Joseph Pig, erschien schon vor dreihundert Jahren zu Constantinopel; von den eigentlichen Sprüchwörtersammlungen ist aber die älteste die des Drusius: Apophthegmata Ebraeorum ac Arabum, von welchem schon Causinus (in aula sancta I. p. 174) als einem höchst schwer aufzufindenden Buche spricht. Hr. D. kennt dieses Werk nur aus Buxtorf's Citaten; da Rec. dasselbe besitzt, so fügt er hier die Kunde bei, daß es auf 92 Quartseiten drei Bücher enthält, deren erstes 208, das zweite 72, das dritte 299, also in allem 579 Sprüche in sich faßt, nur das dritte Buch enthält die arabischen aus dem Mibchar Happheninim. Hr. D. theilt seine Sprüche in zwei Abtheilungen, deren erste 64 hebräische und chaldäische des Sirach, die zweite 665 talmudische Sprüchwörter, sprüchwörtliche Redensarten, Sentenzen und Maximen enthält, die letzten nach dem hebräischen Alphabete geordnet; die Beziehung derselben, sei es auf die Sprüche Salomons, sei es auf arabische Sprüche und Sprüchwörter, wird überall bemerkt; es würde aber nicht geschadet haben, auch parallele Sprüche oder Sprüchwörter aus anderen europäischen Sprachen anzuführen. Die nöthigen Erklärungen fehlen nicht; z. B. 2: »Die Pfeife, welche den Vornehmen gefällt, behagt den Webern nicht;« hier wird bemerkt, daß die Weber, zur Zeit des Talmud sehr verachtet, sprüchwörtlich für Geringe gebraucht wurden. 7. »Der Gewinn von dem Besuche des Trauerhauses ist feierliche Stille. Hier wird auf Kohelet 7. 2 verwiesen: »Ein gutes Gerücht ist besser, denn gute Salbe, und der Tag des Todes

besser als der Tag der Geburt.« Diese Parallele scheint dem Recensenten in sehr weiter Entfernung zu laufen; viel näher liegt der Sinn der oberwähnten türkischen Grabschrift: »Besuch erheischt Gebet allhier, denn heute mir und morgen dir;« weit näher, als jener Vers des Predigers, liegen die von Hrn. D. angeführten Verse eines geistreichen hebräischen Dichters des Mittelalters als Inschrift eines Friedhofs:

Ich kam hieher auf den Besuch der Magen
Der Freunde und der Aeltern sie zu fragen.
Sie schwiegen — sind denn Vater, Mutter, Alle
Treulos geworden in der Todtenhalle?
Sie aber riefen zungenlos mir zu,
Und zeigten mir bei sich den Platz der Ruh'.

31. »Ziehest du in eine Stadt, so befolge ihre Sitten.« Sehr passend wird hier das arabische Sprüchwort angeführt: »Wer nach Dhofar kömmt lerne himjaritisch sprechen;« aber eben so gut hätte hierher gepaßt: Si fueris Romae, romano vivito more. 38. »Sittlichkeit ist besser als edle Abkunft;« ist ganz das Arabische: »Bildung ist besser als Adel.« 46. »Wo das Buch ist, ist das Schwert entbehrlich; wo das Schwert ist, ist das Buch entbehrlich.« Derselbe Gedanke im Arabischen, nur noch bündiger: »Die Zunge des Schwerts ist schneidender als die Zunge des Kiels, und manchmal umgekehrt« [1]). 79. »Zwei Krähen schlafen nicht auf Einem Brete.« Im Arabischen: »Zwei Schwerter passen nicht in Eine Scheide« [2]). 85. Schamhaftigkeit und Glauben sind gepaart.« Ist ganz das Arabische: »Schamhaftigkeit und Glauben sind Zwillinge.« 87. »Iß Zwiebel und sitze im Schatten, und speise nicht Gänse und Hühner, wenn dein eigenes Herz dich dafür verfolgt.« Hieher würde das türkische Sprichwort gepaßt haben: »Kannst du nicht wie Rosen liebeln, so begnüg' wie Hyazinthen dich mit Zwiebeln.« 88. »Er hat einen Granatapfel gefunden, das Innere gegessen und die Schale weggeworfen.« Ist das Französische: »On suce l'orange et puis on la jette.« 97. »Hast du die Wissenschaft in deiner Jugend nicht gewollt, wie wirst du sie in deinem Alter erreichen können?« Ist der Sinn des arabischen Spruches: »Lern', o Jüng-

---

[1]) Zungen der Thaten sind beredter, als Zungen der Worte;
Zungen der Schwerter sind beredter, als Zungen der Federn.

[2]) Unter Eines Arm's Raum geh'n zwei Kürbisse nimmer,
Und zwei Köpfe niemals in einen einzigen Turban;
Also taugen auch nie zwei Fürsten in Einem Gebiete;
Ruhig vertragen sich zwei im Grabe, doch nimmer im Hause;
Nicht zwei Löwen im Wald und nicht zwei Wesire im Reiche.
(Morgenländisches Kleeblatt. Wien 1819. S. 64, 65.)

ling! denn Unwissenheit ist Schande, und es ist damit nur zufrieden der Esel.« Die als Tugendzahl so beliebte Tetras findet sich auch im Hebräischen: »Vier Theile verzehrt der Taglöhner und eben so viel der Besitzer des Feldes.« 118.»Vier empfangen nicht das Antlitz der Schechina (werden nicht selig): die Spötter, die Lügner, die Heuchler und die Verläumder.« 119.»Vier bejammernswerthe Dinge gibt es; drei davon gehören der Welt im Allgemeinen an, eins davon bezieht sich auf Frauen. Wehe dem Lebenden, der dem Sterben nahe ist; wehe dem Helden, der schwach wird; wehe dem Sehenden, der erblindet; wehe dem Zeitalter, dessen Leiterin eine Frau ist.« Zu dem Schechina bemerkt Recensent, daß dieses die Sekinet des Korans ist, welche in der Arche des Bundes ruht, wie es im 249. Verse der II Sure heißt: »Es sprach zu ihnen ihr Prophet: als Zeichen seines Reiches wird zu euch die Arche kommen, worin die Sekinet (d. i. selige Ruhe) für eure Herzen. Außer dem Koran kömmt die Sekinet aber auch in einem sehr merkwürdigen Worte der Ueberlieferung vor, welches sich auf die Reise des Moses zu Chisr (dem Hüter des Lebensquells) bezieht. Moses unternahm diese Wanderung, um bei Chisr Wissenschaft zu suchen, und diese Wanderung ist dem Moslim das lobenswerthe Vorbild wissenschaftlicher Reisen. Das Wort der Ueberlieferung, das sich darauf bezieht, sichert die Sekinet (d. i. selige Ruhe) auch allen denen zu, welche in Moscheen den Koran lesen und Vorträge halten. Es heißt: »Gott erleichtert ihm (der die Wissenschaft sucht) den Weg in's Paradies; über die, so in den Betorten Gottes versammelt sind, und sich unter einander belehren, wird die Sekinet niedersteigen.« Der Commentar dieser Ueberlieferung der Medschalis Sinanije (S. 448) erklärt die Sekinet als die Ruhe des Gemüthes, welche aus der Lesung des Korans durch Reinigung des Herzens, durch Verschwinden aller Finsterniß der Leidenschaft und das Herabsteigen des Glanzes göttlicher Gnade hervorgebracht wird. Die Formel so vieler arabischer Sprüchwörter, welche mit Wohl dem oder Heil dem! beginnen, findet sich auch im Hebräischen wieder. 7. »Heil dem Manne einer schönen Frau die Zahl seiner Tage ist doppelt.« Mit Bezug auf Sirach 26. 1. 124: »Heil dem, welcher sich fügt wie ein Ochs dem Joche, wie ein Esel der Last und wie eine Kuh, die auf dem Felde den Pflug zieht.« 125. »Heil dem Menschen, dem seine Aeltern schon Glück bereiteten. Heil demjenigen, der einen Nagel hat, etwas daran zu hängen.« 126. »Heil dem Menschen, welcher in seiner Versuchung besteht.« 127. »Heil dem Menschen, dessen Todesstunde ist wie die seiner Geburt.« 128. »Heil demjenigen, welcher Reue bezeigt, so lange er als

kräftiger Mann dasteht.« 129. »Heil dem, welcher seine Aeltern in einem löblichen Berufe sieht; wehe dem, welcher seine Aeltern in einem makelhaften Berufe sieht.« 166. »Der Mann mit der Nase wird gesucht;« d. i. hervorragende Menschen haben oft deßhalb Unannehmlichkeiten zu bestehen. Hiezu bemerkt Rec., daß im Arabischen und Persischen der Großnasige denselben Sinn hat, wie der Großkopfige im Deutschen, welches in der gemeinen Volkssprache für einen Mann von Ansehen und Gewicht gebraucht wird; so heißen die Vornehmen und Großen auf arabisch Aarnin, d. i. die Großnasigen, auf persisch Dimaghi asim; unter dieser letzten Benennung ist in der osmanischen Reichsgeschichte ein englischer Botschafter, der sich nicht ungestraft beleidigen ließ, bezeichnet[1]). 186. »Wer gute Werke bei Andern veranlaßt, hat mehr Verdienst als derjenige, der sie selbst thut;« erinnert an das Horazische: Cotis instar. Hr. D. hat Sprüche, welchen derselbe Begriff zum Grunde liegt, auf einander zu beziehen, nirgends vernachläßigt. Wir wählen hier ein Beispiel davon mit seinen Beziehungen um so mehr aus, als derselbe Gedanke von Lord Byron gebraucht, noch vor nicht Langem in mehreren englichen Zeitschriften Stoff zu kritischen Bemerkungen und Gegenbemerkungen gegeben. Die drei denselben Gedanken unter verschiedenem Bilde ausdrückenden hebräischen Sprüche sind in der vorliegenden Sammlung Nr. 195, 405, 538 [2]); der erste lautet: »Der Pfeilschmied wird oft von seinem eigenen Pfeil getödtet, von seiner Hände Werk wird er bezahlt.« Schem Tob Palkeira hat diesen Gedanken geistreich ausgedrückt: »Ist die Zeit als Schatten über deinem Haupte, fürchte, daß sie sich morgen vielleicht in Netze verwandelt für deine Füße. Als Flügel diente sie gestern dem Adler und heute ist sie mit dem Sohn des Bogens.« Ein arabischer Dichter hat diesen Gedanken ebenfalls sehr sinnreich ausgedrückt. Folgende Worte legt derselbe einer gefangenen Taube in den Mund: »Gestern — sagte sie — haben die schönen Zweige mich mit ihrem lieblichen Grün bedeckt, und heute schlagen sie sich um mich als Stäbe eines Käfigs und halten mich darin gefangen« [3]). 405. »Durch denselben Löffel, den der Künstler verfertigte, verbrennt er sich den Mund mit Senf.« 537. »Der Schmied, welcher bei seinem Ambos sitzt, wird oft von dem Werke seiner eigenen Hände bezahlt.« Hiezu bemerkt nun Recensent, daß diesen Gedanken weit schöner und bündiger das türkische Sprüchwort ausdrückt: Der Adler

[1]) Gesch. des osman. Reichs, Bd. V. S. 532.
[2]) Druckfehler für 137.
[3]) Anthologie arabe par Grangret de Lagrange p. 83. 71.

wird nur von dem mit seinen eigenen Federn beschwingten Pfeile getödtet. Diesen Gedanken nahm Lord Byron in seinen Versen auf den Tod Kirk White's auf:

So the struck eagle stretchd upon the plain
No more through rolling clouds to soar again
Viewd his own feathers on the fatal dart.

Die englischen Kritiker bestritten mit gutem Recht die Originalität dieses Bildes, indem sie das Seitenstück hiezu in ihrem Waller [1]) und bis im Aeschylos [2]) aufsuchten; sie hätten aber das Original weit näher in den angeführten morgenländischen Sprüchwörtern und wahrscheinlich zunächst im Türkischen gefunden, welches Lord Byron auf seinen Reisen in der Türkei gehört haben mag. Die ganze Fabel, von welcher der sprüchwörtliche Vergleich herrührt, nämlich die des persischen Dichters Naßir Chosrew, hat Falkener im Asiatic journal [3]) gegeben: Der Adler, der sich auf seine Schwingen so viel einbildet, erkennt an den Federn des Pfeiles, der ihm den Tod gegeben, die seiner eigenen Schwingen:

Als er nun wohl geschaut
Auf seine eig'nen Schwingen,
Und seine Federn sah,
Rief er [4]): Was klage ich;
Von uns ist ausgegangen
Was über uns gekommen.

So geht derselbe Gedanke von Aeschylos an durch die persische Fabel, den hebräischen Spruch, das türkische Sprüchwort, bis herunter zu Waller und Byron.

Wir heben nun nur noch einige aus den 665 von Hrn. D. gesammelten Sprüchen aus, welche durch Originalität sich auszeichnen: 96. »Sagt dir Einer, du hast Eselsohren, kümmere dich nicht darum; sagen's dir Zwei, so lege dir einen Sattel

---

[1]) That eagle's fate and mine are one
Which on the shaft that made him deie
Espied a feather of his own
Wherewith he wont to soar on high.

[2]) πληγέντ' ἀτράκτῳ τοξικῷ τὸν αὐτὸν
εἰπεῖν ἰδόντα μηχανὴν πτερώματος
τάδ' — οὐχ ὑπ' ἄλλων, ἀλλὰ τοῖς αὐτῶν πτεροῖς
ἁλισκόμεσθα.

[3]) Jahrgang 1841. S. 81.

[4]) Tschun nik nasar kerd
gufta si ki walem
peri churisch der an did
ki es mast ki ber mast.

auf.« Eben so 282. »Nennen deine Freunde dich einen Esel, so lege dir einen (eine) Halfter auf.« 97. »Das Suchen der Weisheit im Alter ist wie Zeichnen auf Sand; das Suchen der Weisheit in der Jugend wie Eingraben in Stein.« 136. »Während die Frau spricht, spinnt sie.« 137. »Ist deine Frau klein, so bücke dich zu ihr hinab und sprich.« 184. »Für einen Mann, den Frauen umgebracht haben, gibt's weder Rechte noch Richter.« 204. »Wer die zarten Fasern des Baumes genießt, wird oft mit der Ruthe desselben geschlagen.« 212. »Kaue tüchtig, so wirst du es in den Fersen fühlen.« 213. »Wer einen Gehängten in der Familie hat, soll zu einem Andern nicht sagen: Hänge mir ein Fischlein auf.« Ist ganz das Französische: Il ne faut pas parler corde dans la maison d'un pendu. 218. »Wer ein grünes Reis von der Erde aufhebt, braucht gewiß den Platz desselben.« 221. »Derjenige, den eine Schlange gebissen hat, fürchtet sich auch vor einem Strick.« 234. Ein Gelehrter, welcher fastet, dessen Mahlzeit möge der Hund verzehren.« 241. »Zank gleicht dem Wasserstrahl, der aus einer Spalte hervordringt; je mehr sich die Spalte erweitert, je stärker wird der Strahl.« 251. »Sei lieber bei den Füchsen das Haupt, als bei den Löwen der Schwanz.« 287. »Wahrheit ist das Siegel Gottes.« Dieß erinnert Recensenten an die Inschrift eines arabischen, in einen Saphir gestochenen Siegels (dermalen im Besitze der Signora Juva zu Turin), welches nichts als das Wort Hakk enthält, welches im Arabischen die dreifache Bedeutung von Wahrheit, Recht und Gott hat (indem Gott die höchste Wahrheit und das höchste Recht); auf dem sehr schönen Stiche des Wortes Hakk befindet sich ein Hemse, welches gar nicht auf das Wort Hakk gehört; auf die zu Constantinopel bei gelehrten Scheichen gemachte Anfrage, was denn hier das Hemse zu bedeuten habe, kam die Antwort: das Hemse sei ein Hauchzeichen (wie der Spiritus auf den griechischen Vocalen) und bedeute hier die Wahrheit, welche der Hauch Gottes sei. 321. »Mehr als der Mann heiraten will, wünscht die Frau geheiratet zu werden.« 338. »Wird die Frau geschlagen, gedenkt sie der sieben Hochzeitstage.« 395. »In der Fremde bellt der Hund sieben Jahre nicht.« Bei 428 wird die Parabel von der Pflanzung des ersten Weinbergs gegeben, dessen Erdreich Satan mit dem Blute eines Lammes, Löwen, Affen und Schweines tränkte, wodurch die verschiedenen Wirkungen des Weines bezeichnet werden. In der Note wird bemerkt, daß sich diese Parabel auch in den Gesta romanorum (in Dr. Grässe's deutscher Uebersetzung 1842. Nr. 159) befinde; dieselbe ist aber schon vor einem halben Jahrhundert aus dem persischen Adschaibol machlukat vom Rec. übersetzt,

und im Juniushefte von Wielands deutschem Merkur d. J. 1796 gegeben worden.

Den Anhang zu dem Werke des Herrn Dukes bildet eine Abhandlung über die hebräischen Leichenreden, worauf Noten und Zusätze, das Register und ein hebräisches Glossarium folgen, für welche Zusätze der Leser und besonders der Anfänger in der hebräischen Literatur nur mit Dank verbunden seyn können. Die Proben der Leichenreden aus dem Talmud und der Leichenreden von Frauen werden eingeleitet wie folgt:

»Der Orient hat von jeher großen Werth auf Leichenbegängnisse gelegt und dieselben sehr ceremoniös gemacht. Schon in der ältesten Zeit war es Sitte, daß die Frauen der Todtenbahre vorhergingen und Klagelieder sangen, welche, schon in der Bibel erwähnt, sich, wie wir aus Reisebeschreibungen wissen, bis heute erhalten hat. Man ist berechtigt anzunehmen, daß in der alten Zeit auch Leichenreden gehalten wurden; David's Leichenrede über Saul und Jonathan mochte als Muster gedient haben. Die Redner stellten sich bei ihren Leichenvorträgen die doppelte Aufgabe: erstens, den Todten zu loben, denn menschliche Eitelkeit erstreckt sich noch jenseits des Grabes hinaus, und ferner, die Lebenden dadurch zu guten Handlungen anzuregen. Das Begleiten der Todtenbahre war von den Talmudisten — auf einige Bibelstellen gestützt — als ein sehr verdienstliches Werk empfohlen, und die Leichenreden scheinen ebenfalls einen großen Werth in ihren Augen gehabt zu haben. Der Talmud hielt — und es ist sehr richtig — die Leichenreden für den sichersten Maßstab in der Beurtheilung des Lebenswandels eines Menschen; sie war als eine Art ägyptisches Todtengericht zu betrachten, welches die öffentliche Meinung moralisch ausübte. Diese von der Erfahrung bestätigte Ansicht drückten die Talmudisten nach ihrer Weise mit folgenden Worten aus: »Aus der Leichenrede, welche man über einen Menschen hält, erkennt man, ob er ein Kind der andern Welt ist oder nicht;« d. h. an der Theilnahme der Lebenden sieht man, ob er würdig ist, des andern Lebens theilhaftig zu werden. Wir finden auch, daß einige Talmudisten den Wunsch gehegt haben, man möchte bei ihrem Leichenbegängnisse eine erschütternde Rede halten. Man muß den Talmudisten hierin vollkommen Recht geben, und darf diesen Wunsch nicht als Regung der Eitelkeit halten. Denn obwohl der Leichenstein und der Grabhügel unter allen Rednern die eindringlichsten sind für ein sinniges Gemüth, so gibt es dennoch viele Menschen, deren Ohr nicht so fein organisirt ist, die stumme Sprache der Gräber zu hören, und sie bedürfen erst einer menschlichen Stimme, um sich diese Worte verdolmetschen zu lassen. Der Leichenredner übernimmt dann nur das Geschäft des Erklärers. — In der talmudischen Zeit war die Sitte, Leichenreden zu halten, ziemlich allgemein. Diese Leichenredner folgten in Judäa der Bahre nach, in Galiläa gingen sie ihr voran, welches zu einem Sprüchworte Anlaß gegeben hat. Manche dieser Leichenredner mochten vielleicht ein Gewerbe aus diesen Reden gemacht haben. Außer diesen Leichenreden, welche man am Grabe hielt, war es später Sitte, daß man alljährlich am Todestage berühmter Gelehrten sich auf dem Grabe derselben versammelte, um einige Gebete zu verrichten, wo allem Anscheine nach einige Erinnerungsreden gehalten wurden. Am Grabe

wurden ferner bei der Beerdigung gewisse Gebete verrichtet, welche theils aus Bibelstellen, die das unbedingte Unterwerfen des Menschen unter die göttlichen Schickungen und das Anerkennen der göttlichen Gerechtigkeit aussprechen, bestanden, theils von den Talmudisten selbst verfertigte Gebete waren. Diese Trauer- und Lobreden, so wie die verschiedenen Ceremonien, welche dabei in Anwendung kamen, werden im Talmud allgemein Kalusin genannt.«

Bei den Arabern finden sich die Leichenreden nicht in prosaischer, sondern nur in poetischer Form vor, in den Klagegedichten nämlich, welche die Freunde am Grabe hersagen, und welche nebst dem Ausdrucke des Schmerzens über den Verlust des Verstorbenen das Lob seiner Tugenden enthalten. In der Hamasa ist das Hauptstück der Merasi, d. i. der Trauergedichte, eines der beträchtlichsten, und enthält 135 solche kurze elegische Ergüsse; die schönen Elegien Motenebbi's sind bekannt; häufig finden sich solche Parentalien in den Lebensbeschreibungen Ibn Challikjan's. So schrieb der Dichter Soleiman Ibn Jesid el-Aadewi auf das Grab des großen Grammatikers Sibeweih die Verse, von denen schon oben das erste Distichon erwähnt worden:

Fort sind die Freunde, die dich lang besuchet,
Zerstreuet klagen sie nun um dein Grab,
Bewildert ließen sie dich in der Wüste,
Sie trieben nicht von dir den Kummer ab;
Das Loos erging, du sankest in die Grube,
Die Freunde wandten all von dir sich ab [1]).

Unter die schönsten solcher elegischen Grabverse gehören die aus einem Gedichte des großen Dichters Ebul aathahije, gest. i. J. 211 (286), welcher sich selbst die Grabschrift gesetzt:

Leben, welches endet in dem Tod,
Ist gar bald getrübt durch bitt're Noth.

Als er dem Tode nahe, begehrte er den Sänger Moharik und verlangte, daß er sich zunächst an ihn setze, und ihm die folgenden elegischen Verse eines seiner Gedichte als Todtenklage vorsinge:

Kömmt das Ende von den Tagen meinen,
Werden kurz die Frauen um mich weinen,
Freunde meiner Freundschaft nicht erwähnen,
Und nach Freunden anderen sich sehnen [2]).

Die Klagefrauen, welche dem Sarge vorhergingen, sind eben so uralte arabische, als hebräische Sitte, und der Araber hat dieselben sogar unter die Sterne verpflanzt, indem er in den

[1]) Ibn Challikjan in der Biographie Sibeweih's.
[2]) Ibn Challikjan in der Biographie Ebul aathahije's.

vier Rädern des Heerwagens nur einen Sarg und in den drei Sternen der Deichsel die drei dem Sarge vorhergehenden Klagefrauen sieht, welche bei den Arabern Binaton-nasch, d. i. die Töchter des Sarges, heißen. Unter dem halben Dutzend der von Hrn. D. gegebenen kurzen talmudischen Leichenreden ist die einfachste und natürlichste:

»Weinet um die Trauernden und nicht um den Verlust, denn er (der Verstorbene) zog zur Ruhe ein, wir aber sind dem Kummer anheimgefallen.«

Die talmudischen Leichengespräche der Frauen sind mehr gnomisch als rhetorisch; es sind deren nur sieben, welche diese Anzeige der rabbinischen Blumenlese beschließen mögen:

1. Wehe dem Wandernden! wehe dem Pfande (dem als Pfand eingesetzten Leben). 2. Der Knochen ist aus dem Zahn gefallen und das Wasser kehrt zum Kessel zurück. 3. Die Gruft ist ein melotisches Gewand für einen Fremden, dem sein Vorrath ausgegangen. 4. Umhüllt euch und bedeckt euch ihr Berge (mit Trauer), denn es ist ein Sohn von Großen und Vornehmen. 5. Unsere Brüder, die Kaufleute, werden auf dem Mauthhause (im Grabe) untersucht. 6. Er lief und fiel, und muß sich jetzt bei der Ueberfahrt ein Darlehen reichen lassen. 7. Sein Tod war wie der Tod aller Andern, seine Krankheiten waren Pfänder.

In den drei letzten Sprüchen spricht sich der Handelsgeist des hebräischen Volkes handgreiflich aus. Das Grab ist ihm ein Mauthhaus, wo die Waare des Lebens untersucht wird; zur Ueberfahrt muß er sich ein Darlehen reichen lassen (um Sterbekleider zu kaufen), und seine Krankheit war ihm nur als Pfand geliehen; natürlicher ist das Bild des als Pfand geliehenen Lebens und die Redensart: »Er stellte das ihm geliehene Kleid des Lebens zurück,« für: er ist gestorben, ist eine unter Arabern, Persern und Türken allgemein gäng und gäbe; so steht im Meninsky unter Mostear die Gnome, mit der wir diese Anzeige besiegeln: »Das Gallakleid (Chalaat) des Lebens ist ein ausgeliehenes.« Hammer-Purgstall.

Das Folgende ist Hrn. Hofraths von Kiesewetter in der obigen Note S. 3 erwähnte Entgegnung auf Hrn. P. Kosegartens Aeußerung:

Hr. Prof. Kosegarten sagt bei Erwähnung der Schrift: »Die Musik der Araber nach Originalquellen von R. G. Kiesewetter,« ihm scheine diese Schrift hauptsächlich aus persischen Autoren entnommen zu seyn, wie dieß auch mit Villoteau's Abhandlung über denselben Gegenstand der Fall sei.

Diese Meinung bedarf einiger Berichtigung. Hr. v. Kiesewetter unterscheidet deutlich das ursprünglich arabische System und eben dasselbe, wie es sich in der arabisch-persischen Schule gestaltet.

Von diesem wesentlich verschieden zeigt er ein den großen persischen Philosophen überall fremd gebliebenes neupersisches System. Die Artikel, welche von der Tonleiter, dann von den Tonarten der arabischen Musik handeln, sind zuverläßig nach arabischen Handschriften verfaßt, und dabei nur die in der persischen Schule aufgekommenen (gar nicht wesentlichen) Varietäten angezeigt. In den Artikeln von den Größenverhältnissen der Töne in der Tonleiter und deren Consonanz oder Dissonanz, dann von dem Rhythmus sind — keineswegs ausschließend, wohl aber vorzüglich — die persischen Autoren benützt worden, weil bei ihnen diese Materien mit mehrerer Ausführlichkeit und verhältnißmäßiger Vollständigkeit entwickelt gefunden wurden, als bei den vorgelegenen Schriften der arabischen Lehrer.

Was die vergleichende Hinweisung auf Villoteau betrifft, so treten in Hrn. v. Kiesewetters Schrift das Unzusammenhängende und die Mängel in der Abhandlung des französischen Autors deutlich genug hervor: die Handschriften der persischen Philosophen waren Villoteau sogar unbekannt geblieben, er war nur auf die wunderliche Schrift eines späteren Persers gerathen, der jenes neuere, von dem arabischen wie von dem arabisch-persischen wesentlich verschiedene System nach seiner Weise entwickelt, und welches Villoteau, ihm selbst unbemerkt, mit dem arabischen vermengt; die Lehre endlich von den Verhältnissen der Töne und deren Consonanz, wesentliche Theile in jeder musikalischen Theorie, so wie das Kapitel vom Rhythmus, würde man bei Villoteau ohnehin vergeblich suchen.

Hr. Prof. Kosegarten will gefunden haben, daß Hr. v. Kiesewetter die arabischen und persischen Kunstwörter nicht überall richtig erklärt habe; als Beispiel indeß führt er nur das Messel an: dieses soll demselben zufolge ein gewisses sehr schwer zu erklärendes Maß der Saite bedeuten; es sei aber nichts anders, als das gebräuchliche Wort simile, aequale, und es handle sich nur um eine Multiplication dieses Gleichen, die wir in der deutschen Sprache durch das Wörtchen Mal ausdrücken, z. B. »drei Mal der erwähnte Raum.«

Die Erklärung, die Hr. Kosegarten hier von dem Messel (oder wie er es lieber geschrieben haben will, von dem Misl) gibt, erinnert durch ihre große Einfachheit an das Ganze der Fechtkunst, wie dieses der Maître d'armes in Molière's Bourgeois gentilhomme seinem Schüler definirend in der ersten Lection beibringt: N'est que cela? — Nun ist aber das Messel, in dem Kapitel von den Tonverhältnissen gebraucht, ein wirklicher Kunstausdruck geworden: er bezeichnet das Längenmaß des oberen (klingenden) Theiles der durch Uebergreifen verkürzten Saite, gegen die ganze Saite, d. i. gegen den gegebenen ersten (sogenannten) absoluten Ton. Wir bedienen uns zur Vergleichung eines Bruches, z. B. $^{8}/_{9}$, $^{5}/_{6}$, $^{4}/_{5}$, $^{3}/_{4}$, $^{2}/_{3}$, $^{1}/_{2}$, des Ganzen u. s. w. Die Araber und Perser suchen das Maß in dem klingenden Theile der Saite selbst, ohne sich des Maßes des stummen Theiles zur Bezeichnung des Verhältnisses beider gegen einander zu bedienen. Das gefundene (eigene) Maß des oberen Theiles ist dasjenige, was sie das Messel nennen. Dieses Messel ist also eine aufzusuchende unbekannte Größe = x. Daß diese nicht gleich durch Multiplication gefunden wird, würde Hr. Kosegarten bald inne geworden seyn, wenn er den Versuch gemacht hätte, das Messel irgend eines Tones der klingenden Saite selbst aufzusuchen. Dazu freilich mußte er vor Allem den Begriff vom Messel gehabt haben, den er, wie man sieht, nicht aufgefaßt hatte.

Der deutsche Commentator der persischen Rechenkünstler war bescheiden genug, zu gestehen, wie schwer er die Aufgabe gefunden, ein an sich so sonderbares, allen bekannten Theorien fremdes Verfahren zur Schätzung der Tonverhältnisse und ihrer consonirenden oder dissonirenden Eigenschaft einem europäischen Musikverständigen klar zu machen. Ist ihm dieß (wie es denn doch zu vermuthen) gelungen, so darf er sich darauf immerhin etwas zu gut thun, und war er damit bei Hrn. Kosegarten nicht eben so glücklich, so mag er sich darüber mit der Vorstellung beruhigen, daß der Herr Professor, ohne Zweifel mehr Philolog als musikalischer Gelehrter, an jene Aufgabe die Mühe nicht wenden konnte oder wollte, ohne welche das Verständniß der Sache nun einmal nicht zu gewinnen ist.

Art. II. Genus, incunabula et virtus Joannis Corvini de Hunyad, Regni Hungariae Gubernatoris, argumentis criticis illustrata per Georgium Fejér. Budae 1844. Octav. 340 S.

Das Leben und Wirken des Mannes, dessen »Geschlecht, Ursprung und ausgezeichnete Thaten« den Gegenstand des vorliegenden Werkes bilden, ist eine der merkwürdig-erhabensten Erscheinungen in der Geschichte des europäischen Mittelalters. Johann Hunyadi als Gubernator Ungarns, als Repräsentant des ungarisch-christlichen Ritterthums im fünfzehnten Jahrhundert gehört zwar der ungarischen Nation, und somit unmittelbar der ungarischen Geschichte an, so daß auch sein Leben und Wirken, von dieser Seite gefaßt, vorwiegend eine bloß special-historische Bedeutung hat. Doch war Johann Hunyadi's Persönlichkeit von viel umfassenderem und durchgreifenderem Einflusse auf die Begebenheiten seiner Zeit, als daß eine Auffassung in dieser Beschränktheit zu deren vollkommener Würdigung genügen könnte. Noch heute wird er unter dem Namen Szebeniano Janko als einer der vorzüglichsten Helden der Kämpfe christlicher Nationen gegen den vordringenden türkischen Halbmond in den Nationalgesängen sämmtlicher den Norden der Türkei anwohnenden Völker, besonders aber der Serbler und Albaneser, gefeiert. Und wie hierin wohl die schönste Huldigung liegt, welche dem erhabenen Manne, dem ungarischen Ritter ohne Furcht und Tadel, das rege gebliebene Bewußtseyn von Völkern, die unter einem dreihundertjährigen Joche schmachten, in seiner Unbefangenheit nur darbringen kann: so ward ihm auch von Seite der abendländischen Christenheit die gebührende Anerkennung seiner Verdienste nicht versagt. Es wird hinreichen, in dieser Hinsicht vorzüglich die damaligen römischen Päpste hier zu berufen. Denn diese hätten ihn wohl kaum den Helden der christlichen Kirche beizählen, kaum seinen Namen und seine Tugenden durch Stif-

tungen und durch noch vorhandene Inschriften verherrlichen können, wenn das Gefühl und der Sinn der Christenheit eine solche Aufrechthaltung seines Andenkens nicht angezeigt hätte; wie wir hiezu auch zahlreiche Belege und Andeutungen aller Art in den Schriften seiner Zeitgenossen finden. Bedenken wir hiezu noch die hohe Bedeutung, welche die Länder und Völker des östlichen Europa, wo Hunyadi die Lorbeeren seines Ruhmes sich erwarb, überhaupt bei dem plötzlichen Umsichgreifen der osmanischen Macht seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts erhielten; bedenken wir namentlich die wichtige Stellung, die hiebei das ungarische Reich vorzüglich im fünfzehnten Jahrhundert als die nicht bloß von den Päpsten zum Bollwerke ersehene, sondern hiezu auch durch seine geographische Lage und den kriegerischen Geist seiner Bewohner gleichsam berufene Macht behauptete; bedenken wir, wie eben diese Macht zugleich die Vereinigung sämmtlicher Streitkräfte und Bestrebungen der zur Zeit Johannes von Hunyad durch den Fall Constantinopels zu neuen Unternehmungen gegen die Ungläubigen veranlaßten christlichen Fürsten und Völker vermittelten: so wird wohl nicht leicht Jemand der Biographie unseres Helden den ihr gebührenden welthistorischen Charakter in Abrede zu stellen geneigt seyn. Es liegt deßhalb auch im Interesse nicht der ungarischen Geschichte allein, sondern der geschichtlichen Wissenschaft überhaupt unsere Kenntniß von der Persönlichkeit und den Thaten Johann Hunyadi's möglichst zu erweitern, fest zu begründen und in's wahre Licht zu stellen.

Von diesem Standpunkte aus faßt Ref. das vorliegende Werk auf. Unsere Kenntniß »von dem Geschlechte, dem Ursprunge und den ausgezeichneten Thaten« Johann Hunyadi's ist auch gegenwärtig noch höchst mangelhaft, und selbst in dieser mangelhaften Gestalt einem großen Theile nach mehr oder weniger unsicher. Die Verdienste, welche sich seiner Zeit Ph. E. Spieß um diesen Gegenstand durch Veröffentlichung mehrerer wichtiger Urkunden erworben hat, müssen zwar dankbar anerkannt werden [1]; dennoch sind aber auch durch ihn nur wenige der bedeutenderen Fragen einer befriedigenden Lösung zugeführt worden, während wir anderentheils erst auf Manches aufmerksam gemacht wurden, dessen nähere Kenntniß in mehr als einer Hinsicht sehr wünschenswerth wäre. Was aber seither geschah,

[1]) In seinen zwei für die Urkundenlehre und Benützung höchst wichtigen Werken: Archivalische Nebenarbeiten. Zwei Bände. Halle 1783 — 1785; und Aufklärungen in der Geschichte und Diplomatik. Bayreuth 1791.

verdient kaum das Erwähnen, und erst jüngst hat einer unserer hervorragendsten Geschichtsforscher darauf hingewiesen, wie sehr eine genaue historische Beleuchtung des Charakters »des kräftigen und interessanten Helden Hunyadi« an der Zeit wäre*).

Unter solchen Umständen muß wohl das Werk Fejérs, welches diesen Gegenstand kritisch, theils durch Mittheilung neuer Daten und noch unbekannter Urkunden, theils durch Zusammenfassung und Prüfung des bereits bekannten Stoffes aufzuklären sich zur Aufgabe gestellt hat, willkommen seyn. Der Verf. führt darin in acht Abschnitten zuerst die Zeugnisse der vorhandenen Quellenschriftsteller über Johann Hunyadi's Abkunft und große Thaten an; gibt dann 93 zwar großentheils schon bekannte, einige aber noch nicht herausgegebene Urkunden, welche denselben Gegenstand betreffen, und entwickelt hierauf seine eigenen Ansichten darüber, indem er zugleich dieselben gegen die Gründe anders denkender Geschichtschreiber zu rechtfertigen unternimmt. Wir wollen hier untersuchen, was die zu lösende Frage durch die Ergebnisse der Forschungen Fejérs gewann.

Die Stellen, welche der Verf. im ersten Abschnitte S. 9 bis 32 als Zeugnisse glaubwürdiger Quellenschriftsteller anführt, sind der von Johann Thurocz compilirten ungarischen Chronik, dann den Schriften des J. Dlugoß, Aeneas Sylvius, Ph. Callimach, Anton Bonfin, P. Ranzanus, Ludwig Tubero, Peter v. Roo, Nicolaus Olahus, Caspar Heltay, der Griechen Chalcocondylas und Ducas, endlich eines Ungenannten in den Pezischen Anecdotis entnommen. Er konnte bei dieser Zusammenstellung keinen anderen Zweck haben, als ein möglichst klares Bild von der Auffassung der Persönlichkeit und Thaten Johann Hunyadi's bei seinen Zeitgenossen und der ihm zunächst stehenden Generation dem Leser vorzulegen. Wir dürfen es uns jedoch nicht bergen, daß dieß hier nur sehr unvollständig geschah.

Es ist wohl überhaupt kaum zu läugnen, daß alle Bedeutung solcher Zusammenstellungen, wie wir eine hier finden, einzig und allein auf die Eigenschaft der Literatur sich stützt, vermöge deren diese als ein Spiegel des ihr als Gegenstand gewissermaßen gegenüberstehenden Lebens gelten kann, in welchem sich die verschiedenen Erscheinungen und Richtungen desselben treu und genau abspiegeln. Will man jedoch auf diese Weise das Spiegelbild einer doch immer nur als einzelnes Individuum in den abgespiegelten Begebenheiten wirkenden Persönlichkeit erfassen, und im Lichte unserer heutigen Geschichtswissenschaft wie-

*) Joseph Chmel: Geschichte Kaiser Friedrich IV. und seines Sohnes Maximilian I. Zweiter Band. Hamburg 1843. S. 306.

dergeben: so wird mit Recht gefordert, daß man die Belegstellen über sie den betreffenden Werken nach deren eigenthümlichen Geiste in nur irgend erreichbarer Vollständigkeit und kritischer Correctheit entnehme, und daß die Zusammenstellung nicht bloß mit besonderer Hervorhebung des Wichtigeren Alles umfaßt, was uns mit jener Persönlichkeit bekannt zu machen überhaupt geeignet ist: sondern daß sie selbst auch den Anforderungen, welche heute vom wissenschaftlichen Standpunkte aus an derlei historische combinative Untersuchungen gestellt werden, entspricht.

Aus der Zusammenstellung in dem uns vorliegenden Werke sieht man nun wohl, daß dem Verf. diese Anforderungen bei seiner Arbeit vorgeschwebt haben; aber obgleich sie ihm nicht fremd blieben, scheinen sie ihm doch zum deutlichen Bewußtseyn nicht ganz gekommen zu seyn, sonst wüßten wir uns die Mängel, die an ihr sowohl im Einzelnen als im Ganzen vorkommen, kaum zu erklären.

Als Mangel glauben wir vor Allem hervorheben zu müssen, daß der Verf. die Geschichtschreiber des Volkes, gegen welches kämpfend Johann Hunyadi die schönsten Lorbeeren seines Ruhmes gesammelt hat, wir meinen die türkischen, gar nicht beachtet hat *). Aber auch seine Benützung der Byzantiner ist von Oberflächlichkeit nicht ganz frei, und was die abendländischen Historiker betrifft, so wäre wohl zu wünschen gewesen, daß er bei Auswahl der Ausgaben, die er zu Rathe zog, mit mehr Genauigkeit verfahren wäre.

Die Berichte der byzantinischen Geschichtschreiber sind bezüglich der ungarischen Geschichte dieser Zeit von höchster Wichtigkeit. Sie fassen nicht bloß die Begebenheiten von einer eigenthümlichen, von der, welche bei den Abendländern immer wiederkehrt, merklich verschiedenen Seite auf; sie geben uns auch über einige dunkle Punkte sehr werthvolle Aufklärungen, die um so mehr unsere Beachtung verdienen, da eben über die dabei vorkommenden Verhältnisse uns fast gar keine Urkunden (diese sonst unerschöpfliche Quelle ungarischer Geschichtskunde) zu Gebote stehen; da sie aber andrerseits auch durch die Volkssagen der Serbler, Albanier u. s. w. eine — wenn gleich den Umständen gemäß nur schwache — Unterstützung finden. Dieß gilt namentlich in vollem Maße von der Geschichte Johann Hunyadi's, über dessen Stellung zu mehreren Personen, die damals den entschiedensten Einfluß auf die Schicksale des östlichen Europa übten, z. B. zu dem serblischen Despoten Georg Brankovich, zu

*) Vgl. z. B. des Hrn. B. v. Hammer Geschichte des osmanischen Reichs, II. Bd. Pesth 1828. S. 545.

dem Albaneser Fürsten Georg Castriota, zu den Beherrschern der Walachei u. s. w., sowohl einheimische als abendländische Berichterstatter überhaupt nur Weniges und in sehr oberflächlicher und einseitiger Fassung mittheilen, und auch die Urkunden diesen Mangel nur hier und da, meistens ebenfalls bloß bei Fragen untergeordneter Art, einigermaßen ergänzen. Ein gründliches Studium der Byzantiner wäre daher hier eben so ersprießlich, als eine umsichtige Sammlung und Benützung der noch vorhandenen serblischen, bosnischen, albanesischen, dalmatinischen und walachischen Sagen und Volkslieder, deren Gegenstand entweder Begebenheiten jener Zeit sind, oder in denen wenigstens ihr Einfluß noch bemerkbar scheint.

Von diesen Ansichten wurde der Verf. nicht geleitet. Die Stritter'schen Memorien der einst am schwarzen Meere ansäßig gewesenen Völker sind die einzige Quelle, aus der er die Angaben der Byzantiner schöpfte. Und so geschah es denn, daß wir sie nicht einmal nach ihrem griechischen Urterte angezogen finden, und daß der Verf. sich überhaupt nur auf die zwei von Stritter benützten, den Chalcocondylas und Ducas, beschränkt. Andere und namentlich der so ungemein wichtige Georgius Phranzes werden nicht im mindesten beachtet; ein Mangel, der wohl um so weniger entschuldigt werden kann, da schon andere ungarische Historiker sich solcher Quellen bedient haben *).

Auf ähnliche Weise, wie bezüglich der Byzantiner durch die Stritter'schen Memorien, ließ sich bezüglich der Abendländer der Verf sehr häufig durch die Schwandtner'sche Sammlung der Scriptores rerum Hungaricarum abhalten, die in dieser Sammlung enthaltenen Geschichtschreiber nach älteren, besseren und gewöhnlich vollständigeren Ausgaben zu benützen. Ein Beispiel möge darthun, um wie vieles vollkommener sein Werk bei einer anderen Verfahrungsweise geworden wäre.

Bekanntermaßen zieht sich durch alle Angaben abendländischer Historiker über Johann Hunyadi's Abkunft, so verschieden diese auch sonst seyn mögen, die Ansicht, daß er walachischer Abstammung sei Wir werden es unten versuchen, diese Ansicht selbst auf ihre historische Grundlage zurückzuführen und daraus zu prüfen. Will man jedoch hiebei auch, wie der Verf. thut, sie in ihrem vielgestalteten Vorkommen aus den Schriften verläßlicher Gewährsmänner darthun, so müssen besonders jene hervorgehoben werden, in denen sich ihre vielfache Gestaltung am markirtesten wahrnehmen läßt.

*) J. B. Feßler: Die Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen. IV. Theil. Leipzig 1816. S. 776.

Von den Träumereien (eines schärferen Ausdrucks wollen wir uns nicht bedienen) des in sehr zweideutigem Lichte bekannten Paulus Scalichius de Lika kann natürlich heute und bei dem gegenwärtigen Zustande historischer Studien und Forschungen nicht mehr die Rede seyn. Verf. that daher Recht, daß er sie nicht einmal eines Seitenblickes gewürdigt hat. Aber als eine äußerst merkwürdige literar-historische Erscheinung verdient diejenige Ansicht eine ganz besondere Beachtung, welche zur Zeit des Königs Mathias Corvinus dessen Geschlecht durch Berufung auf seines Vaters dacische Abkunft mit der altrömischen Patricierfamilie der Corviner in Verbindung zu bringen sich bestrebte. Wir finden diese Ansicht vorzüglich von Italienern in Umlauf gebracht, welche sich in großer Zahl am Hofe des Königs Mathias aufhielten, und durch ihre Aufnahme in die Geschichtswerke des Antonius Bonfinius und Petrus Ranzanus hat sie sogar eine Art historischer Legalisirung erhalten. Auch beruft der Verf. die Angaben dieser beiden. Merkwürdigerweise aber übergeht er eben die Stelle in der das Ranzanus'sche Werk bevorwortenden Anrede an König Mathias, worin sie am ausführlichsten und in wissenschaftlich anspruchvollster Form entwickelt wird; wahrscheinlich aus keinem anderen Grunde, als weil sie sich in der Schwandtner'schen Sammlung, in der bei Aufnahme dieses Werkes die Vorrede weggelassen wurde, nicht vorfindet. Diese Stelle verdient als der vollkommenste Ausdruck jener Ansicht ganz besonders unsere Beachtung, und da wir unten, bei Prüfung der Resultate des vorliegenden Werkes, sie als solche in Betracht zu ziehen gesonnen sind, so halten wir uns verpflichtet, sie hier ergänzungsweise anzuführen.

Magnis te possum extollere laudibus, redet der Bischof den König an, primum quidem ex clarissimo atque antiquissimo genere, quandoquidem Majores, quibus exortus es, a veteribus Romanis originem s i n e u l l a d u b i t a t i o n e (!!?) traxerunt. At vero non ab illis orti sunt, qui ex humili abjectoque ordine in civitate Romana fuere, sed ex Patriciis atque primariis, id est ex ordinis Senatorii viris, quorum summa fuit apud suos concives auctoritas, magnaque in urbe potentia et virtus haud mediocriter commendanda. Romanus itaque es genere, Romanus es origine, Romanum te ac Latinum hominem nos Itali asserimus, affirmamus, praedicamus. Nec id, quod nos asserimus tui Hungari inficiantur. Ea igitur causa est, cur multi Latini generis homines in Hungariam veniunt, quod videlicet te visant, et veluti quoddam novum e coelo terris datum numen venerentur. Uno quippe consensu tale omnes, qui noverunt ge-

nus, unde tu exortus es, astruunt se intueri in praestantissima ista Majestate tua, veluti Troiugenam ac Rumulidam aliquem ex illis veteribus, qui per haec tempora Pannoniis imperitas, quibus olim Romani multis saeculis imperitavere. A Corvinorum enim familia (ut praeclaris progenitorum tuorum constat monumentis) defluxisti. Quam rem cum alia multa, quae missa nunc facio demonstrant; tum vero hoc potissimum ostenditur argumento, quod corvi imagine familiae tuae insignia condecorantur, qualia perhibent veterum fuisse Corvinorum. Quod fieri non permisissent atavi tui, nisi fuissent conscii vetustae clarissimaeque successionis majorum, ex quibus tam inclytam posteritatem noverant emanasse. Testimonio quoque esse potest Corvina, quae est Danubii insula, quam cognati tui ditione perdiu tenuere. Quis obsecro dubitat eam insulam a tuis Corvinis clarum accepisse cognomen: ex quo tempore magnus Flavius Constantinus instaurata urbe Bizantio Constantinopolitanum constituit imperium. Duxit tunc secum permultos e Romanis nobilitate viros, quorum unicuique postea suam dedit provinciam, ut quisque eam regeret, atque in Romani imperii fidem teneret. In provincia autem, quae forte tunc Corvinis obvenit, fuit insula, cujus est habita mentio, cuique ex se illi cognomen indidere. Ab ea tuus paternus proavus discessit, quanquam insula sua erat. Tradidit autem imperium suis cognatis: Fecit id vir prudentissimus, quod animadvertit fore, ut paucis post diebus ea insula in Turcarum potestatem redigeretur. Habitationis suae locum delegit regionem, quam vocant Transsilvaniam, ubi maluit privatus vivere, quam insulae princeps videre patriam parere hostibus Christianae religionis.

Gleichwie es einerseits wohl kaum eines Commentars bedarf, um diese Stelle ihrem inneren Werthe und Gehalte nach in ihrer vollen historischen Unbedeutsamkeit zu erkennen, so darf doch andrerseits eben so wenig verkannt werden, daß sie die zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts unter den Männern der Zeit allgemein accreditirte Ansicht von dem Ursprunge des Hauses der Corvine und von der Abstammung Johann Hunyadi's in ihrer vollständigst entwickelten Combination enthält; daß sie somit auch vom Verf., wollte er anders, wie es seinem Zwecke entspricht, eine Zusammenstellung der verschiedenen verbreiteteren Ansichten über diesen Gegenstand geben, zu beachten, ja — wenn auch nur als die großartigste Degenerirung der historischen Wahrheit in der jedenfalls bemerkenswerthesten Richtung — besonders hervorzuheben gewesen wäre. . . . . . .

Ohne uns hier schon über die Resultate der vom Verf. veranstalteten Zusammenstellung von Berichten gleichzeitiger oder der corvinischen Zeit zunächst stehender Historiker über Johann Hunyadi auszusprechen; glauben wir, daß das Angeführte hinreichend darthue, wie wünschenswerth etwas mehr Sorgfalt hiebei gewesen wäre. Der Verf. wird mit Recht unter den jetzt lebenden ungarischen Geschichtsforschern als einer der ersten genannt, seine Arbeit muß daher auch mit dem strengsten Maße gemessen werden. Von diesem Standpunkte aus betrachtet dürfte aber wenigstens diese Zusammenstellung weder in literarischer, noch in streng historischer Hinsicht den Anforderungen der Kritik entsprechen.

Günstiger schon kann sich Ref. über die S. 32 — 255 enthaltene Sammlung der den Ursprung, das Geschlecht und die großen Thaten Johann Hunyadi's betreffenden Urkunden aussprechen. Durch diese hat sich der Verf. um eine der interessantesten Fragen der ungarischen Geschichte wahrhaft verdient gemacht, und wenn gleich wir unten nachweisen werden, daß dieselbe uns durch seine Arbeit noch bei weitem nicht definitiv gelöst erscheint, so gebührt ihm doch jedenfalls der Ruhm, sie zuerst auf eine Basis gestellt zu haben, welche dem Geiste der heutigen Geschichtswissenschaft vollkommen entspricht, und die vollständige Lösung wohl vorbereiten dürfte.

Von den 93 Urkunden, von denen der Verf. nur den kleinsten Theil in Form von Regesten oder als Excerpte, die meisten dagegen ihrem ganzen Inhalte nach per extensum mittheilt, erscheinen 28 hier das erste Mal im Drucke. Doch ist auch die Zusammenstellung der übrigen mit diesen und unter einander eine recht verdienstliche Arbeit. Wir läugnen zwar nicht, daß an ihr mehrere Mängel wahrnehmbar sind. Dahin rechnen wir die Schreib- und Druckfehler, welche in größerer Anzahl vorkommen, als bei einer solchen Arbeit sich rechtfertigen läßt. Dahin das zweimalige Abdrucken derselben Urkunden, z. B. einmal unter Nr. XXVI und XLVI im Auszuge, das andere Mal unter Nr. XXXI und XIV vollständig. Dahin auch einen offenbaren Fehler, da die Urkunde, welche unter Nr. XLI im Auszuge mitgetheilt wird, nicht, wie daselbst steht, dem Jahre 1448, sondern dem Jahre 1443 angehört. Der Verf. beruft sich auf die Cornidesische Manuscriptensammlung. Ref. hatte jedoch Gelegenheit, diese Urkunde im Originale in der Handschriftensammlung der Fünfkirchner bischöflichen Bibliothek kennen zu lernen, und er verwundert sich um so mehr, daß der Verf. nicht ebenfalls aus demselben seinen Irrthum berichtigt hat, da er die Fünfkirchner Sammlung kennt, bereits mehrmals berührt hat,

und auch im gegenwärtigen Werke mehrere daselbst aufbewahrte Urkunden (z. B. Nr. XII, XXVIII u. s. w.) ganz richtig wiedergibt. Doch trotz dieser Mängel nehmen wir nicht das mindeste Bedenken, uns über dieses Diplomatar in hohem Grade vortheilhaft auszusprechen. Ja wir glauben diesem unserem Ausspruche auch einiges Gewicht beilegen zu können, da wir uns seit einer Reihe von Jahren bereits mit Forschungen über Hunyadiana befassen, und es uns gelang, theils durch unsere archivalischen Studien, besonders in Siebenbürgen und in den niederungarischen Bergstädten, theils durch die gefällige Mittheilung des Herrn Hofsekretärs Emerich Jancsó von Nyujtód aus seiner ungemein werthvollen und reichhaltigen Sammlung auf Ungarn und Siebenbürgen bezüglicher Bücher und Manuscripte in den Besitz namhafter noch ungedruckter diplomatischer Daten über das Haus Hunyadi zu gelangen, die uns auf den Standpunkt versetzen, auch den Werth der Fejér'schen Arbeit gehörig zu würdigen.

Uebrigens haben die von Fejér gesammelten Urkunden eine höchst verschiedene historische Bedeutung. Einige stellen die Frage von der Abkunft Johann Hunyadi's in etwas klareres Licht; andere klären dessen Familienverhältnisse im Inneren und nach Außen auf; einige lassen uns die Stellung Hunyadi's den Päpsten und mehreren auswärtigen Fürsten gegenüber erkennen; noch andere enthalten Daten über die unter seiner Leitung geführten Türkenkriege; während wieder andere ihn uns als Gubernator Ungarns zeigen, in seiner Sorgfalt für die Verwaltung des Reichs, in seinen Unternehmungen Kaiser Friedrich III. (IV.) gegenüber, um den König Ladislaus Posthumus wirklich auf den Thron seiner Länder zu setzen; endlich in seiner Bekämpfung der inneren Unruhen des Reichs und namentlich Johann Giskras.

Der Verf. stellt als Resultat seiner in dem vorgelegten Werke bekannt gemachten Studien folgende Ansichten auf:

1) Im Gegensatze zu den bisherigen Annahmen, nach denen Johann Hunyadi bald zum Abkömmlinge des altrömischen Patriciergeschlechts der Corviner, bald zu einem Walachen, dessen Vater Buth oder Bud geheißen habe, bald zum Sprößlinge einer ursprünglich polnischen Familie Namens Korvin, bald zu einem Szekler, bald zu einem natürlichen Sohne K. Sigmunds mit einem walachischen adeligen Fräulein gemacht wird; stellt der Verf. als eine über allen Zweifel erhabene Thatsache die Behauptung auf: der Vater Johann Hunyadi's sei ein Walache, Namens Vojk, gewesen, der im Kriegsdienste des ungarischen Königs sich ausgezeichnet, und dessen Vater den Namen Serbe geführt habe. Diese Behauptung wird durch Stel-

len aus der Thuroczischen Chronik, aus Bonfin, aus Aeneas Sylvius, aus Tubero, ganz besonders aber aus Nicolaus Olahus, der sich als einen Seitenverwandten des Hunyadischen Hauses zu erkennen gibt, und bei dieser Gelegenheit dessen genealogische Verhältnisse ziemlich deutlich mittheilt, und durch mehrere Urkunden unterstützt. Die Stellen aus den angezogenen Geschichtschreibern sind dem gelehrten Publikum schon seit lange bekannt, und nur die Combination, in welche sie hier gebracht werden, hat den Stämpel der Neuheit. Da sich nun diese Combination ganz vorzüglich auf die hier das erste Mal im Drucke mitgetheilten Urkunden stützt, und diese überhaupt die Hauptpointe im Raisonnement des Verf.'s bilden, halten wir uns verpflichtet, auf sie hier etwas tiefer einzugehen.

Unstreitig verdient die vom Verf. unter Nr. I gegebene Urkunde unsere vorzüglichste Beachtung, da in ihr der Vater, Großvater und drei Onkel Johann Hunyadi's ihrem Namen nach erwähnt werden. Es ist dieß eine Schenkungsurkunde K. Sigmunds, wodurch das Schloß Hunyadvár in Siebenbürgen dem Vater unseres Johann, und durch ihn seinen drei Onkeln und den Nachkommen aller vier verliehen wird. Ihr Wortlaut ist folgender:

Nos Sigismundus, Dei gratia Rex Hungariae, Dalmatiae, Croatiae etc. Marchioque Brandenburgicus et sacri Romani Imperii Vicarius Generalis et Regni Bohemiae Gubernator. Memoriae commendantes tenore praesentium significamus, quibus expedit universis: Quod nos consideratis fidelitatibus, et fidelium servitiorum praeclaris meritis W o y k, filii S e r b e aulae nostrae militis, per ipsum nostrae Majestati locis et temporibus opportunis exhibitis et impensis, volentes sibi pro huiusmodi fidelibus obsequiis regali occurrere cum favore, ut deinceps ferventius in nostris servitiis expediendis animetur, dulcedine regali, remunerationis praegustatu, quandam possessionem nostram regalem Hunyadvár vocatam in Comitatu Albensi partium nostrarum Transilvanarum habitam simul cum eiusdem universis utilitatibus ac quibuslibet pertinentiis et fructuositatibus, videlicet terris arabilibus, cultis et incultis, pratis, fenilibus, silvis, nemoribus, aquis, piscinis, aquarumque decursibus, et generaliter quibuslibet ejusdem utilitatum integritatibus; sub ipsarum veris metis et antiquis limitibus, quocunque nominis vocabulo vocitatis, ex certa nostra scientia, Praelatorumque et Baronum nostrorum consilio, ac novae nostrae donationis titulo et omni eo jure, quo eadem ad nostram spectant collationem, memorato W o y k m i l i t i et

per eum Magas et Radul carnalibus, ac Radul patrueli fratribus, nec non Joanni filio suis, ipsorumque haeredibus et posteritatibus universis dedimus, donavimus, et contulimus, imo damus, donamus et conferimus jure perpetuo et irrevocabiliter tenen. possid. pariter et haben. salvo jure alieno praesentium nostrarum testimonio litterarum, quas dum nobis in specie fuerint reportatae, in formam nostri privilegii redigi faciemus. Datum in Wissegrad in festo Beati Lucae Evangelistae, anno domini millesimo quadringentesimo nono.

Nach des Verf.'s Ansicht weisen schon die Namen Woik und Radul ganz deutlich auf walachische Abkunft. Da nun außerdem unter Nr. II eine andere Urkunde K. Alberts von 1439 als Regestum mitgetheilt wird, in welcher wir Johann Hunyadi und seinen Bruder Johann als »utrosque filios Oláh (die Benennung der Walachen in der ungarischen Sprache) de Hunyad« bezeichnet finden (denen übrigens Ref. noch zwei, durch die Güte des Hrn. Hoffekretärs v. Jancsó erhaltene Regesten beifügen kann, in denen sich die nämliche Benennung vorfindet) *); — da Johann Hunyadi nach der Thurocziſchen Chronik »nobili et claro Transalpinae gentis de gremio natus;« nach Aeneas Sylvius ein Dacus mit dem erklärenden Beisatze: nunc Walachos appellant; — nach Tubero aber ein Geta war; — da Bonfin ganz ausdrücklich seinen Vater einen Walachen nennt, der »e Transalpinis oris in Transilvaniam translatus fuisse fertur;« und auch die Thurocziſche Chronik sagt: Fertur rex Sigismundus genitorem ipsius partibus de Transalpinis suum traduxisse in dominium;« — da endlich Nicolaus Olahus seine Großmutter Marina als Schwester Johann Hunyadi's nennt, die aus ihrer Ehe mit einem gewissen Mamzilla ab Argyes zwei Söhne Stanzul und Stojan oder Stephan zeugte, welch letzterer der Vater des berühmten

*) 1437. Inscriptio auctionaria Districtus Homyáth appellati per Sigismundum Imperatorem et Regem ultra priorem inscriptionalem 1500 florenorum auri summam in aliis noviter 1250 florenis auri utrique Joanni Oláh filiis Condam Woyk de Hunyad facta.

1439. Inscriptionales Alberti Regis, quibus oppida et possessiones Regiae Madaras, Towankuth, Zobathba, et Halas simul cum medietate villae Chewzapa in Comitatu Bodrogiensi existen. utrique Joanni Oláh de Hunyad pro 2757 florenis auri per eosdem in conservationem castrorum Regiorum Zewrin, Gewrin, Orswa et Mihald e proprio expensis sub expeditoria clausula redemtibiliter oppignoratae sunt.

Erzbischofs war, dieß somit eine ganz walachische Familie sei, so schließt der Verf.: »Herois nostratis pater fuit Voik, Valachus,« und: »Cum soror Huniadii herois nostri carnalis Marina origine fuerit Transalpina, hunc quoque Walachum fuisse inficiari nequimus.«

2) Die Mutter Johann Hunyadi's sei die Tochter eines adelichen Walachen Siebenbürgens gewesen, wie dieß Bonfin und Heltay ausdrücklich bezeugen.

3) Nach dem Zeugnisse Bonfins sei er auf seinem Familiengute Hollós oder Corvinum geboren worden, woher auch der Beiname seiner Familie Corvina stamme.

4) Sein Beiname Hunyadi rühre von dem Schlosse Hunyadvár her, welches sein Vater 1409 durch königliche Schenkung erwarb.

5) Geboren sei er 1386, wonach er bei seinem Tode (1456) 71 Jahre alt war. S. 261 — 296 ist eine recht interessante Zusammenstellung der vorzüglichsten Momente seiner Biographie enthalten, und zugleich durch Hinweisung auf die im Buche enthaltenen urkundlichen Belege kritisch gerechtfertigt. So interessant übrigens auch diese Zusammenstellung in der angedeuteten Hinsicht ist, so sind wir doch der Ansicht, daß sie dem Vorhaben des Verf.'s, den Charakter seines Helden gegen die gemachten Angriffe zu rechtfertigen, nicht ganz nachkommen dürfte. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß Alles, was man bisher gegen Johann Hunyadi vorgebracht hat, sich in letzter Auflösung als ganz ungegründete und in jedweder Hinsicht seichte Annahmen von selbst herausstellt. Weßhalb es denn auch scheint, daß hier eine Vertheidigung gar nicht am Platze ist. Dennoch aber meinen wir, daß wenn einmal Jemand sich zur Aufgabe stellt, historisch die Größe einer ausgezeichneten Person nachzuweisen, er diesen Nachweis nicht auf ein bloßes chronologisches Verzeichniß ihrer Thaten basire, sondern vielmehr dieselben gleich von vorne herein in solcher Form erzähle, daß wenigstens die vorzüglicheren Momente ihrer Größe von selbst bemerkbar werden, wodurch dann auch jeder ungegründete Angriff derselben ohne alles weitere Zuthun zu nichte wird. Daß die Zusammenstellung des Verf.'s dieß nicht leiste, scheint er selbst gefühlt zu haben, da wir in dem mit Nr. VII bezeichneten und Virtus Joannis de Hunyad insignis überschriebenen Abschnitte des Werkes eine wahrhaft historische Darstellung dieses Gegenstandes, die sich auf eine vorangehende Erzählung, wie wir sie gewünscht hätten, recht gut stützen könnte, abermals vermissen, und darin eher einen Lobredner als einen Historiker zu finden geneigt wären. Ja wir bekennen uns mit dieser ganzen Zusammenstellung hier und bei

der übrigen Anlage des Werkes schon auch deßhalb nicht einverstanden, weil, wenn der Verf. andererseits ein bloßes Jahres-, Monats- oder Tagsverzeichniß der Schicksale und Thaten, oder ein sogenanntes Diarium Johann Hunyadi's hätte verfertigen wollen, an dem es bei der Verwirrtheit der Begebenheiten, in deren Mitte unser Held steht, sehr noth thut, er seinem Stoffe ebenfalls eine ganz andere Form hätte geben müssen.

6) Macht uns der Verf. mit der gesammten bekannten Verwandtschaft Johann Hunyadi's bekannt.

Obgleich wir übrigens die Darstellung des Verf.'s im VII. und VIII. Abschnitte des Werkes, in denen er die Größe des Charakters und der Thaten Johann Hunyadi's nachzuweisen unternimmt, vom Standpunkte der Geschichtsdarstellung aus nichts weniger als musterhaft nennen: so anerkennen wir doch auch an ihnen den Fleiß und die Leistung des Verf.'s. Wir finden hier eine ziemliche Anzahl von Aussprüchen der geeignetsten Gewährsmänner gesammelt, die einstimmig unserem Hunyadi das ihm gebührende Lob zollen. Hiemit dürfte aber die heutige Geschichtskunde sich kaum befriedigt erkennen. Bei dem gegenwärtigen Standpunkte der historischen Wissenschaft wird vielmehr von Jedem, der sich als ihren Jünger bekennt und sich der Charakterzeichnung einer historischen Notabilität unterzieht, ein tieferes Eingehen in deren ganzes Seyn und Wesen, wie uns dasselbe mittelst aller zu Gebote stehenden Hülfsmittel zu erfassen nur irgend möglich ist, mit vollem Rechte gefordert. Daß der Verf. sich ebenfalls zu diesem Zwecke in Bezug auf Johann Hunyadi der vorzüglicheren vorhandenen Hülfsmittel bedient habe, und daß wir ihm deßhalb auch für seine Arbeit, die uns eine sehr werthvolle Zusammenstellung von Materialien zur Würdigung der Persönlichkeit dieses Helden liefert, unseren vollsten Dank schulden, wird ihm Jedermann unbedingt zugestehen. Dennoch aber dürfte die Frage durch seine Arbeit noch kaum ihrer Endlösung zugeführt seyn, und es sei uns gestattet, schon hier auf ein wohl in kurzer Zeit erscheinendes historisches Werk über die hunyadische Familie (dem Vernehmen nach in acht Bänden) hinzuweisen, von dem der Name gleichwie die bisherigen wissenschaftlichen Verdienste und großartigen vieljährigen Vorarbeiten seines Verf.'s, des als Gelehrten wie als Staatsmann gleich ausgezeichneten Gouverneurs von Siebenbürgen und Präsidenten der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Grafen Joseph Teleky Exc., uns schon im Voraus zu den großartigsten Hoffnungen berechtigt. Nach Allem, was Ref. bisher in Erfahrung zu bringen vermochte, glaubt er dem vorliegenden Werke in der Literatur die Stelle eines nicht unwürdigen Vorläufers der eben

zur Sprache gebrachten größeren Geschichte des hunyadischen Hauses, namentlich in Betreff der Persönlichkeit Johann Hunyadi's, zuerkennen zu müssen. Der Verf. hat eine Menge Fragen angeregt, und ihre Beantwortung gleichsam vorbereitend eingeleitet, deren vollständige Lösung dem hochverdienten Geschichtschreiber der von Johann Hunyadi begründeten Corvinischen Familie vorbehalten bleibt.

Um jedoch unserer Pflicht als Ref. des Fejér'schen Werkes möglichst nachzukommen, halten wir es noch für unsere Aufgabe, nachzuweisen, auf welchem Punkte die Frage vom Ursprunge, Geschlechte und den großen Thaten Johann Hunyadi's als gegenwärtig stehend nunmehr betrachtet werden könne? Wir versuchen die Lösung dieser Aufgabe, indem wir zuerst die Frage über den Ursprung und die Abstammung unseres Helden, dann die über seine Größe und Stellung in der ungarischen Geschichte und in der Geschichte Europa's überhaupt in Betrachtung ziehen.

Wir haben bereits angedeutet, zu welchem Resultate Fejér in Folge seiner Untersuchungen sich bezüglich des Ursprungs und der Abstammung Johann Hunyadi's bekennt. Obgleich wir übrigens seine Ansicht, Johann Hunyadi sei der Sohn eines Walachen Namens Voik gewesen, so wie auch die Gründe, auf welche sie sich stützt, vollkommen würdigen, so theilen wir doch noch keineswegs dieselbe, und sind vielmehr der Meinung, es ließen sich für die Szeklerabkunft Johann Hunyadi's eben so viel und eben so gewichtige Gründe anführen, als diejenigen sind, auf denen sich in letzter Auflösung die Annahme seines Walachenthums stützt. Um dieß klar darzuthun, dürfen wir uns nicht darauf beschränken, bloß einzelne Stellen aus dieser oder jener Quelle, in deren Besitzthum wir eben sind, herauszuheben; wir müssen vielmehr die Art und Weise, wie die Quellen selbst die Abstammung unseres Helden auffassen, im Auge haben.

Vor Allem ist in dieser Hinsicht zu bemerken, daß wir über die Abstammung Johann Hunyadi's in keiner einzigen Quelle erschöpfende Auskunft erhalten. Nur einzelne Andeutungen sind es, die wir hier und da bald mit mehr, bald mit minderer Bestimmtheit und Ausführlichkeit finden, und diese unter einen Gesichtspunkt zu vereinen, so, daß sie die Frage vollständig lösen, und diese Lösung zugleich glaubwürdig begründen, ist die Aufgabe der historischen Kritik.

Die Quellen selbst, an welche wir uns hiebei halten können, sind Volkssagen, Angaben der ungarischen Chronik und gleichzeitiger Geschichtschreiber, Urkunden und etwaige andere Ueberbleibsel jener Zeit.

Von Volkssagen, deren es über Johann Hunyadi zweifels-

ohne bei allen jenen verschiedenen Völkern gab, die unter seiner Anführung gegen die Türken kämpften, und deren Aller innerstes Wesen von Bewunderung seiner Tapferkeit und Begeisterung für ihn durchdrungen wurde, verdient besonders eine walachische und eine serbische unsere volle Beachtung, da beide sich unmittelbar auch auf den Ursprung unseres Helden beziehen.

Einen höchst merkwürdigen Einfluß auf die gesammte seitherige historische Literatur hat nämlich die walachische Sage geäußert, wonach Johann Hunyadi zu einem natürlichen Sohne K. Sigmunds gemacht wird, den derselbe mit der Tochter eines walachischen Edelmannes vom Hunyader Thale in Siebenbürgen, Elisabeth Morsinai, gezeugt habe. Es wird wohl kaum irgend Jemand, der sich um die Geschichte Johann Hunyadi's interessirt hat, seyn, der von dieser Sage nicht gehört hätte, welche zuerst von Caspar Heltay, dem Verfasser einer ungarischen Chronik in ungarischer Sprache, aufgezeichnet und 1575 im Drucke bekannt gemacht wurde. S. 26 folg. gibt unser Verf. eine lateinische Uebersetzung der betreffenden Stelle. Und wenn man diese nur ein wenig aufmerksam prüft; wenn man beachtet, wie Heltay, gegen die genealogischen Deductionen Bonfins polemisirend, ausdrücklich sagt, er habe seine Nachricht von solchen erhalten, deren Väter unter Johann Hunyadi einst gedient und gekämpft hatten; wenn man im Heltay'schen ungarischen Originale die Haltung der Gesammterzählung über Johann Hunyadi und seine Thaten, an der sowohl im Ganzen als auch im Detail die Aufzeichnung nach mündlichen Ueberlieferungen gleich auf den ersten Blick unverkennbar ist, in Betracht zieht; wenn man endlich das plötzliche Auftauchen dieser Erzählung mit dem, was vorherging, vergleicht; so kann man wohl eben so wenig an den in der zweiten Generation schon sagenhaften Ursprung derselben zweifeln, wie ihr Inhalt und der Wohnort Heltay's in Siebenbürgen unverkennbar auf Walachen als deren Fortpflanzer hinweisen. Fassen wir nun von diesem Standpunkte aus die Angaben auch Anderer über Hunyadi's Walachenabkunft auf; bedenken wir den theils unmittelbaren, theils wenigstens mittelbaren Einfluß, den auf selbe diese Sage der Walachen ganz deutlich ausgeübt hat; ziehen wir die geringe historische Kritik jener Zeiten in Betracht: so werden wir uns gar nicht mehr wundern, wie die Erzählung, Johann Hunyadi sei K. Sigmunds natürlicher Sohn mit einer Walachin gewesen, trotz dem, daß sich das Gegentheil heute wenigstens schon aus Urkunden nachweisen läßt, selbst in bessere Geschichtswerke habe Aufnahme finden können; und zugleich erklärt sich auch das hartnäckige Festhalten und selbst nach der gründlichsten Widerlegung häufig wiederkehrende abermalige Auf-

nehmen der Meinung, Hunyadi sei ein Walache gewesen, fast allgemein in der historischen Literatur.

Viel weniger Einfluß dagegen hatte die serbische Sage über Hunyadi's Abkunft bisher auf die eigentliche Geschichtschreibung. Sie gibt uns jedoch einen Fingerzeig, der um so beachtenswerther ist, da byzantinische Historiker und namentlich Chalcocondylas sich ebenfalls an die nämliche Quelle zu halten scheinen, aus der diese Sage hervorging. Sie lebt nebst anderen Sagen über Johann Hunyadi noch gegenwärtig bei dem serblischen Volke fort, und wir glauben sogar der historischen Literatur Ungarns einen Dienst damit zu erweisen, daß wir sie hier so geben, wie sie uns der bekannte Sammler serblischer Volksgesänge Wuk Stephanovich nach Erzählungen alter serblischer Sänger mitgetheilt hat. Ohnedieß steht sie auch mit den Sagen über Szebeniano Janko und dessen Neffen Sekula, die in der Wuk'schen Sammlung gedruckt sind, in innigster Verbindung.

Nach der ersten Niederlage auf dem Kosowofelde, heißt es in dieser Sage, als der serblische Czar Lazar gefallen und dessen Sohn Stephan Despot in Serbien geworden war, habe dieser Letztere das prächtige Hoflager des ungarischen Königs Sigmund in der herrlichen Stadt Budim (Buda, Ofen) besucht, und sei daselbst vom Könige, gleichwie von geistlichen und weltlichen Großen seines Reichs mit größter Auszeichnung empfangen worden. Besonders haben seine hohen Geistes- und Körpervorzüge und seine ungewöhnliche physische Kraft allgemeine Bewunderung erregt. Dieß habe ihm nicht bloß das Herz mancher Schönen am Hofe des Königs zugewendet, sondern mehrere der Reichsgroßen, im Wunsche, ihrem Lande einen eben so tüchtigen Nachkommen des gefeierten Despoten zu geben, haben sogar ein zartes Verhältniß zwischen Stephan und einem ausgezeichnet schönen Hoffräulein vermittelt. Die Folgen hiervon blieben nicht aus, und mit Vergnügen erfuhr Stephan, daß ihn von dieser Seite Vaterfreuden erwarten. Er gab seiner Geliebten einen Ring, mit dem Bedeuten, wenn sie einen Sohn gebären sollte, diesen an sein Hoflager in Serbien zu schicken, und als Wahrzeichen ihm den Ring mitzugeben; worauf er in seine Heimat zurückkehrte. Nach der Abreise des Despoten von Budim sei seine zurückgelassene Geliebte Zwillingskinder, eines Sohnes und einer Tochter, genesen, von denen jener, später nach Serbien ziehend und sich seinem Vater mittelst des Ringes zu erkennen gebend, an den Kämpfen mit den Türken so glorreichen Antheil nahm, daß er einer der ersten Helden wurde. Dieß sei Szebeniano Janko oder unser Johann Hunyadi. Die natürliche Tochter Stephans aber habe sich an einen mächtigen Ungar verheiratet, und

der Sohn dieser Ehe sei der berühmte Sekula (Szekely, Sekler), der gemeinschaftlich mit seinem Oheim Janko gegen die Türken kämpfend, den Ruhm desselben theilte.

Wer wird wohl hiernach noch einen Nachklang der dieser Sage zu Grunde liegenden, wenn gleich hier offenbar ganz übel aufgefaßten Begebenheit in der Erzählung Chalcocondylas' verkennen? wonach Johann Hunyadi die zweite Schlacht auf dem Kossowofelde 1448 ordnend, seine Krieger so stellte: »τὸ μὲν δεξιὸν αὐτοῦ εἶχον οἱ Παιόνων ἄρχοντες καὶ ἀδελφιδοῦς αὐτοῦ (Σεκουλης δὲ ἦν τοὔνομα αὐτῷ)« u. s. w. *). Wir glauben vielmehr hier die Fäden zu bemerken, an die sich die unter den Ungarn sehr verbreitete Ansicht, Johann Hunyadi sei seinem Ursprunge nach ein Siebenbürger Szekler gewesen, anknüpft. Die Person des Despoten Stephan hierbei ist unverkennbar durch die serbischen Volkssänger damit in bloß äußere Verbindung gebracht worden. Jedenfalls aber dürfte diese serbische Sage, die trotz dem, daß sie so lange später als die walachische erst eine Aufnahme in die Literatur hoffen darf, von dieser doch sich als ganz unabhängig darstellt, bezüglich ihrer Hinweisung auf eine Szeklerabkunft Hunyadi's eben so viel Beachtung verdienen, als die Heltay'sche, welche ihn zum natürlichen Sohne K. Sigmunds mit einer Walachin macht. Wir meinen übrigens von hier aus im Interesse der Geschichtsforschung einen Schritt weiter thun, und mittelst Würdigung aller auf unsere Zeit gelangten Monumente den vom Verf. angeführten Gründen für das Walachenthum unseres Helden diejenigen entgegensetzen zu müssen, welche die Annahme seiner Seklerabkunft unterstützen.

Allgemein bekannt ist es, daß Johann Hunyadi keiner Familie ersten Ranges entsprossen war. Alles, was man zur Motivirung einer hohen Abkunft angeführt hat, hat sich jederzeit in letzter Auflösung als gänzlich aus der Luft gegriffene Hypothesen nachgewiesen. Und wenn in dieser Hinsicht noch irgend ein Zweifel bestände, so würde er an den Worten des Königs Ladislaus Posthumus in der zuerst von Spieß veröffentlichten und auch von unserem Verf. S. 180 folg. abgedruckten Urkunde ddto. Preßburg: feria tertia proxima ante festum purificationis Beatae Mariae Virginis 1453, zu nichte, wo es ausdrücklich heißt: Imprimis itaque id nobis, prout fide dignorum hominum contestatio prodit, referendum occurrit, quod ipse Joannes (Hunyadi) regnante condam gloriosissimo Principe domino Sigismundo

---

*) Laonius Chalcocondylas nach der Bonner Ausgabe von 1843, S. 358.

tunc rege, avo nostro beatae memoriae, annos juveniles laudabili indole exegit, in quibus praematurum sensum et adultam semper gravitatem praeseferens studuit, ut quo plurimi aliena ope et suorum maiorum titulis irrumpunt, eo sudoribus, virtute, ingenio et vigiliis suis ascenderet etc. Doch ist es eben so gewiß, daß er von adeligen Aeltern aus einer rechtmäßigen Ehe gezeugt wurde, worüber die vom Verf. zuerst bekannt gemachte und von uns oben ihrem ganzen Wortlaute nach gegebene Sigismundische Urkunde von 1409 keinem Zweifel mehr Raum gibt; so wie auch, daß er schon von seinen Aeltern her einiges Vermögen müsse ererbt haben, da sich sonst das bedeutende Vermögen, über welches er während seiner ganzen Laufbahn gleich von vorne herein, laut sehr vieler diplomatischer Spuren, verfügen konnte, nicht erklären ließe.

Der Verf. schließt aus der urkundlichen Bezeichnung und den Namen seiner Verwandten und seiner selbst beim ersten Auftreten, aus dem Zeugnisse des Nicolaus Olahus und aus der Benennung Walache, Dacier oder auch Gete, die ihm und seiner Familie bei gleichzeitigen Historikern gegeben wird, auf Hunyadi's Walachenthum. Es möge uns erlaubt seyn, diese Gründe etwas näher zu prüfen.

Vorerst müssen wir bemerken, daß der gegenwärtige Stand historischer Kenntnisse über die ethnographischen Verhältnisse des Hunyader Comitats in Siebenbürgen, gleichwie der diesem zunächst gelegenen Gegenden der Walachei oder der sogenannten partes Transalpinae Ende des vierzehnten und Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts uns auf keinerlei Weise genügt, die damalige Sprache oder Nationalität der dortigen Bewohner, wenn auch nur mit einiger Bestimmtheit zu bezeichnen. Wir wissen bloß im Allgemeinen, daß hier schon vor der Römerzeit die Dacier oder Geten eine nicht unbedeutende Macht erreicht hatten; daß später die Römer ihre Siege und ihr Colonisationssystem auch hierher ausdehnten, daß während der großen Völkerwanderung die Gegend zu den lebhaftesten Tummelplätzen verschiedener Völker, welche eine einseitige Geschichtsauffassung barbarisch nennt, war; und daß unter diesen besonders die Hunnen und Avaren sich auszeichneten, bis im neunten Jahrhundert die Ungarn sie einnahmen, und bald darauf Pacinaciten und Kumanen bis hieher vordrangen. Aranka macht noch auf eine Stelle der alten Szekler-Chronik aufmerksam, wonach zur Zeit Stephan des Heiligen Szekler unter Anführung eines gewissen Arad in die Gegend des heutigen Hunyader Comitates von Szálláspatak bis Zarand verpflanzt worden seien, und woraus, so wie aus meh-

[illegible] im Mittelalter über die Gränzen ihres [illegible] Verbreitung der Szekler erklärt *). [illegible] Kenntniß der äußersten historischen [illegible] die ethnographischen Verhältnisse [illegible] und fünfzehnten Jahrhundert, die [illegible] Urkunden als ungarisch und walachisch [illegible] Mischung so tief wurzelnd erscheinen, [illegible] -schiedenheit dadurch begründet wurde. [illegible] feria tertia in vigilia circumcisionis [illegible] Stibor, Wajwode von Siebenbürgen, zu [illegible] der Hermannstädter Kaufleute ausstellte, [illegible] Archive der siebenbürgisch-sächsischen [illegible] Händen hatte, lautet: Universis et sin- [illegible] Vngaris, quam Olachis Castellanis, [illegible] praesertim Castellanis in Haczak et in [illegible] etc. Und daß dieser Unterschied nicht bloß [illegible] sondern auch namentlich auf liegende Gründe [illegible] -tragen wurde, ersieht man ebenfalls aus [illegible] ungarische adelige Besitzungen im Hunyader [illegible] sind aus Urkunden in hinreichender Anzahl aus jener [illegible] walachische adeliche Besitzungen erlauben [illegible] Stellen aus Urkunden des fünfzehnten Jahrhun- [illegible] So von 1445 ein königliches Statutions- [illegible] Pro Andrea de Pestyen et heredibus universis [illegible] possessione Valachali Boldogasszony falva ac prae- [illegible] Kalantelke Comit Hunyad. sub illis servitutibus [illegible], quibus aliae possessiones Valacha- [illegible] et conservantur, per aliosque Reges Hungariae [illegible] fuere. — So ein ähnliches Mandatum Statutorium des Königs Ladislaus Posthumus ddto. Pragae feria quinta proxima post festum B. Martini Episcopi pro Benedicto filio Petri, Demetrio filio Kerestel, Joanne filio Benedicti, Thoma filio Buda, et Valentino filio Petri de Vaad, Nalacz et Barest Districtus Haczag, Comit. Hunyad., nisi eaedem ad aliquod castrum Regale vel officiolatum aliquem

*) Die Stelle heißt: Arad cum sua Tribu transpositus non procul ad terram Tribus Zaran ad finem mox terrae Blaccorum ad rivulum Szállás nominatum (in der Sammlung: A' nemes Székely nemzetnek Constitutiòji, privilegiumai u. s. w. Pesten 1818. S. 281). S. Arankas ungar. Abhandlung über Hunyadi's Abkunft: Gubernator Hunyadi Jánosról való ertekezödés, mellyben bizonyiatik, hogy nem volt szerelem' gyermeke, Klausenburg 1811; und bei Joseph Thewrewk: Harom értekezés Hunyadi Székely János törvényes ágyból lett születésének bebizonyitására. Preßburg 1825. S. 7.

pertinerent, sub eisdem conditionibus, servitutibus et consuetudinibus, quibus per praedecessores Reges Hungariae in districtibus Valachorum possessiones et villae donari consueverunt.

Und unter diesen Umständen ist es wahrlich nicht schwer, auch bei Voraussetzung der seklerischen Abkunft Johann Hunyadi's, alle jene Gründe zu begreifen, in denen der Verf. unzweifelhaft Beweise seines Walachenthums wahrzunehmen glaubt.

Zuerst die Namen betreffend, welche seine Verwandten in der Urkunde von 1409 führen, nämlich Woyk, Serbe, Magas, Radul, so wird schwerlich Jemand in Zweifel ziehen können, daß Woyk (auch Stephan der Heilige hieß vor seiner Taufe so) und Magas (sonst ungarisches Beiwort für das deutsche hoch) echt ungarisch sind, somit unmittelbar auf eine ungarische oder dieser verwandten Abkunft (die Szekler sind Stammverwandte der Ungarn) hinweisen. Und wenn gleich Radul einen mehr walachischen Klang hat, so müssen wir uns doch als zu unkundig der alten ungarischen Namen bekennen, als daß wir uns decisiv über die anderen zwei aussprechen könnten; die übrigens selbst für den Fall, daß sie unzweifelhaft walachisch wären, wohl kaum etwas anderes bewiesen, als daß damals in den südlichen Theilen Namen sowohl ungarischen als walachischen Ursprungs in Gebrauch waren. Eben so scheint auch die Benennung Oláh, mit der in einigen Urkunden des Jahres 1439 unser Held Johann Hunyadi zugleich mit seinem jüngeren Bruder Johann bezeichnet wird, wenig Gewicht zu haben, und Aranka, der sie doch kannte, nimmt dennoch die Szeklerabkunft Johann Hunyadi's an. Dergleichen, selbst einer fremden Nationalität entnommene Beinamen (den hier vorkommenden können wir aus dem früheren Wohnort des Vaters unseres Hunyadi in den partes Transalpinae erklären), wiederholen sich mehrmal, ohne daß sich daraus allein noch die Schlußfolgerung auf diese Nationalität erwiese.

Das Zeugniß des Nicolaus Olahus über seine Verwandtschaft durch seine Großmutter mit Johann Hunyadi beweist noch nicht, daß dieser ein Walache gewesen seyn müsse. Es müßte erst bewiesen werden, daß der Graner Erzbischof Nicolaus Olahus ein Walache gewesen sei; ja auch unter dieser Voraussetzung wäre eine Schlußfolgerung auf das Walachenthum der Seitenverwandten großmütterlicher Seite wohl zu gewagt.

Wenn endlich Historiker jener Zeit unseren Hunyadi einen Daker oder Geten nennen, so bezieht sich dieß wohl eher auf sein Vaterland Siebenbürgen, welches wie heute, so auch damals, κατ' ἐξοχὴν häufig Dacien genannt wurde. So finde ich z. B.

AD
SIMILITU
DINEM N: AC
G: F: ELIS: ZILAA
GHI DE HOROG
ZEGH CONI: SUMI
WIRI WAI: IOH.
ZEECHEL D: HUN
IAD F. O. WE
NETUS. OP:
MAN.

d. h. Ad similitudinem nobilis ac generosae feminae Elisabethae Szilágyi de Horogszeg, conjugis summi viri Vajvodae Johannis Székely de Hunyad fecit opus Venetus opifex Man.

Die Schriftzüge, so wie die ganze Form des Bildes tragen die unverkennbaren Merkmale der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an sich, und scheinen auf einen in Venedig wohnhaften deutschen Künstler hinzuweisen *).

Daß endlich der persönliche Charakter, so wie die Denk- und Handlungsweise Johann Hunyadi's, insofern wir selbe mittelst historischer Forschungen zu erkennen vermögen, dem Nationalcharakter, den Neigungen und dem ganzen Erscheinen der Ungarn und Szekler vollkommen entsprechen, während sie sich aus der walachischen Volksthümlichkeit und Nationalität nicht erklären lassen.

Bedenken wir, sage ich, diese Gründe, so wird wohl die Ansicht, daß die Szeklerabkunft Johann Hunyadi's viel mehr motivirt ist, als die Walachenabkunft, kaum bestritten werden können.

Indessen wollen wir in Bezug auf diese Gründe noch dem Urtheile des gelehrten Publikums nicht vorgreifen. Nur das Eine möge uns gestattet seyn, die Ableitung der Hunyadi'schen Familie von dem altrömischen Geschlechte der Corviner: — so wie auch die Ansicht, welche sie aus Polen abstammen läßt, für

*) Um gleich von vorne herein hier allen etwaigen Verdächtigungen vorzubeugen, auf welche man sich, so oft ein neues Denkmal von Ungarn aus in der Literatur geltend gemacht wird, nach mehreren vorangegangenen Beispielen leider schon gefaßt machen muß, erlaubt sich Ref. hier noch mitzutheilen: das Bild sei ehedem Eigenthum des auch in der historischen Literatur durch mehrere gediegene Werke bekannten, bereits verstorbenen Grafen Alexius Bethlen gewesen, von dem es an den seligen Präsidenten des siebenbürgischen Guberniums, Baron Johann Josika, gelangte, und sich jetzt — wenn ich nicht irre — in der gräflich Teleky'schen Bibliothek zu Maros-Vásárhely befindet.

ganz grundlos zu erklären. Vielleicht wird in Bälde das allgemein mit Sehnsucht erwartete Werk des Grafen Joseph Teleky diese Frage in dasjenige klare Licht stellen, welches bei dem dermaligen Standpunkte unserer Geschichtsforschung überhaupt von dem uns zu Gebote stehenden historischen Quellenmateriale sich erwarten läßt. Bis dahin möge das, was der Verf. geliefert hat, dankbar genommen werden, und wir empfehlen dazu bloß unsere Bemerkungen der Aufmerksamkeit des geneigten Lesers.

Was die zweite von uns aufgefaßte Frage, die Größe und Stellung Johann Hunyadi's in der ungarischen und in der Geschichte Europas überhaupt betrifft, so müssen wir wohl gleich von vorne herein bemerken, daß alle Zweifel und Vorwürfe gegen den persönlichen Charakter, die Reinheit und Lauterkeit der Absichten und selbst die Erhabenheit der Richtung Johann Hunyadi's in den Begebenheiten seiner Zeit, die man in unseren Tagen wieder hier und da hört, erst das Ergebniß von historischen Forschungen der letzten Jahre sind. Es sind bekanntermaßen eben solche Personen, die entschiedene Gegner Johann Hunyadi's waren, in neuester Zeit zum Gegenstande gründlicher geschichtlicher Studien gemacht worden, und diese Studien haben bei der Wichtigkeit jenes Zeitalters und bei dem Interesse, welches die Personen selbst für sich in Anspruch zu nehmen im vollen Maße berechtigt sind, auch beim großen geschichtsliebenden Publikum rege Theilnahme gefunden. So sehr wir aber unsererseits uns ebenfalls für sie interessiren, so hoch wir uns freuen, daß durch sie die historische Literatur eine namhafte Bereicherung erfuhr: so können wir doch andererseits nicht umhin, zu bedauern, daß, wie so oft bei historischen Fragen geschieht, auch hier wohl minder bei den Geschichtsforschern und Geschichtschreibern, als bei dem lesenden Publikum eine Einseitigkeit der Auffassung sich einzuschleichen droht. In einer Zeit, welche — wie eben die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts — von den verschiedensten, sich nicht selten durchkreuzenden Bestrebungen und Richtungen bewegt wird, ist ein mehr oder minder feindliches Zusammenstoßen der handelnden Hauptpersonen wohl so natürlich, daß alle die Gegensätze, in denen wir Johann Hunyadi gegen Kaiser Friedrich III. (IV.), die Familie Cilli, den Despoten von Serbien Georg Brankovich u. a. m. finden, uns viel weniger überraschen dürfen, als wenn er aller Welt Freund, aller Bestrebungen und Richtungen Förderer und Unterstützer gewesen wäre. In ihrer Art können alle diese Persönlichkeiten als groß anerkannt werden, ohne daß es nothwendig ist, die ihnen gegenüberstehenden zu verkleinern oder gar zu verunglimpfen. Wir läugnen nicht, daß bei einer historischen Auffassung, wie die vor noch fünfzig Jahren

war, weder die Geschichtschreiber noch das lesende Publikum bis zu diesem Standpunkte sich hätten erheben können. Aber eben darin liegt ein Hauptfortschritt der Geschichtswissenschaft in unseren Tagen, daß derselbe uns heute zur Nothwendigkeit geworden ist. Unsere bedeutenden Historiker über diese Zeit, Chmel, der uns außer den bereits vor mehreren Jahren erschienenen ungemein interessanten Regesten und Materialien, mit den zwei ersten Bänden seiner ausgezeichneten Geschichte Kaiser Friedrich IV. und seines Sohnes Maximilian I. beschenkt hat; — Birk, der sein historisches Talent schon in seiner Theilnahme an Ausarbeitung der Lichnowskyschen Geschichte des Hauses Habsburg beurkundet hat, und von dem wir mit größter Spannung eine gediegene Geschichte des Hauses Cilli erwarten; — die somit beide sich mit Personen beschäftigen, welche als Gegner dem Helden des vorliegenden Werkes gegenüber stehen, würdigen nichts desto weniger auch den Charakter und die Thaten Johann Hunyadi's, und bedauern bloß, daß die inneren Triebfedern derselben noch nicht gekannt sind, daß wir überhaupt noch einer tiefer eingehenden Geschichte Johann Hunyadi's entbehren. Wollten doch auch Andere nicht weiter gehen; denn wahrlich, die Verdächtigungen, welche wir bisher gegen den Charakter und die Absichten Johann Hunyadi's gehört haben, da sie sammt und sonders von Männern herrührten, die den großen Ungar nie durch tiefere Studien kennen gelernt hatten, zeugten alle weit mehr von einer der Gefahr des Irrthums und Mißverständnisses ausgesetzten Auffassung, als daß man auf sie viel Gewicht legen könnte.

Dem Verf. scheinen diese Verdächtigungen vorgeschwebt, und ihn zum achten Abschnitt seines Werkes veranlaßt zu haben. Er faßt darin insbesondere die drei Historiker des fünfzehnten Jahrhunderts, Bonfin, Aeneas Sylvius und Dlugosz, in's Auge, und bemerkt, wie bei jenem die Sucht zu schmeicheln, bei diesen theils Unkenntniß, theils aber auch das Bestreben, den Erzählungen, welche sie von ihrer unmittelbaren Umgebung gehört hatten, den Anschein unzweifelhafter Thatsachen zu geben, die Ursache oder wenigstens Veranlassung zu so manchen Angaben gewesen sei, die den Charakter und die Thaten Johann Hunyadi's bei der Nachwelt in schiefes Licht stellen. Er hebt dann hervor, wie die großen Thaten des Helden gegen ihn vielfach Neid erweckt haben, der dann ihm die Feindschaft selbst der angesehensten Männer und den Haß seiner Feinde zuzogen, welche ihrerseits wieder die Quelle zahlreicher Verdächtigungen, ja Verläumdungen waren. Alles dieß müsse man, wenn man die auf uns gebrachten Nachrichten über Johann Hunyadi liest, wohl

beachten, und bei Würdigung seines Charakters und seiner historischen Stellung erwägen.

Wir sind weit entfernt, dieser Auffassung des Verf.'s unsere Zustimmung versagen zu wollen. Nur sind wir der Meinung, daß sie für den dermaligen Zustand der Geschichtsforschung nicht mehr ausreicht. Es wird wohl heute kein Geschichtsforscher seyn, der, indem er sich an ein Studium der Quellen zur Geschichte Johann Hunyadi's macht, die vom Verf. in Vorschlag gebrachten Rücksichten nicht in Anschlag brächte. Wahrlich, könnte er auch nur dieß unterlassen, so bräche er gleich von vorne her über das Resultat seiner Forschungen den Stab. Die Frage, um die es sich heute handelt, und die wir bereits angedeutet haben, ist eine ganz andere. Zu ihrer Lösung ist ein tiefes Eingehen in die Geschichte der Zeit Johann Hunyadi's nothwendig. Dieß hätten wir auch vom Verf., und zwar um so mehr gewünscht, da einerseits das bedeutende Quellenmaterial, welches er liefert, seine Befähigung hiezu vollkommen herausstellt, andererseits eine Bearbeitung der Geschichte Johann Hunyadi's in diesem Gesichtspunkte durch den gegenwärtigen Zustand der historischen Literatur unserer Länder gleichsam angezeigt ist.

Ref. hat sich übrigens durch das vorliegende Werk vielfach angeregt gefühlt, und offen spricht er sein Bedauern aus, daß vermöge des Zweckes eines bloß anzeigenden und höchstens recensirenden Aufsatzes es ihm unmöglich ist, hier den so ungemein interessanten Gegenstand einer weiteren Erörterung zu unterziehen. Alles, was er thun kann, besteht nur in einem recht dringenden Anempfehlen der vom Verf. mitgetheilten Daten an alle Jene, die eine Geschichte der österreichischen Fürsten, Länder oder Völker — welche sie auch immer seien — des fünfzehnten Jahrhunderts zu bearbeiten unternehmen. Ein achtsames und die Anforderungen der historischen Kritik im Auge habendes Benützen derselben sichert sie jedenfalls vor der Gefahr, in so manchen Irrthum oder Mißverständniß zu verfallen, denen sie sonst ausgesetzt wären. Es ist dem Ref. außerdem noch gelungen, an fünfzig noch unedirte theils vollständige Diplome, theils Regesten zu sammeln, die ihn in den Stand gesetzt haben, die Forschungen des Verf.'s noch weiter zu rücken. Er gedenkt hierüber in Bälde eine eigene Abhandlung zu veröffentlichen. Bis dahin möge das geehrte Publikum über den vom Verf. behandelten Gegenstand als Ergebniß dieser Forschungen sein Urtheil vorläufig als bloße Versicherung geneigt nehmen, welches dahin lautet: daß inwiefern der Verf. die historische Größe Johann Hunyadi's troß aller Anfechtungen und Verdächtigungen immer noch als

nicht im mindesten erschüttert betrachtet, Ref. ihm vollkommen und unbedingt beistimmt, und daß er diese Frage, seiner innigsten Ueberzeugung nach, auch gegenwärtig noch auf dem nämlichen Punkte erblickt, wo sie Jo. David Baier bereits 1728 beschrieb. Heroem illum, sagt dieser von Johann Hunyadi *), vocant incomparabilem quotquot aliquam ejus mentionem faciunt: in vituperando eo (nämlich mit genügendem Grunde) quantum scimus nemo, in laudando vero omnes pene occupantur, ut parum absit, quo minus exemtum illum putes a communi hominum plerorumque conditione, qui, cum ab his laudentur, ab aliis interim culpari se sentiunt.

Dr. Gustav Wenzel.

Art. III. Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reiches erstes und zweites Buch. König Rudolph und seine Zeit. Erste Abtheilung. Die allgemeinen Zustände des römischen Reiches. Von J. E. Kopp. Leipzig 1845.

(Schluß aus dem CXII. Bande.)

Der Sieg des römischen Königs auf dem Marchfelde war blutig und theuer gewesen. Damit er aber auch vollständig und entscheidend werde, war es vor Allem nothwendig, seiner Folgen in der Art sich zu versichern, daß des Reiches Oberherrlichkeit über die böhmischen Lande bei der jetzigen veränderten Lage der Dinge anerkannt und befestiget werde. Dahin mußte also sein vornehmstes Augenmerk gerichtet seyn, und hatte er diesen Zweck erreicht, so konnten die mittelbaren Folgen für die Kräftigung seines königlichen Ansehens im übrigen Reiche, für die Entmuthigung derjenigen, die ihm heimlich oder offen widerstrebten, und für die Wiederherstellung der alten Reichskraft, welche über Schwäche, Streit und Willkür so tief herabgekommen war, nicht wohl ausbleiben. Hiedurch ist zugleich der Standpunkt gegeben, um nicht allein die nächsten Ereignisse, sondern die ganze Staatsweisheit des Königs, wie sie sich fortan entwickelte, aufzufassen und gehörig zu würdigen, und wenn wir im weiteren Verlaufe seiner Geschichte wahrnehmen, wie sein auf gesetzliche Achtung gegründetes Friedenssystem immer mehr und mehr durchdrang und die Oberhand errang, so liegt großentheils die Ursache darin, daß er nicht bloß zu siegen, sondern seinen Sieg auch zu benützen verstand.

---

*) Dissertatio historica de Joannis Hunniadis sive Corvini Hungariae Gubernatoris ortu et nativitate. Jenae (eine im genannten Jahre gehaltene akademische Disputation). Die Stelle kommt in der Einleitung vor.

Die beiden schönen Lande, welche Rudolph offen vor sich liegen sah, waren zwar betäubt von dem Schreckhaften der Niederlage, aber sie waren nicht unbeschützt oder entwaffnet in seine Hand gegeben. Ohne Zeit zu verlieren, setzte er sich mit seinem Streitheere gegen Mähren in Bewegung, und schon den nächsten Tag nach der verhängnißvollen Schlacht lagerte er bei Feldsberg, drei Meilen von der Wahlstätte entfernt. Indem er unaufgehalten in der Richtung gegen Brünn vordrang, das Land wie ein feindliches behandelte und es schwer mit Brand und Verwüstung heimsuchte, eilten die Bürger von nah und fern herbei, und erklärten ihre Unterwerfung unter das römische Reich. Der König gewährte Gnade und Gunst. Die Städte Olmütz, Prerau, Leobschütz, Iglau, Znaim, Pohrlitz erhielten urkundliche Zusicherungen alter Freiheiten oder neuer Rechte. Brünn, das ihn mit großer Auszeichnung empfangen hatte, ward durch Gleichstellung mit den übrigen Reichsstädten belohnt. Dem Vorgange der Bürgergemeinden folgten bald die Edlen nach, der Bischof Bruno von Olmütz fand sich im Lager vor Eibenschütz zur Huldigung ein, und in kurzer Zeit war die Unterwerfung Mährens vollendet.

Allein ernstere Schwierigkeiten drohten in Böhmen, wo Markgraf Otto von Brandenburg, die Pflichten der Vormundschaft über die königlichen Waisen auf sich nehmend, durch Kriegsrüstungen einen bedenklichen Widerstand vorbereitete. Da trat die Königin Witwe Kunigunde, während Rudolph noch im Lager bei Rossitz stand, durch Jaroslaw von Krawarz in Unterhandlung, und begehrte, indem sie den Schutz des Reiches anrief, Rudolph möge im Einverständnisse mit ihr und zum Vortheile der erlauchten Kinder der Verwaltung des Königreiches sich unterziehen. Leider sind die näheren Bedingungen dieses Uebereinkommens nicht bekannt, weil die hieher gehörige Urkunde sich nicht erhalten hat, und eine andere, die vorhanden ist, nur die allgemeinen Umrisse bietet.

Indem der König auf jene Unterhandlungen bereitwillig einging, erließ er zugleich einen Aufruf an die Böhmen des Inhaltes: »sie sollen, als dem römischen Reiche durch die neuerlichen Ereignisse erledigt, nach dem Vorgange der Landherren und vieler Städte in Mähren, seiner Huld sich unterwerfen. Zu einer Weigerung, die nur gefährdend für sie ausfallen könne, haben sie nicht mehr Grund, als jene, die bereits an seine Milde gekommen seien. Ihr Anschließen an das heilige Reich werde er durch reichliche Gaben belohnen, und ihre Boten, die sie hierum an ihn ermächtigen, wohlbewahrt wieder entlassen« (p. 277).

Seine Absichten liegen in diesen Worten deutlich ausgesprochen und bedürfen keiner Erklärung. Allerdings ließ er im Hintergrunde Maßregeln der Gewalt erblicken, aber auch den Entschluß, nur im Nothfalle von ihnen Gebrauch zu machen. So wie er sich überhaupt berufen sah, die Rechte des Reiches gegen Beeinträchtigung zu wahren, so mochte er von seinen Forderungen nicht abgehen und einer Oberhoheit entsagen, zu deren Anerkennung er kurz vorher den sich dagegen sträubenden Otakar gezwungen hatte. Daß seine Absichten noch weiter gegangen wären, ist thatsächlich nicht zu erweisen. Er war eben so wenig gesonnen, eine Eroberung auf Kosten des einheimischen Fürstenhauses zu machen, als neue Rechtsverhältnisse im böhmischen Reiche zu gründen, und wenn er einzelne mährische Städte zu dem Range von Reichsstädten erhob oder an das Reich nahm, so war diese Freigebung eine einstweilige und eine bedingte, aus welcher dem künftigen Landesherrn keine Schmälerung seiner herkömmlichen Rechte erwachsen sollte, wie dieß bei Iglau ausdrücklich bemerkt wurde, und in der Folge selbst bei der Stellung Wiens zum neuen Landesherrn gleichfalls in Anwendung kam (vgl. p. 274 und 535).

Nicht also um zu einer neuen Besitznahme zu schreiten, sondern um seinen Anforderungen Nachdruck zu geben, ging Rudolph über die Gränze, und fand das böhmische Heer bei Kollin kampfgerüstet und in drohender Stellung. Weil jedoch das Schicksal einer abermaligen Feldschlacht, der Ausgang mochte seyn welcher er wollte, die Ausgleichung nicht erleichtert, sondern die Verwicklung vermehrt haben würde: so versuchten die beiden einflußreichen Kirchenfürsten, der oftgenannte Bischof von Olmütz und der Erzbischof von Salzburg, auf friedlichem Wege eine Vermittlung, die denn auch zu Stande kam und zu einem Vergleiche führte, in dessen Folge der römische König, indem man die Grundlagen des früheren Friedens mit Otakar beibehielt, die vormundschaftliche Verwaltung für die nächsten fünf Jahre, bis zur Großjährigkeit Wenzels, dem Markgrafen Otto von Brandenburg überließ, und auf eben so lange Zeit, zur Deckung seines Aufwandes für die Kosten des Krieges, die Markgrafschaft Mähren pfandweise in Besitz nahm, wo er Bischof Bruno zum Statthalter einsetzte, und diesem, zur besonderen Verwaltung des Brünner und Znaimer Kreises, den Bischof Heinrich von Basel an die Seite gab (Dezember 1278).

So hatte er, innerhalb der kurzen Frist von etwa vier Monaten, durch Weisheit und Mäßigung, und unterstützt vom Glücke, oder wie er demüthig bescheiden sagte, durch Gottes sichtbare Fügung, einen großen wichtigen Zweck erreicht und

einen ausgedehnten Kreis gesegneter Lande unter des Reiches alte, unbestrittene Oberhoheit zurückgebracht. Doch konnte er hiemit seine Sendung noch lange nicht als vollendet ansehen. Nicht um das Reichsgut allein konnte es ihm zu thun seyn, der sich berufen sah, Friede und Ordnung in allen, hohen sowohl als niederen Kreisen des bürgerlichen Lebens wieder herzustellen, den Geist einer besseren Gesittung dem schrankenlosen Walten von Willkür und Eigenmacht entgegen zu stellen, und auch Herz und Gesinnung allgemein dafür zu gewinnen.

Noch war die Generation nicht abgestorben, welche die düsteren Erfahrungen der »kaiserlosen Zeit« durchgemacht hatte. Ueberzeugt von der Unzulänglichkeit der Gesellschaftszustände, in welchen sie lebte, mußte sie das Bedürfniß nach verbesserten tief empfinden. Es ist unverkennbar, daß die Zeit selbst vorgearbeitet und den Boden für den Samen des Gesetzes vorbereitet hatte. Müde der Fehden und der Unsicherheit kamen Fürsten und Städte den Absichten des Königs bereitwillig entgegen; gern empfingen sie seine Satzungen und besiegelten sie mit Gelöbniß und Treuschwur. Nichts desto weniger aber bleibt es eines seiner größten Verdienste, daß König Rudolph in des Reiches innerer Wiedergeburt und Kräftigung seinen Hauptberuf gesucht, und dabei die einfachsten und zweckmäßigsten Mittel in Anwendung gebracht hat. Mehr als Heereszüge und der Glanz der Waffenthaten ehret ihn die prunklose, aber fest und kräftig durchgeführte Schöpfung neuer Rechtszustände, worin er die Handlungsweise an bestimmte Gesetze band, harte Strafen gegen Widerspänstige verhängte und das Böse und Gemeinschädliche zu ertödten suchte, ohne den Geist seiner Völker und das lebendige Nationalgefühl in beengende Schranken zu bannen. Er wollte den Frevel niederhalten, aber das Gute nicht hemmen; er wollte das Strombett des öffentlichen Lebens regeln, aber nur seinem verheerenden Austritte vorbauen; er wollte dem Uebermüthigen das Schwert nehmen, damit der Schirm des Gesetzes Allen zu Gute komme. Und nicht mit Einemmale und für immer, sondern wie versuchsweise und auf eine kleine Anzahl Jahre sollte die neue Ordnung des Landfriedens in's Leben treten. Indem er auf diesem Wege die Gemüther durch die eigene Erfahrung für Recht und Gesetz erziehen ließ, erreichte er, was er bedurfte. Er wollte scheinbar nur wenige Zugeständnisse dem verjährten Vorurtheile abringen, und entzog ihm in der That nach und nach seine wichtigsten Lebenskräfte.

Diese gesetzlichen Anordnungen, denen wir eine nähere Betrachtung widmen wollen, haben aber nicht bloß als gesetzliche Actenstücke ihren Werth. Sie dienen eben so gut von der anderen

Seite als ein Spiegel der Zeit, in dem sich die sittlichen und bürgerlichen Zustände, mit ihren Mängeln und Gebrechen, mit ihren guten und löblichen Seiten in einem treuen Wiederscheine erkennen lassen. Aus der Zusammenstellung dessen, was geboten und was verboten ist, mit Rücksichtsnahme auf die Art und Weise, wie das Gesetz gegen Uebelthat und Verletzung sich geltend zu machen weiß, lassen sich für die Bildungsstufe und die sittliche Höhe eines Zeitalters die wichtigsten Folgerungen ziehen. In dieser Voraussetzung, zu der die nachfolgende Uebersicht den Beweis liefern mag, müssen wir die Angaben unseres Hrn. Verfassers als im hohen Grade lehrreich für jene Zeit bezeichnen, und wir besitzen an seinem Werke ein Buch des Lebens, wie uns über jene Periode noch keines zu Gebote stand. So mannigfaltig sind die Seiten des gesellschaftlichen Zusammenhanges, die es berührt, so verläßlich das Licht, das es bringt, und so verständig und zweckmäßig ist der Reichthum der Urkunden zur Beleuchtung der Lebensverhältnisse nach den verschiedensten Richtungen hin ausgebeutet.

Wir übergehen dabei, des inneren Zusammenhanges wegen, alle dazwischen liegenden Ereignisse, welche der Hr. Verf., der chronologischen Darstellung streng folgend, von Rudolphs erster Rückkehr aus Böhmen bis zu dessen Abschied aus den österreichischen Landen nach und nach erzählt, und wobei er nicht auf die Geschicke dieser Lande allein sich beschränkt, sondern auch des Königs Beziehungen zum Auslande, zu Ungarn, zum römischen Stuhle, zu Italien, England und Savoyen auffaßt, und sie zu einem lebensvollen und vollständigen Geschichtsbilde verarbeitet. Wir müssen uns damit begnügen, sie der Aufmerksamkeit des denkenden Geschichtsfreundes empfohlen zu haben, und wenden uns dafür ausschließend auf das große und ruhmvolle Friedenswerk des Königs, dessen Anfänge in die erste Zeit seiner Reichsverwaltung fallen, dessen Fortsetzungen aber in dem Grade, als sein Ansehen wuchs, mit beharrlicher Folgerichtigkeit in's Leben traten, und seiner unausgesetzten Pflege und Sorgfalt sich erfreuten, deren sie in der That auch bedurften.

Wir haben an einer früheren Stelle bereits erwähnt, daß gleich nach dem Wiener Vertrage die österreichischen Lande mit einem fünfjährigen Landfrieden vom Könige begnadigt wurden, und daß Steiermark unter den besonderen Schirm einer Landfeste gesetzt worden war. Es war natürlich, daß der neu gewonnene Reichsboden für des Königs Schöpfungen am empfänglichsten befunden ward, weil er unter des Hauptes unmittelbarem Einflusse stand, und nicht, wie anderwärts im Reiche, die zähe Willfährigkeit vermittelnder Reichsorgane oft hemmend dazwischen trat.

Hier hatte der römische König, als die fünf Jahre des Landfriedens ihrem Ende sich näherten, und bevor er für immer aus den Landmarken Abschied nahm, (1281) denselben auf neue zehn Jahre verlängert und manche Zusätze beigefügt, wie sie unter den jetzigen Umständen die öffentliche Sicherheit oder das entwickeltere Bedürfniß erheischte. Das Gesetz sollte eine gleiche verbindliche Kraft, ohne Rücksicht auf Stand, ohne Ansehen des Ranges oder der Person, eine heilige Unverbrüchlichkeit in den Augen eines Jeden haben. Das Gesetz, nicht das Schwert, sollte fortan schirmen und schützen, zu Recht verhelfen und von Uebelthaten abschrecken. Wie das Heiligthum einer göttlichen Satzung sollte der Landfriede angesehen, wie ein Gottesfriede sollte er geehrt und aufrecht erhalten werden. Wer ihm zuzuschwören sich weigert, sei fortan friede- und rechtslos und außer dem Gesetze; wer ihn stört, er sei hoch oder nieder, dem werde ein Tag gesetzt, wo er mit Milde oder mit Recht der Klage ledig werden möge. Weigert er sich am gesetzten Tage zu erscheinen: so mögen die Landherren und die Städte, Ritter und Knappen auf seinen Schaden gegen ihn ausziehen, und Genugthuung, so wie Schaden und Kosten des Auszuges, so weit er es vermag, von ihm nehmen. Wer des Auszuges gegen einen Friedbrüchigen sich weigert, der werde vor den Landesherrn geladen, und gerichtet entweder nach der Landherren Rath oder nach dem Urtheile der geschwornen Räthe des Landes. In die Behandlung des Friedensbruches sei gleichfalls verfallen, wer einen Aechter bei sich behält oder heimet. Es solle kein anderes Band, als das des Landfriedens, Alle und Jegliche zu einander im Lande binden, und wer immer, er sei hoch oder nieder, gegen einen andern eine Verbindung eingegangen, sei's mit Eiden, Gelübden, Briefen, mit Widerwette oder wie sie heißen mögen, dessen Gelübde und Bande seien nichtig und aufgehoben, und wenn er sich nicht des Gesetzes verantworten kann, über den werde gerichtet wie um Landfriedensbruch.

Auch in Böhmen wurde unter des Königs Einfluß, nach einem abermaligen bewaffneten Einschreiten, das durch eine neue Parteiung und die Uebel derselben nöthig geworden war, das Werk eines dauerhaften inneren Friedens gefördert, und es hatten sich daselbst die Landherren, unter Bischof Tobias von Prag, zusammengefunden, und sich zu einem gemeinsamen Landfriedensbund den feierlichen Schwur gegeben, jeglichen Ruhestörer zu verfolgen, den Bedrängten mit aller Macht beizustehen, die seit Otakars Tode entstandenen Vesten niederzubrechen, wenn der Markgraf ihre Errichtung nicht genehmige. Wer Güter des Königs, der Kirchen oder Einzelner wider Recht oder gewaltthätig

in Besitz genommen, solle deren verlustig seyn und etwaige Anforderungen mögen auf dem Rechtswege ausgetragen werden. Wer dem Frieden nicht beitrete, sei als Landesfeind anzusehen, und mit Heeresmacht auf seinem Schlosse zu bewältigen (p. 353 f.).

Für dasselbe große und segensvolle Werk wirkte der römische König, als er nach seiner Entfernung aus den österreichischen Herzogthümern, dem Reiche seine ungetheilte Sorgfalt wieder zuwenden konnte. Es folgten noch in demselben Jahre die wirksamsten Maßregeln. Wichtig waren die Beschlüsse auf dem Tage zu Nürnberg (9. August 1281), noch wichtiger der vorerst nur auf drei und ein halbes Jahr zu Regensburg geschlossene Landfriede für Baiern (6. Heumonat 1281), weil er vielseitiger das Leben beleuchtet und auch die untergeordneten Sphären der Gesellschaft dem Forscherblicke zugänglich macht. Ihn hatten die weltlichen Fürsten von Pfalz, Baiern und Regensburg, so wie mehrere geistliche Fürsten, und zwar der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg, Freising, Eichstädt, Augsburg, Passau und Brixen, auf des Königs Gebot beschworen, und waren in eine feste Einigung für die gute Sache des Gesetzes und der Ordnung zusammengetreten, mit dem eidlichen Gelöbnisse gegenseitiger Unterstützung und gemeinsamen Zusammenwirkens.

Gleichwie bei Oesterreich, sollte auch hier der Landfriede eine bestimmte Zwangsgewalt üben, und wer ihn nicht schwöre, außer Frieden und Recht stehen, der Friedensschwur dagegen weder den Herren noch dem Lande an ihrem Rechte irgend einen Abbruch thun. Daß die gesetzlichen Verfügungen größtentheils die Sicherheit des Eigenthums und der Personen betrafen, darf nicht befremden, weil diese am meisten einer willkürlichen Gefährdung ausgesetzt war. Was die Strafbestimmungen im Allgemeinen anbelangt, so richteten sie sich nach dem Maße der Gesetzverletzung; sie blieben aber nicht bloß bei Geldbußen stehen, sondern sie machten auch von den moralischen Strafmitteln des Bannes und der Acht mehrfachen Gebrauch, wobei das Gesetz an verschärfenden Mitteln es nicht fehlen ließ, um denselben Nachdruck zu verschaffen. Ueberhaupt dürfen wir bei einem Zeitalter, wo die besseren gesellschaftlichen Zustände aus den Banden der Rechtsanarchie befreit, und aus dem Rohesten herausgearbeitet werden sollten, nicht den Maßstab einer geläuterten und auf dem Begriffe strenger Rechtsgleichheit ruhenden Gesetzgebung anwenden. Wohl mag es zahlreiche Fälle gegeben haben, wo den Reichen die Geldbuße weniger empfindlich traf, während der Arme mit seinem Leibe Genugthuung leisten mußte, wo der vermögliche Rechtsfrevler über das Gesetz hinwegsah, weil er als

Sühne nichts als Geld einzusetzen brauchte. Allein es darf dabei nicht übersehen werden, daß nach dem Geiste des Zeitalters die Geldbuße eine indirecte Gefährdung der persönlichen Freiheit in sich begriff, und das beleidigte Gesetz, abgesehen von der Seltenheit des Geldes und dem hohen Werthe, in dem es stand, die kostbarsten Güter als Sühne verlangte. Ueberhaupt ist die Uebertragung späterer Begriffe auf frühere Zustände selten ohne Entstellung der Wahrheit, und jedes Zeitalter will, um richtig erkannt zu werden, aus sich selbst beurtheilt seyn.

Wir können im Allgemeinen bei den Gesetzen, auf denen der baierische Landfriede beruhte, eine dreifache Unterscheidung wahrnehmen. Es handelte sich entweder um Schutz des Eigenthums, oder um Sicherung der Personen oder um die für einzelne Uebertretungsfälle festgesetzte Genugthuung durch Buße, Sühne oder durch andere Strafmittel.

Was das erste anbelangt, so steht, dem Geiste der Zeit zu Folge, die Kirche mit ihrem Rechte und Gute voran, und hier war eine Schädigung um so verbrecherischer, je ruchloser die Gesinnung erschien, die sich am Heiligen und Gottgeweihten vergreifen konnte. Es ward bestimmt, daß sowohl Gotteshäuser, als deren Leute und Gut durch Niemand geschädigt oder durch Pfändung, Raub oder Brand angegriffen werden sollen. Der Frevler sei von dem Richter nach Recht zu überweisen, mit der Strafe der Acht zu belegen und nicht eher daraus frei zu geben, als bis der dreifache Schadenersatz geleistet worden sei. Nicht minder sollen Klöster, Kirchen, Friedhöfe, Widem, Mühlen den ganzen Frieden haben; wer sie angreift, sei als friedensbrüchig zu behandeln. Ein Priester gehöre nur in dem Falle, wenn er von seinem Bischofe entsetzt sei, vor den weltlichen Richter; keines Priesters Gut könne, nach dessen Tode, ohne den Bischof und den Dechant, eingezogen werden; Klagen der Priester über erlittenen Friedensbruch seien ohne ihres Vogtes Klage und ohne Verzug zur richterlichen Erkenntniß zu bringen (p. 373).

Beachtenswerth sind die Verfügungen über Sicherheit des Besitzes und des Eigenthums im Allgemeinen, oder in einigen besonderen Fällen, wie über Jagdbarkeit und über Schädigung der Weingärten. Wer das Gut eines Andern nimmt, leistet Ersatz durch doppelte Zahlung desselben; ist der Beschädigte ein Edelmann und die Beschädigung durch fremde Heimsuchung geschehen, so trifft den Beleidiger die Acht. Nur ein Richter oder wer dreißig Pfund Einkommen hat, ist zur Führung eines Schützen berechtigt; wer anderswie Schützen antrifft, der soll ihnen Pferde und Armbrust wegnehmen und die Schützen selbst vor Gericht stellen als schädliche Leute. Friedbrüchig ist, wer

Wein- oder Baumgärten abhaut, oder Tags oder Nachts daraus stiehlt, so wie wer Bienenkörbe erbricht und bestiehlt. Beträgt die Schädigung über sechs Schilling, so mag auf den Leib des Schädigers geklagt werden. Wer einen Anderen ohne Widerbot beraubt, soll eine Hand verlieren, Straßenraub keinen Aufschub haben und über den Mann, der dabei ergriffen wird, ohne Verzug gerichtet werden.

Nicht minder nachdrucksam nimmt das Gesetz die persönliche Sicherheit in Schutz. Es ist hierin der treue Spiegel der Zeit. Blutig und roh, wie die Fehdelust des Jahrhunderts, verhängt es seine Strafen, Arm um Arm, Leben um Leben; aber in vielen Fällen konnte die Buße auch durch Geld geleistet werden. Es war verboten, Messer in den Hosen oder anderswo verborgen zu tragen; bei wem es wahrgenommen ward, dem solle die Hand abgeschlagen werden. Wer mit dem andern rauft oder an das Maul oder mit Knitteln schlägt, jedoch ohne ihn zu verwunden, der soll dem Beleidigten ein Pfund geben und dem Richter zwei und siebzig Pfennige; wer einen andern verwundet, ohne ihn zu lähmen, der soll für jegliche Wunde ein Pfund geben und dem Richter eben so viel; wer einen Menschen todtschlägt, den soll man richten nach Recht.

Der Acht verfällt, wer eine Burg hat und daraus dem Lande Schaden zufügt, ohne dafür genug zu thun; wer seine Treue bricht an seinem rechten Herrn, an seinen Kindern und an seinen Burgen, wofür er außerdem seinem Herrn mit Leib und Gut Buße thun mag; wer die Ehefrau eines Andern entführt; wer endlich, er sei Graf, Freier oder Dienstmann, Jahr und Tag im offenen Banne ist. Es gibt auch Fälle, wo dieß schon nach sechs Wochen zu geschehen hatte.

Wer eben so lange — Jahr und Tag — in der Acht ist, verfällt gleichfalls in den Bann, und wer im offenen Bann und in der Acht ist, der darf weder Lehen geben noch empfangen auf gültige Weise.

So hatten sich hier für die unteren gesellschaftlichen Abstufungen geistliche und weltliche Macht vereint, um bei fortdauernder Hartnäckigkeit und Widersetzlichkeit die Strafen des Bannes und der Acht gegenseitig mit den nachdrücklichsten Folgen zu begleiten, und damit das Schicksal der von der Kirche und vom Staate Ausgestoßenen kein leichtes wäre, darüber war genugsam Vorsorge getroffen worden. Hier galt es, das Ansehen der weltlichen und der geistlichen Obrigkeit nach denjenigen Richtungen, für welche das Gesetz bestimmt war, zu unterstützen, und wirksamer konnte dieß nicht geschehen, als wenn beide Gewalten mit ihren Strafmitteln, deren jedes für sich groß genug war,

zusammenstanden, um den verstocktesten Trotz aus seinem letzten Schlupfwinkel zu vertreiben.

Auch fehlte es nicht an polizeilichen Maßregeln über Schankrechte, über Maß und Gewicht, über Kauf und Lohn. Friedbrüchig soll seyn, wer Trank anders als in dem rechten Wirthshause feil hat. Wer unrechtes Maß gebraucht, der soll, so oft er es thut, dem Richter ein Pfund geben und doppelten Ersatz leisten. Zwei und siebzig Pfennige soll der Müller büßen, der mehr als den dreißigsten Theil nimmt. In jeder Stadt soll der Richter mit den Alten, den Besten und Trefflichsten in jeder Pfarre vor der Kirche Kauf und Lohn nach Eid festsetzen für Schmiede, Weber, Schneider, Schuster, Mäder, Zimmerleute und andere; wer mehr nimmt, als ihm erlaubt ist, sei dem Richter mit zwei und siebzig Pfennigen verfallen.

Sehr hart ist das Gesetz gegen Personen, welche mit der Acht belegt sind, und nicht ohne Grund, weil, wie bemerkt wurde, diese Strafart nur in ihren nachhaltigen bürgerlichen und moralischen Wirkungen das Gewicht des Abschreckenden behalten konnte. Auf dem Aechter lastete gleichsam der Fluch der Gesellschaft; ihm kam keine Wohlthat des Gesetzes, kein Schirm und Schutz zu Gute. Betrat er flüchtig ein Haus, und wurde ihm von dem Eigner wissentlich Unterstand und Pflege zu Theil, so verfiel der letztere gleichfalls der Acht, und es ward der Gnade des Richters anheimgestellt, ob nicht auch andere Hausgenossen, mit alleiniger Ausnahme der Hausfrau und der kleinen Kinder, in dieselbe Strafe verflochten seyn sollten. Um einen schädlichen Gemeinbund geächteter Personen zu verhüten, hatte das Gesetz die Fürsorge getroffen, daß von dem Aechter die Strafe der Acht genommen werde, der einen andern dem Gerichte überantwortete.

Bei alle dem war aber die persönliche Freiheit keineswegs richterlicher Willkür überlassen, und es war genau die Linie gezogen, bis zu der die richterliche Amtsgewalt zu gehen, und die sie nicht überschreiten durfte. Jeder, der eine gerichtliche Klage auf ein Verbrechen gegen jemanden vorbringt, soll, selbst ohne Ausnahme des Richters, schwören, daß gegen ihn solche Gründe vorliegen, die ein gerichtliches Einschreiten rechtfertigten, und die Wahrheit dieses Eides sollte wieder von sechs anderen beschworen werden. Darnach erst durfte man zur gerichtlichen Belangung des Angeschuldigten schreiten. Bei leichteren Vergehen, welche keine Leibesstrafe nach sich zogen, erstreckte sich das Recht des Richters nur auf die Vorladung, ohne daß ihm gestattet war, sich an der Person oder an dem Gute des Vorgeladenen zu vergreifen. Bei Verbrechen dagegen, die eine Leibesstrafe zur Folge haben konnten, durfte er den Schuldigen

festnehmen, aber auch da noch unbeschadet seines Gutes. Auch war es statthaft, daß man von dem Beklagten vor Gerichte eine Bürgschaft nahm, wofern er dem Richter erklärte, sich zu Recht zu stellen und vier Biedermänner dieß verbürgt hatten..

Diese gesetzlichen Bestimmungen, von denen wir nur übersichtlich einige wesentliche Punkte zusammengestellt haben, hat der Hr. Verf. großentheils aus Freyberg, zum Theil aber auch aus Olenschlager und Pertz genommen, und sie, zur leichteren Ueberblickung des Gleichartigen und Verwandten, in eine zweckmäßige Aufeinanderfolge gebracht, wie wir sie in seinem Buche (p. 365 — 374) finden. Sie geben, wie gesagt, vortreffliche Fingerzeige zur Erforschung der inneren Lebenspulse des Staatskörpers, und wäre in jenem Jahrhundert immer so sorgsam, wie hier, für eine hinreichende Rechtspflege Sorge getragen worden, so würde die Noth niemals zu der Selbsthülfe der Vehme geführt haben, welche sich später durch ihre Tyrannei und durch ihre schauderhafte Heimlichkeit eben so verhaßt machte, als sie gefürchtet wurde.

Gleich dem baierischen an geschichtlichem Interesse ist jener Landfriede, welcher für die Marken des Mittelrheins und für Franken zu Ende desselben Jahres zu Mainz (Dezember 1281) auf fünf Jahre beschworen, darauf zu Würzburg und Speier mehrmals erneuert worden ist. In ihm finden sich frühere Anordnungen wiederholt oder erweitert; aber auch andere hinzugefügt, die durch örtliche Verhältnisse geboten seyn mochten, und ein grelles Licht auf die Rohheit des Zeitalters werfen. Außer allgemeinen Anordnungen über Handhabung der Rechtspflege nach der Sitte und den Gewohnheiten des Landes, über die Pflichten des Hofrichters, außer den Ausnahmsfällen für Personen und Strafbemessungen, welche der König seinem unmittelbaren Spruche vorbehalten wissen wollte, treffen wir hier das Nöthige über Geleite und Sicherheit der Landstraßen, über Zoll- und Münzwesen, über das richterliche Verfahren bei gestohlenem Gute, über Schirm der Gotteshäuser.

Aber bezeichnend für den Geist der Zeit und der damit im Zusammenhange stehenden Gesetzgebung sind einige andere Verfügungen, die wir uns nicht enthalten können, deßhalb genauer zu betrachten. So heißt es zuvörderst in Bezug auf Selbstrache, daß sie streng untersagt sei, und statt ihrer das Recht auf dem ordentlichen Wege vor dem Richter gesucht werden solle. Wer Selbstrache wegen erlittenen Schadens übt, der solle nicht allein seines Rechts verlustig gehen, sondern auch den Schaden, den er geübt, doppelt ersetzen. Dabei war Nothwehr gesetzlich erlaubt, jedoch mit genauer Angabe der Fälle, wann, und der Art, wie sie

Statt zu finden habe, was zum Beweise dienen mag, daß das Gesetz selbst nicht immer der Bereitwilligkeit der Richter genug vertraut oder die Unmöglichkeit vorgesehen habe, sich überall eines Rechtsspruches zu versichern. Es durfte Nothwehr eintreten, wenn der Beschädigte seine Klage vorgebracht, aber kein Recht erlangt hatte; sie durfte jedoch nur mit der Beschränkung Statt finden, daß man sie drei volle Tage vorher ankündigte und bei Tage in Vollzug setzte. Während jener Zwischentage sollte sich keine der beiden Parteien irgend eine Gewaltthat erlauben, sei's am Leibe oder am Gute, auf die Gefahr hin, für immer ehelos und rechtlos erklärt zu werden (p. 387).

Nicht minder streng und unnachsichtlich, wie wir dieß oben gefunden haben, wiederholen sich auch hier die Bestimmungen über die, welche der Acht verfallen waren; nur dürfen wir hier nicht übersehen, daß der Spruch, von dem die Acht ausging, an gewisse feierliche Formen gebunden war, welche gegen Unrecht und Willkür schützen sollten. Es war ausdrücklich verordnet, daß der Achtspruch nicht im Geheimen, sondern jederzeit öffentlich zu geschehen, und die Acht so lange fortzudauern habe, bis die volle Genugthuung ohne allen Abzug erfolgt wäre. Den Aechter aber sollte Jeder meiden, nirgends sollte er gastliche Aufnahme oder Schutz finden. Käme er in eine Stadt, so sei er nicht zu behalten, es dürfe ihm Niemand weder etwas verkaufen, noch umsonst geben, noch etwas von ihm in Kauf annehmen. Wer ihn wissentlich aufnimmt oder beherbergt, über den soll, wenn er dessen vor dem Richter überwiesen wird, wie über einen Aechter gerichtet werden, und er sei nur in dem Falle frei zu lassen, wenn er mit sieben sendbaren Mannen den Beweis herzustellen vermag, daß er es unwissentlich gethan und von der Aechtung des Beherbergten keine Kenntniß gehabt habe. Wer ihn schirmet und wenn er ergriffen wird, vertheidigt, über den soll gleichfalls gerichtet werden, wie über einen Aechter. Ist es keine einzelne Person, sondern eine ganze Stadtgemeinde, die den Aechter behalten oder beschützt hat, so möge man ihre Mauern niederbrechen, oder sie selbst niederbrennen, wenn sie nicht ummauert ist; das Haus, das ihn beherbergt, zerstören, und über den Wirth, der das Gastrecht geübt, wie über einen Aechter richten. Widersetzet sich die Stadt, so sei sie rechtlos sammt allen Leuten, und ist der Richter zu schwach, sie zu richten, so möge das Gesetz mit des Reiches Gewalt in Vollzug gesetzt werden (p. 389).

Endlich stoßen wir auf Strafbestimmungen, welche bei Verbrechen der Söhne gegen ihre Väter, und, wie es in der Erneuerung im J. 1287 heißt, auch gegen die Mütter einzutreten

hatten. Daraus ist erkennbar, daß es an solchen naturwidrigen Verbrechen nicht gefehlt haben konnte. Wer hier einen Seitenblick werfen wollte auf den bekannten alten Gesetzgeber, der den Vatermord ohne Straferkenntniß ließ, weil er die menschliche Natur eines solchen Verbrechens nicht für fähig hielt, der würde außer Acht lassen, daß das Gesetz nicht bloß strafen, sondern auch erziehen soll, das Böse aber, zumal wenn es gegen die geheiligten Bande der Natur frevelt, nicht anders als durch harte und abschreckende Strafen gebüßt werden kann.

Diesemnach erkennt das Gesetz zu Recht gegen einen Sohn, der seinen Vater von seinen Burgen oder seinem Gute verstoßen, oder ihm durch Brand oder Raub Schaden zugefügt hat, daß er für immer verlustig sei seines Eigens und Lehens und alles Gutes, das ihm von Vater oder von der Mutter erblich hätte zufallen sollen, und daß es weder in des Richters, noch selbst in des Vaters Macht stände, ihn je wieder zu einem Rechte auf das Gut gelangen zu lassen. Wenn der Sohn seinem Vater nach dem Leben strebt, oder ihn mit Untreue oder Gefängniß angreift, oder in Bande schlägt, so sei er gleichfalls für immer ehe- und rechtlos, und könne nie wieder zu seinem Rechte kommen.

Derselben Strafe verfallen auch alle Dienstmannen und Eigenleute, unter deren Rath oder Beihülfe der Sohn seine Verbrechen verübt hat, und wenn der Vater wegen Gefängniß oder einer anderen gültigen Ursache zu klagen außer Stande wäre, so möge er durch einen Blutsverwandten eben so rechtskräftig, als wenn er selbst erschienen, seine Klage anbringen.

Die gesetzlichen Anordnungen, welche der römische König zur Handhabung des Landfriedens erließ, sind nicht durchaus neu; sie sind oft nur Bestätigungen von früheren, welche einst, z. B. vom Kaiser Friedrich dem Zweiten, erlassen worden waren, wie dieß namentlich bei dem Mainzer oder auch bei dem zweiten Nürnberger der Fall war. Da sie aber nichts weniger als zu festen Handelsnormen erstarkt waren, so handelte es sich hier auch weniger um neue Rechtsgrundsätze oder um neue Gerichtsformen, sondern vielmehr darum, daß sie aus ihrer Vergessenheit hervorgesucht, und zur genauen Handhabung eingeschärft wurden.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, sowohl um den Charakter des römischen Königs und dessen verdienstvolles Wirken für Recht und Gesetz zu beleuchten, als auch um die Sorgfalt und Genauigkeit darzuthun, mit welcher der Hr. Verf. seine Aufgabe zu lösen bemüht war, um darzuthun, wie lehrreich und erschöpfend seine Mittheilungen sind, und wie viel sie zum Verständnisse jener Zeit beitragen.

Indem er am Schlusse des ersten Buches einen kurzen Rückblick auf den zurückgelegten Weg wirft, faßt er das öffentliche Leben des Königs in folgende treffende Hauptpunkte zusammen (p. 396): »Nicht bloß in Regensburg, zu Nürnberg und Mainz, in Würzburg und Speier wurde der Friede geboten, sondern überall, wo der König hinkam und so weit des römischen Reiches Ansehen reichte: im Königreiche Böhmen und in den ihm benachbarten österreichischen Herzogthümern, bei den Fürsten und Städten im Norden Deutschlands, durch Baiern, Franken und Schwaben; von den Anfängen des Rheins, wo bald seines Hauses Stammlande neben freiem oder eigenem Boden dieselbe Ruhe genossen, hinab durch des Reiches weite Gebiete an den Ufern des Flusses, bis wo seine reichen Wasser in vielen Armen sich in's Meer verlieren, und jenseits des deutschen Stromes, in schönen Landen deutscher und wälscher Zunge, bis hinauf, wo der König, unter den Bemühungen zur Wiederherstellung des Königreichs Arelat, selbst vor einem Zusammenstoß mit der Macht Frankreichs nicht zurücktrat. Unablässig setzte er seine Wanderungen fort durch beinahe alle Gauen der deutschen Lande, um die Ordnung zu handhaben, den Frieden herzustellen und an das Reich zurückzufordern, was veräußert oder demselben vorenthalten war: lieber wo es auf friedlichem Wege geschehen mochte, aber unbedenklich die Waffen führend, wo Trotz der Widerspänstigen den Gehorsam verweigerte; vielfältig mit andauerndem Erfolge, oft aber auch, daß nur seine Gegenwart vor Ausbrüchen sicherte.«

Das zweite Buch, zu welchem wir jetzt mit möglichster Kürze uns wenden, bleibt im Wesentlichen der Auffassung und geschichtlichen Behandlung dem ersten gleich, nur Personen und Gegenstände wechseln durch den Uebergang vom Allgemeinen zum Besonderen, durch das Eingehen auf die einzelnen Land- und Völkermarken mit ihren Fürsten und Herren, mit ihren Eigenthümlichkeiten und Geschicken, mit ihrem Leben und Städtewesen. Wir finden hier eine fast unübersehbare Ausbeute aus dem reichhaltigsten Materiale, und es ist kaum irgend eine Thatsache in dem entferntesten Theile des Reiches, die nicht ihre besondere urkundliche Beleuchtung fände. Wir können demnach mit voller Berechtigung dem Hrn. Verf. nachrühmen, daß er vermöge seines erfolgreichen Forschens der Geschichte Rudolphs und seiner Zeit eine Tiefe, eine Vielseitigkeit und Vollständigkeit abgewonnen habe, wie sie bis auf diesen Augenblick dem wissenschaftlichen Publikum noch nicht geboten war und auch nicht geboten werden konnte, weil keinem früheren Bearbeiter eine solche Menge des Stoffes zugänglich war. Der Hr. Verf. beurkundet hiebei fast

noch mehr, als in dem vorigen Buche, eine erstaunenswerthe Detailkenntniß seiner urkundlichen Beweisstücke, eine Sicherheit in der Benützung, die alle Anerkennung verdient; er bringt so viele neue Ansichten zur anschaulichen Erkenntniß, daß wir außer Stande sind, auch nur auf das Vorzüglichere unser Augenmerk zu richten. Wir beschränken uns demnächst auch hier auf die Darlegung einiger weniger Partien, und bemerken, daß der Leser, dem es um eine genauere Kenntnißnahme zu thun ist, nicht ohne volle Befriedigung das Buch selbst zu Rathe ziehen wird.

Wir bemerken hier folgenden Gang. Der Verf. führt zuerst seine Leser nach dem Norden des Reiches, und faßt die aus der Darstellung bisher größtentheils entfernt gebliebene Geschichte der Länder Brandenburg, Braunschweig, Sachsen und Thüringen in's Auge, schildert die oft vergeblichen, zuletzt aber erfolgreichen Bemühungen des Königs zur Begründung friedlicher Verhältnisse, vorzüglich in Sachsen und Thüringen, und verweilt umständlich und mit Vorliebe bei den Einzelheiten des Reichshofes zu Erfurt (Dezember 1289), eines der glanzvollsten aus der Zeit des Königs Rudolph, verherrlicht durch die Anwesenheit der ersten Fürsten des Reiches und ein zahlreiches Königsgefolge, wo der Landfriede dauernd festgesetzt, die Sühne zwischen Braunschweig und Mainz, so wie zwischen den Fürsten Thüringens eingeleitet, das alte Reichsgut der Pleißnerlande zurückgelöset und wichtige Bestimmungen mit Gesetzeskraft, z. B. über Abnahme des Eides statt des Zweikampfes, über gültige Veräußerung von Lehensgut durch Vasallen, erlassen wurden.

Von da wendet er sich nach Böhmen und zu den österreichischen Herzogthümern, um hier den Faden der geschichtlichen Weiterbildung da, wo er im ersten Buche abgebrochen wurde, wieder anzuknüpfen, und die Geschicke beider Gebiete für die noch übrige Lebenszeit des römischen Königs im Zusammenhange zu verfolgen. Während in Böhmen, nach dem Sturze des mächtigen und einflußreichen Herrn Zawisch von Rosenberg das freundschaftliche und innige Verhältniß des jugendlichen Königs zu seinem greisen Schwiegervater immer sichtbarer hervortritt, so daß König Wenzeslav vermöge seines neubekräftigten Wahlrechtes sich für die Nachfolge seines Schwagers Rudolph im Reiche entschied — die wichtige Einwilligungsurkunde ist vom 13. April 1290, nur wenige Wochen vor dem plötzlichen Hinscheiden Rudolphs, mit dem so viele Hoffnungen des Vaters hinstarben — gelangt in Oesterreich das habsburgische Haus zu reichsfürstlichem Range und mit Beistimmung der Churfürsten zum erblichen Besitze der dortigen Lande auf dieselbe Rechtsgrundlage, nach

welcher der babenbergische Stamm die Verwaltung und Hoheit geübt hatte. Hier bilden der Aufstand der Wiener und ihre Unterwerfung, die Verwicklungen mit dem Herzog Heinrich von Baiern, die ernstlichen Zerwürfnisse mit dem Erzbischof von Salzburg, die, wiewohl folgenlose Belehnung mit Ungarn einzelne interessante Partien der reichhaltigen Landesgeschichte.

Darauf kommen die baierischen Herzogthümer an die Reihe, die wiederholten Vermittlungen des römischen Königs in den Zwistigkeiten der herzoglichen Brüder, die Grundlage der Regensburger Einigung, die Erwerbungen aus der Hand der Landgrafen Heinrich und Friedrich von Leuchtenberg, endlich die vielfachen Bemühungen zur Erhaltung der Ordnung und zur festen Durchführung des Landfriedens. Die freundschaftlichen Beziehungen des Pfalzgrafen Ludwig zu dem römischen Könige erhalten sich durch alle Wirren und Stürme der Zeit in ungeschwächter Innigkeit.

Indem sich sodann der Hr. Verf. den schwäbischen und breisgauischen Marken zuwendet, zeigt er des Königs bürgerfreundlichen Sinn in der Gründung oder Erweiterung der Stadtrechte, deren sich daselbst durch seine Huld die Städte Biberach, Memmingen, Constanz, Pfulendorf, Wangen, Ueberlingen, Ravensburg, Kaufbeuern, Heilbron und besonders Freiburg nebst anderen erfreuten. Große Störungen erfuhr zu wiederholten Malen in diesem Reichstheile der Friede, es bedurfte des Königs persönlicher Ueberwachung und eines öfteren Einschreitens mit Heeresmacht, um den widerstraubenden Sinn des Adels, der seinen Stützpunkt in dem trotzigen und fehdelustigen Grafen Eberhard von Württemberg fand, zu bezähmen und für die neue Friedensordnung dauernd zu gewinnen.

Im Lande Elsaß, auf welches der Hr. Verf. unmittelbar darnach zu sprechen kommt, beschäftigen ihn zum Theil die Verhältnisse der Gotteshäuser und einiger Kirchensitze, wie Straßburg, vorherrschend aber das in gutem Gedeihen aufblühende Städtewesen. Seine Aufklärungen über Colmar und Straßburg, über Hagenbach, Sels u. a. sind dankenswerthe Beiträge und Ergänzungen für die Geschichte des deutschen Städtewesens in jenem Zeitabschnitte. Man kann es ihnen mit Grund nachsagen, daß sie den Gegenstand erschöpfen, und wir glauben uns den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir später noch einige Augenblicke dabei verweilen werden.

Von Elsaß gelangt der Hr. Verf. in die Marken am Mittelrhein, wo er Veranlassung findet, die Geschichte der einflußreichen Erzstifte Mainz und Trier einzuflechten, die durch Handel, Wohlstand und gesetzliche Freiheit blühenden Städte Speier,

Worms, Frankfurt, Mainz, ihre mannigfaltigen Beziehungen unter sich, so wie zu dem benachbarten Reichsadel geistlichen und weltlichen Standes zu beleuchten, wo er vielfachen Zündstoff zu Zerwürfniß und Unfriede aufgehäuft findet; wo er die Lage der Juden, ihre Stellung zum König und zur christlichen Bevölkerung aus Anlaß einer gegen sie ausgebrochenen Verfolgung erläutert, und endlich den strafbaren Abfall, den ein unbekannter Abenteurer erregte, umständlich und mit seinen Folgen erzählt.

In Franken sind es die Bischofsitze von Würzburg, Bamberg, Eichstädt, die Abteien Fulda, Eberach und Billigheim, nebst anderen Gotteshäusern, die Grafen von Werthheim, Henneberg, Rieneck und Castel, so wie die Burggrafen von Nürnberg, welche entweder einzeln oder nach ihren Wechselbeziehungen geschichtlich betrachtet und nach dem Ergebnisse urkundlicher Forschungen mit mehr oder weniger Ausführlichkeit behandelt werden.

Den Schluß dieser historischen Rundschau bilden die niederrheinischen Marken, aus deren Umfange die geistlichen Stifte Cöln, Lüttich und Camerich, die Gebiete von Jülich, Cleve, Berg, von Brabant, Holland, Limburg, Flandern, Hennegau und Westphalen, die Städte Lüttich, Aachen und Valenciennes, sammt den geschichtlichen Beziehungen des römischen Königs zu dem benachbarten Frankreich besonders hervorgehoben und nach dem eben angegebenen Verhältnisse betrachtet werden.

Ueberall herrscht hier, gleichwie im ersten Buche, der chronologische Gang der Erzählung vor. Gelang es auf diesem Wege, die große Masse vereinzelter Angaben und Thatsachen, wie sie die Urkunden darbieten konnten, zu einem geschichtlichen Ganzen an einander zu reihen, so war es dagegen nicht immer möglich, Unterbrechungen entfernt zu halten und das lockere Band der Zeitfolge durch Hervorsuchung des ursächlichen Zusammenhanges zu verbergen. Dieser Fälle sind indeß nicht so viele, und wo sie vorkommen, kann sie der Leser ohne Mühe geistig zu einem Ganzen verbinden, worin er durch gewandte Recapitulationen des Hrn. Verf.'s wesentlich unterstützt wird.

Wir wollen hier, zum Behufe einer besonderen Besprechung, das (p. 650 — 662) ausführlich mitgetheilte Stadtrecht von Colmar hervorheben, weil sich darin so manche analoge Beziehungen zu den Satzungen des Landfriedens vorfinden, und einige Betrachtungen über das Städtewesen hinzufügen, für dessen Organisation und Emporbringung des Königs weise Sorgfalt unablässig eingewirkt hat.

Gleichwie Rudolph seinen Verpflichtungen für des Reiches

Ruhe und Wohlfahrt mit unermüdeter Wachsamkeit nachkam, eben so wollte er bei allen, hoch oder niedrig gestellten Reichsgliedern das Bewußtseyn der sich gegenseitig schuldigen Obliegenheiten lebendig und thätig erhalten, und zur Hintanhaltung aller Unbotmäßigkeit das öffentliche Leben nach gesetzlichen Normen geregelt wissen. In dieser Hinsicht sind die sogenannten Stadtrechte, die er zu Gunsten einzelner Bürgergemeinden erließ, nichts anders, als nothwendige Ergänzungen des Landfriedens, mit besonderer Bezugnahme auf die rechtliche Stellung der Städtebürger entweder zu einander oder zu dem ihnen vorgesetzten Amtmanne. Sie enthielten die nothwendigsten Verfügungen über Recht, Eigenthum, Sicherheit und Bürgerpflicht, mit den Strafbemessungen für alle, welche dagegen handelten. Sie sorgten also nicht bloß für ein alle Bürger einer Stadt gleichmäßig verpflichtendes Gesetz, sondern zugleich auch für die Aufrechthaltung desselben, und galten als ausgezeichnete Wohlthaten der königlichen Gnade, weil sie dem Gemeinwesen einen hohen Grad freier, innerer Entwicklung und äußerer Selbstständigkeit verschafften.

Das erwähnte Stadtrecht von Colmar, welches laut Urkunde Wien 22. oder 29. Dezember 1278 verliehen wurde, ist aber nicht für sich allein wichtig, sondern auch darum, weil es für mehrere andere Städte zum Muster und Regulativ diente, und uns darnach einen gültigen Maßstab gibt für das Leben und Wesen damaliger Reichsstädte. Als Bürger des Reichs war es der Colmarer erste und ehrwürdigste Pflicht, bei einem allgemeinen Aufgebote zur Heeresfahrt sich einzufinden. Wer ohne Noth und gegen der Obrigkeit Erlaubniß zurückbleibt, dessen Haus und Hof werde niedergebrochen, er selbst des Bürgerrechts verlustig. Schädigungen während des Marsches solle man eben so, als wären sie in der Stadt vorgefallen, behandeln und bestrafen.

Zum Amte des Schultheißen sollen nur angesessene Bürger gelangen, und kein Bürger eines Gutes wegen anderswo, als vor des Königs Richter zu Colmar, angesprochen werden. Belangt ein Bürger den andern vor einem fremden Richter und entsteht dem Beklagten daraus ein Schade, so möge man den Kläger zur Ersatzleistung verhalten, und nicht bloß gegen den Angeklagten, sondern auch gegen den Richter der Stadt, und er solle selbst die Huld des Königs verwirkt haben, im Falle jener in Gefangenschaft gerieth. Die Bürger von Colmar mögen das Bürgerrecht verleihen an wen sie wollen. Ist der Aufgenommene der Eigenmann eines Herrn, und wird er binnen Jahresfrist von diesem, wofern er im Lande ist, nicht zurückgefordert, so hat er fortan sein Bürgerrecht zu genießen; er ist aber zu entlassen,

wenn sein Herr ihn zurückfordert und sein Anrecht auf ihn durch zwei seiner nächsten Verwandten bezeugen kann. Ferner wird den Bürgern volle Freizügigkeit gewährt. Wer aus Armuth, oder weil er anderswo sein Glück zu finden glaubt, von Colmar wegziehen will, dem sei es unbenommen, nur müsse er gemeinsame Zahlungen für den auf ihn entfallenden Theil geleistet haben. Bei Streitigkeiten unter den Bürgern ist weder der Stadtherr noch der Rath gehalten einzuschreiten oder die streitenden Theile zur Klage zu zwingen. Geht der Streit über den Urtheilsspruch des Gerichtes, so sei es unbenommen, in denjenigen Städten, die ein gemeinsames Recht mit ihnen haben, sich um einen Spruch umzuthun, oder die Sache nach dem Rechte derer von Cöln zu Ende zu bringen; der verlierende Theil sei in die Kosten zu verurtheilen.

Ueber die Zeugenschaft vor Gericht enthält das Gesetz bestimmte und strenge Weisungen, welche mit der Wichtigkeit des Zeugenbeweises bei den Rechtsverhandlungen jener Zeit im Einklange stehen. Ladet daher ein Bürger den andern zur Zeugenschaft vor Gericht, so sei dieser gehalten zu kommen und Zeugenschaft abzulegen, es wäre denn, daß er durch einen feierlichen Eidschwur seine Unkenntniß der Sache darthue. Habe er dieß versäumt, so sei zum Schadenersatz berechtigt, wer durch jene Weigerung in Schaden gekommen. Wer an dem zur Austragung seiner Rechtssache festgesetzten Gerichtstage erscheint, ohne Zeugen mitzubringen, möge den daraus fließenden Schaden sich gefallen lassen. Nur Bürger seien zur Zeugenschaft gegen Bürger zuzulassen, aber Bürgerssöhne unter zwölf Jahren, gleichwie Landleute, davon ausgeschlossen

Kömmt es zwischen Bürgern zu einem Zweikampfe, so möge jeder der beiden Kämpfer zwei Schwerter und einen Brustharnisch mit sich haben; der verlierende Theil aber sei gehalten, dem Richter alle seine Waffen auszuliefern oder jedes Stück derselben mit drei Pfund Pfennigen zu lösen.

Andere Bestimmungen betreffen das Erbrecht zwischen Gatten, zwischen Kindern und Aeltern. Kinder haben, so lange sie minderjährig sind, keine gültige Verfügung über das Erbgut; sie dürfen davon weder etwas schenken, noch verspielen, noch auf irgend eine Weise entfremden, und ist es dennoch geschehen, so soll es Vater oder Mutter wieder gegeben werden, ohne daß diese zu einer Vergütung zu verhalten seien, wenn etwas darauf geliehen worden.

Auffallend ist es mit der Verjährung. Diese habe einzutreten, wenn ein Bürger Jahr und Tag ein Gut in seiner Gewalt hat, ohne daß ihn darüber Jemand angesprochen hätte,

vorausgesetzt, daß dieser im Lande war; in diesem Falle bleibt der erstere im Besitz und der letztere geht des Rechts der Klage verlustig.

In dem Verhältnisse zwischen Bürgern und Landleuten gibt es weder Rechtsgleichheit noch Gegenseitigkeit. Ueber Zeugenschaft ist oben gesprochen worden. Hat ein Landmann einen Bürger verwundet und sich des Königs Richter auf dessen Forderung nicht gestellt, um die Missethat zu sühnen, so soll der Beschädigte, was er immer dem Landmanne bei dessen Wiedererscheinen in der Stadt anthun mag, ohne gerichtliche Ahndung bleiben. Ist dagegen der Bürger der Schädiger und der Landmann der mißhandelte Theil, so habe jener drei Schillinge Buße zu geben. Auch ist dem Landmanne der Zweikampf mit einem Bürger, wofern es nicht dessen Wille sei, nicht gestattet.

Verbrechen gegen persönliche Sicherheit oder gegen die des Eigenthums werden nach der Größe gebüßt, entweder mit dem Leben, oder mit Geld oder mit Entziehung der Huld des Königs. Wer immer, sei's in der Stadt oder im Banne derselben, einen Todtschlag begangen hat, dem solle man das Haupt abschlagen. Wird der Todtschlag im Banne begangen, so soll man, wann und von wem immer geklagt wird, die Glocken stürmen und den Schuldigen vorladen nach Gewohnheit, und der Schultheiß hat darüber zu richten nach der Bürger Urtheil. Entrinnt der Thäter, so werde sein Haus, von dem er Bürger ist, niedergerissen, und Niemanden gestattet, inner Jahresfrist es wieder zu bauen; das Gut, das er im Banne der Stadt besitzt, soll in die Gewalt des Königs übergehen, er aber nie wieder in die Stadt zurückkehren dürfen. Derselben Strafe verfällt, wer ihm zum Entkommen behülflich war und dessen im Gerichtskampfe überwiesen wird. Nothwehr gegen freventlichen Angriff ist erlaubt, mag auch was immer für den Angreifer erfolgt seyn. Eigenmächtiger Angriff in der Stadt oder Ehrenkränkung wird mit Geld, jener mit drei, diese mit zehn Schillingen gebüßt.

Des Königs Huld verliert, wer unbefugt in der Stadt Waffen trägt freventlich und böswillig, wer bei einem Auflaufe seinem Freunde beispringt, wer mit den Waffen in der Hand einen andern angreift, niederwirft oder fängt ohne Gericht, wer einen Bürger des Meineids beschuldigt und seine Beschuldigung nicht erweisen kann.

Dieser Verlust der Königshuld war aber kein leeres Schreckmittel, sondern mit empfindlichen Folgen verbunden. Wer außer des Königs Huld stand, war des Rechts und des gesetzlichen Schutzes verlustig, jedoch nur in dem Umfange der Gemeinde, in der er seines Vergehens schuldig geworden. Er solle sechs

Wochen Frieden haben an Leib und Gut, in der Stadt und außerhalb, über sein Gut nach freiem Willen verfügen, mit Ausnahme seines Hauses und dessen, was er im Stadtbanne hat. Hat er nach jener Frist des Königs Huld nicht wieder gewonnen, so büßt er mit seinem Hause und mit seinem Gute im Stadtbanne; im entgegengesetzten Falle mag er in der Stadt bleiben oder ziehen wohin er will, mit Leib und Gut.

Außer diesem Stadtrechte war Colmar noch mit anderen Gnaden ausgezeichnet worden, es war für lehensfähig erklärt, und stand in des Königs und des Reiches Schirm und Geleite, daß seine Bürger sicher und friedlich ihren Geschäften nachgehen konnten innerhalb des Reiches Gränzen.

Auf diese und ähnliche Grundlagen entwickelte sich das städtische Gemeindeleben, und führte die Reichsbürger nach und nach zu Ansehen, Wohlstand und Einfluß. Wenn es auch an Streit und selbst an Gewaltthat bei ihnen nicht fehlte, so konnte man sie doch im Ganzen als kräftige Stützen des Landfriedens ansehen, und ihre Treue und Ergebenheit rühmen, mit der sie dem Reichsoberhaupte, dem sie unmittelbar unterstanden, fest anhingen.

Daß König Rudolph in der Gewährung städtischer Freiheiten nicht kargte, und selbst die Zahl der Reichsstädte ansehnlich vermehrte, darüber finden sich sehr viele urkundliche Belege. Er wußte aber, wie überhaupt bei seiner ganzen Reichsverwaltung, so auch hier mit unbeugsamer Strenge das Gesetz des Friedens zu handhaben und absichtlichen, böswilligen Troß eben so thatkräftig niederzuhalten, wie er dieß bei dem wehrhaftesten seiner Reichsfürsten dargethan hatte. Wenige Beispiele werden hinreichen, das Gesagte zu bestätigen.

Die Bürger von Biberach und von Memmingen, jene wegen ihrer gerühmten Reichstreue, erhielten die Bestätigung ihrer alten Freiheiten und Rechte; die von Constanz und Pfulendorf die Befreiung von auswärtigen Gerichten; die von Wangen wegen ihrer unwandelbaren Treue Freiheit und Recht derer von Ueberlingen, jedoch ohne Nachtheil für Abt und Gotteshaus von St. Gallen. Dasselbe galt auch von denen von Ravensburg und Kaufbeuern, für letztere noch mit der besonderen Begünstigung, daß die Stadt nie vom Reiche veräußert, nie ihre Bürger vor einen fremden Richter gezogen werden, und Vogtleute, welche bei dem Vogte wohnen, diesem zu keinem Dienste mit ihrem Leibe gehalten seyn sollen. Die Stadt Saulgau bekam Recht und Freiheit von Lindau, der Ort Heiningen, auf Bitte des Herzogs Konrad von Teck, jenes der Stadt Freiburg im Breisgau, Heilbron das von Speier. Mit Wochenmärkten wurden Wangen und Ravensburg, mit einem solchen und drei Jahr-

märkten Saulgau, mit einer dreiwöchentlichen Jahresmesse Heilbron begnadigt. Wer diese Märkte zu Kauf oder Verkauf besucht, stehe in des Königs und des Reiches Schirm, und habe sich voller Sicherheit und Marktfreiheit zu erfreuen (p. 592 f.).

Am Mittelrhein bekam die aus den Händen des Herrn von Bolanden an das Reich zurückgebrachte Stadt Odernheim für Bürger, Ritter und Rittersöhne das Recht von Oppenheim (1286) mit der Bestimmung, daß beide Städte gegen Beleidiger sich gegenseitig beistehen und in letzterer Stadt geistliche Personen keine Grundstücke kaufen sollen, um dem Reiche kein steuerpflichtiges Gut zu entziehen. Auf Bitte des Erzbischofs Werner von Mainz ward die Stadt Dieburg gleich anderen Städten gefreit (1277); die Stadt Windeck erhielt auf Bitte des edlen Mannes Ulrich von Hanau Rechte von Frankfurt (1288), Steinau Freiheit und Gewohnheit der Reichsstadt Gelnhausen (1290), Bruntrut in Elsaß, auf Bitte des Bischofs von Basel, Colmarer Recht (1283).

Rang und Freiheiten der Städte erhielten: das Dorf Zabern mit Hagenauer (1286), Godramstein bei Landau mit Speierer (1285) — jedoch ohne Schmälerung der Rechte des Abtes und Conventes von Hornbach — das Dorf Braubach mit Oppenheimer, Camberg mit Frankfurter Recht (1281, p. 718); ferner (1291) im Trier'schen Gebiete die Stadt Maien und Alle, die sich daselbst niederlassen würden, Ehre und gute Gewohnheit der übrigen Reichsstädte, jedoch mit dem Vorbehalte der hohen Gerichtsbarkeit für den Erzbischof, und fünf andere von dem Erzbischofe gegründete oder befestigte Orte der Trierer Kirche, Berncastel, Billig, Sarburg, Witlich und Montabur (p. 775) hatten sich derselben Gnade zu rühmen.

Als der König im J. 1274 dem Grafen Emicho von Leiningen für dessen zum Verkehre wohlgelegenen Ort Landau einen Markt gestattete, nahm er Alle, die Kaufs oder Verkaufs halber dahin zogen, mit deren Hab und Gut in des Reiches Schirm, und verlieh der Stadt zugleich das Recht von Hagenau (p. 55). Wie er später, nach Erlöschen des Leiningen'schen Mannsstammes, das heimgefallene Reichsgut seinem Schwestersohne Otto von Ochsenstein gab, nahm er gleichwohl die Stadt Landau aus, er wollte sie unmittelbar beim Reiche erhalten, und bestätigte und erweiterte (1291) ihre Rechte dahin, daß sie als Reichsbürger Lehenrechte für sich und ihre Erben gehörig erwerben und frei besitzen dürfen (p. 692).

Bei dieser Erweiterung städtischer Rechte trug der König nachdrücklich Sorge, daß die jedesmalige Rechtssphäre ihre genaue Begränzung habe, daß die Begünstigung der Städte nicht

auf Kosten anderweitiger Rechte Statt finde, und keinem Reichsstande entzogen werde, was ihm gebührte. Er bekannte sich öffentlich zu dem Grundsatze, daß die Fürsten des Reiches ihre anerkannten Rechte ungeschmälert besitzen sollen, und daß ihnen durch die Städte kein Nachtheil oder Eintrag zukommen möge; er gebot aber auch allen unter dem Reiche stehenden Bürgern und anderen Laien, daß keiner von ihnen in irgend einer Sache einen Anderen vor das geistliche Gericht lade, sondern sein Recht suche bei dem ordentlichen, im Namen des Königs und des Reichs gesetzten Richter.

Wo innerhalb der Städte oder in ihrer Nähe Reichsburgen bestanden, war das Verhältniß zwischen beiden durch besondere Ordnungen geregelt, wie es beider Beruf erheischte, und damit sie ohne Schädigung in Eintracht und Frieden neben einander bestehen mochten. Die Burgmannen der Reichsveste Oppenheim, wo Graf Eberhard von Catzenelnbogen als Burgmann saß, hatten die königliche Zusicherung, daß sie, so oft sie zur Beschirmung ihrer Rechte in eigenen Fehden, ohne Hülfe der gleichnamigen Reichsstadt, ausziehen, den freien Durchzug zur Burg haben mögen, ohne Schaden der Bürger, aber auch ohne Verhinderung durch dieselben; werden sie von königlichen Amtleuten zu bewaffnetem Auszuge außerhalb der Stadt entboten, so sei der Amtmann gehalten, ihnen auf die Dauer der Fahrt Beköstigung zu reichen (p. 705). Eine ähnliche Vorsorge findet sich bei Stadt und Burg Friedberg (p. 716 f.). Es gab auch Fälle, wo der König, aus besonderer Gunst für den Einen, das Recht eines Anderen beschränkte, jedoch der Art, daß er jenem nützen konnte, ohne auf der anderen Seite empfindlich zu schaden. So verordnete er zu Gunsten des oben erwähnten und um das Reich rühmlich verdienten Grafen von Catzenelnbogen, daß die Bürger von Frankfurt, welche hiezu ihre Zustimmung gaben, keine Eigenleute des Grafen oder seiner Erben zu Mitbürgern aufnehmen dürfen. Eben diese Bürger erfreuten sich der Vergünstigung, Niemand solle sie außer der Stadt zum Zweikampfe fordern, oder einer Schuld oder eines Gutes wegen außer derselben belangen, es wäre denn, daß ihm daselbst das Recht verweigert worden wäre. Auch Friedberg und Gelnhausen genossen eine gleiche Befreiung.

Zwist und Uneinigkeit der Bürger schlichtete der König entweder, und zwar sehr oft, in eigener Person, oder durch ein von ihm niedergesetztes Schiedsgericht, dessen Aussprüche, wenn er ihn genehmigt hatte, die streitenden Theile sich unterwerfen mußten. Ein merkwürdiges, hieher gehöriges Beispiel treffen wir bei dem Streite der Stadt Freiburg im Breisgau mit dem

Grafen Egon von Freiburg, indem sie, die vor vielen Städten ausgezeichnet war durch ihren Wohlstand, im Gefühle zunehmender Macht gegen die Herrschaft des Grafen ankämpfte und sich gegen eine Vermehrung der Steuerlast hartnäckig sträubte (p. 644 f.); ein anderes bei den Mißhelligkeiten zwischen den Bürgern und dem Capitel der Stadt und des Bisthums Speier. Als hier, wegen Mißwachs, Hagelschlag und Ueberschwemmung in den Jahren 1279 — 1281 die Preise der Lebensmittel ungewöhnlich hoch stiegen und laute Klagen über Theuerung erhoben wurden, sagten die Bürger den Herren vom Domstifte nach, daß sie große Vorräthe von Getreide und Wein aufsammelten, und wenn die Preise gestiegen, außerhalb der Stadt verkauften. Nachdem ihre Vorstellungen über dieses wucherische Beginnen beim Capitel keinen Erfolg gehabt hatten, glaubten Rath und Bürger im Falle der Nothwehr zu seyn. Sie schritten zu Maßregeln, welche dem Handel mit Gewalt begegnen sollten, verboten die Ausfuhr des Getreides und die Einfuhr fremden Weines: sie untersagten den Bürgern, sich beim Capitel Wein schenken zu lassen, und entbanden sie zugleich von der Verpflichtung des Kleinzehents. Um das Capitel zu schrecken, wurden nächst dem Münsterhofe hohe Thürme aufgeführt.

Diesen Vorgängen gegenüber blieb auch das Capitel nicht müßig. Es drohte, den Bischof an der Spitze, mit den Schrecknissen der geistlichen Waffen und schritt, als dieß keinen Eindruck machte, von der Drohung zur That. Der Bischof sprach den Bann aus und zog sich nach Bruchsal, das Capitel räumte die Stadt. Die Bürger, nichts weniger als zur Nachgiebigkeit bereit, errichteten im verbotenen Dome einen Altar, und ließen sich von zwei Priestern, die sie gewonnen hatten, den Gottesdienst halten.

So zog sich die Sache, unter gegenseitigen Anfeindungen, bis in's dritte Jahr. Mittlerweile kamen gesegnetere Ernten, die Theuerung ließ nach und beide Theile wünschten die Aussöhnung. Da erkoren sie den König zu ihrem Schiedsmann, der eben mehrere rheinische Städte zur Beschwörung des Friedens nach Worms berufen hatte. Sein Spruch verhielt die Bürger zu ihren Verpflichtungen gegen das Capitel und verfügte, daß bei einer künftigen Theuerung, wenn das Verbot der Fruchtausfuhr den Bürgern nothwendig schiene, der Domdechant ersucht werden solle zum Beitritte zu dem Verbote; werde derselbe verweigert, so habe die Hälfte des Raths die Nothwendigkeit eidlich zu bekennen und darnach das Verbot zu gelten u. s. w. (p. 698). Daraus läßt sich erkennen, daß er das Verfahren weder auf der Seite der Bürgerschaft, noch auf jener des Capitels billigte, und

er gab in seinem Ausspruche solche Friedensbürgschaften, welche die Bürger schützten, ohne sie der Willkür des Capitels preis zu geben.

Vor allen Städten des Elsasses leuchtete Straßburg durch Ansehen und Macht hervor. Ein Befehl des Rathes wollte, daß zweitausend ihrer Bürger beritten seien. Viele Bürger waren hier zur Ritterwürde gelangt, und manche Edle, wie Cuno der Alte von Bergheim, bewarben sich um das Bürgerrecht der Stadt. Auch sie verdankte dem Könige erhebliche Zeichen seiner Gnade. Schon 1275 verbot er, von den Besitzungen oder Leuten der Bürger Dienst zu fordern oder eine Steuer einzutreiben, und behielt sie zu des Reiches besonderen Diensten vor (p. 58). Zwei Jahre später schärfte er seinen Amtsleuten in Elsaß den wiederholten Befehl ein, keinerlei Steuer, den ihr zugesicherten Freiheiten gemäß, von ihr abzuverlangen und, wenn es geschehen wäre, ihr dieselben zurückzuerstatten. Auf ihre Anfrage entschied er im Beiseyn seiner Fürsten, daß, wenn Jemand die übereingekommene Zahlungsfrist irgend einer Schuld nicht eingehalten hätte, derselbe, wo er immer seyn möge, zur Erfüllung seiner Obliegenheit nach dem Rechte anzuhalten wäre. Die zwischen den Bürgern von Straßburg und Frankfurt bestehende Zollfreiheit bestätigend, erließ er an seine Zollbeamten in letzterer Stadt den Auftrag, die ersteren zollfrei durchziehen zu lassen, damit auch die letzteren bei gleicher Freiheit erhalten würden (p. 688 f.). Endlich erklärte er im J. 1284, als die Straßburger sich mit einer Klage über eine vom Landgrafen in Niederelsaß verhängte Achtserklärung an ihn wandten, daß den Bürgern Unrecht geschehen, indem sie keiner Achtserklärung des Landgrafen unterliegen sollen.

An der Spitze des städtischen Gemeinwesens standen, als Amtleute des Reiches, entweder Vögte, wie zu Augsburg, oder Schultheißen, wie zu Eßlingen und zu Rothweil, oder ein Amman, wie an den meisten Orten, besonders wo noch ein geistlicher oder weltlicher Herr das Eigenthum besaß (p. 601). Das Bild einer gemischten Verwaltung gibt Speier. Neben dem geistlichen Gerichte des Bischofs, dem Kämmerer, dem Schultheißen und Vogte und dem Münzmeister, deren jeder für die ihm zustehenden Geschäfte sein besonderes Gericht hatte, stand die Stadt unter einem Rathe von zwölf Bürgern, aus deren Mitte zwei Bürgermeister gewählt wurden. Von den Rathsmännern wechselten je vier allmonatlich ab — woher sie Monatsrichter hießen — und Alles, was die Rathssatzungen betraf, gehörte vor ihren Richterstuhl. Für Fälle der Noth oder kriegerischen Angriffs befand sich (1280) auf die Dauer eines Jahres der

Ritter Johannes von Lichtenstein im Dienste der Stadt und in Pflicht genommen. Seine drei Meilen entfernte Veste sollte Rath und Bürgern stets offen stehen, und zum Rückzuge bei Fehden und zur Sicherung der Beute dienen.

Bündnisse unter den Städten sind nicht selten anzutreffen. Das Bedürfniß von Schutz und Sicherheit, oder gemeinschaftliche Zwecke des Handels und Verkehrs ließen sie in's Leben treten. Wenn auch die ersten Anfänge derselben über den engen Gesichtskreis gegenseitiger Abwehr von Angriff und Raub nicht hinausreichten, so thaten Erfahrung und Instinkt in Kurzem das Ihrige, um über die großen Vortheile, die in einer solchen Einigung lagen, aufzuklären, und statt der negativen, auch positive Zwecke zu erstreben. Schon im Zeitalter des Königs Wilhelm waren dergleichen Verbindungen unter den niederrheinischen Städten bekannt, unmittelbar vor Rudolphs Wahl hatten sich Lüttich und Aachen, und, während der König seine Heerfahrt nach Oesterreich vorbereitete, Cöln und Soest zum Schutze ihres Verkehrs vereinigt (p. 819). Mehr als die anderen waren aber die nordischen Städte durch Associationen erstarkt, und mächtige Herzoge und Reichsfürsten, sogar der König Erich von Dänemark, hatten sich ihrem Bunde angeschlossen. Der Gewinn des Handels lockte sie zu kühnen Unternehmungen auf's Meer, und unverzagt traten sie Königen gegenüber zum Kampfe heraus, wenn es galt, Gewaltthätigkeiten zu rächen. So erhoben Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswalde, Riga und die Deutschen auf Wisby gegen König Erich von Norwegen nachdrückliche Fehde, und nöthigten diesen zur Herausgabe der weggenommenen Schiffe und zu bedeutenden Entschädigungssummen; sie sicherten sich die alten Handelsfreiheiten und vermehrten sie durch neue (p. 410 f.). Der römische König scheint diese Verbindungen zwar nicht begünstigt, aber auch nicht gehemmt zu haben. Hatte sich aber die eine oder die andere an den Reichsgesetzen oder an dem Frieden versündigt, so ließ er sie, wenn Mahnungen nicht fruchteten, die ganze Schwere seines Richteramts fühlen.

Auch darüber fehlt es nicht an einzelnen Beispielen, welche den sonst so milden und bürgerfreundlichen König als einen strengen und unnachsichtlichen Rächer des beleidigten Gesetzes erkennen lassen. Wir erwähnen hier des Falles von Weißenburg, einer Veste der Freien von Krenkingen (p. 626) unterhalb Schaffhausen im Klettgaue, die durch frevelhaften Straßenraub die Gesetze des Landfriedens gebrochen hatte und zur empfindlichen Strafe vom Könige und dem Reichsheere belagert, und nach sechs Wochen zum Falle gebracht wurde. Es geschah dieß in dem-

selben Jahre (1288), in dem der König zum zweiten Male gegen St. Gallen zog, wo er zweimal vor Bern lag und auch gegen Mömpelgard gezogen war; es war in demselben Lager von Weissenburg, aus dem der König sein Mahnungsschreiben nach Oesterreich erließ, und über das jetzige Verhältniß des Landes zu seinem Herrn und die Art, wie es dessen Herrschaft unterstehen solle, die nöthigen Erläuterungen gab (p. 535). Die scheinbare Inkonsequenz eines politischen Systems, welches hier das Wesen der Reichsstädte fördernd kräftigte, dort dasselbe, selbst mit Entziehung der eigenen Zugeständnisse, unterdrückt wissen wollte, findet sich, wie wir hiebei sehen, hinreichend aufgeklärt, wenn wir erwägen, daß ein Element, das die Macht strebsamer Reichsfürsten in nothwendiger Beschränkung halten sollte, dort keinen guten Boden finden konnte, wo es solcher Gegengewichte nicht bedurfte.

Hieher gehört ferner der Fall mit Valenciennes (p. 867), einer Stadt, welche sich übermüthig gegen ihren Herrn, den Grafen Johann von Hennegau, erhoben, und welche in verbrecherischer Zusammenrottung zu Zwangsmittel und offenbarer Gewaltthat geschritten war, und sich durch Drohungen ein Stadtrecht ertrotzt hatte, das jenem kaum einen Schatten seines Herrenrechtes übrig ließ. Nachdem der Verletzte durch glaubwürdige Zeugen seine Klage angebracht hatte, hielt König Rudolph, vermöge der Oberherrlichkeit, welche hinsichtlich des Lehens der Grafen von Hennegau dem Reiche zustand, zu Hagenau ein feierliches Gericht im Beiseyn vieler Fürsten, Grafen und Ritter (1291), und erklärte aus königlicher Vollgewalt jenes erzwungene Stadtrecht für ungültig, hob alle darin angemaßten Rechte nach ihrem ganzen Inhalte auf und verfügte, »um der ganzen Gemeinde Grund zu geben, ihren böswilligen Aufstand fortwährend zu beklagen, daß sie und ihre Nachkommen aller ihrer Gewohnheiten und Stadtrechte, der Innungen, Vereine und Zusammenkünfte, so wie des Glockenklanges, unter welchem sie zusammenzutreten, Satzungen zu machen und Verordnungen zu erlassen pflegte, verlustig gehen solle« u. s. w. (p. 870). Dieses allerdings strenge Strafgericht wird durch die Schwere eines Vergehens, das gegen die althergebrachte Reichsordnung gerichtet war, gerechtfertigt, und es gibt, nach des Hrn. Verf.'s Bemerkung, kaum eine zweite Urkunde, in welcher der König einer so herben Sprache sich bedient hätte.

In wie weit der König, trotz seiner so ansehnlichen Vergünstigungen, der Treue und Ergebenheit der Städte in Augenblicken drohender Gefahren versichert seyn konnte, offenbarte sich in dem merkwürdigen Vorfalle des Jahres 1285, wo plötzlich ein

verwegener Abenteurer gegen ihn aufstand, und auf einen unvermuthet zahlreichen Anhang gestützt, die nachtheiligste Verwirrung im Reiche hervorzubringen Miene machte. Die Thatsache, die wir hier im Auge haben, ist außer Zweifel; ihre Motive aber, so wie die innere Verzweigung der Theilnehmer, umgibt manches Dunkel, das mit Hülfe der bisher bekannt gewordenen Quellen nicht völlig aufgeklärt werden konnte. Wenn ein aus der untersten Volksklasse hervorgegangener Abenteurer, durch nichts als eine zufällige äußere Aehnlichkeit unterstützt, sich für den vor vier und dreißig Jahren verstorbenen Kaiser Friedrich den Zweiten, den Hohenstaufen, ausgab, und unter diesem Vorwande Reich und Kaiserthron in Anspruch zu nehmen wagte: so läßt es sich zwar erklären, daß einzelne Leichtgläubige durch eine auffallende Persönlichkeit bethört oder durch Erzählungen aus den kriegerischen Erlebnissen eines wechselvollen Lebens irre geführt werden mochten. Wie aber ein Abenteurer dieses Schlages weit und breit Anhang und Vertrauen gewinnen, eine politische Rolle spielen und gegen den König selbst eine drohende, herausfordernde Stellung einnehmen konnte, ist schwer zu begreifen, besonders wenn man erwägt, daß das wesentliche Element, dessen eine solche betrügerische Bosheit oder Narrheit zu ihrer Entwicklung gewöhnlich bedarf, innere Zerrüttung oder feindliche Parteiung, damals nicht vorhanden war.

Daher waren auch schon zu jener Zeit die Meinungen über den inneren Zusammenhang dieser Erscheinung getheilt. Während die Einen glaubten, der Betrüger stütze sich auf den Beistand der Juden, mit denen er seine Hoftage halte: so behaupteten die Anderen, deren Augen mehr auf den Grund der Sache gerichtet waren, daß er eigentlich der Betrogene wäre, daß er einer unzufriedenen Partei zum Stützpunkte diene und als ein Werkzeug aufrührerischen Strebens in den Vordergrund geschoben werde, und daß mehrere Landherren die Macht des Königs durch ihn zu stürzen beabsichtigten. Dem sei, wie ihm wolle, gewiß ist, daß er nicht bloß Männer des Volkes, sondern auch Edle unter seinen zahlreichen Anhängern hatte.

Die Stadt Neuß, die ihm zuerst ihre Thore geöffnet hatte, war auf diese Weise der Herd und Stützpunkt des ephemeren Kaiserthums geworden. Von hier aus erweiterte sich der magische Zauberkreis einer unbegreiflichen Bethörung mit reißender Schnelligkeit immer weiter und weiter, und bald waren nicht nur Wetzlar, Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen in denselben hineingezogen worden, sondern auch Colmar und selbst die Städte im burgundischen Oechtlande, Freiburg und Bern, hatten sich an der Bewegung betheiligt.

Bedenklicher noch, als diese Vorgänge, war die moralische Wirkung. Der Gemüther bemächtigte sich eine Unsicherheit und ein Zweifel, auf wessen Seite das Recht sei und wem sie anhangen sollten; der Glaube an Rudolph war in den Herzen erschüttert. Um den Afterkaiser zu schützen, hatte Neuß dem Erzbischofe von Cöln, ihrem Herrn, die Thore verschlossen und den Eintritt beharrlich verweigert; die drei Reichsstädte Frankfurt, Friedberg und Gelnhausen waren, als gäbe es weder Reich noch König mehr, in ein enges Schutzbündniß getreten zu gegenseitiger Selbsthülfe gegen Feinde jeder Art. Die Bürger von Hagenau hatten den Landvogt des Elsasses, den Herrn Otto von Ochsenstein, des Königs Schwestersohn, schmählich vertrieben, und Rudolph allen Gehorsam aufgekündet. Die Anmaßung und Thorheit ging so weit, daß der betrügerische Afterkaiser aus höchster Machtvollkommenheit Befehle erließ und den König selbst vor seinen Richterstuhl beschied, damit er sich des Reichs begebe.

König Rudolph hatte dem ganzen Vorgange keine Wichtigkeit beigelegt, und ihn Anfangs für ein Possenspiel gehalten, das ohne Folgen in sich zerfallen würde. Erst nachdem er die Zerrüttung gegen Erwarten schnell wachsen sah, und die Grafen von Leiningen und von Catzenelnbogen herbeieilten und die Nothwendigkeit schleuniger Abwehr darthaten, schritt er ernstlich zur Unterdrückung des Aufruhrs, vereinte sich mit dem Zuzug der ihm treu gebliebenen Städte Speier und Worms, und rückte mit dem Reichsheere heran. Die Verblendung wich eben so schnell, als sie der Gemüther sich bemächtigt hatte, und der Abenteurer, von Allen verlassen, wurde an den König ausgeliefert und büßte mit dem Feuertode (1285, p. 748).

Von welcher Art und Beschaffenheit auch immer die verborgenen Triebfedern gewesen seyn mögen, offenbar hatte die tollkühne Bewegung auf den Beistand der Reichsstädte sich gestützt, und durch sie Festigkeit und Zusammenhang zu erlangen gedroht. Wodurch sich aber gerade hier ein so leicht entzündbarer Brennstoff aufgesammelt haben mochte, wäre schwer zu entnehmen, wenn wir nicht wüßten, daß eben damals eine große Abgeneigtheit gegen den König sich derselben bemächtigt hatte. Denn Rudolph sah sich genöthigt, zur Bestreitung wiederholter Kriegsrüstungen, zur Aufrechthaltung des beschworenen Landfriedens und zur Wiederherstellung der Reichsgewalt in Burgund, die Städte mit ungewöhnlichen Steuern zu belegen, und hatte kurz vorher (1284) den dreißigsten Pfennig von dem Vermögen der Bürger gefordert. Dagegen lehnten sich mehrere, wie Colmar und Wetzlar, mit entschiedenem Widerstreben auf, und bei der vorherrschenden Mißstimmung der Gemüther fand jenes Unternehmen um so

leichteren Eingang, je vollkommener die Verblendung war, mit der es sich zu umgeben wußte.

In Betreff der Juden, jener zahlreichen Bevölkerung, welche sich nur nothdürftig eines gesetzlichen Schutzes bei dem vorherrschenden Vorurtheile gegen sie zu erfreuen hatte, findet sich zwar wenig, doch aber eine sichere Auskunft, welche über ihre damalige Lage Aufschluß gibt. So hatte der römische König (1281) geboten, daß die Juden der Stadt und des Bisthums Regensburg in Allem dem Bischof unterthan seyn, und sich überhaupt nach des Bischofs Weisung Allem unterwerfen sollen, was die Kirche hierüber verordnet hätte. In den Tagen, wo die Christenheit das Leiden des Erlösers feierte, sollen sie in ihren Herbergen sich verborgen halten, Thür und Fenster schließen, und nirgends auf öffentlicher Straße zur Schmach des christlichen Glaubens sich blicken lassen (p. 363).

Fünf Jahre später, als wiederholte Klagen vorgebracht wurden, daß die Juden im Monate März Christenblut vergossen hätten, daß sie Christenleute bei sich gefangen hielten, und sie mit Martern und Qualen sterben ließen, forderte der König die Bürger von Mainz auf zur Unterstützung ihres Erzbischofs in der Verfolgung der Juden, und erließ an die Vorsteher und an die Judengemeinde eine Vorladung, auf daß sie sich wegen der ihnen zur Last gelegten Christenmorde verantworteten. Dieses gegen sie ausbrechende Ungewitter verbreitete einen solchen Schrekken unter der Judenschaft, daß viele derselben aus Speier, Worms, Oppenheim, Mainz und aus den Städten der Wetterau mit ihrem Habe sich über's Meer flüchteten. Der König bemächtigte sich des Eigenthums der auf unerlaubte Weise flüchtig Gewordenen, als seiner Kammerknechte, und befahl selbst den Juden in den genannten Städten, in der Aufsuchung des verfallenen Gutes behülflich zu seyn (p. 765).

Da traten nun die Bedrängten mit ihren Schirmbriefen hervor, die sie nicht lange vorher, in Ermanglung eines weltlichen Schirmherrn, von den Päpsten Innocenz dem Vierten und Gregor dem Zehnten erhalten hatten, welche geeignet waren, ihre Sache in einem anderen Lichte zu zeigen, und die Nothwendigkeit des königlichen Schutzes für sie offen darzuthun. Ihre darin vorgebrachten Klagen sind ein Schrei der Verzweiflung über christlichen Fanatismus und Uebermuth, über Grausamkeit, Bedrückung und Gewaltthat. »Um ihr Eigenthum widerrechtlich an sich zu ziehen,« heißt es darin, »hätte man böswillig gegen sie allerlei Anschuldigungen und Ränke ersonnen. Fälschlich und in geradem Widerspruche mit dem göttlichen Verbote lege man ihnen zur Last, daß sie am Osterfeste das Herz

eines gemordeten Christenknaben gemeinschaftlich verzehren, und würde irgendwo ein menschlicher Leichnam gefunden, so werfe man ihnen gleich das Verbrechen eines verübten Mordes vor. Ohne Klage und Geständniß, ohne Beweis und gegen die vom apostolischen Stuhle erhaltenen Freiheiten beraube man sie wider Gott und Recht all ihres Eigenthums, bedränge sie durch Hunger, Bande und alle Art Mißhandlung, ja man verurtheile sie oft zum schmählichsten Tode, so daß sie unter der Gewalt dieser Herren unter ärgerem Drucke leben, als ihre Väter unter den Pharaonen in Aegypten, und um der gänzlichen Ausrottung zu entgehen, genöthigt seien, die altgewohnten Sitze ihrer Vorfahren zu verlassen und auszuwandern.«

Auf diese Briefe stützten die Juden den Beweis ihrer Unschuld, und lehnten in ihrer Eingabe an den König die schwere Anschuldigung vergossenen Christenblutes von sich ab; sie flehten jenen bei der über sie ergangenen Verfolgung um seinen gerechten Schutz an, und versprachen ihm die für jene Zeit sehr bedeutende Summe von 20,000 Mark, wenn er ihnen Sicherheit des Lebens, Freigebung ihrer obersten Vorsteher und Rechtsschutz gegen die von Wesel und Bopard zugestehen wolle. Der König nahm sich nun der Juden an, empfahl dem Erzbischof von Mainz, dem er einige Monate vorher (1287) die Juden in Thüringen und Meißen zur Beschirmung und Verwaltung übergeben hatte, die über den angeblichen Christenmord aufgereizten Gemüther des Volks durch Predigten zu beruhigen; den Bürgern von Mainz aber legte er eine Geldbuße von 2000 Mark auf. Die bedrängnißvolle Lage der Juden wird auch aus den Zeitbüchern klar, welche, wenn auch nicht in der Zahl, doch in der Sache verläßlich sind, und erzählen, daß, als es sich um die Einziehung der Güter der Geflohenen handelte, der fanatisirte christliche Pöbel seine ganze Wuth gegen das unglückliche Volk gewendet, und alle Juden, deren er habhaft werden konnte und deren Anzahl sich auf tausend belaufen hätte, in den Städten und Dörfern grausam umgebracht habe.

Aus dem Bisherigen möge sich der Leser selbst einen Schluß ziehen sowohl auf den Umfang, als auf Inhalt und Gehalt des Buches. Aber es ist nicht das Städtewesen vorzugsweise bedacht oder ausschließend beleuchtet worden. Einer gleichen Sorgfalt und Treue erfreuten sich auch die übrigen Glieder des gesammten Reichskörpers, und welche Fragen man immer an jene Zeit richten mag, betreffen sie die politische oder die Sittengeschichte, Rechte oder Verfassung, die Stellung der Chur- oder Reichsfürsten, Leben oder Gewohnheiten, das fürstliche Haus der Habsburger oder andere Dynastien höheren Ranges, so wird

das Buch, so weit überhaupt Belehrung möglich ist, den gewünschten Aufschluß gewähren, und nicht nur darin befriedigen, sondern auch für weitere spezielle Forschungen einen beachtenswerthen Schatz urkundlicher Nachrichten an die Hand geben. Je tiefer man in den Geist desselben eingeht, desto mehr wird es der Leser dem Hrn. Verf. Dank wissen, daß er nicht den Zeitbüchern, sondern den Urkunden sein Hauptaugenmerk zugewendet, und dadurch den Beweis geliefert hat, wie sehr jene der Vervollständigung und Berichtigung durch diese bedurften.

Soll nun endlich Rudolphs weises Walten richtig gewürdigt werden, so ist vor Allem nothwendig, daß man ihn nicht nach seiner Stellung zum Auslande, zum Papste, zu den italienischen Städten und Reichen beurtheile, sondern daß man vorzugsweise sein Schaffen und Streben im Reiche in's Auge fasse. Denn das Reich war es, welches seiner zunächst bedurfte; hier galt es, den unumgänglich nöthigen Forderungen einer friedlichen und versöhnenden Politik Gehör zu geben, und alle Aufmerksamkeit dem Einen Ziele zuzuwenden, auf daß Eintracht und gesetzliche Harmonie in die aus einander sträubenden Theile wiederkehre, und die gesammten Reichsstände zum thatkräftigen Bewußtseyn der Einheit, deren Stützpunkt in dem gemeinsamen Oberhaupte lag, allmälig und auf eine unblutige Weise zurückgebracht werden. Darin bestand die Hauptaufgabe seines Königsamtes. War diese gelöset, dann erst war der Anfangspunkt für weiter aussehende, auswärtige Unternehmungen gegeben. Er fand das Reich in Zerrüttung, in Verfall, in Auflösung vor. Er lenkte, was das Erste und Nöthigste war, das excentrische Streben der bereits zur Territorialhoheit gelangten Fürsten in die richtige Bahn zurück, und seinem weisen Staatssysteme verdankte das Reich seine innere Kräftigung, seine Wiedergeburt.

Waren Streit und Zerwürfnisse ausgebrochen, so drang er auf rechtliche Beilegung oder auf gütliche Schlichtung durch Schiedsrichter, oft übte er persönlich das Amt des Vermittlers. Sehr zahlreich sind die Fälle einer so einfachen, nahe liegenden Versöhnung, die durch Rechtlichkeit und einen parteilosen Sinn sich auszeichnen, und deßhalb ihres Zweckes selten verfehlten. Durch ihn bildeten sich neue Rechtszustände im Reiche, weniger nach einer durchgängigen, allgemein gültigen Verpflichtung, als vielmehr nach den besonderen Bedürfnissen für Land und Ort. Welche unausgesetzte Opfer hat er dem Landfrieden gebracht, welche Mühe und Sorgfalt der Aufrechthaltung desselben gewidmet. Wie sehr war er darauf bedacht, den Genius einer besseren Zeit heraufzubeschwören, und der Idee des Rechts lebendigen

Eingang zu verschaffen, und Hohen und Niederen die Wohlthat gesetzlichen Schutzes auf gleiche Weise zukommen zu lassen. Wie wenig ermüdeten ihn die zahlreichen Rückfälle, worüber seine Geschichte so viele Beispiele aufweisen kann, wie z. B. bei dem unbeugsamen Sinne, der ihm in Schwaben und Thüringen entgegentrat. Seine Entscheidungen über die Gerichtsbarkeit des Lehensherrn gegen die Vasallen, über Abnahme des Eides statt des Zweikampfes, über Veräußerung der Lehengüter durch Vasallen (p. 760), über Reichsmünze und Falschmünzerei (p. 844), über sicheres Geleite, über Zoll- und Mauthwesen, über die Rechtsverhältnisse zwischen Lehensherren und Vasallen, über Vererbung von Lehengut, über Kinder aus Mischehen (p. 818), waren eben so viele zeitgemäße Verbesserungen und sichtbare Hebel des Fortschrittes.

Seine Mittel zur Behauptung der Rechtsgewalt waren nach Umständen und örtlichen Verhältnissen verschieden, und den besonderen Zuständen der einzelnen Reichsmarken angepaßt. Außer dem, den Edlen, Rittern und Städten abgenommenen Landfriedensschwur beruhten sie auf erweitertem Landbesitze, wie in Schwaben, oder auf seinen Landvögten, wie in Elsaß, oder auf Amtleuten, wie am Mittelrheine, wo er Reinhard von Hanau, Eberhard von Catzenelnbogen, so wie für die Wetterau Gerlach von Breuberg mit der Wahrung der Königsrechte betraut, aber auch oft die Treue der Reichsstädte zur Aufrechthaltung von Frieden und Ruhe in Anspruch genommen hatte. In Franken endlich, wo sich weniger Reichsgut fand und nur vier Reichsstädte bestanden, blieb die höhere Gerichtsbarkeit unter mehrere geistliche und weltliche Fürsten getheilt, und unmittelbar von dem Könige war ein Landrichter für das ganze Frankenland eingesetzt. Diese einfachen Mittel genügten hier, wo keine gewaltsamen Störungen vorfielen und die geräuschlosen Wirkungen des Nürnberger und Würzburger Landfriedens die Ordnung aufrecht erhielten.

In Charakter, Gesinnung und Handlungsweise ein durchaus deutscher Mann, war der König einfach, schlicht, offen, ohne Rückhalt. Er sah gern die Reichsfürsten in seinem Gefolge auf Reichs- und Hoftagen, und umgab sich mit Prunk und äußerem Glanze, wenn es galt, die Majestät seines Königsamtes in der Fremde oder vor dem heimischen Volke zu entfalten. Frommen und gottergebenen Sinnes, und Kirchen und Gotteshäuser eifrig beschützend und reich begabend, ahndete er Unrecht, ohne Rücksicht, von wem es geübt worden war. Den Frieden aus Gründen einer weisen Politik achtend, griff er entschlossen zum Schwerte, wenn ihn die Nothwendigkeit dazu zwang. In

vielfacher Hinsicht von großem Glücke begünstigt, erfuhr er auch wieder die schwersten Schläge des Mißgeschicks. Jenes machte ihn nicht übermüthig, dieses beugte ihn nicht lähmend nieder. Beides trug er als Mann und Christ.

Neben der Sorge für das Reich hatte er des eigenen Hauses Machtvergrößerung nicht außer Acht gelassen. Indem er es zu fürstlichem Range erhob, hatte er, mit Beistimmung der Churfürsten und ohne fremde Rechte zu verletzen, seinem Erstgebornen die Herzogthümer Oesterreich, Steiermark, Krain, die Mark und Portenau zugewendet. Hätte er sich hiebei auch nicht auf frühere Vorgänge im Reiche berufen können, so durfte er seine Macht und Stellung zu den übrigen Reichsständen, die er überkommen, nicht aber selbst geschaffen hatte, nicht übersehen, und mußte, zur Behauptung der Reichsgewalt gegenüber dem Landbesitze der Reichsfürsten, schon aus Rücksichten der Klugheit im eigenen Hause einen mächtigen Hebel und Stützpunkt sich bilden. Noch größere Plane lagen im Hintergrunde. Seinem Zweitgebornen, dem Grafen Hartmann von Habsburg, sollte das Reich Arelat als eine kräftige Schutzmauer gegen französische Uebergriffe und die Nachfolge im Reiche zugesichert werden, und nach dessen kläglichem Tode im Rheine die Königskrone auf den Jüngstgebornen, Herzog Rudolph von Oesterreich, übergehen. Auch hier trat der Tod störend in des Königs weitaussehende Absichten.

So sah sich der greise Vater am Ende seiner Laufbahn vereinsamt und verwaiset. Ohne den kaiserlichen Hauptschmuck, ohne Gewißheit, daß sein Erstgeborner, »obgleich genugsam mit Macht und Tüchtigkeit ausgestattet,« das von ihm begonnene Werk fortzusetzen berufen seyn werde, war er in seinen letzten Lebensjahren auf die eigene Kraft angewiesen. Nichts desto weniger bewährte er sie mit derselben unerschütterlichen Gesinnung, mit der er in jüngeren Jahren sein Amt verwaltet, und nicht weniger fest und entschlossen haftete sein Blick zur Hut und Abwehr nahe und fern. Auf dem glänzenden Tage zu Erfurt, ein und ein halbes Jahr vor seinem Hinscheiden, konnte er ruhig auf sein vollbrachtes Friedenswerk zurückblicken, und wenn später noch das Schicksal manchen seiner Lieblingswünsche unerfüllt ließ, so konnte es ihm das Bewußtseyn treu erfüllter Königspflicht nicht schmälern. Solcher Fürsten aber hätte das Reich in ununterbrochener Folge vieler bedurft, damit das angefangene Werk mit gleicher Kraft und Liebe gefördert, auch späteren Geschlechtern hätte Segen bringen mögen.

Am Schlusse des Werkes findet sich, unter 24 fortlaufenden Nummern, eine Anzahl von Urkunden entweder im treuen Worttexte oder im Auszuge beigegeben. Verschiedenen Archiven ent-

nommen, waren sie bisher theils noch unbekannt, theils weniger genau mitgetheilt, oder nicht, wie sie es verdienten, benützt. Sie sind dem größeren Theile nach wichtigen Inhaltes, und verdienen ihren Platz als Belege und Beweisstücke für die abweichenden Angaben des Hrn. Verf's. Außerdem sind noch (p. 909 — 926) zahlreiche Nachträge und Ergänzungen hinzugekommen, durch später bekannt gewordene und auf den Gegenstand unseres Geschichtsbuches bezügliche Urkunden veranlaßt, wie z. B. Chmels Mittheilungen in den Jahrbüchern der Literatur 1845, I., was gleich so vielen anderen Beweisen für des Hrn. Verf.'s redliches Bemühen nach möglichster Vollständigkeit spricht.

Papier und Correctheit des Druckes lassen, so wie das Buch selbst, keinen billigen Wunsch übrig; ein ausführliches Namens- und Sachregister aber würde dem Leser von wesentlichem Nutzen seyn.

Möge der Hr. Verf., von dem wir mit unserer vollkommensten Hochachtung scheiden, sein Werk mit gleich unermüdeter Kraft und Ausdauer zu Ende bringen; die deutsche Geschichtsliteratur wird ihm eines ihrer gediegensten Werke zu danken haben.

Art. IV. 1) Messager des sciences historiques de Belgique. Recueil publié par MM. J. de *Saint-Genois*, Archiviste de la Flandre orientale; *C. P. Serrure*, Professeur à l'Université; *Ph. Blommaert*, Docteur en droit; *A. Voisin*, Conservateur de la Bibliothèque de l'Université; *A. van Lokeren*, Avocat; à Gand. Avec la coopération habituelle de *MM. F. de Reiffenberg*, Conservateur de la Bibliothèque nationale, et *A. Schayes*, Employé aux Archives du royaume, à Bruxelles. Année 1839. Gand, Imprimerie de Léonard Hebbelynck, Vieille Citadelle, Nro. 48 8. p. 520. Année 1840, p. 532. Année 1841. p. 512. Année 1842. p. 508. Année 1843 (Voisin †). p. 508. Année 1844 (P. C. van der Meersch, Archiviste de la Flandre orientale, à Gand zur Redaction getreten) p. 544. Jeder Jahrgang mit mehreren Abbildungen

2) Histoire des Belges à la fin du dix-huitième siècle, avec une Introduction contenant la partie diplomatique de cette histoire pendant les règnes de Charles VI et de Marie-Thérèse, par *Ad. Borgnet*, professeur à l'Université de Liége, membre correspondant de l'académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. (Mit dem Motto: Felix quem faciunt aliena pericula cautum.) Tome I. Bruxelles. A. Vandale, Éditeur-Libraire, et pour l'Allemagne, chez Marcus, Libraire, à Bonn. 1844 XII. 316 p. Tom. II. 430 p. 8.

Zwei europäische Staaten zweiten Ranges, was Ausdehnung und Macht betrifft, nehmen durch Liebe und Neigung für ihre Geschichte unter allen übrigen unstreitig den Vorrang ein, wenn man die Kräfte mit den Leistungen vergleicht — Sardinien und Belgien.

Die historische Literatur Belgiens insbesondere ist überraschend reich und hat für uns ein doppeltes Interesse, da ja die Schicksale dieses so interessanten Landes mit den unseren durch längere Zeit aufs innigste verbunden waren.

Daß die belgische Geschichtsliteratur unsere österreichische auf mannigfache Weise fördert, ist begreiflich; wir glauben also den Freunden und Verehrern der österreichischen Geschichte einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf einige Leistungen aufmerksam machen, die vor allen übrigen uns interessirt haben, und wenn wir dasjenige umständlicher besprechen und herausheben, was unmittelbar in unsere Geschichte eingreift.

Zuerst wollen wir eine Zeitschrift ausbeuten, die eine Tendenz verfolgt, welche wir bei der Herausgabe des »österreichischen Geschichtsforschers« im Sinne hatten. Der Messager des sciences historiques de Belgique, von dem uns durch die Güte eines der Herausgeber (Herrn B. Jules de Saint-Genois, gegenwärtig Professor an der Universität zu Gent) sechs Jahrgänge bekannt wurden, hat, durch viele Mitarbeiter und eine große Theilnahme im Lande unterstützt, wirklich großes Verdienst um die Förderung der vaterländischen Geschichte sich erworben. Es erfaßt uns ein wehmüthiges Gefühl, wenn ein Land, das kaum ein Siebentel der materiellen Kräfte besitzt, eine historische Zeitschrift, von anderen, noch bedeutenderen literarischen Leistungen für die vaterländische Geschichte zu schweigen, liefert und erhält, die in unserem, wahrlich an Interesse und Bedeutung keinem anderen weichenden, wenigstens siebenmal größeren Staate sich bisher nicht erhalten konnte. — Doch was hilft das Klagen! —

Der Messager liefert: 1) Abhandlungen und historisch-literarische Notizen. 2) Kritische Analysen interessanter und bedeutender Erscheinungen auf dem Felde der vaterländischen Geschichte und Literatur. 3) Ein sehr interessantes bibliographisches Bulletin, das die in Belgien erscheinenden Werke anzeigt und nicht selten kurz charakterisirt. 4) Anzeige der Leistungen der königlichen Commission für die vaterländische Geschichte. 5) Chronik der Wissenschaften und Künste.

Zahlreiche, recht gut gewählte und nett ausgeführte Abbil-

dungen von Monumenten aller Art oder Porträte bilden keine kleine Zierde dieser wirklich verdienstvollen historischen Zeitschrift.

Den Inhalt aller interessanten Aufsätze oder Notizen hier anzugeben ist nicht möglich, wir wollen uns also nur auf jene beschränken, die für den österreichischen Geschichtsfreund besonderes Interesse haben, verwahren uns aber gleich anfangs gegen alle Ansprüche von Vollständigkeit, denn außer den anzuführenden Aufsätzen liefert jeder Jahrgang eine nicht geringe Anzahl von Notizen oder Büchertiteln, welche zu berücksichtigen wären, die wir uns zum künftigen etwaigen Gebrauche auch notirten, deren Anführung jedoch hier zu vielen Raum einnehmen würde.

La Confédération de Termonde, ou le 4 Octobre 1566. Par Van Duyse.

Messager 1839. p. 59 — 69.

Zu Termonde kamen die Häupter der niederländischen Revolution zusammen, Prinz Wilhelm von Oranien, die Grafen Ludwig von Nassau, von Egmont, von Horn, von Hoogstraten und mehrere oränische Anhänger (»Oranjes aenhangers en mederaedsheeren«). Der Prinz theilte ihnen hier das (angeblich) aufgefangene Schreiben des spanischen Gesandten in Paris, Alava, an die Statthalterin Margarethe mit (vom 26. August 1566), worin der Entschluß des Königs Philipp II. die widerspenstigen Flanderer zu züchtigen besprochen wird; so auch ein Schreiben des nach Madrid geschickten Montigny.

Die Meinungen waren getheilt, Graf Egmont allein vertraute auf des Königs Güte und Gerechtigkeit. Es ist ungewiß, ob zu Termonde schon der Widerstand beschlossen wurde. Van Duyse glaubt es. Er theilt übrigens ein nicht uninteressantes Actenstück mit, eine Aussage des Termonde'schen Magistrats auf die Anfrage des Herzogs Alba über diese Zusammenkunft (welche im dortigen Archiv sich vorfand, aber wohl nur ein Entwurf seyn möchte und kein Original). Vom 25. Jänner 1567.

Der Magistrat weiß nichts Näheres über diese Zusammenkunft anzugeben, als daß die fünf Herren in der Wohnung des Herrn Paddeschoot (Capitäns der Bürgergarde) sich durch einige Stunden aufgehalten und dort gespeist haben, wozu er (der Magistrat) auch geladen wurde. »Et illecq ayantz estez quelcque bon espace, se sont lesdictz Seigneurs relevez de la table, et aussy lesdictz de la ville; ce que voyant lesdictz Sgrs exhortoient lesditz de la ville ne se bougier de la table, par ce quilz estoient venuz sur le tard; et quilz demourassent et feroient bonne chière avecq les gentilzhommes; à quoy

lesdictz de la ville obeyrent, et estant debout, apres avoir entendu que le cincquiesme desdictz Seigneurs estoit le conte Loys, frère dudict prince d'Orainges, luy ont aussi presenté le vin de la ville, et virent les dictz Seigneurs par ensemble retirer et monter en hault du dict logis en quelque chambre à part, les attendant le temps d'une heure et demye ou environ; quy lors sont descenduz, et bientost après montez à cheval, et partiz de la dicte, d'entre les deulx et trois heures dudict mesme après-disner.« — Woher die Herren gekommen, wisse er nicht.

Im Jahre 1823, bei Gelegenheit eines Besuches des Königs Wilhelm von Holland, wurde durch einen Triumphbogen vor dem Hause, wo die sogenannte Prinzenkammer war, diese Zusammenkunft erwähnt, und Termonde als die Wiege der niederländischen Freiheit gepriesen.

Variétés historiques sur la domination française en Belgique. Par A. G. B. Schayes.
Messager 1839. pag. 78 — 99.

Bemerkenswerth ist die Stelle S. 82 — 84: »Après notre révolution de 1789 qui eut une si triste fin, l'empereur Léopold, faisant droit à tous les griefs élevés par les Belges contre son prédécesseur, les rétablit dans la plénitude de leurs anciens droits et priviléges. Mais tous ses efforts pour ramener avec l'oubli du passé, la paix et la concorde en Belgique, ne parvinrent point à triompher des passions et de la haine des partis. La prudence et la modération qui ont si souvent manqué aux Belges, leur faillirent encore dans cette occasion (!). La première invasion des Français même, pendant laquelle la Belgique gémit sous la plus horrible tyrannie qui apprit aux Belges le triste sort que leur réservaient leurs libérateurs républicains, ne fut point capable d'inspirer des principes plus sages aux principaux moteurs des troubles de 1787.«

Der Verfasser theilt ein interessantes Schreiben des Generalgouverneurs (Erzherzog Carl Ludwig) an die Stände von Brabant mit (vom 10. August 1793), worin derselbe mit gerechter Indignation erzählt. »Le comte de Limminghe, l'un d'entre vos députés, s'étant permis en notre présence, dans une jointe que nous avions rassemblée en notre palais, à l'intervention de vos députés, le propos le plus révoltant et le plus contraire aux sentimens que tout bon sujet de Sa Majesté doit avoir, puisqu'il y a dit qu'il préféroit de

ravoir en ce pays les carmagnoles aux vexations actuelles.« — Künftig soll dieser nicht mehr zu Deputationen verwendet werden.

Herr Schayes bemerkt weiter: »En 1794, M. de Metternich, Ministre plénipotentiaire, réunit les députés des différentes provinces de la Belgique, et les exhorta de la manière la plus pressante à joindre leurs efforts à ceux de l'empereur pour triompher de l'ennemi, mais ses propositions furent accueillies avec la plus grande froideur. Dès-lors l'empereur, vivement irrité contre ses sujets belges, sur le dévouement desquels il avait cru pouvoir compter, résolut d'abandonner la Belgique etc.« (p. 84).

Herr Schayes führt die schlagendsten Belege von der Willkür der französischen Machthaber an, von dem schrecklichen Drucke, der mitunter auch in ganz absurden Maßregeln sich zeigte. Eben so arg war die Verschleuderung der Nationalgüter, der Vandalismus gegen die Denkmäler der Kunst u. s. w.

Das eiserne Joch der Franzosen wurde doch vielen Belgiern zu arg, es zeigten sich im Jahre 1798 Insurgenten, z. B. zu Salm im Lüttichischen, von denen Herr Schayes eine merkwürdige Proclamation voll Drohungen gegen die, welche sich nicht anschließen würden, mittheilt.

Daß man mit Oesterreich dabei auch wieder Verbindungen anzuknüpfen suchte, beweist ein interessantes Schreiben des Erzherzogs Carl aus seinem Hauptquartiere in Donaueschingen vom 8. October 1799 an ein einflußreiches Mitglied des belgischen Congresses (v. 1789), dessen Namen Herr Schayes verschweigt.

»Monsieur, j'ai exactement reçu la lettre par laquelle vous me faites part de l'exécution d'un plan tendant à seconder le succès de la bonne cause et les armes de Sa Majesté impériale dans les Pays-Bas. Je m'empresse d'abord de vous charger de témoigner aux deux chefs occupés de la formation du corps des Belges toute la satisfaction que m'inspire leur zèle pour le service de Sa Majesté. Vous voudrez bien de plus leur déclarer, que non seulement je regarde la levée et le service de ce corps, comme d'un intérêt immédiat et majeur pour l'avantage de la cause commune et de nos opérations militaires, mais même qu'aussitôt qu'il sera en état d'être utile, je me propose de correspondre et de m'entendre avec ses chefs, sur les moyens de combiner ses mouvements avec ceux de mon armée. Veuillez donc assurer ces messieurs qu'en conséquence je donne mon approbation à ce projet et à toutes les démarches qui pourraient tendre à le faire réussir. Il ne me reste plus, Monsieur,

qu'à vous offrir tous mes remerciments pour votre zèle et votre empressement à me faire connaître un objet aussi important. J'y joins avec plaisir l'assurance des sentiments distingués, avec lesquels je suis etc.«

Notice sur les Archives du Château de Rupelmonde. Par Jules de Saint-Genois.
Messager 1839. p. 210—223.

Das alte Archiv der Grafen von Flandern wurde zum Theil in Rupelmonde (für das flämische Flandern) und zum Theil im Liller Schlosse (für das wallonische oder französische Flandern) aufbewahrt. Die hier erwähnten Schicksale desselben sind nichts weniger als erfreulich, im Gegentheil äußerst betrübend.

Wir heben folgende Notizen heraus. Zuerst aus der Reihe der Aufseher sind zu bemerken: »En 1485, nous trouvons Gerard Numan, secrétaire des ordonnances de l'empereur Maximilien, et de 1482 à 1488 (?), Barthelemy Trottin. Il est probable que ces deux personnages exerçaient les fonctions de gardes des chartes ensembles. Car nous retrouvons encore Gerard Numan, comme secrétaire et audiencier de Philippe le Beau, en 1489. Au dernier succède Philippe Haneton, premier secrétaire audiencier de l'empereur et de l'archiduc Charles. Ils ont pour remplaçant, en 1515, Guillaume de le Walle d'Axpoele, conseiller de l'empereur. Pendant qu'il était garde-chartres, Jean de Sauvage, seigneur d'Escaubecq, desservit pendant dix ans cette place pour et au nom de G. de le Walle. Celui-ci mourut en 1540. Il eut pour successeur au château de Rupelmonde, l'audiencier Pierre Verreycken. Après lui vint Viglius de Zuichem. La nomination d'un homme aussi éminent que Viglius au poste de garde des chartres, prouve l'importance que l'on attachait autrefois aux archives. Après avoir donné sa démission de cette place, il devint gard-chartres de Hollande. Il fut remplacé par Hermès de Wynghene, maître des requêtes du conseil privé, à qui Philibert de Bruxelles avait été chargé de la part de l'empereur, par acte du 15 april 1551, de remettre les archives de Rupelmonde. Il paraît qu'après la retraite de Viglius, ce fut ce Philibert de Bruxelles qui remplit l'emploi de garde de chartes par interim.«

Nach den Unruhen von 1566 wurden die Archive von Rupelmonde nach Gent transportirt, was für ihre Ordnung sehr

Bedenklicher noch, als diese Vorgänge, war die moralische Wirkung. Der Gemüther bemächtigte sich eine Unsicherheit und ein Zweifel, auf wessen Seite das Recht sei und wem sie anhangen sollten; der Glaube an Rudolph war in den Herzen erschüttert. Um den Afterkaiser zu schützen, hatte Neuß dem Erzbischofe von Cöln, ihrem Herrn, die Thore verschlossen und den Eintritt beharrlich verweigert; die drei Reichsstädte Frankfurt, Friedberg und Gelnhausen waren, als gäbe es weder Reich noch König mehr, in ein enges Schutzbündniß getreten zu gegenseitiger Selbsthülfe gegen Feinde jeder Art. Die Bürger von Hagenau hatten den Landvogt des Elsasses, den Herrn Otto von Ochsenstein, des Königs Schwestersohn, schmählich vertrieben, und Rudolph allen Gehorsam aufgekündet. Die Anmaßung und Thorheit ging so weit, daß der betrügerische Afterkaiser aus höchster Machtvollkommenheit Befehle erließ und den König selbst vor seinen Richterstuhl beschied, damit er sich des Reichs begebe.

König Rudolph hatte dem ganzen Vorgange keine Wichtigkeit beigelegt, und ihn Anfangs für ein Possenspiel gehalten, das ohne Folgen in sich zerfallen würde. Erst nachdem er die Zerrüttung gegen Erwarten schnell wachsen sah, und die Grafen von Leiningen und von Catzenelnbogen herbeieilten und die Nothwendigkeit schleuniger Abwehr darthaten, schritt er ernstlich zur Unterdrückung des Aufruhrs, vereinte sich mit dem Zuzug der ihm treu gebliebenen Städte Speier und Worms, und rückte mit dem Reichsheere heran. Die Verblendung wich eben so schnell, als sie der Gemüther sich bemächtigt hatte, und der Abenteurer, von Allen verlassen, wurde an den König ausgeliefert und büßte mit dem Feuertode (1285, p. 748).

Von welcher Art und Beschaffenheit auch immer die verborgenen Triebfedern gewesen seyn mögen, offenbar hatte die tollkühne Bewegung auf den Beistand der Reichsstädte sich gestützt, und durch sie Festigkeit und Zusammenhang zu erlangen gedroht. Wodurch sich aber gerade hier ein so leicht entzündbarer Brennstoff aufgesammelt haben mochte, wäre schwer zu entnehmen, wenn wir nicht wüßten, daß eben damals eine große Abgeneigtheit gegen den König sich derselben bemächtigt hatte. Denn Rudolph sah sich genöthigt, zur Bestreitung wiederholter Kriegsrüstungen, zur Aufrechthaltung des beschworenen Landfriedens und zur Wiederherstellung der Reichsgewalt in Burgund, die Städte mit ungewöhnlichen Steuern zu belegen, und hatte kurz vorher (1284) den dreißigsten Pfennig von dem Vermögen der Bürger gefordert. Dagegen lehnten sich mehrere, wie Colmar und Wetzlar, mit entschiedenem Widerstreben auf, und bei der vorherrschenden Mißstimmung der Gemüther fand jenes Unternehmen um so

leichteren Eingang, je vollkommener die Verblendung war, mit der es sich zu umgeben wußte.

In Betreff der Juden, jener zahlreichen Bevölkerung, welche sich nur nothdürftig eines gesetzlichen Schutzes bei dem vorherrschenden Vorurtheile gegen sie zu erfreuen hatte, findet sich zwar wenig, doch aber eine sichere Auskunft, welche über ihre damalige Lage Aufschluß gibt. So hatte der römische König (1281) geboten, daß die Juden der Stadt und des Bisthums Regensburg in Allem dem Bischof unterthan seyn, und sich überhaupt nach des Bischofs Weisung Allem unterwerfen sollen, was die Kirche hierüber verordnet hätte. In den Tagen, wo die Christenheit das Leiden des Erlösers feierte, sollen sie in ihren Herbergen sich verborgen halten, Thür und Fenster schließen, und nirgends auf öffentlicher Straße zur Schmach des christlichen Glaubens sich blicken lassen (p. 363).

Fünf Jahre später, als wiederholte Klagen vorgebracht wurden, daß die Juden im Monate März Christenblut vergossen hätten, daß sie Christenleute bei sich gefangen hielten, und sie mit Martern und Qualen sterben ließen, forderte der König die Bürger von Mainz auf zur Unterstützung ihres Erzbischofs in der Verfolgung der Juden, und erließ an die Vorsteher und an die Judengemeinde eine Vorladung, auf daß sie sich wegen der ihnen zur Last gelegten Christenmorde verantworteten. Dieses gegen sie ausbrechende Ungewitter verbreitete einen solchen Schrekken unter der Judenschaft, daß viele derselben aus Speier, Worms, Oppenheim, Mainz und aus den Städten der Wetterau mit ihrem Habe sich über's Meer flüchteten. Der König bemächtigte sich des Eigenthums der auf unerlaubte Weise flüchtig Gewordenen, als seiner Kammerknechte, und befahl selbst den Juden in den genannten Städten, in der Aufsuchung des verfallenen Gutes behülflich zu seyn (p. 765).

Da traten nun die Bedrängten mit ihren Schirmbriefen hervor, die sie nicht lange vorher, in Ermanglung eines weltlichen Schirmherrn, von den Päpsten Innocenz dem Vierten und Gregor dem Zehnten erhalten hatten, welche geeignet waren, ihre Sache in einem anderen Lichte zu zeigen, und die Nothwendigkeit des königlichen Schutzes für sie offen darzuthun. Ihre darin vorgebrachten Klagen sind ein Schrei der Verzweiflung über christlichen Fanatismus und Uebermuth, über Grausamkeit, Bedrückung und Gewaltthat. »Um ihr Eigenthum widerrechtlich an sich zu ziehen,« heißt es darin, »hätte man böswillig gegen sie allerlei Anschuldigungen und Ränke ersonnen. Fälschlich und in geradem Widerspruche mit dem göttlichen Verbote lege man ihnen zur Last, daß sie am Osterfeste das Herz

Bedenklicher noch, als diese Vorgänge, war die moralische Wirkung. Der Gemüther bemächtigte sich eine Unsicherheit und ein Zweifel, auf wessen Seite das Recht sei und wem sie anhangen sollten; der Glaube an Rudolph war in den Herzen erschüttert. Um den Afterkaiser zu schützen, hatte Neuß dem Erzbischofe von Cöln, ihrem Herrn, die Thore verschlossen und den Eintritt beharrlich verweigert; die drei Reichsstädte Frankfurt, Friedberg und Gelnhausen waren, als gäbe es weder Reich noch König mehr, in ein enges Schutzbündniß getreten zu gegenseitiger Selbsthülfe gegen Feinde jeder Art. Die Bürger von Hagenau hatten den Landvogt des Elsasses, den Herrn Otto von Ochsenstein, des Königs Schwestersohn, schmählich vertrieben, und Rudolph allen Gehorsam aufgekündet. Die Anmaßung und Thorheit ging so weit, daß der betrügerische Afterkaiser aus höchster Machtvollkommenheit Befehle erließ und den König selbst vor seinen Richterstuhl beschied, damit er sich des Reichs begebe.

König Rudolph hatte dem ganzen Vorgange keine Wichtigkeit beigelegt, und ihn Anfangs für ein Possenspiel gehalten, das ohne Folgen in sich zerfallen würde. Erst nachdem er die Zerrüttung gegen Erwarten schnell wachsen sah, und die Grafen von Leiningen und von Catzenelnbogen herbeieilten und die Nothwendigkeit schleuniger Abwehr darthaten, schritt er ernstlich zur Unterdrückung des Aufruhrs, vereinte sich mit dem Zuzug der ihm treu gebliebenen Städte Speier und Worms, und rückte mit dem Reichsheere heran. Die Verblendung wich eben so schnell, als sie der Gemüther sich bemächtigt hatte, und der Abenteurer, von Allen verlassen, wurde an den König ausgeliefert und büßte mit dem Feuertode (1285, p. 748).

Von welcher Art und Beschaffenheit auch immer die verborgenen Triebfedern gewesen seyn mögen, offenbar hatte die tollkühne Bewegung auf den Beistand der Reichsstädte sich gestützt, und durch sie Festigkeit und Zusammenhang zu erlangen gedroht. Wodurch sich aber gerade hier ein so leicht entzündbarer Brennstoff aufgesammelt haben mochte, wäre schwer zu entnehmen, wenn wir nicht wüßten, daß eben damals eine große Abgeneigtheit gegen den König sich derselben bemächtigt hatte. Denn Rudolph sah sich genöthigt, zur Bestreitung wiederholter Kriegsrüstungen, zur Aufrechthaltung des beschworenen Landfriedens und zur Wiederherstellung der Reichsgewalt in Burgund, die Städte mit ungewöhnlichen Steuern zu belegen, und hatte kurz vorher (1284) den dreißigsten Pfennig von dem Vermögen der Bürger gefordert. Dagegen lehnten sich mehrere, wie Colmar und Wetzlar, mit entschiedenem Widerstreben auf, und bei der vorherrschenden Mißstimmung der Gemüther fand jenes Unternehmen um so

leichteren Eingang, je vollkommener die Verblendung war, mit der es sich zu umgeben wußte.

In Betreff der Juden, jener zahlreichen Bevölkerung, welche sich nur nothdürftig eines gesetzlichen Schutzes bei dem vorherrschenden Vorurtheile gegen sie zu erfreuen hatte, findet sich zwar wenig, doch aber eine sichere Auskunft, welche über ihre damalige Lage Aufschluß gibt. So hatte der römische König (1281) geboten, daß die Juden der Stadt und des Bisthums Regensburg in Allem dem Bischof unterthan seyn, und sich überhaupt nach des Bischofs Weisung Allem unterwerfen sollen, was die Kirche hierüber verordnet hätte. In den Tagen, wo die Christenheit das Leiden des Erlösers feierte, sollen sie in ihren Herbergen sich verborgen halten, Thür und Fenster schließen, und nirgends auf öffentlicher Straße zur Schmach des christlichen Glaubens sich blicken lassen (p. 363).

Fünf Jahre später, als wiederholte Klagen vorgebracht wurden, daß die Juden im Monate März Christenblut vergossen hätten, daß sie Christenleute bei sich gefangen hielten, und sie mit Martern und Qualen sterben ließen, forderte der König die Bürger von Mainz auf zur Unterstützung ihres Erzbischofs in der Verfolgung der Juden, und erließ an die Vorsteher und an die Judengemeinde eine Vorladung, auf daß sie sich wegen der ihnen zur Last gelegten Christenmorde verantworteten. Dieses gegen sie ausbrechende Ungewitter verbreitete einen solchen Schrekken unter der Judenschaft, daß viele derselben aus Speier, Worms, Oppenheim, Mainz und aus den Städten der Wetterau mit ihrem Habe sich über's Meer flüchteten. Der König bemächtigte sich des Eigenthums der auf unerlaubte Weise flüchtig Gewordenen, als seiner Kammerknechte, und befahl selbst den Juden in den genannten Städten, in der Aufsuchung des verfallenen Gutes behülflich zu seyn (p. 765).

Da traten nun die Bedrängten mit ihren Schirmbriefen hervor, die sie nicht lange vorher, in Ermangkung eines weltlichen Schirmherrn, von den Päpsten Innocenz dem Vierten und Gregor dem Zehnten erhalten hatten, welche geeignet waren, ihre Sache in einem anderen Lichte zu zeigen, und die Nothwendigkeit des königlichen Schutzes für sie offen darzuthun. Ihre darin vorgebrachten Klagen sind ein Schrei der Verzweiflung über christlichen Fanatismus und Uebermuth, über Grausamkeit, Bedrückung und Gewaltthat. »Um ihr Eigenthum widerrechtlich an sich zu ziehen,« heißt es darin, »hätte man böswillig gegen sie allerlei Anschuldigungen und Ränke ersonnen. Fälschlich und in geradem Widerspruche mit dem göttlichen Verbote lege man ihnen zur Last, daß sie am Osterfeste das Herz

war Carls V. Schwester Maria, verwitwete Königin von Ungarn. — Auch sie war auf Bereicherung der herrlichen Bibliothek bedacht: »en faisant apporter de Hongrie plusieurs manuscrits, dont deux extrêmement précieux, qu'elle avait hérités de feu son mari Louis II, mort à la bataille de Mohatz contre les Turcs.«

Beide Manuscripte waren aus der berühmten Corvinischen Bibliothek in Ofen.

»Le premier de ces deux manuscrits est un Missel, écrit sur vélin; c'est un chef-d'œuvre de calligraphie.«

»Ce livre fut fait par ordre de Matthias Corvin, à Florence, en 1485, comme l'atteste la suscription du titre: »Actaventes de Actaventibus de Florentia; hoc opus illuminavit A. D. M.CCCCLXXXV.«

»Le portrait du roi et de Béatrix d'Arragon, sa femme, sont en style numismatique d'or, au bas du verso du feuillet 411. A la partie supérieure du texte et dans d'autres endroits çà et là en ce volume, sont les insignes de la Maison de Bourgogne et de la Toison d'or.«

»Il y a au commencement du texte deux pages en regard, de la plus grande magnificence; dans le lointain et en perspective, on découvre la ville de Bude; on y lit sur pourpre: »Incipit ordo missalis secundum consuetudinem Romanae Curiae.«

»Au Canon, il y a deux autres pages aussi en regard, dont l'une représente le Calvaire. On reconnait que Rubens s'est inspiré sur ce livre pour composer un de ses plus précieux tableaux, il y a pour entourage, au milieu de l'or et des plus riches arabesques, toute l'histoire du Nouveau Testament et le Jugement dernier.«

»Selon l'usage pour les Missels, il y a deux autres grandes miniatures, l'une commence le proprium sanctorum et représente le Christ appelant St. Pierre et son compagnon au lac de Copharnaüm, pour les faire pêcheurs d'hommes; l'autre, à la Toussaint, représente les Élus dans la gloire céleste.«

Seit Carl V. leisteten die Herzoge von Brabant bei der Inauguration auf dieses Missale den gewöhnlichen Eid. Z. B. bezeugt der Bibliothekar Miräus auf einem Blatte dieses Missales: »Super his Evangeliis seu missali Albertus et Isabella, Belgarum Principes, suum juramentum solemniter fecerunt 1599.«

»Ce manuscrit fut enrichi en Belgique par de nouvelles miniatures, entre autres d'une quantité de portraits qu'on

regrette de ne pas connaitre; l'école flamande voulut lutter dans ce beau livre avec l'école italienne, l'on ne sait à laquelle des deux on doit donner la préférence; car la richesse des arabesques, des camayeux, des insignes est variée avec un art tellement admirable que nos peintres d'aujourd'hui tenteraient en vain de l'imiter.«

Eine Notiz über dieses prachtvolle Missal gab Chevalier in den älteren Mémoires de l'Académie de Bruxelles, Tom. IV, p. 493 et suiv.

Das andere Manuscript befindet sich jetzt im Escurial, da Königin Maria dasselbe ihrem Neffen Philipp II. schenkte. Es ist ein Evangelium mit Goldlettern. Le livre d'or.

Dafür kam ein anderes wunderschönes Manuscript in die Bibliothèque de Bourgogne:

»C'est un Psautier, petit in-folio, sur parchemin, d'une exécution vraiment magnifique, écrit en lettres d'or et bleu dit outremer; la confection de ce beau Ms. a dû coûter une somme immense. Ce livre est orné d'un grand nombre de miniatures croisées en colombier, sur fond d'or, d'azur ou de pourpre, ces deux derniers fonds sont fleurs de lis d'or; elles paraissent être du XIIIe siècle et ne se rapportent point au texte des psaumes: on peut en conclure qu'elles sont tirées d'un autre ouvrage et qu'à cause de leur bonté, et du prix de l'or et de l'outremer, on les a intercalées dans le Psautier. L'écriture est sur deux justifications, alternativement d'or et d'outremer. Les armoiries de Flandre et de Nevers, qui sont apposées aux nombreux iconismes de ce livre, sont la preuve irréfragable qu'il appartenait au comte Louis de Male; les armoiries d'Artois, de Bourgogne-Flandre, démontrent qu'il a été ensuite la propriété du Duc Philippe-le-Hardi, son gendre« (Nro. 9961).

K. Philipp II. war für die Bibliothèque de Bourgogne sehr eingenommen.

»Pendant les quatre années qu'il résida aux Pays-Bas, il prit un soin particulier de sa librairie; il fit rassembler tous les manuscrits épars qui se trouvaient dans plusieurs villes, pour enrichir sa bibliothèque à la cour de Bruxelles. C'est alors que Viglius fut nommé, par une patente du roi, le 12 avril 1559, trésorier et garde de la dite bibliothèque. Ce citoyen vertueux et savant, qui se concilia l'estime des deux partis pendant les troubles du règne de Philippe II., fit rédiger l'inventaire de ce riche dépôt pendant les années de 1577 à 1579, 958 Mss. 683 imprimés, ce qui formait un total de 1641 volumes, nombre assez considérable; mais

l'on doit remarquer qu'elle avait été plus nombreuse sous le duc Philippe-le-Bon.«

Während der Unruhen erhielt die Bibliothek keinen Zuwachs.

»Ce dépôt reprit son antique splendeur sous le régne réparateur de nos bons archiducs Albert et Isabelle, en 1598. On doit dire avec justice, que leur règne fut pour la Belgique, ce que le siècle de Philippe et d'Alexandre fut pour la Grèce, et celui d'Auguste pour Rome.

Miräus war ihr Bibliothekar.

»Les règnes du cardinal-infant, de Léopold et de l'électeur de Bavière furent également favorables à la bibliothèque de Bourgogne.«

Ein Edict vom J. 1595, welches i. J. 1684 erneuert wurde, befahl, daß jeder Verfasser zwei Exemplare, in Leder gebunden, von jedem neu erscheinenden Werke in die k. Bibliothek liefere. Das wurde im J. 1793 durch das französische Gesetz abgeschafft. Im J. 1731 bei dem großen Brande des Schlosses wurde die Bibliothek sehr beschädigt (wie das Archiv).

»Plusieurs manuscrits devinrent la proie des flammes, les autres furent relégués dans les souterrains de la chapelle du palais, où ils restèrent, pour ainsi dire oubliés jusqu'en 1746.«

»La richesse manuscrite était réduite, par cette catastrophe, à 527 volumes.«

Der französische Marschall von Sachsen, der sich im J. 1746 Brüssels bemächtigt hatte, führte viele Manuscripte mit sich fort nach Paris, die erst im J. 1770 restituirt wurden.

»Jusqu'en 1772, la bibliothèque de Bourgogne servait uniquement à l'instruction et au délassement du gouverneur-général; mais le bon prince Charles de Lorraine, dont la mémoire sera éternellement chère aux Belges, la fit ouvrir au public. Alors elle prit un nouvel essor littéraire par les dons qu'on y faisait et par les achats de manuscrits précieux.«

Des Prinzen Carl von Lothringen Minister, der gelehrte Cobenzl, der Schöpfer der Brüsseler Akademie der Wissenschaften, protegirte eben so die Bibliothèque de Bourgogne, welche von den Akademikern fleißig benützt werden sollte. Cobenzl's Nachfolger, Starhemberg, dachte eben so. Zum zweiten Male plünderten die Franzosen die herrliche Bibliothek (1794), welche ihre Verluste erst im J. 1815 zurück erhielt. »La plupart de ces volumes (manuscrits) revinrent de la capitale du monde civilisé, avec une riche reliûre en maroquin rouge, mar-

quée au chiffre de Napoléon.« — Doch blieben einige schöne Manuscripte zurück, welche der Verfasser dieses interessanten Aufsatzes mit Wärme reklamirt.

Wir übergehen die anderen Bemerkungen über die Brüsseler Bibliotheken und ihre Schicksale, die bei dieser Gelegenheit gemacht werden, so wie die interessante Beschreibung des jetzigen Zustandes der Bibliothèque de Bourgogne, der sehr blühend ist.

Wir erwähnen nur, daß in der sogenannten ethnographischen Sammlung (oberhalb der Bibliothek) unter anderen interessanten Gegenständen auch die Wiege K. Carl's V. aufbewahrt wird. »Ce berceau est sans contredit l'un des objets les plus précieux de nos antiquités nationales: une preuve irréfragable qu'il a appartenu à Charles-Quint, c'est qu'on y aperçoit encore les traces des armoiries de cet empereur.«

Bemerkenswerth sind noch (Nr. 7): »Le cheval empaillé de l'infante Isabelle, lorsqu'elle fit son entrée à Bruxelles, lequel elle monta aussi au siége d'Ostende en 1604. Il est de race andalouse et le même qui, par sa nuance, a donné le nom à la couleur Isabelle (?): ce cheval a porté une selle de 200,000 florins, garni de diamants et de rubins.«

(Nro. 8). »Le cheval empaillé de l'archiduc Albert, qui lui sauva la vie au long siége d'Ostende, de 1601 à 1604, où il reçut une balle dans le poitrail.«

»Ce cheval morave est remarquable par sa petite taille, il conserve encore aux pieds ses fers primitifs.«

Die Aufbewahrung dieser interessanten Gegenstände ist jedoch, nach dem Verfasser, nichts weniger als gesichert.

Ein solches ethnographisches Kabinet existirte übrigens schon unter der Statthalterin Margarethe zu Brüssel. Albrecht Dürer erzählt in seiner belgischen Reise, daß er an ihrem Hofe zwei Zimmer voll Gegenstände aus dem Lande des Goldes (Amerika) gesehen habe. — Jetzt noch wird der Mantel des mexikanischen Kaisers Montezuma dort aufbewahrt.

Schließlich bemerken wir, daß der höchst interessante Katalog der Bibliothèque de Bourgogne gedruckt ist, in wahrhaft prächtiger Ausstattung: »Catalogue des manuscrits de la bibliothèque royale des Ducs de Bourgogne, publié par ordre du ministre de l'intérieur. Tome premier. Résumé historique. Inventaire Nro. 1—18,000. Bruxelles et Leipzig, C. Muquardt, 1842. Fol. CCCII et 360 p. T. II. 2 parties. Répertoire méthodique (par classification des matières). IV et 452 et 442 p.

Das Werk verdient eine besondere Anzeige, in der das In-

teressanteste aus den Handschriften dieses königlichen Schatzes herausgehoben werden soll.

Influence de la Réforme à Louvain. Par C. Piot, avocat.
Messager 1839. p. 369 — 375.

Wir bemerken in diesem kurzen Aufsatze ein interessantes Edict Kaiser Carl's V. aus Brüssel, am 16. März 1534 an den Magistrat der Stadt Löwen, gegen die um sich greifende Ketzerei gerichtet, gegen die mit aller Strenge und unverweilt zu procediren sei.

»Ende want t'onser kennissen gecomen is, dat onsen meyer van Loven onder syne bedrieve ende officie geapprehendeert ende aengetast heeft eenige poorteren ende ingesetene onser voornoemde stadt van Loven, als seer besmet wesende van de secten Lutterianen, ende tegen onse voornoemde verboden ende placcaerten gedaen hebbende, ende alsoo gevallen in de penen in de selve onse brieven van placcaerte begrepen, daer tegen wy onsen voornoemden meyer belast ende bevolen hebben met alder diligentie, navolgende onser voornoemde brieven van placcaerte, te procederen.« — — — »V daeromme ordinerende ende seer ernstelijck bevelende by desen, dat gy der instantie ende gevolge van den voornoemden meyere in der voornoemde ende andere gelycken saecken s o m m e r l i j c k e n d e s o n d e r o r d i n a r i s o f t l a n g e r t r e y n v a n p r o c e s s e (in andere saecken voor V geobserveert) p r o c e d e e r t e n d o e t p r o c e d e r e n, e n d e p a r t y e n d a e r i n n e c o r t, o n v e r t h o g e n r e c h t e n d e e x p e d i t i e v a n j u s t i c i e n a d m i n i s t r e e r t.«

Schon im J. 1526 wurden mehrere Bürger von Löwen wegen Ketzereien abgestraft, wie die Antwerpner Chronik erzählt: »Anno 1526 den 4 january, soo stonden te Lovene op 't schavot ser mans ende twee vrouwen die onder hun lieden, gelijck hun voorhouders wel over tachtich jaren gehouden hadden een kettery, dat sy lieden gheen werck en maeckten van het Heylich Sacrament, maer aen hun lieden lijff en heeft men niet gedaen, maer sy lieden sijn verbonden in groote dingen op hun lijff.«

Doch bald legte sich der Eifer für die Neuerungen, und Löwen galt später für die am meisten katholische Stadt in den Niederlanden.

Herr Piot bemerkt darüber, daß diese Erscheinung nichts Befremdendes habe. »Louvain se trouvait dans la misère

(dans l'acte que le magistrat adressa, en 1523, à Charles-Quint, pour obtenir l'autorisation nécessaire pour canaliser la Dyle, il est dit que c'est la seule planche de salut pour une ville, dont les habitans devaient émigrer, poussés par la misère), et ses habitants dépendaient entièrement des nombreux couvents que cette ville renfermait et de son université, que le gouvernement avait su s'attacher.«

Notice biographique sur le Peintre Verhaghen. Par C. Piot, avocát.
Messager 1839. p. 433 — 444.

Verhaghen ward zu Aerschot am 19. März 1728 geboren. Er half anfänglich einem Bilderreiniger Van den Kerkhoven; da er viele natürliche Anlagen zeigte, ward er auf die Akademie zu Antwerpen geschickt, wo er am 21. October 1741 ankam. Nach vollendeter Ausbildung fixirte er sich zu Löwen, wo er am 25. Jänner 1753 Johanna Hensmans heiratete, die ihm sieben Kinder gebar.

Verhaghen war unendlich fleißig, seine Gemälde zeichneten sich durch ein besonderes Colorit aus. Sein Ruf bewog den Prinzen Carl von Lothringen, ihn am 13. Mai 1771 zu seinem Hofmaler zu ernennen. »Dès lors sa fortune parut assurée. L'impératrice Marie-Thérèse, qui savait si bien encourager et protéger les arts, résolut de le faire voyager aux frais du gouvernement.«

Er reiste also am 16. Mai 1771 mit seinem ältesten Sohne nach Italien ab, über Frankreich und Savoyen. Am 1. August war er in Rom. Dort malte er einen Christus am Kreuze, der in der artistischen Welt Aufsehen machte. »Mais ce fut surtout son Christ à Emaüs qui obtint un véritable succès; les Italiens ne voulaient ou plutôt ne pouvaient croire que ce tableau fut de Verhaghen: ils durent s'en assurer de leurs propres yeux. Rome fut tellement charmée de son coloris, que sa réputation parvint jusqu'au pape Clément XIV, qui voulut connaître notre peintre. Après l'audience, le saint-père lui accorda indulgence plénière, à l'heure de la mort, pour lui, ses parents et alliés jusqu'au troisième degré et pour trente autres personnes à son choix, et il lui donna en outre deux médailles en or.« Der Papst empfing ihn später noch einmal. Am 24. April 1773 verließ er Rom.

»Ensuite il visita toutes les autres villes de l'Italie, et arriva finalement à Vienne, où l'Impératrice le reçut. Il lui présenta son Christ à Emaüs, et un autre tableau, repré-

sentant un trait de la vie de Ste Thérèse, patrone de l'impératrice; elle le trouva si beau, qu'elle le fit mettre dans sa chambre à coucher. Son Christ fut placé dans la chapelle du palais, et un troisième tableau figura dans la galerie impériale, où son St. Etienne brillait déjà avec tant d'éclat.«

»L'impératrice le nomma son premier peintre et lui donna une tabatière en or, avec le portrait en émail de Marie Christine. Elle voulut le retenir à sa cour, et lui promit même d'y faire venir toute sa famille; mais il aima mieux retourner dans sa patrie.«

Am 24. October 1773 kam er nach Löwen zurück, wo er aufs Feierlichste empfangen wurde. Er fuhr nun mit verdoppeltem Fleiße zu arbeiten fort. Während der französischen Herrschaft, wo französischer Geschmack herrschte, ward er indeß vergessen; er starb unbeachtet am 3. April 1811 und ward zu Wilzel begraben.

»Il était honnête homme, artiste vertueux, ami des mœurs, bon chrétien, simple et naïf dans sa manière de vivre, et ce qui était rare pour un artiste de cette époque, il était très-instruit.«

Herr Piot macht zuletzt über Verhaghen's Kunst interessante Bemerkungen und zählt seine sämmtlichen Leistungen auf, deren Zahl wirklich bewundernswerth ist.

Notice sur M. l'Abbé Du Vivier, chanoine et Archidiacre de la cathédrale de Tournai, Vicaire-Général du Diocèse. Messager 1840. p. 1 — 21.

Nach Papieren, die H. Delmotte hinterlassen hat, dessen Onkel Du Vivier war, der selbst Verbesserungen beisetzte.

Eine interessante Abhandlung. Du Vivier war Sekretär des Erzbischofs von Mecheln während der Wirren unter K. Joseph II., und hatte auf seinen Herrn großen Einfluß. Er war am 20. April 1752 zu Mons geboren, studierte Philosophie und Theologie zu Löwen, 1778 ward er Priester des Oratoriums, Professor der Humanitätswissenschaften und Prediger. Sein Geist war äußerst thätig, sein Charakter entschlossen und fest. Das beigefügte Porträt zeigt eine sehr feine, verständige und ironische Natur.

Du Vivier's erste Schrift war gegen Abbé Dufour's Broschüre: »Réflexions sur les édits émanés récemment aux Pays-Bas de la part de l'empereur en matière ecclésiastique.« Bruxelles 1786 (Pauwels, imprimeur de S. M.), in 8vo de 21 p., gerichtet, die man spottweise die Broschüre von 6 Liards

nannte (weil sie um diesen geringen Preis verkauft wurde und die Maßregeln des Kaisers in ecclesiasticis zu vertheidigen suchte. Dufour war von Wien nach Brüssel als Referent in geistlichen Angelegenheiten versetzt worden). Du Vivier vertheidigte ironisch den Kaiser: »Défense de Joseph II, ou mémoire apologétique sur les droits de l'Eglise et sur ceux du souverain, relativement au gouvernement de la Religion, pour servir de réponse à la brochure intitulée: Réflexions sur les édits etc. Bruxelles (Mons, Lelong) 1787, in 8vo de 80 p.

Gegen den Brüsseler Advokaten Doutrepont, der für das kaiserliche Edict vom 28. September 1784 in die Schranken trat, und die Ehe als einfachen Civilcontract zu betrachten schien, richtete Du Vivier die Schrift: »Apologie du mariage chrétien, ou mémoire critique, canonique et politique, servant de réponse au commentaire intitulé: Des empêchements dirimant le contrat de mariage dans les Pays-Bas autrichiens, selon l'édit de sa majesté l'empereur et roi Joseph II du 28 Septembre 1784. Strasbourg (Liége, Lemarié) 1788 in 8vo, 166 p. Doutrepont behielt die übrigen drei Bände, welche noch erscheinen sollten, in seinem Pulte zurück.

Der Erzbischof von Mecheln, Cardinal von Franckenberg, ward auf den Verfasser der Apologie der christlichen Ehe aufmerksam und lud ihn ein, die Stelle eines Sekretärs bei ihm einzunehmen, da sein Vorgänger, den nahen Sturm voraussehend, dieselbe gegen eine Pfarrei (zu Vilvorde) vertauscht hatte. »J'ai jeté les yeux sur vous, ajouta le prélat, pour lui succéder; ces fonctions sont pénibles ainsi que les miennes dans ces temps désastreux, mais venez et nous combattrons ensemble.« — Du Vivier verließ das Oratorium und schloß sich dem Erzbischof an.

Wir erfahren, daß Du Vivier großen Einfluß auf denselben hatte, und unter andern die Fragen angab, welche der Erzbischof bekanntlich den Professoren des General-Seminars zu Löwen vorlegte, um ihre Orthodoxie zu prüfen *).

*) Unter allen Reformen, welche Kaiser Joseph II. in den Niederlanden wie in seinen übrigen Staaten vornahm, waren die in geistlichen Angelegenheiten am meisten dem bittersten Tadel ausgesetzt, besonders das zu Löwen durch Edict vom 15. October 1786 errichtete und am 15. November eröffnete General-Seminar war den Gegnern der Reform äußerst verhaßt. Bei der Eröffnung ließ es sich gut an, es waren bei 300 Seminaristen. Vorsteher war Abbé Stöger aus Wien. Bald wurden aber Klagen über die innere Verfassung und über die Lehren der Professoren laut. Es

Du Vivier war auch der Verfasser des erzbischöflichen Urtheils über dieses Institut. Interessant ist die folgende Schilderung:

»Cependant il s'agissait de rédiger pour l'empereur le jugement doctrinal de l'archevêque. L'abbé Du Vivier fut chargé de cette tâche, et il se mit à l'œuvre avec autant de mystère que de diligence. A mesure qu'une feuille était écrite, il s'en tirait huit copies, afin qu'en cas de saisie, on pût du moins en sauver une pour la justification de l'archevêque. Les ecclésiastiques chargés de la transcription ne tardèrent pas à être circonvenus par la malveillance, qui employait toutes sortes de moyens, même la terreur, pour les troubler et les faire renoncer à leur travail.« — Auf der andern Seite wandten die Gegner des General-Seminars alles mögliche an, um sich eine Copie zu verschaffen und das Urtheil zu veröffentlichen; es gelang ihnen.

»Une copie disparut (les soupçons tombèrent sur M. Welebroeck, doyen du chapitre cathédral d'Anvers), et Michel, imprimeur de Louvain, alors réfugié a St. Trond, ne tarda pas à publier cet important document« *).

---

brach eine Meuterei gegen alle Punkte der Disciplin aus. Muthwillige Zerstörung der Geräthschaften, Beschimpfung und Mißhandlung der Vorsteher des Hauses, tumultuarisches Lärmen, Drohungen, die von nichts weniger als Ermordung gewisser Personen und von Feuerlegen sich verlauten ließen. Das Generalgouvernement sandte, um dem gänzlichen Ausbruche der Unordnungen vorzubeugen, am 8. Dezember 1787 den Gubernialrath und Referenten in Schulsachen, Herrn Leclerc, hieher, welcher des Abends um sieben Uhr ankam und sich in das Seminar begab, in der Zuversicht, daß seine Ermahnung die aufgebrachte Jugend zur Pflicht zurückführen würde, aber kaum wollte man ihn hören; auf tumultuarisches Lärmen folgte ein Regen von Steinen, und dieser Commissär konnte nichts Klügeres thun, als sich mit dem Rector Magnificus und andern Personen, die ihn begleiteten, zurückzuziehen. Es mußte die Militärmacht einschreiten u. s. w. Wir werden auf diese Verhältnisse später zurückkommen.

*) Später ward mit Einwilligung des Cardinals eine vermehrte Ausgabe dieser höchst interessanten Actenstücke in Octav veranstaltet: »Déclaration de son Éminence le Cardinal de Franckenberg, Archevêque de Malines, sur l'enseignement du séminaire-général de Louvain, suivie de l'approbation du souverain pontife, des actes d'adhésion de plusieurs évêques et universités et d'autres pièces relatives. Malines, Haniq. 1790. 210 p. — Il faut que les exemplaires en soient revêtus à la dernière page de la signature autographe de M. Du Vivier ou de celle de M. van Zeebroek, tous deux secrétaires de l'archevêque.«

Der k. Minister Trautmansdorf erfuhr bald, daß das Memoire des Erzbischofs circulire. »Furieux, il mande le prélat à Bruxelles, mais S. Ém. était retenue au lit par une indisposition et ce fut M. Du Vivier qu'elle envoya à sa place. Introduit dans le cabinet du ministre dont la colère s'exhale en termes violents, M. Du Vivier défend son supérieur avec le calme d'une bonne conscience et s'attache à démontrer que S. Ém. est à l'abri de tout reproche; mais le ministre, dont le courroux allait croissant, impose silence à M. Du Vivier et d'un signe fait arriver subitement plusieurs conseillers du gouvernement, parmi lesquels se trouvaient Crumpipen, Leclerq et autres. Qu'on lui montre la lettre, s'écrie le ministre. L'un des conseillers met alors sous les yeux du secrétaire de l'archevêque une lettre interceptée d'une date antérieure à la publication de Michel, et écrite par ce dernier à un chaud patriot de Bruxelles. Il lui mandait qu'il était occupé de l'impression de la déclaration doctrinale du cardinal de Malines, qu'il allait en répandre un grand nombre d'exemplaires dans la Belgique, et qu'aussitôt la mise en vente de l'ouvrage on devait commencer les troubles.«

»Tout autre à la place du jeune secrétaire eût été épouvanté; mais, loin de se déconcerter, il comprit qu'il fallait faire tête à l'orage et resta assez maître de lui pour s'attacher à détruire par des raisons solides les soupçons qu'une pareille lettre semblait autoriser.«

Er behauptete, daß der Cardinal niemals den Gedanken gehabt, sein Urtheil, als er es niederschrieb, zu veröffentlichen, daß er den Buchdrucker Michel gar nicht kenne, noch weniger mit ihm in Verbindung stehe. Der unverschämte Brief sei nur durch ein überspanntes Gehirn ausgeheckt worden, das sich eingebildet, weil der Cardinal (aus Pflicht seines Amtes) in der Seminars-Angelegenheit dem Gouvernement opponire, müsse er ganz auf Seite der Malcontenten seyn. »La vérité a un langage qui n'appartient qu'à elle. Le ministre se calmant par degré finit par se rendre aux observations de M. Du Vivier, de l'avis des conseillers qui l'entouraient, et qui étaient convaincus eux-mêmes, comme tout le public, que les soulèvements dont S. Ém. redoutait l'explosion, avaient des causes bien autrement graves que la déclaration doctrinale du prélat.«

Du Vivier kehrte nach Mecheln zurück, ward aber bald zum zweiten Male nach Brüssel berufen. Trautmansdorf, der die Unterdrückung des General-Seminars nun zur Beschwichti-

gung oder Verzögerung der den Ausbruch drohenden Unruhen selbst beantragte, wollte in dieser Verlegenheit den Rath des klugen Sekretärs einholen. »Le ministre ne fit point difficulté de s'en ouvrir à M. Du Vivier: »Monseigneur, hasarde celui-ci, ne conviendrait-il pas mieux, pour ménager de hautes susceptibilités, de décréter simplement l'ouverture des séminaires épiscopaux en abandonnant le séminaire-général à son sort.« Der Vorschlag gefiel, ein Decret ward sogleich ausgefertigt und Du Vivier nahm das erste gedruckte Exemplar nach Mecheln mit.

Der Erzbischof stimmte natürlich bei, und kaum wurden die bischöflichen Seminarien eröffnet, strömten die Zöglinge hinein, das General-Seminar blieb leer. Der Minister hatte geglaubt, nur um eine Concurrenz zwischen den bischöflichen und den Staatsanstalten handle es sich, »l'anéantissement subit de ce dernier (des General-Seminars zu Löwen) l'exaspéra, il se crut joué, et dans le premier transport de son indignation, il fit arrêter M. Du Vivier, à qui l'honneur d'avoir été un instant le conseiller du ministre autrichien coûta un mois de captivité dans les prisons de la porte de Laeken«

Die Revolution brach aus. Du Vivier hatte allerlei Gefahren zu bestehen, und theilte das Schicksal seines Herrn, des Cardinals von Mecheln.

»L'existence de M. Du Vivier fut long-temps orageuse. En butte pendant plus de vingt ans aux intrigues de ses ennemis, c'est-à-dire, de ceux du catholicisme et de son pays, il eut beaucoup à souffrir sous les divers gouvernements qui se succédèrent en France et dans les Pays-Bas durant cette période.«

Er war auf der Liste der zu Deportirenden, und ward nur durch muthvolle Intercession von Verwandten gerettet. — Seine literarische Thätigkeit war aber troß aller Gefahren sehr bedeutend. Der Verfasser dieser interessanten biographischen Notiz führt alle Schriften Du Vivier's an, die sich alle auf die Zeitereignisse beziehen; eine der interessantesten ist noch Manuscript. Du Vivier, der Canonicus zu Mecheln und nach dem Concordat von 1801 Domherr zu Tournai, später Archidiaconus, Generalvicar der Diöcese und endlich Dechant des Domcapitels geworden war, hatte nicht aufgehört, für die Rechte der Kirche aufs standhafteste zu kämpfen; besonders interessant ist seine Mitwirkung bei dem von Napoleon im J. 1811 berufenen sogenannten Nationalconcilium, das bekanntlich nicht in die Absichten

des Despoten einging, und dafür aus einander gejagt wurde. Du Vivier kam bei dieser Gelegenheit wieder, nebst Anderen, in's Gefängniß und dann in's Exil. Durch die Ereignisse im J. 1814 kam er nach Tournai zurück und wirkte wieder voll Eifer in seinen Aemtern. Zu dem Nationalcongreß im J. 1830 ward er als Deputirter des Districts von Soignies gewählt, nahm jedoch die Wahl nicht an, zufrieden mit der Rolle, welche er bei der Revolution im J 1789 gespielt hatte.

Der Verfasser schließt mit folgenden Worten: »Nous avons fini d'esquisser la biographie d'un homme qui a pu dire à juste titre: ma vie est un combat, sans pourtant que cette carrière si pleine d'agitation ait altéré son tempérament de fer, ni rien ôté à l'énergie de ses facultés. A 82 ans, il était encore exempt des tristes infirmités qui assiègent la vie à son déclin — Du Vivier starb zu Tournai am 25. Jänner 1834.

Schreiben des Augerius Busbecq an Justus Lipsius. A. divi Clothoaldi 15 Martii 1585.

Messager 1840. p. 117.

Mitgetheilt von dem Professor Kickx an der Universität zu Gent.

Justus Lipsius hatte dem gelehrten Busbecq seine Saturnalien dedicirt; in diesem Briefe dankt er ihm für dieses Werk und gibt dem kranken (hypochondrischen) Manne gute Rathschläge. »Et me quoque is morbus, ut dixi, male habuit.«

Notices historiques sur la ville de Poperinghe.

Messager 1840. p. 22 — 57 et p. 129 — 164, avec 6 pièces justificatives.

Von dem gelehrten Professor Altmeyer zu Brüssel.

Sehr interessant; besonders wichtig ist Nr. V der pièces justificatives, von der der Verfasser auch im Texte eine französische Uebersetzung gibt. Es ist ein Bericht über Egmonts und Horns Gefangennehmung, vom 18. September 1567, wahrscheinlich (?) an K. Maximilian II. Unterzeichnet: Nullus et nemo, filius Pasquillii (ein geheimer Agent des Kaisers, meint Altmeyer).

Usage suivi par les princes Belges, feudataires de l'Empire, de rendre hommage à l'empereur à Francfort. Par L. A. Warnkönig.

Messager 1840. p. 174 — 179. (Document 180 — 187).

Diesem interessanten Aufsatze liegt eine Abhandlung von Zeppernik zu Grunde (I. Thl. 1781. p. 64 — 82).

Die Niederlande gehörten bekanntlich in früheren Zeiten zum h. römisch-deutschen Kaiserreiche, seine Herzoge, Grafen und großen Prälaten mußten dem Kaiser huldigen und ihre Reichslehen von ihm empfangen.

»La position éloignée du pays, le voisinage de la France, et en partie aussi la nationalité particulière de ses habitants, furent la cause pour laquelle le lien politique entre ces contrées et l'empire ne fut pas aussi intime que dans le reste de l'Allemagne.«

Die weite Entfernung machte die Pflicht der Huldigung und des Lehenempfangs oft sehr schwierig, und einige suchten und fanden einen Ausweg, indem sie vor dem Bürgermeister und den Schöffen der freien Reichsstadt Frankfurt am Main (in öffentlicher Sitzung) huldigten, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte, eigentlich die Bereitwilligkeit erklärten, zu huldigen, wenn es die Umstände erlauben. Was nach der vom Verfasser angeführten Stelle aus einem Lüttticher Chronisten (Hocsemius) wirklich eine alte Reichsgewohnheit war:

»Episcopus Adolphus (de la Marck, vom Papste 1313 zum Bischof von Lüttich ernannt) anxius, quod in partibus istis regi potentiori (Ludovico Bavaro, der Bischof war ein Anhänger K. Friedrichs des Schönen) contrarius fuerat et sua nondum fuerat regalia secutus et quae ab ipso recipere de facili non sperabat, attendens antiquam regni consuetudinem, qua, rege ultra Mosam fluvium existente, episcopi citra dictum fluvium regalia possent a scabinis de Frankfort impetrare, episcopus duorum scabinorum dicti loci quorum unus Bovina caro (Rindfleisch) alter Allium (Knoblauch) cognominibus vocabantur, benevolentiam impetravit et se dissimulans in grisea tunica (als Bauer) coram illis apud Francfort comparavit et quod petiit, impetravit (?) (1316 ?).

Nach Olenschlager, der im Frankfurter Archive nachforschte, sind nachfolgende Investituren mit Reichslehen nachzuweisen, welche zu Frankfurt auf die angeführte Weise nachgesucht und ertheilt wurden.

Im J. 1423 von der Abtissin zu Nivelle; 1456 vom Lüttticher Bischofe Louis de Bourbon; im J. 1460 vom Abt zu Stablo und Malmedy; 1465 von Marc de Bade; 1483 von Jean de Cleves et de la Marck; 1484 von dem Bischofe Jean de Hornes, der die Bestätigungsbulle des Papstes Sixtus IV. einschickte. Am interessantesten war die Investitur des Bischofs (von Lüttich), Jean de Heynsbergh, worüber eine Notariatsurkunde mitgetheilt wird, welche den ganzen Hergang genau erzählt. 1420, 20. Juni.

Es heißt darin, daß nachdem der Bischof (Johannes de Heynsberg) vergeblich auf König Sigismund durch acht Monate gewartet (seit seiner Erhebung zum Bisthum, d. h. daß er sich nähern sollte, damit es dem Bischof bequemer wäre, zu ihm zu kommen), und seit dem Tode des Vorgängers alles Recht darniederliege und seine Unterthanen unter dem Vorwande, daß er nicht investirt sei, sich dem Gehorsame entziehen, so habe er Bevollmächtigte geschickt (»Johannem de Otheye, magistrum in artibus et in medicina doctorem, et Waltherum de Monasteriis, dominum temporalem de Chou«), die vor dem Stadtgerichte (»coram nobilibus et egregiis viris dominis judicibus illius loci, vicariove regalis celsitudinis etc.«) die öffentliche Erklärung seiner Bereitwilligkeit machen sollten, die Investitur zu empfangen, und seine Bitte vorbrachten, auch den Eid der Treue ablegten — auch seine Protestation erklärten, daß er gezwungen sei, die weltlichen Gerechtsame auszuüben (»quemadmodum hactenus per nostros predecessores et alios principes sacri imperii fuit et est in simili casu practicatum et observatum, ac hactenus observari consuevit«). Was geschah, und von dem Bürgermeister, Schöffen und Rath der Stadt Frankfurt urkundlich bestätigt wurde.

Eine ähnliche Gewohnheit war nach Bluntschli (Staats- und Rechtsgeschichte von Zürch) für die italienischen Reichsvasallen in Zürch.

Bemerkenswerth ist das S. 278 des Messager vom J. 1840 mitgetheilte Epitaphium des bekannten Van der Noot, eines der wirksamsten Häupter der belgischen Revolution; es ist an der Außenseite der Dorfkirche in Stroombeeck, auf dem Friedhofe daselbst. Van der Noot (Henri-Charles-Nicolas) war am 7. Jänner 1731 zu Brüssel geboren, wurde Licenciat der Rechte auf der Universität zu Löwen, am 1. Februar 1757, Advokat des brabantischen Rathes. Er starb zu Stroombeeck am 13. Jänner 1827 im seltenen Alter von 92 Jahren.

D. O. M.
Hic jacet vir strenuus et integer
Henricus C. Van der Noot
In Brab. cons. advocatus
Libertatis Belgicae vindex
Populi dux et ultor
Qui postquam imperatoris Austriae injuriam (?)
Fortiter et constanter oppugnasset
Et pro libertate gentis Belgicae
Pro fide populique salute
Gnaviter operam navasset
Vitam postmodum in pace agens,

Pie et feliciter obdormivit in Domino
Anno MDCCCXXVII aetatis suae LXXXXII.
R. I. P.
Viri clari Belga memor.

»Cette pierre a été placée non par la famille du défunt, mais par M. le comte Amédée de Beaufort, propriétaire du château de Bouchout, près de Stroombeeck.«

Eben so interessant ist das S. 407 mitgetheilte Epitaphium von Crumpipen:

D. O. M.
Clarissimo ac Nobilissimo Domino
Josepho Ambrosio Henrico Joanni Nepomucenio
De Crumpipen
Viro doctissimo
Nato die nonâ septembris anno MDCCXXXVIII.
Sub potentissima domo Austriacâ
Belgium moderante
Brabantiae Cancellario
Academiae Scientiarum Bruxellensis praesidi
Status Regii a consiliis Baroni, ac equiti
Ordinis Belgii Sancti Stephani regni Hungarici
Quem multis flebilem abstulit mors
Die 11 Februarii Anno Domini MDCCCIX.
Monumentum hoc
Uxor charissima, filiique amantissimi
Moerentes posuerunt.
Requiescat in pace.

S. 407 auch das Epitaphium des Lütticher Bischofs Fr. A. Le Jeas (geb. zu Paris 12. Juli 1744, gest. zu Brüssel am 16. April 1827).

S. 522 und 523 das interessante Epitaphium des Johann Franz Vonck, eines der einflußreichsten Häupter des belgischen Aufstandes, geb. zu Baerdegem am 29. Nov. 1743, gest. zu Lille am 1. Dez. 1792. Der Grabstein ist in Voncks Geburtsort.

S. 524 das Epitaphium des letzten Abkömmlings des Hauses Burgund, auf dem Friedhofe zu Laken:

Ici repose
Monsieur le chevalier Jacques Joseph Louis
De Bourgogne Herlaer,
Né à Bruxelles le 17 décembre 1768,
Ancien Directeur de la Monnaye de Bruxelles,
Époux en premières noces
De Dame Susanne Élisabeth Boursewils,
En secondes noces

De Dame Marie Thérèse
Anne Petit-Jean de Prez.
Décédé
A Bruxelles le 4 Mars 1840.

Auf dem Grabsteine ist das Wappen des Hauses Burgund.

Moyens employés par Maximilien pour contraindre ses vassaux du Brabant marcher contre la France. (Extrait des Archives du royaume, chambre des comptes, Nr. 539.) Par C. Piot, avocat.

Messager 1840. p. 371 — 376.

Der Verfasser ist über die Zeit Maximilians und Mariens von Burgund nicht gut zu sprechen.

L'héritière de Charles-le-Téméraire si malheureuse, si intéressante et peut-être un peu coupable, fut destinée à expier toutes les fautes de son père et de son aïeul. Le sang des Gantois, des Dinantais et des Liégeois devait retomber sur sa tête. Tout son règne n'a été que du sang: lorsqu'elle arriva au pouvoir, lors de son mariage, lors de sa mort, toujours des malheurs, toujours des injustices, n'importe de quel côté ils arrivassent« (!).

»La haine que s'était attirée la maison de Bourgogne, la guerre avec la France, la duplicité de Louis XI, la révolte de ses peuples, tout en un mot conspirait contre Marie, la gente pucelle. Pour la rendre entièrement malhereuse et pour faire disparaître à jamais tout espoir de reconciliation, il ne lui manquait plus qu'un mari étranger, qui ne comprenait rien à nos mœurs, ni à nos institutions (?). Elle le trouva dans l'archiduc Maximilien.«

Der Krieg gegen Frankreich (der übrigens unvermeidlich war und woran Maximilian wahrlich keine Schuld hatte) war nicht populär. Die meisten Vasallen Brabants weigerten sich, in's Feld zu ziehen. Maximilian mußte Strenge anwenden, d. h. als Lehensherr drohte er die Lehen der Ungehorsamen einzuziehen, was ganz gesetzlich war nach dem Lehenrechte.

Herr Piot theilt die Ordonnanz Herzog Maximilians mit, »Gegeven IX daegen in junio int jair ons Heren dusent vierhondert achten seventig« (9. Juni 1478).

Von der Confiscation der Lehen sind jene Vasallen befreit, die nicht persönlich in's Feld ziehen können wegen ihrer Kränklichkeit; deren Lehengüter unter sechzehn Kronen jährlicher Revenue geschätzt werden, oder die ihre Contribution schon gezahlt haben oder freiwillige Beiträge leisteten; die ihre Besitzungen mit

gewaffneter Hand vertheidigen, oder den sechsten Pfennig von dem Werthe ihrer Lehen bezahlen, wie es früher ordonnirt war.

Es werden über die Form der Confiscationen allerlei Notizen beigebracht, aus deren erster hervorgeht, daß die confiscirten Güter — den Kindern zufielen der bestraften Widerspenstigen!

»Ces mesures produisirent un effet contraire à celui que Maximilien en attendait. Les nobles, qui étaient mécontents de sa conduite, prirent le parti des communes, lesquelles étaient excitées à la fois par la haine qu'elles portaient à la maison de Bourgogne, et par les menées de Louis XI. (Ja wohl, und zwar hauptsächlich.) D'un autre côté, les nobles favorisés par Maximilien, se prononcèrent chaudement pour lui. De là, la guerre civile qui éclata après la mort de Marie de Bourgogne.«

Ganz einverstanden sind wir, wenn der Herr Verfasser klagt: »Malheureusement cette époque, qui forme une des pages les plus sanglantes de l'histoire du Brabant, est fort peu connue: les événements des Flandres paraissent avoir fait oublier entièrement ceux du Brabant. Espérons qu'un historien saura leur assigner, dans nos annales, la place qui leur convient.«

Wir setzen hinzu: Malheureusement sind die Quellen zur Geschichte dieser leidigen Wirren an verschiedenen Orten zerstreut, in den österreichischen und in den niederländischen Archiven; wir glauben kein Historiker, weder ein österreichischer, noch ein belgischer, könne eher eine wahrhafte Geschichte dieser Jahre schreiben, als bis diese Quellen gesammelt und publicirt sind; vor der Hand wäre also zu wünschen, daß von allen Seiten diese zerstreuten Fragmente mitgetheilt würden; freilich will man lieber gleich ein Ganzes (eine Geschichte) liefern, was nützt es aber, wenn es am Ende doch wieder als ein Lückenhaftes erkannt wird.

Lettres concernant l'arrivée du Duc d'Albe aux Pays-bas. 1567. Par Pr. Van Duyse.
Messager 1840. p. 467—472.

Nach einer kurzen Einleitung über die schwierige Lage der Statthalterin Margarethe von Parma (»cette femme courageuse et conciliante«) und ihren dringenden Wunsch, ihres peinlichen Amtes los zu werden, über das zu späte Kommen des Herzogs Alba, da der Sturm nicht mehr zu unterdrücken war, werden ganz interessante Actenstücke aus dem Stadtarchive von Gent mitgetheilt. 1) Das Schreiben des Königs Philipp II. an

die Stände von Flandern, worin er denselben die Sendung des Herzogs Alba ankündigt (ddto. Madrid, le 13e d'Octobre 1567). Er wollte selbst kommen, es wurde alles zubereitet, jedoch war die günstige Jahreszeit zum Absegeln (für ihn, den König) vorbei, deßhalb verschiebt er seine Abreise bis künftigen Frühling und läßt alles vorbereiten. Da die Regentin durchaus sich zurückziehen will, ohngeachtet er sie zu bleiben dringend ersucht hat, so ist es nöthig, bis zu seiner (des Königs) Ankunft einen Regenten zu bestellen, und dazu habe er den Herzog Alba erwählt. »Considérés les singulières prudence, leaulté et expérience et aultres très-grandes qualitez de nostre très-chier et très-amé cousin le ducq d'Alve, pour nous présentement capitaine général de noz pays de par de la, l'avons commis par forme de provision (also nur provisorisch) audict estat de gouverneur général de nosdicts Pays-Bas.« Aufforderung zum Gehorsam gegen ihn.

2) Notificationsschreiben des Herzogs Alba an die flandrischen Stände über seine Sendung. De Bruxelles, le dernier de décembre 1567. Es heißt darin:

»Et oires que je cognoisse la charge de l'importance qu'elle est, et requerant aultre personaige que moy. Toutefois comme est raisonnable que en toutes choses la Majesté soit servye, obeye, n'ay peu delaisser de l'accepter, en quoy j'ay fait tant moins de difficulté, considérant que Sa Majesté nous asseure si fermement de sa venue pardeçà au printemps prochain, en attendant laquelle l'on peult tenir pour certain que je travailleray tout ce que me sera possible pour le bien et tranquillité desdicts pays de pardeçà, sans m'y espargner en riens. A quoy je prie à Dieu me donner sa grace et qu'il vous ait, Messieurs, en sa saincte guarde.«

Herzog Alba war übrigens schon am 28. August 1567 zu Brüssel eingezogen, aber er trat erst officiel auf, als Margarethe abgereist war. Alba's Regiment gehört auch noch zu den Partien, welche einer gründlicheren Beleuchtung fähig, würdig und bedürftig wären!

La Cour du Prince, à Gand. 1231—1835. Par A. Van Lokeren.

Messager 1841. p. 36—52 (avec 2 planches).

Die Geburtsstätte Kaiser Carl's V. (geb. 24. Febr 1500), der zu Gent noch im besten Andenken steht, oder die Genter sind vielmehr stolz darauf, einen solchen Mann aufweisen zu können!

»La tradition répète tous les jours ses mille faits et gestes, qui l'ont rendu si populaire. Son nom, Keyzer

Karel, n'est jamais prononcé par eux sans vénération, malgré la punition sévère qu'il leur infligea en 1539: punition que le duc d'Albe voulut autrement aggraver par la ruine totale de leur ville. Passé quelque temps, l'appartement où ce monarque vint au monde existait encore à Gand; aujourd'hui un simple dessin n'en conserve plus que le souvenir.«

Der Hr. Verf. weiset nach, daß im J. 1231 bereits ein »wal« (befestigtes Haus) an diesem Platze stand, und führt mehrere Daten aus späteren Jahren an. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts (nach 1465) ward Sanderswalle (so hieß dasselbe) die Residenz der Prinzen, wenn sie zu Gent waren.

»Ce fut là que la princesse Marie de Bourgogne dut confirmer la cruelle sentence, prononcée par les échevins de Gand, contre ses conseillers Hugonet et Imbercourt. Charles-Quint y naquit; ce fut dans ce même palais qu'il se retira, lorsqu'il fit son entrée à Gand, par la porte d'Anvers, le 16 février 1539, à la tête de huit cents cavaliers, levés aux frais des principaux nobles du pays.«

Philipp II. hielt sich von Juli bis August 1559 im »Prinzenhofe« auf. Dieser Palast wurde verschönert und vergrößert von Philipp dem Guten, Philipp II. und durch Erzherzog Albrecht und seine Gemahlin Isabella. Er war übrigens auch der Aufenthaltsort ausgezeichneter Gefangener, z. B. Champigni's, Bruders des Cardinals Granvella, des Sohnes des Grafen von Egmont, Junkers Jean Van Hembiese u. s. w.

Das Gebäude wird beschrieben und durch Abbildungen erläutert. Es heißt unter anderm: »Six immenses corps de logis, à pignons triangulaires, étaient adossés à la halle, vers les jardins: ils contenaient un nombre presque fabuleux de chambres, peu spacieuses. De ce quartier, on communiquait avec l'intérieur de la halle, au moyen d'une galerie en bois, suspendue aux parois extérieurs du mur, par une porte qu'on avait pratiquée sous les trois grandes fenêtres. A l'angle extérieur du premier pignon, sur le prolongement du mur crénelé, s'élevait une tourelle; ce fut là que Charles-Quint reçut le jour (Nro. 2 des planches, sehr unscheinbar).

Der Verfasser erzählt die ferneren Schicksale und den Verfall dieses Prinzenhofes; im J. 1835 waren nur noch wenige Ueberbleibsel vorhanden.

Auch das Zimmer ist abgebildet, in dem Carl V. zur Welt kam, so wie die abweichenden Erzählungen von seiner Geburt angeführt werden. Aus einem Manuscripte, im Besitze des

Verfassers, wird eine interessante Beschreibung der Feste mitgetheilt, welche die erfreuten Genter bei dieser Veranlassung gaben.

Notice sur la Cheminée de la grande Salle d'Assemblée du Magistrat du Franc de Bruges, par F. de Hondt, graveur en médailles, membre de la direction de l'Académie de Bruges etc. Gand, imprimerie de C. Annoot-Braeckman, 1840, in 4to de 52 pages, plus le titre et une planche gravée par Ch. Onghena.

Angezeigt im Messager 1841. p. 100—106 von A. Voisin.

Voisin freut sich einerseits über den wiedererwachten Eifer für die Beschreibung, und was noch weit mehr ist, für die Erhaltung der alten Denkmäler, von denen Westflandern noch am meisten besitzt. Dasselbe hat überhaupt die meiste Anhänglichkeit an seinen Boden, an sein Vaterland.

»Un des monuments les plus curieux et les moins connus de Bruges, cette ville qui montre avec tant d'orgueil à l'étranger tant de merveilles artistiques du moyen-âge, est assurément la célèbre cheminée du magistrat du Franc.«

Bisher war dieser Kamin nur sehr unvollkommen beschrieben. Herr De Hondt hat die Aufgabe glücklich gelöst. Dieses Denkmal ist nach ihm nicht mehr ein simpler Kamin und ein merkwürdiger Zierath, »c'est un trophée élevé en l'honneur de l'empereur Charles-Quint, à l'occasion de la victoire de Pavie, du traité de Madrid et de celui de Cambrai, dit le Traité des Dames.«

Bisher hatte man es für ein Denkmal gehalten, das zu Ehren des Herzogs Carl des Kühnen von Burgund gemacht worden; vor einigen Jahren (1838) hatte König Ludwig Philipp von Frankreich für sein berühmtes Museum zu Versailles dasselbe als Denkmal Carls des Kühnen nachformen lassen. De Hondt beweist aus der Geschichte und Heraldik unwiderleglich, daß es für Carl V. bestimmt gewesen. Er erklärt die Statuen Carl's V., Mariens von Burgund, Maximilians von Oesterreich, Ferdinands von Arragonien, Isabellens von Castilien, die Medaillons Philipp des Schönen und Johannens von Spanien. Die Schilderungen sind sehr schön, und wir können nicht unterlassen, die von Herrn Voisin angeführte Stelle ebenfalls hier mitzutheilen, um auf dieses interessante Monument aufmerksam zu machen (p. 27).

»On remarque dans l'ordonnance de ce monument un sentiment exquis des convenances et une profonde entente

du sujet. Tout y est exactement à sa place et parfaitement coordonné. Charles-Quint domine tout l'ouvrage; les potentats toujours augustes, et les rois, qui ont étendu leur pouvoir jusque sur le nouveau monde, représentés par des statues de grandeur naturelle, y occupent les premières places après l'empereur; les princes moins puissants ou moins heureux à cette époque, figurent en buste sur le deuxième plan, dans les médaillons richement décorés; enfin, les personnages qui, sans être des princes souverains, ont pris la plus grande part aux glorieux événements qu'on a voulu immortaliser, remplissent le plan inférieur dans les encadrements les plus simples. C'est dans les détails qu'on est surtout frappé de l'esprit poétique de l'auteur. La statue de Charles-Quint est admirablement posée: sa formidable épée est encore levée sur le monde, dont il est désormais le dominateur: autour de lui tout respire la puissance. L'attitude des monarques, ses ayeux, est noble et majestueuse; leurs costumes, les riches ornements dont ils sont couverts, les attributs qui les accompagnent, peignent la souveraineté au comble de la gloire et du bonheur. Les génies qui portent les médaillons de François I et d'Éléonore, les fruits et les fleurs qui les environnent, en rappelant le caractère chevaleresque et galant du monarque français, reportent la pensée sur son mariage futur, en éloignant de lui l'idée d'une défaite que toutes les autres parties de l'œuvre doivent sans cesse reproduire. Les médaillons de Marguerite et de De Lannoy sont placés sur le trône même; mais ils sont presque effacés par la figure de l'Empereur, pour témoigner de leur infériorité. L'un et l'autre sont immortalisés par leur fidélité et par leurs grandes actions; ils ont été les soutiens de l'empire; ils ont supporté une bonne partie du fardeau de l'état; cependant, quelle que fût leur gloire, elle est éclipsée par la puissance du maître, de qui toute leur grandeur émanait et à qui toutes choses devaient se rapporter. Il règne un si bel ordre dans toutes les parties de ce monument, l'idée principale et tous ses accessoires s'y développent et se suivent avec tant de facilité qu'on a lieu de s'étonner des erreurs commises par les hommes distingués qui en ont parlé avant nous.«

Wir begreifen nur nicht, wie man so lange Zeit dieses herrliche Denkmal auf Carl den Kühnen beziehen konnte? — In das Museum von Versailles wird das Modell unter so bewandten Umständen wohl nicht kommen!

(Schluß folgt.)

Art. V. Meine Reise nach Nordamerika im Jahre 1842, mit statistischen Anmerkungen über die Zustände der katholischen Kirche bis auf die neueste Zeit, von Dr. Joseph Salzbacher, Domkapitular zu St. Stephan in Wien. Mit einer geographischen Karte der katholischen Diöcesen und deren Missionsorte in Nordamerika. Wien, in Commission bei Wimmer, Schmidt und Leo, 1843. gr. 8. Erste Abtheilung 68 S., zweite Abtheilung 476 S.

Der wackere Verfasser, der bereits im Jahre 1837 eine, auch in dieser Zeitschrift gewürdigte Pilgerreise nach dem heiligen Lande zurücklegte, unternahm die vorliegende im Jahre 1842, um die in religiöser sowohl, als politischer Beziehung merkwürdig gewordenen nordamerikanischen Freistaaten durch den Augenschein kennen zu lernen, und sich von dem Zustande der katholischen Missionen überhaupt, als insbesondere jener der deutschen Katholiken, deren Lage so mißlich und beklagenswerth geschildert wurde, zu überzeugen. Er wollte dadurch in den Stand gesetzt werden, in dem seit einiger Zeit sich kund gebenden Widerstreite der öffentlichen Meinung über den Bestand unserer nordamerikanischen Kirche ein eigenes Urtheil fällen, und wo es noth thut thatkräftig eingreifen zu können. Wie sehr es dem Verfasser dabei um die Sache und wie wenig um seinen eigenen Vortheil zu thun war, erweist sich daraus, daß er von einem päpstlichen, am 10. Dezember 1841 erlassenen Rescripte, welches ihm in Berücksichtigung der Erspießlichkeit seiner Reise für Kirche und Wissenschaft den vollen Genuß der Distributions- und Präsenzgelder des Metropolitankapitels während seiner Abwesenheit zuerkannte, freiwillig keinen Gebrauch machte, und zur Beseitigung jedes Anscheines einer offiziellen Mission das für das Exequatur des Rescripts erforderliche Placetum regium nicht ansuchte.

Die Reiseberichte des Verfassers sind doppelten Inhalts; sie enthalten erstens Schilderungen der Erlebnisse des Autors und der von ihm besuchten Orte, und zweitens Darstellungen der Beschaffenheit der Zustände der katholischen Kirche. Die früheren sind, was die erste Abtheilung betrifft, weniger bedeutend, obgleich im Artikel London die Merkwürdigkeiten dieser Weltstadt in gedrängter Ueberschau gewürdigt werden. Die letzteren Darstellungen hingegen sind von großer Bedeutendheit und Brauchbarkeit sowohl in religiöser als statistischer Hinsicht.

Was die Fortschritte des Katholicismus in England betrifft, so sind sie erfreulicher Art. Nach dem summarischen Ausweise des Catholic Directory of Great-Britain vom J. 1844 beträgt die Gesammtzahl der katholischen Geistlichen in England 654, mit Einschluß derjenigen, welche keine bestimmte

Mission haben: die der Frauenklöster 26, der Mannsklöster 6, die der Collegien 10 und die der Kirchen und Kapellen 506. Die Anzahl der Missionäre, der Frauenklöster (Convente), der Kirchen und Kapellen mehrt sich demnach sichtbar von Jahr zu Jahr, und man kann sagen progressiv *). Insbesonders ist dieß mit letzteren der Fall. Außer der großen und majestätischen St. Georgskirche in London, der schönen Kathedrale in Birmingham, der neuen St. Maryskirche in Bristol, sind erst jüngst zu St. Johnswood, zu Colchester, zu Brentwood, zu Islington, zu Tumbridge-Wells, zu Dover, zu Croydon, zu Crayford, zu Birtley, zu Pencance, zu Cambridge, zu Greelong, zu St. Hellier's, zu Beauly rc. rc. neue Kirchen und Kapellen erbaut und dem Gottesdienste geöffnet worden. Sechs ältere Kapellen wurden durch den Zubau von Flügeln oder Gallerien vergrößert, es sind jene von Hammersmith, Kensington, Chelsea, Gosport, Portsea und Southampton. Vier geräumige Kirchen sind an die Stellen der kleinen Kapellen von Bermondsey, Brighton, Reading und Jersey erbaut worden. Ferner wurden erst jüngst im Monate August 1844 zwei neue Kirchen, eine unter Anrufung der allerheiligsten Jungfrau St. Mary zu New-Castle-Upon-Tyne, und eine andere zu Ehren des heiligen Barnabas zu Not-

*) Durchschnittstabelle von sechs Jahren:

Jahr.	Collegien.	Missionäre.	Kirchen und Kapellen.	Frauenklöster.	Mannsklöster.
1839	9	536	446	17	3
1840	9	554	457	19	3
1841	9	561	474	19	4
1842	9	597	486	20	5
1843	9	648	501	25	6
1844	10	654	506	26	6

Aus dieser Uebersicht ergibt sich, daß jährlich ungefähr 20 neue Missionspriester angestellt und bei 10 neue Kapellen gebaut werden. Im J. 1792 zählte man in ganz England 35, im J. 1812 noch nicht sechzig katholische Kapellen, und gegenwärtig gibt es mehr als 500! — »Während der letzten sechs Jahre,« heißt es in einem Briefe aus England vom Jahre 1844, »hat man hier 54 neue, und unter denen einige sehr große Kirchen, so wie 6 neue Klöster erbaut, 19 neue Genossenschaften von Nonnen und mehrere von Männern sind gegründet, und nahe an zwei Millionen katholischer Controversschriften und Andachtsbücher gedruckt worden.

tingham am Trent eröffnet und feierlich eingesegnet. Letztere insbesonders ist eines der erhabensten Werke des genialen Baumeisters Pugin, und gehört zu den größeren katholischen Kirchen, welche in Großbrittanien errichtet wurden, seitdem der Protestantismus jene prächtigen ehrwürdigen Gebäude einstürzte, mit welchen der alte Glaube Englands den von den Segnungen des heiligen Gregors und den Arbeiten Augustins und seiner Nachfolger befruchteten Boden bereichert hatte. Auch hat die Kirche, welche zur Kathedrale bestimmt ist, den alten englischen Baustyl, gemalte Fenster, zwei Seitenkapellen, in denen sich die einheimischen Heiligen Thomas von Canterbury und Beda der Ehrwürdige befinden, und ein herrliches Glockenspiel. Dem Weihacte (28 August 1844) des Bischofs Dr. Wiseman assistirten zwölf Priester. Zum Bau der Kirche hat der Graf von Shrewsbury allein 10,000 Pfund Sterling beigesteuert. Sie ist 180 Fuß lang, 80 Fuß breit und der Thurm 164 Fuß hoch. — Auch zu Liverpool ist nebst einer neuen Kapelle und Schule in der Blundallstraße jüngst eine neue Allerheiligenkirche in der Grosvenor-Street eröffnet worden, welche um 3000 Pfund St. von den Anglikanern angekauft und in eine katholische Kirche umgewandelt wurde. Es ist merkwürdig, daß vor einiger Zeit noch die Kanzel dieses Gotteshauses von Predigern der anglikanischen Staatskirche zu Anfällen gegen den Katholicismus benützt ward, und daß eben diese Kirche es war, in welcher zuerst eine Reihe von Vorlesungen über das Thema »No Popery« (kein Papismus!) von der, unter dem Namen der »Irischen Brigade« bekannten Partei abgehalten wurden. Eben so sollen neue Kapellen in zehn Missionsstationen, die eben eröffnet wurden, als zu Wimbledon, Wandswoorth, Pursons-Green, St. Leonhard, Saffron-Hill, Deptford, Gravesend, Hackeny, St. Alban, Deal und Chelmford um so gewisser errichtet werden, als die Bauplätze für die meisten schon angekauft sind. Dasselbe geschieht in vier älteren Parochien zu Radford, Melton-Mowbray, Lynn, Chipping-Sodbury. In Woolwich wird nächstens eine neue Kirche, dem heiligen Petrus gewidmet, eingeweiht werden. In dem Ostheile Londons und zu Quernesey wird man in Kurzem den Bau von Kirchen anfangen. Die dazu erforderlichen Plätze sind bereits angekauft. In Elgin wollen die Katholiken den Bau einer schönen Kathedralkirche beginnen. Zu Willows bei Kirkham wird ebenfalls eine neue katholische Kirche erbaut, wozu der Architect Pugin den Plan verfertigt hat. Nicht minder ist zu Coventry durch den Generalsuperior der englischen Benediktiner der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt und

eingesegnet worden. Auch die Jesuiten stehen im Begriffe, in London zwei neue Kirchen zu bauen, die eine zu ihrem Gebrauche und die andere an einem, von dem apostolischen Vikar zu bestimmenden Orte. Deßgleichen werden die Redemptoristen, welche zur belgischen Provinz gehören, und bereits in London angekommen sind, nach dem Wunsche mehrerer apostolischen Vikare in Großbrittanien ihr erstes Congregationshaus sammt Kirche errichten. Zu Salford spendeten zwei katholische Edelleute, jeder für sich, 1000 Pfund Sterling zum Bau einer Kirche und einer Schule daselbst. Nicht minder läßt jetzt der Graf Shrewsbury, welcher zum Bau und zur Ausschmückung katholischer Kirchen in England bereits große Summen beigesteuert hat, zu Cheadle in Staffordshire, zwei Stunden von seinem Landsitze Alton Towers, eine prächtige Kirche ganz auf eigene Kosten bauen. Das Gebäude soll ganz massiv von Steinen aufgeführt werden, und wird mehrere hunderttausend Gulden kosten. Der Lord wird bloß auf die innere Ausschmückung und Einrichtung 25,000 Pfund Sterling verwenden. Zugleich hat er mit dem Bau einer andern Kirche ganz nahe bei seinem Schlosse begonnen, mit welcher ein Kloster für Mönche eines neuen Ordens und eine Schulanstalt verbunden werden soll. Dieser Bau, der seiner Anlage nach sehr umfangreich und großartig ist, wird allerdings große Summen erfordern, welche ebenfalls die fürstliche Freigebigkeit des Grafen spendet.

Zur Heranbildung katholischer Priester hat Großbrittanien gegenwärtig zehn Collegien oder höhere Lehranstalten, nämlich St. Peter, St. Paul, St. Gregor in der Grafschaft Sommerset, St. Maria, zu Oscott in Warwikshire, mit welchen nun das German-College von Manchester vereinigt ist; St. Edmund in Hertford, Amplefort in York, Ushaw in Durham, Stonyhorst in Lancashire, diese sämmtlich in England, und St. Maria zu Blair in Schottland. Diesen fügen wir noch das berühmte College-Maynooth bei Dublin hinzu, auf welchem sehr viele Engländer ihre Studien machen. Außer dem letztgenannten, welches vom Staate eine Unterstützung erhält, werden sämmtliche Collegien durch Privatkräfte erhalten. Vier derselben, Maynooth, Stonyhorst, Ushaw und Oscott, haben Universitätsrechte, und können ihren Zöglingen alle akademischen Grade ertheilen. Alle lehren sämmtliche Gegenstände des menschlichen Wissens, und zwar auf eine Weise, daß die katholischen Priester von Großbrittanien nicht nur an Sittenreinheit und christlicher Tugend, sondern auch an Wissenschaft und Gelehrsamkeit hinter Niemanden zurückstehen.

Von den männlichen Ordensgenossenschaften, deren Mitglieder als Lehrer an höheren und niederen Anstalten oder als Seelsorger außerordentlich thätig und segenbringend in England wirken, haben bereits festen Fuß gefaßt: die Jesuiten, Dominikaner, Passionisten, Benediktiner, Trappisten, die Brüder der christlichen Liebe zu Longborough und Chepesead und die Redemptoristen zu Falmouth.

Was die Frauenklöster betrifft, so sind seit vier Jahren in und um London allein vier neue gegründet worden, so wie die Diöcese London die erste ist, worin sich diese verschiedenen weiblichen Orden niedergelassen haben, als zu Bermondsey ein Kloster der Schwestern der Barmherzigkeit, aus dem von Katharina Macauly zu Dublin gegründeten Mutterhause, mit Niederlassungen zu London, Dockhead, Birmingham, Liverpool, Sunderland, Westport u. s. w., zu Hammersmith (nach Dr. Spur zu Hastings, einem alten Borough in der Grafschaft Sussex an der Bourne unweit dem Meere) ein Haus der Frauen vom guten Hirten, welche sich in einem daselbst befindlichen großen Gebäude der sittlichen Pflege verirrter Mädchen widmen, die sie durch die freundlichste Behandlung auf den Pfad der Tugend zurückführen, und so lange unter ihrer unmittelbaren Leitung behalten, bis ihr Wille sich für das Gute vollständig entschieden und gekräftiget, und die Liebe ihrer rettenden Engel ihnen auswärts eine möglichst gefahrlose Stellung ermittelt hat; zu Berrymead Priory ein Haus der Frauen vom geheiligten Herzen, ein ganz neuer Verein von Frauenspersonen, die sich vorzüglich armer Waisenmädchen annehmen, welche aus Verlassenheit in der sündenverpesteten Hauptstadt eine Beute des Lasters und Elends werden könnten. Das Herz des Erlösers zu erfreuen, der da gesprochen: »Wer ein Kleines in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf,« gründeten sie ein Haus zu Berrymead Priory bei London, um den verlassenen Waisen eine Heimat zu geben, sorgen für christlichen Unterricht und gewöhnen sie an jungfräuliche Sittsamkeit und stilles geregeltes Wirken, um sie gegen die Verführung zu waffnen und für eine eheliche Versorgung zu befähigen; zu Longborough ein Kloster der Nonnen der christlichen Liebe, welche sich dem Unterrichte und der Erziehung von Mädchen widmen, oder wie mehrere Andere auch der Pflege der Kranken obliegen.

Auch weltliche Frauen ahmen diesen herrlichen Mustern nach und vereinigen sich zu Gesellschaften, welche die Leitung und Rettung der weiblichen Jugend zum Zwecke haben, und ihre stille Wirksamkeit über engere und weitere Kreise ausdehnen.

Nur sieben Frauenconvente gibt es in England, welche sich dem beschaulichen Leben widmen, als: 1) die Bridgetine-Frauen von Lissabon zu Aston-Stall bei Stones (Staffordshire); 2) die armen Clarisserinnen von Ayre zu Clare Lodge bei Catterick (Yorkshire); 3) die Nonnen der h. Theresia von Antwerpen zu Blauberne bei St. Columb's; 4) dieselben von Lier in Brabant, nun in Carmel-House bei Darlington (Durhamshire); 5) die Benediktiner-Nonnen des allerheiligsten Sakramentes von Cannington in der Priorei der Benediktiner zu Heywood bei Lichfield (Staffordshire); 6) die Dominikanerinnen von Brüssel zu Athenstone (Warwickshire); 7) die Nonnen von der Heimsuchung Mariens von Shepten Mallet zu Westbury bei Bristol (Sommersetshire).

Wir halten uns für fest überzeugt, daß die stille Wirksamkeit und die aufopfernde Liebe aller dieser Schwesterschaften eines der Hauptwerkzeuge ist, deren sich die göttliche Vorsehung zur Wiedervereinigung Englands mit der katholischen Kirche bedient. Insbesonders ist es das Institut der barmherzigen Schwestern, der schönste aller Vereine, welchen sowohl Protestanten als Katholiken, wetteifernd mit einander, ihre Verehrung bezeugen, und sie durch Beiträge an liegenden Gründen so wie an Geld zu Niederlassungen in ihrer Mitte einladen.

Eben so erfreulich steht es in England mit den sich mehrenden katholischen Schulen und wohlthätigen Erziehungsanstalten. Die Zahl der katholischen Kinder, welche in London und dessen Umgebung Unterricht erhalten, mag sich auf 10,060 belaufen, darunter sind 7500, welche Gratisschulen besuchen. Es besteht nämlich in London eine »vereinigt-katholische Wohlthätigkeitsgesellschaft« für Erziehung, Kleidung, Unterweisung und Verpflegung von Kindern armer katholischer Aeltern. Dahin gehört das Waisenhaus unter dem Patronate des Bischofs von London, dem Schutze des Herzogs von Norfolk, des Grafen von Shrewsbury und anderer englischer Edelleute, nebst drei anderen Waisenhäusern in der City und fünfzehn Frei- oder unentgeldlichen Schulen in den Bezirken.

Ferner gibt es sieben Kostschulen für Jünglinge in und um London, acht Privatschulen für Mädchen ebendaselbst, zwölf Kostschulen für Jünglinge in den Distrikten und zehn Privatschulen für Mädchen in eben denselben.

In den Grafschaften Berkshire, Derbyshire, Lancashire, Leicestershire, Oxfordshire, Stafford-

shire werden sechs Kostschulen von Geistlichen für Jünglinge und siebzehn Kostschulen von Communitäten für Mädchen gehalten. Unter diese gehören das Convent der Frauen des h. Aloysius, der Clarisserinnen, der Frauen vom geheiligten Herzen zu London, das Präsentationsconvent zu Bermondsey und das zu Manchester, ein Orden, der im J. 1836 in England eingeführt wurde, und dem vorzüglich die Pflicht obliegt, arme Mädchen unentgeldlich zu erziehen, und lasterhafte, sittenlose Weibspersonen auf den Weg der Tugend und Ehrbarkeit wieder zurückzuführen. Sie geben daher Tag- und Nacht-, so wie Sonntagsschulen. Uebrigens gibt es unentgeldliche Tag- und Sonntagsschulen. Uebrigens gibt es unentgeldliche Tag- und Sonntagsschulen nebst dem Londondistrikt auch im Central-Lancashire-, York-, North- und Walesdistrikt.

Anbelangend die Wohlthätigkeitsanstalten, so hat sich in London eine Wohlthätigkeitsgesellschaft zur Versorgung armer Personen, eine andere zur Unterstützung armer alter Kranken, und eine französische Gesellschaft für arme Kranke gebildet. Eben jetzt beschäftigt man sich mit der Errichtung eines allgemeinen deutschen Hospitals, zu dessen Gründung Se. Majestät der König von Preußen 1000 Pfund Sterling bereits mit der Erklärung zu schenken geruhten, überdieß noch einen Beitrag von 300 Pfund Sterling jährlich beisteuern zu wollen. Ferner finden wir in London ein Haus zur Unterbringung bußfertiger Weibspersonen, das Haus vom guten Hirten genannt; das Mary-le-bone- und Paddington-Gebärhaus; den wohlthätigen katholischen Frauenverein zur Unterstützung armer verehelichter Weiber; endlich einen allgemeinen Armenhausfond zur Betheilung unglücklicher verarmter Familien und dienstunfähiger Personen. Zu Liverpool besteht auch noch ein katholisches Blinden-Institut des vereinigten Königreichs, und im Distrikte Wales ein katholischer Verein zur Verbreitung von katholischen Gebetbüchern in der Waleser Sprache.

Besonders zu beachten sind endlich noch die sogenannten Gilden, geistliche Verbrüderungen katholischer Laien, deren Hauptzweck die Uebung der christlichen Liebe ist; diese Gilden, um deren Wiederherstellung sich der Priester Kaye von Bradford besonders verdient gemacht hat. Im J. 1840 wurden in Edinburgh drei derselben gestiftet: die heilige Gilde St. Josephs, die Todtengilde St. Andreas und die Gilde für die heilige Familie. Die St. Josephsgilde hat hauptsächlich zum Zwecke: Ehre Gottes und Förderung der katholischen Religion, Kranken-

pflege und Todtenbegräbnisse; außerdem noch Unterstützung armer bejahrter Personen innerhalb und außerhalb der Gilde, und Förderung häuslichen Wohlstandes unter den Mitgliedern der Gilde, letzteres durch Vertheilung jährlicher Prämien an solche, welche ihr Hauswesen am reinlichsten und ordentlichsten gehalten haben. Die katholischen Bischöfe nehmen die Eröffnungsfeier dieser Gilden in eigener Person vor, und übereichen ihren ersten Mitgliedern das Gildenzeichen selbst. So vollzog am Feste Maria Geburt 1842 in der neuen katholischen Kathedrale zu Birmingham der Bischof von Cambysopolis, Dr. Walsh, die feierliche Investitur der Brüder der Gilde des heiligen Chad mit Kragen und Schild.

Was die katholische Kirche Schottlands betrifft, so zählt sie mit 120,000 Katholiken 3 apostolische Vikare, die zugleich Bischöfe in partibus sind, 1 Seminarium oder Collegium, 86 Missionspriester, 74 Kirchen oder Kapellen und 27 andere Stationen, wo Gottesdienst gehalten wird. Die ganze Kirche theilt sich in drei Distrikte, und zwar in den Ost-, West- und Norddistrikt (Eastern-, Western-, Northern-District). Der Ostdistrikt hat den Dr. Andrew Carruthers, Bischof von Ceramis, zum apostolischen Vikar, welchem Dr. James Gillis, Bischof von Limyra, als Coadjutor beigegeben ist. Dieser Distrikt faßt eilf Grafschaften Schottlands in sich: Edinburghshire oder Mid-Lothian, Dumfriesshire, Fifeshire, Forfarshire, Kinkardineshire, Kirkcudbrightshire, Linlitgowshire, Peebleshire, Pertshire, Roxburghshire, Stirlingshire.

Die Hauptstadt Edinburgh hat drei katholische Kirchen, St. Mary's, St. Patrik's, welch letztere von dem apostolischen Vikar Carruthers gegründet wurde, und St. Margaret's, bei welchem sich ein Frauenkloster, das Convent der barmherzigen Schwestern, befindet, das erste, das in Schottland errichtet wurde. Es hat den doppelten Zweck, sowohl Mädchen aus den besseren und höheren Ständen, wozu es eine Kostschule hält, in Erziehung zu nehmen, als auch armen, kranken und verlassenen Kindern und Erwachsenen zur Zufluchtsstätte zu dienen. Zu dem Ende erwartet es aber auch die Unterstützung aller gutgesinnten Aeltern, indem es sich angelegen seyn läßt, nicht nur den Anforderungen einer guten Lehranstalt, sondern auch jenen eines wohlthätigen Krankeninstituts auf's möglichste zu entsprechen. Das Kloster liegt sammt Kirche in der unmittelbaren Nachbarschaft Edinburghs, in einer der gesundesten und schönsten Umgebungen der Stadt. Das Innere ist sehr zweckmäßig eingerichtet. Vor dreißig Jahren hatten die

Katholiken in Edinburgh nur einen einzigen eigenen Altar, der in einem kleinen, düsteren Saale im vierten Stockwerke eines im ärmsten Stadtviertel gelegenen Hauses errichtet war. Dieser Ort diente zugleich zur Kirche und zur Schule, und er war es allein, wo ein katholischer Priester zu seinen Gläubigen sprechen konnte.

Am rechten Ufer des Flusses Dee zu Blairs in einer sehr angenehmen Gegend, bei sechs Meilen von Aberdeen entfernt, in der Grafschaft Kinkardineshire, liegt das Seminarium und Collegium St. Mary's, welches von dem hier wohnenden apostolischen Vikar geleitet wird. In Schottland ist dieses Seminarium die einzige Lehr- und Erziehungsanstalt für solche, die sich dem geistlichen Stande und den dasigen Missionen widmen wollen. Doch werden auch Jünglinge, die einen anderen Beruf haben, zur Erziehung in das damit in Verbindung stehende Collegium aufgenommen. Der Unterricht umfaßt alle jene Lehrgegenstände, wie sie in anderen katholischen Collegien gelehrt werden. Es ist keine Mühe und keine Auslage gespart worden, um das Haus mit allen Erfordernissen einer geeigneten Lehranstalt zu versehen.

Der apostolische Vikar des Distriktes hat auch ein anderes streng klerikalisches Institut unter dem Titel Seminarium von St. Felix zu Chifford-Hall (Stoke, Colchester), als Pflanzschule für eine Anzahl tugendhafter und eifriger Geistlichen gegründet, die sich's ausschließlich angelegen seyn lassen, für das Seelenheil der in diesem weiten Distrikte seiner geistigen Leitung anvertrauten Gläubigen zu wirken. Er setzt daher das festeste Vertrauen in das theilnehmende Gemüth seiner geliebten Heerde, sowohl der Geistlichen als Laien, daß sie ihn in dieser seiner wichtigen Unternehmung unterstützen werden; daß insbesonders der Clerus nur solche Individuen zum geistlichen Stande auswählen werde, welche hiezu die nöthigen Talente und Tugenden besitzen; die Laien aber, die Gott mit Glücksgütern gesegnet hat, willig einen Theil derselben zum Unterhalt und Gedeihen der Anstalt spenden möchten. Ein Vicedirector überwacht und beaufsichtigt das Seminar.

Der Westdistrikt ist unter die Jurisdiktion des apostolischen Vikars, Dr. Andreas Scott, Bischofs von Eretria, und dessen Coadjutors, Dr. John Murdoch, Bischofs von Castabala, gestellt, und dehnt sich über die Grafschaften Argyleshire, Ayrshire, Dumbartonshire, Invernesshire, Lanarkshire, Renfrewshire und Wigtonshire aus. In letztgenannter Grafschaft findet sich insbesonders eine katholische Bevölkerung von 2000 Seelen, die auf einem Strich Landes

von beinahe 100 Q. M. zerstreut lebt, und nur eine kleine Kapelle zu Newton Stewart, aber noch keine Schule besitzt. Die sehr bevölkerte Stadt Glasgow in der Grafschaft Lanarkshire zählt 30,000 Katholiken, welche zwei Kirchen daselbst, St. Andrew's und St. Mary's, haben.

Zum Norddistrikte gehören die Grafschaften Aberdeenshire, Banffshire, Caithneßshire, Inverneßshire, Morayshire und Roßshire, deren Katholiken dem Dr. James Kyle, apostolischen Vikar und Bischof von Germanicia, untergeordnet sind. So wie in England, mehrt sich auch in Schottland allgemach die Zahl der Katholiken und der Kirchen. Indeß vor dreißig Jahren nicht einmal in der Hauptstadt eine Kapelle bestand, fehlt es gegenwärtig beinahe an keiner mehr in jeder größeren Stadt des Landes. Die Stadt Harwich war zwar seit langer Zeit ohne eine katholische Kirche und die katholischen Einwohner mußten einen Weg von zwanzig Meilen machen, um eine kleine Kapelle und einen Priester zu finden. Eben jetzt hat man aber auch hier den Grundstein zu einer Kirche gelegt, die der h. Jungfrau geweiht werden soll. Seit dem Eintritte der Spaltung in der presbyterianischen Kirche wohnen sehr viele Protestanten dem Gottesdienste in den katholischen Kirchen und Kapellen bei, und die Katholiken haben in Edinburgh selbst im Angesichte der gegenwärtig so zerrissenen und getheilten Nationalkirche ein Organ, den »Courier von Edinburgh,« gegründet, der ihre Interessen mit Kraft und Wärme vertheidigen wird.

Irland, das in die Provinzen Ulster, Leinster, Munster und Connaught eingetheilt wird, zählt 4 katholische Erzbisthümer, 23 Bisthümer, 50 Dekane, 60 Archidiakone, bei 1030 Pfarreien, 2200 Geistliche, von denen 500 Klostergeistliche sind, und sieben Millionen Katholiken. Jeder Erzbischof oder Bischof hat einen oder zwei Generalvikare zur Seite, und nur der Erzbischof von Cashel und der Bischof von Ossory haben Kapitel mit Dignitäten und Präbendaristen, da bei den übrigen Bisthümern die Mittel zur Erhaltung derselben fehlen. Der Bischof wählt den Diöcesanclerus unter dem Vorsitze eines benachbarten Bischofs, und präsentirt dem Papste drei Candidaten, aus denen derselbe dann einen ernennt.

Die Erzbischöfe und Bischöfe sind zugleich Pfarrer (Parish-Priests) und genießen zu ihrer Dotation die Einkünfte mehrerer Pfarreien. Ein Unterpfarrer (Vicaire, Curate) versieht dann ihre gewöhnliche Stelle. Das jährliche Einkommen des gesammten irländischen Clerus wird auf 1,566,000 Pfund Sterling berechnet. Dasselbe besteht, mit Ausnahme des stipulirten Staats-

beitrags für das katholische Seminar zu Maynooth, aus lauter freiwilligen Beiträgen. Es ist zwar der Antrag gestellt worden, dem katholischen Clerus in Irland zukünftig eine fixe Besoldung aus Staatsfonds anzuweisen, aber die Bischöfe Irlands haben hierüber einstimmig und wiederholt ihren Entschluß kund gegeben, auf alle Weise einer solchen Maßregel Widerstand zu leisten.

O'Connell hat jüngst dem Unterhause eine Bill über die Dotirung katholischer Geistlichen in Irland in der Absicht vorgelegt, um den Erzbischöfen, Bischöfen und Pfarrern die Rechte juridischer Personen zu vindiciren, so daß sie als solche nicht-persönliche Schenkungen und Vermächtnisse annehmen und an ihre Amtsnachfolger vererben sollen können. Ein weiterer Antrag bezweckt die Errichtung eines Vormundschaftsamtes, welches die Befugniß haben soll, sowohl Ländereien als persönliches Eigenthum für religiöse Secten überhaupt, und insbesonders für katholische Geistliche und Kirchen in Irland inne zu haben und zu verwalten. Dieses Amt soll aus dem zweiten Vorstande des Kanzleihofes für Irland, dem Richter des Dubliner Gerichtshofes für geistliche Angelegenheiten und zehn Commissarien bestehen, unter welchen fünf Katholiken, und zwar zwei von den inländischen Erzbischöfen, zwei Bischöfe und ein Laienkatholik sich befinden sollen. Man hielt dafür, daß diese Operation von wohlthätigen Folgen seyn könne, obwohl ein großer Theil der katholischen Geistlichkeit dagegen ist. Am 18. Dezember 1844 wurde bereits die Commission zur Vollziehung dieser sogenannten Vermächtniß- oder Stiftungsacte ernannt. Sie bestand aus zehn Mitgliedern, unter denen sich die vorgeschlagenen fünf Katholiken, die Erzbischöfe Crolly und Murray sammt dem Bischofe Denvir befanden. Der Erzbischof Murray von Dublin hatte die angefochtene Acte schon früher in seinen besonderen Schutz genommen, und in einer Pastoraladresse an die katholischen Geistlichen und Laien seines Sprengels ihre Vorzüge und Mängel gegen einander genau abgewogen.

In Irland bestehen ferner zehn Collegien oder Seminarien und sieben Mönchsorden: Dominikaner, Franziskaner, Capuziner, Carmeliter, Jesuiten rc. rc.; auch die Trappisten, seit dem Jahre 1837 aus Frankreich vertrieben, haben ein Kloster in der Grafschaft Waterford. Die Frauenklöster, deren es mehrere gibt, widmen sich der Erziehung der ärmeren Classen, so die barmherzigen Schwestern in Dublin, die Nonnen von Maria Opferung und die Ursulinerinnen zu Cork rc. rc.

In der Provinz Ulster residirt der Erzbischof von Armagh, Primas von ganz Irland (Primate of all Ireland), abwechselnd

zu Armagh und Drogheda. Unter ihm stehen acht Bischöfe als Suffragane: die von Derry, Clogher, Raphoe, Kilmore, Ardagh, Meath, Dromore, Down und Connor, mit einer Anzahl von 858 Pfarreien und 697 Geistlichen, von denen 358 Oberpfarrer (Parsons, Parish Priests) und 339 Unterpfarrer oder Vikare (Curates) sind.

In der Provinz Leinster wohnt der Erzbischof von Dublin, gleichfalls Primas von Irland (Primate of Ireland), in der Hauptstadt Dublin, wo zehn katholische Kirchen sind. Zu ihm gehören die drei Diöcesen: Ferns, Ossory, Kildare und Leighlin, welche insgesammt 165 Pfarreien und 440 Geistliche enthalten, von denen wieder 165 sogenannte Parish-Priests und 275 Curates sind.

Die Provinz Munster begreift das Erzbisthum von Cashel und sechs Bisthümer in sich: Cork, Kerry, Limerick, Cloyne und Roß, Killaloe, Waterford und Lismore. In diesen befinden sich 300 Pfarreien mit 710 Geistlichen. Davon sind 309 Oberpfarrer und 401 Unterpfarrer oder Vikare. Der Erzbischof residirt zu Thurles.

Die Provinz Connaught enthält das Erzbisthum von Tuam mit sechs Suffraganbisthümern: Clonfert, Achomy, Elphin, Kilmaidaugh und Kilfenora, Galway, Killala; 187 Pfarreien und 337 Geistliche. Diese theilen sich in 188 Oberpfarrer und 150 Hülfspriester. Der Erzbischof hat seine Residenz zu Tuam.

Unter den zehn in Irland bestehenden Seminarien oder Collegien bemerken wir: 1) das königliche Collegium von St. Patrik zu Maynooth (Royal College of St. Patrik at Maynooth), in welchem Theologie von Jesuiten gelehrt wird. Es ist gleichsam die katholische Universität, da ihm seit dem Jahre 1795 durch Parlamentsbeschluß das Recht zugestanden ist, auch akademische Diplome auszufertigen. In Folge der Parlamentsreform hat es auch vom Staate eine Unterstützung von 8927 Pfund Sterling erhalten. Einer Nachricht des englischen Chronicle (Februar 1845) zufolge wird die künftige jährliche Geldbewilligung an das katholische Jesuitencollegium zu Maynooth 26,000 Pfund Sterling betragen, während die bisherigen Einkünfte desselben sich kaum auf ein Drittheil dieser Summe beliefen.

2) Clonyowes-Wood-College in der Grafschaft Kildare, das von Jesuiten geleitet, immer viele Zöglinge zählt.

3) St. Patrik's College, Carlow.

4) St. Vincent's Ecclesiastical-College, Castlenock.

5) St. Jarlath's-College, Tuam.
6) St. John's-College, Manor, Waterford.
7) St. Peter's-College, Wexford.
8) Birchfield-College, near Kilkenny.
9) New-College, Thurles.
10) Allerheiligen-Collegium zu Drumcondra, eine Meile von Dublin, in einer schönen Gegend, mit zwanzig dazu gehörigen Acres Landes, wurde erst jüngst als Seminarium für auswärtige Missionen errichtet. Das Gebäude enthält drei Stockwerke für 300 Zöglinge. Der jährliche Kostenbetrag für Verpflegung und Unterricht eines Zöglings beträgt zehn Pfund Sterling. Für Arme wird er durch Subscriptionen aufgebracht. Der Unterricht ist so, wie im englischen Collegium zu Rom und an der Universität zu Löwen. Er umfaßt die Studien der Rhetorik, Philosophie, Theologie u. s. w. Das Collegium untersteht dem Erzbischofe zu Dublin und wird von einem Priestervereine geleitet. Das Missionshaus gedeiht bestens. Nachdem in dem Priesterhause St. Andreas zu Dublin eine Versammlung des Clerus in der Absicht gehalten wurde, um im Wege der Subscriptionen der Anstalt die nöthigen Summen zur Begründung einer ausgedehnten und dauernden Wirksamkeit zu verschaffen, waren aus der Hauptstadt und der Umgegend alsbald bei 3000 Pfund Sterling unterzeichnet. Bereits sind gegen fünfzig Zöglinge im Institute. Darunter sind einige von dem Erzbischofe von Sidney und dem Bischofe von brittisch Guinea, welche zahlen. Diesem Beispiele werden noch andere folgen. Angenommen werden nur Candidaten von kräftiger, gesunder Constitution, die nicht unter siebzehn Jahre alt seyn dürfen, ihre Studien bis zur Logik wenigstens absolvirt haben müssen, und bereit sind, sich einem Examen aus dem Lateinischen, Griechischen, Englischen u. s. w. zu unterziehen. Ihr vorzüglicher Beruf ist, fremden Missionen zu dienen. Daß sie sittliche und befähigte Jünglinge seien, und darüber Zeugnisse von ihren Bischöfen, Pfarrern oder Vorstehern der Collegien, worin sie etwa früher ihre Studien gemacht haben, vorlegen müssen, versteht sich von selbst. Es ist zu hoffen, daß durch dieses so wohl eingerichtete Missionshaus eine große, wichtige Angelegenheit, d. i. die katholische Missionssache, von dem zwar an Gütern armen, aber an Begeisterung für seine Kirche reichen irischen Volke auf eine großartige Weise werde gefördert werden.

Das neue Seminar der fremden Mission bei Dublin, sagen neuere Berichte, befindet sich in dem gedeihlichsten Zustande in jeder Beziehung. Die Fonde für dessen Unterhalt belaufen sich auf 6000 Pfund Sterling (60,000 fl. C. M.) und sind das

Ergebniß freiwilliger Gaben des Publikums. Außer den bereits in verschiedene Weltgegenden entsendeten und erst kürzlich in das westliche Irland abgegangenen Missionären befinden sich gegenwärtig 52 Zöglinge in dem Seminarium unter der Leitung eines würdigen Vorstandes und acht ausgezeichneter Professoren, die alle von dem höchsten Eifer für das geistliche und zeitliche Wohl dieses Sitzes der Wissenschaft und Frömmigkeit beseelt sind, der den fremden Missionen bereits schon so vortreffliche Dienste geleistet hat und dem katholischen Irland zu so großem Ruhme gereicht.

In Irland besteht auch eine Erziehungsgesellschaft, welche gänzlich von Geistlichen geleitet wird. Zufolge eines Berichtes vom J. 1843 beaufsichtigt sie bei 1700 Schulen, in welchen 86,000 katholische und 14,000 protestantische Kinder unterrichtet werden.

Von großem Interesse sind die authentischen Nachrichten über den in neuester Zeit so vielfach besprochenen Mäßigkeitsapostel, Pater Theobald Mathew, aus dem Kapuziner-Orden. Sein jetziger Ruhm stammt von seinen eindringlichen Predigten und feurigen Ermahnungen her, mit welchen er zur Mäßigkeit, Nüchternheit und Enthaltsamkeit aufforderte. Die Veranlassung hiezu wird folgendermaßen angegeben. Als im J. 1838 einige Quäcker in Betracht des Elends, welches die Trunkenheit durch den unmäßigen Genuß der geistigen Getränke unter der irischen Volksklasse anstiftet *), den Entschluß faßten, eine Temperance-Gesellschaft in Cork zu gründen, es ihnen aber aus ihrer Kraft nicht gelingen wollte, so bewogen sie P. Mathew, seine Rednergabe und seine Talente dieser Sache zu widmen. Er trat sofort als Mäßigkeitsprediger auf, und brachte den 10. April 1838 die Gründung der ersten vollkommenen Mäßigkeitsgesellschaft (Total Abstinence Society) zu Stande. In drei Monaten zählte die Gesellschaft 500 Mitglieder, im J. 1840 bereits eine Million, und im J. 1842 mehr denn fünf Millionen Mitglieder.

Im J. 1843 dehnte der moralische Reformator seine Wirksamkeit weiter aus. Er ging nach England, und wurde da, wie uns öffentliche Blätter berichten, mit dem größten Enthusiasmus und Jubel aufgenommen. An allen Orten, die er besuchte, erntete er stürmischen Beifall, allgemeine Versammlungen

*) In Irland war im J. 1837 die Branntwein-Consumtion so übermäßig, daß sie zwölf Millionen Gallonen, ungefähr anderthalb Millionen österreichischer Eimer betrug; im J. 1842 war sie schon unter eine Million Gallonen, also beinahe unter ein Zwölftel des Verbrauches herabgesunken.

(Meetings) von vielen Tausenden wurden gehalten, um seine Predigten zu hören, und schaarenweise drängten sich die Gläubigen heran, um Mäßigkeit und Nüchternheit zu geloben. Seine hinreißende Beredsamkeit siegte über alle Einflüsterungen der Sinnlichkeit. In Liverpool legten 30,000, in Bradfort 7000, in Leeds 6000, in York 3000, in Huddersfield 2000 Gläubige das feierliche Gelübde (Pledge) sogleich in seine Hände, und empfingen zum Denkmal ihres Gelobens die Mäßigkeitsmedaille, als Mittel, das sie immer an ihr gegebenes wichtiges Versprechen erinnern sollte. Nicht weniger Beifall erntete er in London selbst, wo bei 80,000 Gläubige, Katholiken und Protestanten, sich als seine Schüler und Anhänger erklärten. Zeugen hievon sind die öffentlichen Meetings von unzählbaren Zuhörern, welche, um das belebende Wort seines zweischneidigen Schwertes zu vernehmen, in Paddington, Kensington, Regents-Park, Greenwich, Richmond, Chelsea, Hammersmith, St. Giles u. s. w. so erfolgreich abgehalten wurden. Aber nicht bloß auf Großbritanien und den Continent allein erstreckt sich sein moralischer Einfluß und seine geistige Wirksamkeit, sondern selbst in den fernen Westen — über den Ocean — nach Amerika ist seine Donnerstimme mit solcher Macht gedrungen, daß hier Alles seinem zur Mäßigkeit aufmunternden Worte und Beispiele mit Segen nacheifert, und es keine katholische Diöcese mehr gibt, in der nicht Mäßigkeitsvereine beständen, und zur Förderung des sittlichen Wohles der Gläubigen noch immer neue errichtet werden. — Und wie vielfach und sichtbar ist das Gute, das diese Vereine wirken! Ruhe und Friede kehrt in die Mitte jener Familien zurück, deren Bande früher durch Streit und Zank, Zwist und Hader der betrunkenen Eheleute, Aeltern und Kinder zerrissen waren. Erziehung und Sittlichkeit tritt an die Stelle der Ungebundenheit und Zügellosigkeit, — Schul- und Kirchenbesuch an die Stelle des Schwärmens, — Fleiß und Arbeit an die Stelle des Müßigganges, des Nichtsthuns und der Trinkgelage, — Wohlfahrt an die Stelle der Armuth, — Sparsamkeit an die Stelle der Verschwendung, — Gesundheit an die Stelle des Siechthums und der Entkräftung, — Nüchternheit und Besonnenheit an die Stelle der Tollheit und Raserei, — Bescheidenheit an die Stelle der stolzen Anmaßung, — Leben an die Stelle des Todes.

Die zweite Abtheilung beginnt mit der Schilderung der Reise des Verfassers von London nach New-York. Er verließ London am 31. März in Gesellschaft der österreichischen Ingenieurs, und fuhr auf der 120 Meilen langen Great-Western-Eisenbahn nach

ihnen religiöse Zwistigkeiten, welche abgesonderte Colonieen zur Folge hatten. Sie waren und sind noch die fanatischsten Feinde der Katholiken.

Die Independenten.

Diese sind Mitglieder einer Religionsgesellschaft, welche darum Independenten genannt werden, weil sie von der hohen bischöflichen Kirche unabhängig seyn, und sich von ihr losmachen wollten. Da jeder Versuch einer Vereinigung mit ihr in England fehlschlug, so erhielten sie, wie die Puritaner, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von König Carl I. die Erlaubniß, sich in den amerikanischen Staaten von Neu-England niederzulassen.

Die Congregationalisten.

Die Congregationalisten stammen von den englischen Independenten ab, und haben ihren Sectennamen daher, weil sie von der strengen Kirchenunabhängigkeit ihrer Vorfahren abgingen und glaubten, es sei bisweilen nützlich, Synoden und Predigerversammlungen um Rath zu fragen, und durch sie die streitigen kirchlichen Angelegenheiten schlichten zu lassen. In Lehre und Cultus gehören sie der calvinisch-reformirten Kirche an, und ihre Zucht und Strenge hat die sogenannten blauen Gesetze (Blue Laws) hervorgerufen, denen zufolge die genaueste Sonntagsfeier und die scrupulöseste Beobachtung der dießfälligen Vorschriften angeordnet ward. Ihre Zahl beläuft sich ungefähr auf 1,500,000 Köpfe, von denen die meisten in den sechs Staaten von Neu-England leben, aber viele sich auch schon über die mittleren und südlichen Staaten ausgebreitet haben.

Die Presbyterianer.

Die Presbyterianer, von dem griechischen Presbyter, ein Kirchenältester, Kirchenvorsteher (Tit. I. 5—7; I. Thess. 5—12), werden darum so genannt, weil sie behaupten, daß keine Bischöfe, sondern nur Aelteste (Presbyteri) in der Kirche angestellt werden sollen. Sie stammen aus Schottland, und theilen sich wie dort in Presbyterien oder Kirchsprengel, deren jedem ein Presbyter vorsteht; ihre höchste geistliche Behörde ist die General-Assembly, unter welcher die Synoden, Presbyterien, Congregationen, Prediger und Licentiaten stehen. Sie bilden nach den Congregationalisten, denen sie im symbolischen Bekenntnisse sehr ähnlich sind, eine starke Religionspartei, vorzüglich in den mittleren und südwestlichen Staaten der Union. Sie halten streng an dem protestan-

tischen Grundsatz, daß die Bibel für den Menschen, in so lange er in dem Stande der Natur bleibt, in Wahrheit ein versiegeltes Buch sei, daß aber dem gläubigen Sinne klar werde, was vorher dunkel gewesen. Ihre Geistlichen, welche allerdings wissenschaftliche Kenntnisse und geistige Ausbildung mehr als die Prediger anderer Secten besitzen, aber auch auf ihre theologischen Qualitäten stolz sind, wissen die Schrifttexte mit eben so viel Spitzfindigkeit, Heftigkeit und Erbitterung abzuhandeln und zu zergliedern, als die gewandtesten Doctoren der Episcopalen. Die Kirche der Presbyterianer hat wohl nicht so viel Grundeigenthum als die der Episcopalen, allein sie weiß durch eine gewisse steife Haltung, durch eine streng vorgeschriebene und abgegränzte Förmlichkeit bei der Ausübung des Gottesdienstes sich Ansehen und Achtung bei solchen Personen zu verschaffen, die Erziehung genossen, an eine anständige und bescheidene Lebensweise gewohnt sind und großentheils zu den reicheren und unternehmenderen Bürgern der vereinigten Staaten gehören. Obgleich der hochmüthige und scheinheilige Charakter dieser Secte, ihr trüber und wilder Fanatismus, ihre pharisäischen Uebungen überall durchblicken, so hat sie doch so viel Einfluß, daß sie da, wo sie ihr Reich begründen kann, augenblicklich das Aussehen einer Stadt und Gegend verwandelt. In Connecticut, wo die Presbyterianer am zahlreichsten und auch im Besitz aller Municipalämter sind, ist ihr Bigotism zu einem solchen Grade gestiegen und wird in solcher Strenge gezeigt, daß es, abgesehen von den gewöhnlichen Sonntagsverboten, die hier allen protestantischen Confessionen gemein sind, bei Strafe untersagt ist, an diesem Tage anders als zu Fuß zu reisen, und jeder Reisende, sei er zu Pferde oder zu Wagen, seien seine Geschäfte noch so dringend, ist verbunden, sobald der Tag des Sabbathes anbricht, unbeweglich an der Stelle zu bleiben, wo er sich befindet. Die einfachsten Vergnügungen, die unschuldigsten Unterhaltungen sind nicht nur in größeren gesellschaftlichen Kreisen, sondern auch im stillen Schooße des Familienlebens verbannt, und Alles erscheint in solchen Tagen mit dem Ausdrucke der Trauer, der Unruhe und einer scheuen Wildheit. Eine Propaganda ist bemüht, Alles der Tyrannei ihrer Doctrinen zu unterwerfen, und auf geistigem Wege eine zureichende Kraft zu organisiren, um in wenigen Jahren die religiöse Verfassung Amerikas umzustürzen. Zu dem Ende durchziehen Presbyterianer-Missionäre das Land, vertheilen Bibeln, religiöse Tractate und Erbauungsschriften, stiften Erziehungsgesellschaften (School Societies), errichten Sonntagsschulen (Sunday Schools), Missionsstationen (Missionary Stations), und fanatisiren das Volk durch ihre Predigten und

Revivals, welche Versammlungen sind, in denen sie durch stürmische, glühende Reden die Phantasie ihrer Zuhörer erhitzen, und sich das Ansehen geben, mit prophetischen Worten und schwärmerischen Gebeten gleichsam eine außerordentliche und ganz besondere Ergießung der Gaben des heiligen Geistes auf alle orthodoxen Herzen herabzurufen, um so ihre Seelen zu erneuern, ihr sündhaftes Herz zu bekehren, ihr Gemüth zum Leben des Geistes zu bringen. — So wie die Brownianer und Sandemianer Varietäten der schottischen Presbyterianer sind, so theilen sich auch in Amerika diese Confessionsgenossen in associirte oder independente (Seceders), in reformirte (Covenanters), in associirte reformirte, in vereinigte und in die sogenannten Cumberland-Presbyterianer.

Die Methodisten.

Eine Secte, die eben so bestandlos und unstät in ihren Doctrinen ist, als es schon ihr Stifter John Wesley gewesen war. Als Sohn eines Geistlichen der anglikanischen Kirche hing er anfangs fest an dem Glauben seiner Väter, bald aber entbrannte seine Phantasie und er trat zur Secte der mährischen Brüder über. Doch bald wurde er auch dieser überdrüßig, und versank nun in ein Meer von Ungewißheit, indem er heute Calvins Lehren von der unbedingten Gnadenwahl huldigte und morgen die Lehre von den guten Werken nach den Grundsätzen der katholischen Kirche predigte. Mit seinem Freunde Whitfield hatte er den Gedanken gefaßt, eine Gesellschaft zu bilden, einzig und allein in der Absicht, ein streng geregeltes Leben zu führen, von welcher Methode auch ihre Anhänger den Namen Methodisten erhalten. In Amerika hatte Wesley vielen Anklang gefunden, und gründete daselbst 1784 die sogenannte bischöflich-methodische oder Wesleyanische Kirche, während Whitfield strenger Calvinist blieb und in England die protestantisch-methodistische oder Whitfield'sche Kirche stiftete. Das Dogma dieser Secten geht ungefähr dahin: »daß die Orthodoxie der Glaubensmeinungen kein wesentlicher Theil der Religion sei, daß demnach keine Glaubenslehre unbedingt zur Seligkeit nothwendig sei, daß Religion vornehmlich in der Heiligkeit der Seele, in der Liebe Gottes und des Nächsten, im Gebete bestehe; daß für die, welche das Evangelium gehört und in sich aufgenommen haben, die Rechtfertigung durch den bloßen Glauben, d. i. durch eine innere, vom heiligen Geiste bewirkte Ueberzeugung, daß uns Gott unsere Sünden verzeihe, Statt finde,« u. s. w. — Hiezu kommen ihre sittlichen Grundsätze, die nicht weniger lax sind, bloß den sinnlichen und zweideutigen

Neigungen des menschlichen Herzens schmeicheln, und die Uebertretungen der gesetzlichen Vorschriften auf jede mögliche Weise entschuldigen. Daher ist es aber auch begreiflich, wie die methodistische Secte, welche in den Glaubenslehren und in der Moral erschlafft, im Gottesdienste wie im Unterrichte gleichmäßig roh, und in ihrer ganzen Erscheinung nur den Charakter der Zügellosigkeit und der tollsten Schwärmerei an sich trägt, in Amerika noch gegenwärtig die populärste und weitverbreitetste von Allen dermaßen ist, daß sie nicht nur in allen Staaten die größte Anzahl von Weißen, sondern auch von Farbigen und Schwarzen in sich begreift. Man nimmt an, daß vier Millionen Einwohner dieser Religionspartei allein zugethan sind. Dem New-York Sun, einem amerikanischen Journale, zufolge, übersteigt die Zahl ihrer Prediger die der regelmäßigen Armee der vereinigten Staaten, welche 12,000 Mann disciplinirter Truppen zählt. — Uebrigens ist es sehr schwierig, die Anzahl der Anhänger dieser, so wie jeder anderen Religionssecte in Amerika statistisch genau zu bestimmen, da beinahe jede Partei es ihrem Interesse angemessen findet, die Ziffer ihrer Religionsgenossen so groß als nur möglich anzugeben.

Schon die ersten Coryphäen der Secte ließen sich angelegen seyn, Anhänger zu gewinnen und die Ihrigen auf alle mögliche Weise zu vermehren. Wesley ordinirte Geistliche und weihte Bischöfe, und ergriff jedes beliebige Mittel, um den Kreis der Seinigen zu erweitern und neue Gemeinden zu gründen. Noch jetzt ist Proselytismus, Verführung, Anlockung ein Hauptcharakterzug der Wesleyaner, um Mitglieder ihrer Kirche, es gehe wie es wolle, zuzuführen. Allgemeine und besondere Versammlungen (Camp- and Class-Meetings), Geisteserneuerungen (Revivals), Liebesfeste (Love-Feasts) sind angeordnet, um entweder ihre Gläubigen in ihren vagen Doctrinen zu befestigen, oder sonst das schaulustige Volk zu enthusiasmiren und zur Annahme ihrer Lehren zu bewegen. Die allgemeinen Feldversammlungen (Camp-Meetings) werden alljährlich von den zahlreichen Gemeinden unter freiem Himmel mit Gepränge und Ergötzlichkeiten gehalten, indeß die besonderen Versammlungen (Class-Meetings) von dem Classenvorsteher einer einzelnen Gemeinde wöchentlich einmal und zwar im Bethause veranstaltet werden. Hiebei ist es nun stets ganz vorzüglich die Sache der Conferenz, d. i. des obersten Rathes der methodistischen Kirche, nur immer die tauglichsten und erleuchtetsten Priester auszuwählen, welche zur Wiederbelebung des erlöschenden Eifers außergewöhnliche und feierliche Predigten halten, durch schwärmerische Vorträge nicht selten aber die

Seelen ihrer Zuhörer, anstatt sie zu bessern, verwirren, ihre Einbildungskraft erschüttern und besonders in schwachen und reizbaren Constitutionen, wie bei Frauen, Mädchen, Kindern und Greisen, Ueberspannungen erregen, die sich manchmal bis zum Wahnsinn steigern, wovon die Erfahrung schon genug Belege geliefert hat. Die Geisteserneuerungen (Revivals) haben die Methodisten mit den Presbyterianern gemein, und die süßlich bigottischen Feste der Liebe (Love-Feasts) sind Versammlungen, welche alle drei Monate Statt finden, und in denen als Symbol brüderlicher Zuneigung, gegenseitiger Eintracht und Vereinigung unter die Anwesenden Kuchen und Backwerk vertheilt werden. — Ueber das Treiben und die Raserei der Methodisten in den vereinigten Staaten, über ihre unwürdige Heuchelei, über die schändlichen Camp- und Class-Meetings, über die zweideutigen Love-Feasts ist von älteren und neueren Reisenden schon so viel geschrieben worden, daß es überflüssig ist, hievon noch Mehreres zu erwähnen.

Die Baptisten.

Die Baptisten (Taufgesinnte), Anabaptisten (Wiedertäufer) in Europa genannt, bilden zwischen den Presbyterianern und Methodisten gewissermaßen die Mittelstufe, und gingen gegen Ende der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aus der Mitte der Independenten hervor. Mit den Mennoniten stimmen sie in der Verwerfung der Kindertaufe überein. Sie scheiden sich überhaupt in General- und Partikular-Baptisten, von denen die ersten an der calvinischen Prädestinationslehre, die zweiten an der arminianischen halten, und hängen insbesonders der Lehre Luthers von der evangelischen Freiheit und dem von ihm aufgestellten Grundsatze an: »daß alle Menschen durch das Blut des Erlösers vollkommen frei geworden seien.« — Als die Anabaptisten nach Amerika wanderten und diese Lehre, den eigentlichen Focus alles religiösen Wirrwarrs und moralischen Verderbens verkündeten, wurden sie, wie aus Jamaika, so auch in letzterer Zeit aus Virginien und den südlichen vereinigten Staaten auf immer verbannt, indem sie durch derlei Predigten den Abolitionismus, d. i. die Aufhebung der Sclaverei, offenbar begünstigten, und im Monat August des Jahres 1831 unter den Negersclaven des letztgenannten Staates einen zwar weniger allgemeinen Aufstand, als jener in Jamaika war, aber doch einen solchen herbeigeführt hatten, der mehreren weißen Pflanzerfamilien, gegen welche sie noch insbesonders aus einem Religionsgrunde Haß nährten, das Leben kostete, und dessen einzelne Begebenheiten Schauder erregen. (Die Baptisten

brachten nämlich den Negern bei, daß die Söhne der ersten Stammältern, Kain und Abel, von Natur aus schwarz gewesen seien; Kain aber nach dem Todtschlage seines Bruders Abel auf die Stimme des göttlichen Richters so erbleicht sei, daß er weiß geworden, und diese Farbe zum Zeichen des verübten Mordes für immer seinen Nachkommen aufgedrückt habe.) — Was ihren Cultus anbelangt, so besteht ein wesentlicher Act ihres Gottesdienstes in der Taufe durch Eintauchen. In Philadelphia haben nämlich die Baptisten eine große, schöne Kirche. In Mitte derselben befindet sich ein Wasserbecken, das 40 Fuß im Umfange hat und 3 — 4 Fuß tief ist. Hierin wird die Taufhandlung verrichtet, die Jeder, so oft er sich dazu gedrungen fühlt, wie das protestantische Abendmahl wiederholen kann. Der Täufling schreitet mit einem eigenen seidenen Mantel über seine Kleider bedeckt in das Wasser, und der Geistliche, welcher ihn darin erwartet, taucht ihn unter dem Gesange der Gemeinde und mit Aussprechung einer gewissen Formel sein Haupt anfassend, in's Wasser, trocknet darauf das Gesicht ab, und wiederholt dreimal diese Handlung. Nach der Taufe begibt sich der Täufling in ein eigenes Zimmer, um die Kleider zu wechseln. Zwei Zimmer sind zu diesem Behufe eingerichtet, das eine für das weibliche, das andere für das männliche Geschlecht. Um Aufsehen zu erregen, wird im Frühling, und sogar zuweilen im Winter, diese Handlung an den Flüssen, natürlich vor den Augen zahlreicher Zuschauer, vorgenommen, die durch die seltsame Ceremonie herbeigelockt werden. — So wie die Presbyterianer, haben die Baptisten auch ihre Geisteserneuerungen (Revivals) und überdieß noch eine ihnen besonders eigenthümliche Gattung von Zusammenkünften, die sogenannten Angstversammlungen (Anxious-Meetings), die 2, 3, 4, 5, auch 9 Tage hindurch dauern, und eine Art von religiösen Exercitien sind, welche vom Morgen bis Abends mit schwülstigen Gebeten und erschütternden Predigten abwechseln.

Die Zahl der Baptisten mag in dem nordamerikanischen Staatenbunde sich auf drei Millionen belaufen, von denen sehr viele in Pennsylvanien und zwar von deutscher Abkunft sind. Sie sind jedoch in viele Aeste gespalten: so gibt es Baptisten des freien Willens (Free-Will-Baptists) in Neu-England; Baptisten der zehn Principien (Baptists of the ten Principles) in Massachusetts; die Sabbathfeiernden Baptisten oder Baptisten des siebenten Tages (Sabbatharians or Baptists of the Seventh-Day) in Neu-England und Ohio, welche den Sonntag als Ruhetag feiern; die Baptisten der freien Communion (Free-Communion-

Baptists) im Staate New-York, vorzüglich gehaßt wegen ihrer Freisinnigkeit; die Baptisten des Alexander Campbell in Kentucky und Mississippi; die Fullerianer Baptisten; die universalistischen Baptisten; die vereinigten Baptisten (Associated Baptists); die nichtvereinigten Baptisten (Unassociated Baptists); die Christier-Baptisten (Christian-Baptists) u. s. w.

Die Quäcker.

Die Quäcker, oder wie sie sich selbst nennen, die Freunde, haben zum Grundprinzip ihrer Religion: »Das göttliche Licht wohnt in uns, erleuchtet uns, offenbart uns alle Wahrheiten.« Dieses Licht, als Stimme des Gewissens, des inneren Gefühles, oder eines göttlichen Instinktes, halten sie für den einzigen Führer, den man bei seinen Handlungen befragen und befolgen müsse. Darum erscheinen sie auch in ihrem Hause der Freunde (House of Friends), wie sie ihr Versammlungshaus zu nennen pflegen, um dieses Licht oder diesen Geist zu empfangen, und bleiben versammelt im tiefsten Schweigen, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite, und harren, bis der Geist der Wahrheit sich einem von ihnen kund gibt. Und wer ihn in sich fühlt, der erhebt sich alsbald, besteigt eine angebrachte Erhöhung und wiederholt nun den Brüdern hier in einer eigenthümlichen Stellung, die herabhängenden Arme wie angeleimt am Körper, nur die Hände bewegend und von Zeit zu Zeit sich auf den Fußspitzen erhebend, Wort für Wort, was der himmlische Abgesandte ihm mitgetheilt hat. So wie er zu sprechen aufhört, tritt augenblicklich das tiefe Stillschweigen wieder ein, und wird nicht eher unterbrochen, als bis es dem Geiste abermals gefällt, eine neue Eingebung zu vollbringen. Freilich geschieht es auch oft, daß er selbst hartnäckig stumm bleibt und keinen der Brüder mit seinen Eingebungen beglückt; in diesem Falle brechen dann alle auf, wenn die zum Meeting bestimmte Stunde vorüber ist, und jeder geht für sich eben so schweigsam seines Weges, wie er gekommen ist. Aus diesem erhellt, daß ihre religiös seyn sollenden Versammlungen sehr monoton und einförmig sind, und daß sie, obschon sie vermög ihrer Einfachheit im Leben, ihrer Reinlichkeit und Wirthschaftlichkeit in den Haushaltungen, auf eine gewisse Achtung Anspruch machen können, doch kaum den Namen einer christlichen Secte verdienen, da ihr Religionsprinzip weder den Glauben an Christus und die von ihm festgestellten Satzungen in sich begreift, noch eine Priesterschaft als vermittelndes nothwendiges Institut zwischen Gott und den Menschen anerkennt, und ohne Unterschied des Geschlechtes Männer und Frauen zu Predigern und Auslegern des im

Inneren rege gewordenen unbekannten Lichtes über höhere Wahrheiten beruft.

Uebrigens haben sie sich eine besondere Art von bürgerlicher Verfassung, wozu sie Vieles von Klosterregeln erborgten, entworfen, und hängen an derselben, so wie an gewissen äußeren Zeichen, kleinlichen Gebräuchen und Ceremonien mit einer Festigkeit und Unbiegsamkeit, die uns wohl lästig und albern scheinen mag, aber ihnen eben durch diese schroffe und hartnäckig eingehaltene Abgeschiedenheit von allen Secten eine gewisse Dauer und Existenz sichert. Diese Constitution befreit sie von persönlichen Kriegsdiensten, wofür sie Geldbeträge leisten; verbietet ihnen, Eide vor Gericht zu schwören, das mit ihrer feierlichen Versicherung zufrieden ist; schreibt für Alle und Jeden denselben Kleiderschnitt, für Alle und Jeden dieselbe schlichte Einfalt der Sitten, dieselbe Monotonie des ganzen Lebens vor. Zwiste, die sich unter ihnen erheben, entscheidet ein schiedsrichterliches Tribunal ohne alle fernere Appellation.

Die Quäckersecte ist vorzüglich in Pennsylvanien zu Hause, wo man schon vor zwanzig Jahren ihre Zahl auf mehr denn 200,000 Köpfe berechnete; namentlich ist und bleibt Philadelphia die eigentliche Quäckerstadt, die Metropole ihrer Niederlassungen. Hier ist auch dem Andenken ihres Stifters, William Penn, ein Obelisk errichtet, und zwar aus dem Holze des vor mehreren Jahren vom Blitze getroffenen und zertrümmerten Ulmbaumes, unter welchem er den Traktat mit den Indianern abgeschlossen hat. Das geschah an den Ufern des Delaware-Flusses, in dem damaligen Orte Kensington, der jetzt schon in das Weichbild von Philadelphia einbezogen ist. — Einige Quäcker gibt es auch in den Staaten New-York, New-Jersey, Delaware und Maryland; weniger in Massachusets und New-Hampshire; sie mögen jedoch wohnen wo sie wollen, so ist ihre Zahl, so zu sagen, als stehend zu betrachten, d. i. ohne Mehrung und Minderung; denn sie verheiraten sich nur unter einander und erzeugen bloß Kinder, damit diese den Platz ihrer Aeltern wieder einnehmen; auch ist kein Beispiel vorhanden, daß Jemand zum Quäckerthum übergetreten wäre, außer er müßte schon in der frühesten Kindheit an dessen sonderliche und drückende Lebensform gewöhnt worden seyn. Sie sind und bleiben eine besondere Spezies des menschlichen Geschlechtes.

Was ferner die von so Vielen behauptete Neigung zum klösterlichen Leben anbelangt, welche in dieser Secte vorherrschend ist, so findet man die beste Probe davon in den Gemeinden der sogenannten Zitter- oder springenden Quäcker (Shaking Quakers), die zu New-Lebanon, Pleasant-Hill,

Union Village u. s. w. ihren Wohnsitz haben. Diese wunderlichen Vereine bestehen aus einer gleichen Zahl Personen von beiden Geschlechtern, und es können auch verehelichte Paare in solche eintreten; doch von diesem Augenblicke an dürfen sie nicht mehr zusammen. Die Männer stehen unter der Leitung eines Oberhauptes, welchem der Titel der Vollkommene beigelegt ist; die Frauen werden von einer Vollkommenen regiert, und wie in den strengsten Orden sind auch hier Alle zur Enthaltsamkeit, zum Gehorsam, zum gleichmäßigen Zusammenleben und zur Gemeinschaft der Güter verpflichtet. Einige beschäftigen sich mit dem Feldbau, andere mit verschiedenen Handwerken; die Arbeitsstunden sind festgesetzt, und die Erzeugnisse ihrer Kultur und Industrie bilden einen gemeinschaftlichen Fond, womit alle Lebensbedürfnisse reichlich und in gleichem Maße für Alle bestritten werden. Wo sie sich niederlassen, erwerben sie sich bald ein gedeihliches Fortkommen und Vermögen, und man hat die Beobachtung gemacht, daß ihre sämmtlichen Handarbeiten und Bodenerzeugnisse von der vorzüglichsten Qualität sind und auf den Märkten überall den Vorzug erhalten. Die vollkommene Aehnlichkeit mit den geistlichen Orden wird aber am Ende durch den eigenthümlichen Zug hergestellt, daß sie dürftige Reisende mit dem thätigsten Wohlwollen aufnehmen, für Alles, was sie brauchen, sorgen, und in dieser Hinsicht eine sehr unbeschränkte Gastfreundschaft üben, daß sie sich sogar weigern, von Bemittelten Bezahlung oder Geschenke anzunehmen.

Seltsam und wunderlich ist ein Theil ihres Gottesdienstes. Die Stifterin der Secte, Mother Ann Lee, von der sich auch die Shaker, die Gläubigen der Mutter Anna Lee (The believers of Mother Ann Lee) nennen, lehrte, daß man Gott nicht bloß mit der Zunge und dem Munde, sondern auch mit dem ganzen Leibe anbeten müsse. Also führte sie das Tanzen und Springen in ihrem Gottesdienste ein, und berief sich auf die Bibel, wo sich mehrere Beispiele von gottesdienstlichen Tänzen finden. Selbst König David tanzte vor der Bundeslade. Am Sonntag geschieht nun dieses unter Begleitung des Gesanges von Hymnen und gewisser geistlicher Lieder, die zu diesem Zwecke componirt worden sind, in den lächerlichsten Tanzmanieren und Figuren, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite, öffentlich in der Kirche, und Fremde werden als Zuschauer zugelassen. Diese Uebung, die ziemlich lange währt, wiederholt sich auch mehrmals des Tages. Der reisende Ingenieur Gerstner aus Oesterreich besuchte im J. 1839 die Shakergemeinde zu Pleasant-Hill, und erzählt Folgendes: »In den vereinigten Staaten befinden sich gegenwärtig

fünfzehn Shakergemeinden und Ansiedlungen, welche zusammen gegen 5400 Seelen enthalten. Ihre Stifterin war Anna Lee, welche im J. 1770 nach Amerika kam, und dort durch ihren prophetischen Geist und ihre Beredsamkeit viele Anhänger fand. Obgleich sie die Frau eines Grobschmiedes war, so predigte sie doch von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines gänzlich ehelosen Standes. Auch empfahl sie die Gemeinschaft der Güter und die Zurückgezogenheit von allen irdischen Vergnügungen. Da sich natürlich die Jungen und Schönen von diesen Lebensprincipien wenig angezogen fühlten, so versammelte sie eine Menge alter Jungfrauen und Junggesellen um sich her, bei welchen ihre Lehre den meisten Anklang fand. — Die Gottheit verehren die Shaker durch Tanzen. In ihrer Kirche stehen auf einer Seite reihenweise die Weiber neben einander und auf der andern in eben derselben Ordnung die Männer, das Gesicht gegen sie gewendet; dann tanzen sie gegen einander, und im Kreise herum, indem sie dabei die verschiedensten Gesänge ertönen lassen, und mit den Händen, die sie horizontal vor sich gestreckt halten, fortwährend schütteln, woher sie auch den Namen der schüttelnden Quäcker erhalten haben. In dem Shakerdorfe sind mehrere große Wohngebäude, in welchen die Männer und Frauen separirt leben; ihre Mahlzeiten nehmen sie jedoch gemeinschaftlich; auf der einen Seite der langen Speisetafel sitzen die Weiber und ihnen gegenüber die Männer. — Diese Shakergemeinden sind alle sehr wohlhabend, sie besitzen sehr hübsche Ländereien, die sie mit der größten Sorgfalt kultiviren, und deßgleichen viele Hausthiere. Die Agrikulturprodukte verkaufen sie, so wie noch verschiedene andere Gegenstände, die sie selbst fabriciren und zu Markte bringen, und die sich alle durch ein ganz eigenthümliches nettes Aussehen auszeichnen« u. s. w.

Wie endlich alle Secten, die einmal abweichen von der rechten Kirche, stets wieder ihre Ab- und Unterarten haben, so bildete sich auch aus der Quäckersecte vor vierzig Jahren eine andere, die sich Frei-Quäcker (Free-Quakers) nennt, die weniger streng in ihren politischen Grundsätzen, nämlich keinen Eid zu schwören und nie zu den Waffen zu greifen, sind. Sie überreichten der Legislatur eine Bittschrift, um mit den alten Quäckern ihre Versammlungsörter, ihre Begräbnißplätze und ihr Eigenthum theilen zu dürfen; die orthodoxen Quäcker widersetzten sich aber dieser Forderung und drangen durch, so daß die Frei-Quäcker sich dann genöthigt gesehen haben, auf eigene Kosten sogenannte Kirchen zu bauen, in denen sie den Unsinn der Mutterkirche auf ihre eigene Manier fortsetzten! — Andere Congregationen sind die unitarischen Quäcker, die

Hickſites-Quäcker, welche mehr oder weniger von der allzugroßen Strenge der Disciplin der alten Orthodoxen abgingen.

Die Herrnhuter.

Die Herrnhuter, auch Moravianer oder mährische Brüder genannt, wurden im J. 1741 durch ihren Stifter, Graf Zinzendorf, in Pennſylvanien eingeführt, und lehren, daß man nur Jeſum Chriſtum oder Gott den Sohn zum einzigen Gegenſtande des Gottesdienſtes wählen ſoll. Sie zeichnen ſich durch gute, ſtille Sitten, ſtrenge Lebensordnung, Redlichkeit, Arbeitſamkeit und Gewerbsthätigkeit aus. Ihr Hauptſitz iſt zu Nazareth und Bethlehem im Staate Pennſylvanien, mit einer Anzahl von ungefähr 12,000 Seelen. Sie ſprechen alle Deutſch, freilich das furchtbare Pennſylvaniſch-Deutſche, was zu verſtehen keine geringe Mühe koſtet, indem es mit allen möglichen engliſchen und andern fremden Wörtern corrumpirt iſt. Die Kirche, das Bruder-, Schweſtern- und Schulhaus in Nazareth ſind nach dem Muſter aller Herrnhutergemeinden eingerichtet, und die einzigen merkwürdigen Gebäude daſelbſt. Wie hier eine Erziehungsanſtalt für Knaben beſteht, ſo iſt auch eine für Mädchen in Bethlehem, die ſehr gerühmt wird, und in welcher nicht nur Herrnhuterkinder, ſondern auch andere von ganz verſchiedenen Secten aus Philadelphia, New-York und anderen Orten der benachbarten Staaten erzogen werden. In Bethlehem reſidirt auch der Biſchof ſammt drei Geiſtlichen.

Die Unitarier.

Die Unitarier oder Socinianer lehren, daß man nur Gott den Vater allein anbeten dürfe, weil es keine Dreifaltigkeit gäbe; ſie ſind aus den Congregationaliſten hervorgegangen, von welchen ſie ſich in Boſton trennten; haben ſowohl hier, als zu New-York, Baltimore, Cincinnati u. ſ. w., als auch im Süden und Weſten der Union die anſehnlichſten Gebäude zu ihren Tempeln, geiſtvolle Schriftſteller und ausgezeichnete Kanzelredner. Ihre Tempel zieren im Inneren mit goldenen Buchſtaben Texte der heiligen Schrift, als oberſte Principien ihrer Dogmenlehre und Moral, z. B.: »Das iſt das ewige Leben, daß ſie Dich, den allein wahren Gott, und den Du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, erkennen,« Joh. XVII. 3. — »Liebe Gott über Alles und deinen Nächſten wie dich ſelbſt,« Math. III. 19—22. — Die Vorträge ihrer Prediger ſchließen mit Geſang und Melodien von weiblichen Chören.

Die Mennoniten.

Die Mennoniten, ursprünglich Baptisten, von ihrem Stifter Menno Simon so genannt, haben ihre vornehmste Niederlassung zu Germantown in Pennsylvanien, wo sie schon im J. 1692 eingeführt wurden. Man gibt die Zahl ihrer Mitglieder auf 30,000 und die der Prediger auf 200 an.

Die Swedenborgianer.

Die Swedenborgianer, eine Secte voll Mysticismus und Mysterien, von Baron Swedenborg gestiftet, aus Europa nach Amerika gewandert, haben sich im Staate Massachusetts vorzüglich niedergelassen, wo sie bei 2000 Gläubige zählen. Sie werden auch Erleuchtete genannt, die ihren Oberpriester haben und viel von dem neuen Jerusalem träumen.

Die Jerusalemitaner,

oder die neue Kirche zu Jerusalem, ein Zweig der Swedenborgianer, mit 30 Gemeinden und 38 Kirchen.

Die Bethlehemitaner

bestehen in einer religiösen Secte unter dem Namen: Bethlehem der Seeleute.

Die Sioniten,

oder Christen vom Berge Sion so genannt.

Die Bryoniten

verstehen die Worte der heiligen Schrift: »Wenn dich dein rechtes Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es in's Feuer,« Matth. V. 29 — buchstäblich, und reißen sich zufolge des göttlichen Befehles dieses Glied, wenn es zur Veranlassung einer Sünde wird, aus dem Körper, weil es besser ist, wie verheißen wird, daß eines dieser Glieder verderbe, als daß der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. So thun auch

Die Ranters

in ihrem Wahne, welche nach dem Ausspruche Matth. V 30 sich den »Arm abhauen,« wenn er sie ärgert, und höchlich empört werden, sobald sie an der Vollendung des blutigen Werkes durch irgend eine fremde äußere Gewalt gehindert werden. Die Urheber dieser beiden närrischen Secten sollen zwei Brüder von Bodwinnin in Pennsylvanien seyn.

Die Latitudinarier

lehren, daß der Weg zum Himmel nichts weniger als eng, sondern weit und breit genug ist.

Die Tunkers,

eine Secte, welche sich hauptsächlich im J. 1719 zu Ephrata bei Lancaster in Pennsylvanien angesiedelt hat. Sie sind eigentlich Abkömmlinge der alten, unruhigen deutschen Wiedertäufer (Anabaptists), welche unter Carlstadt und Münzer so übel hauseten, aber durch Menno Simon zu besseren Gesinnungen gebracht wurden, und nach Amerika auswanderten. Sie haben ihren Namen von dem Untertauchen bei den Taufen (Tunken), führen ein einsiedlerisches Leben, feiern den Samstag gleich den Juden statt des Sonntags, d. i. den siebenten Tag, daher sie auch Siebenträger genannt werden, und haben in ihrem ganzen Wesen und Benehmen, die Unreinlichkeit und den Haar- und Bartwuchs nicht abgerechnet, viel Jüdisches. Die Männer schneiden sich zwar das Haupthaar ab, lassen aber dafür den Bart lang wachsen, daher man sie auch Bartmänner heißt.

Die Tabernakulisten,

theils Methodisten oder Baptisten, deren Versammlungsörter Tabernacles, so wie sie selbst Glieder des Branche Tabernacle genannt werden.

Die Bibelchristen

sind im Ganzen sanfte Schwärmer, die nur Wasser trinken und Pflanzennahrung zu sich nehmen, und sich überhaupt strenge an den Wortlaut der Bibel halten. Sie schlagen ihren Predigtstuhl überall auf, in Gesellschaften, auf Reisen in den Dampf- und Canalbooten, in Postkutschen (Stages) u. s. w., und kommen daher sehr oft ungelegen mit ihrem Wort- und Bekehrungseifer.

Die Cämbleleute.

Der Urheber dieser Secte unter dem Namen Camblelites (sprich Cämbelleits) war ein gewisser Camble, vorher Anabaptist, der eine neue Bibel herausgab, die, angefüllt mit Grundsätzen, eine besondere Gattung von Universalism ist. Nicht bloß in Pennsylvanien, sondern auch im Staate New-York hat er seiner Muttersecte mehrere Kirchen entrissen, und für seinen Cultus in Gebrauch genommen. Mehrere seiner Anhänger finden sich zu Buffalo.

Die Rappisten.

Die Rappisten, eigentlich in Economy (Beaver County in Pennsylvanien), einem neu angelegten Orte an dem Flusse gleiches Namens, achtzehn Meilen unter Pittsburg, zu Hause, haben ihre Benennung von Rapp, der zu Anfang des laufenden Jahrhunderts mit einer Anzahl Würtemberger aus seinem Vaterlande wanderte, und sich zuerst in Harmony im Staate New-York, dann in New-Harmony im Staate Indiana am Wabashflusse niederließ. Er verkaufte jedoch diese Besitzung, welche bei 5000 Acres Landes einnahm, um den Preis von 80,000 Dollars an einen Emigranten, Namens Owen, und siedelte sich von Neuem in Economy an, welcher Ort ihm großentheils seine Entstehung verdankt. Hier war es nun sein ernstes Bestreben, den Seinigen eine patriarchalische Verfassung zu geben, und durch Einführung der Gütergemeinschaft und gemeinschaftliches Zusammenwirken aller Glieder zum allgemeinen Besten den Wohlstand eines jeden Einzelnen zu sichern. Er selbst stellte sich als geistliches Oberhaupt der neuen Niederlassung auf, hielt auf strenge Beobachtung der Sittengesetze, auf fleißigen Besuch des Gottesdienstes, wobei er selbst jeden Sonntag predigte. Dessen religiöse Bestrebungen sind aber nach der Hand ganz in industrielle übergegangen, so daß die Gemeinde gegenwärtig nur auf temporellen Gewinn und Verdienst ihr Augenmerk richtet, Ackerbau und Viehzucht treibt, Fabriken anlegt, die hier zu Lande einen trefflichen Erwerbszweig geben. — Einer öffentlichen Nachricht zufolge feierte der alte Rapp, Patriarch der deutsch-amerikanischen Secten, im Monate November 1843 seinen 91. Geburtstag in Economy.

Die Atheisten.

Die Atheisten waren und sind zum Theil noch Bewohner der Stadt New-Harmony im Staate Indiana, an den Ufern des Flusses Wabash, der sich in den Ohio ergießt, welches Staatgebiet Robert Dale Owen von Rapp käuflich an sich brachte, um mit einer Gesellschaft von Freisinnigen, die sich ihm anschloß, von hier aus eine Art Weltverbesserung zu bewirken, und seinen antireligiösen Grundsätzen, die in England keinen Eingang fanden, auf amerikanischem Boden Anhang, Dauer und Verbreitung zu verschaffen. Er lehrte, daß alle Religionen auf einem bloßen Wahn beruhen, so auch das Christenthum nur Trug, dessen Ursprung eine Fabel sei, und der reinen Sittlichkeit und Entwicklung des menschlichen Geistes nur Hindernisse bereite!? Da er nämlich kein Local zur Verehrung eines Gottes oder zu Versammlungen für gottesdienstliche Zwecke bedurfte, so ließ er

auch alsogleich die im Orte noch vorfindliche Kirche zu einer Werkstätte einrichten, und das daranstoßende Gebäude in einen Tanz- und Concertsaal, so wie zu einem Appartement für philosophische Vorträge umgestalten. Es fanden sich bald mehrere Personen beiderlei Geschlechts, welche diese Glaubensansichten mit ihm theilten, zumal er damit eine eben nicht rigoröse Moral verband und vollkommene Gleichheit und Gemeinschaft der Güter verkündigte. Enthusiasten, Landstreicher, Gauner und faule Taugenichtse meldeten sich als Mitglieder dieser Gesellschaft, und ließen sich's eine Zeit lang auf gemeinschaftliche Kosten wohl schmecken. Die Bessergesinnten, welche das wenig mitgebrachte Geld verzehrt hatten, fanden sich aber in ihren Hoffnungen getäuscht, wurden mißmuthig, unzufrieden mit ihrem Loose, und schieden von dem gepriesenen Vereine und einer Verfassung, die so wenig ihren Erwartungen entsprochen hatte. Zu einem solchen Resultate muß natürlich jede gotteslästerliche Secte führen.

Die Mormoniten.

Eine in allen Lastern und Ausschweifungen versunkene Secte mit den thörichtsten Träumereien, die sie für ihre Glaubensartikel ausgibt. Sie leitet ihren Namen von dem Buche Mormon her, das sonst auch die goldene Bibel heißt, und eine Sammlung der albernsten und abgeschmacktesten Erzählungen enthält, die man sich denken kann; z. B. daß Briefe von der Hand Gottes geschrieben für Mormons Gläubige vom Himmel fallen, deren Schriftzüge verschwinden, wenn man sie abschreiben will; daß denselben zuweilen einige von den weißen Steinen zukommen, deren in der Apokalypse Meldung geschieht u. s. w. Die Secte verehrt als ihren Stifter einen gewissen John Smith, der aber banquerottirt hat, und ein Weib, das insbesonders bei der Aufnahme eines Individuums eine wichtige Rolle spielt. Sie hat sich zu Kingston in Massachusetts gebildet, wurde aber von da vertrieben, und sucht sich nun in anderen Staaten, z. B. Pennsylvanien, New-York, Ohio und Jowa, auszubreiten, in denen durch mannigfaltige Tractate der Mormonism eine »Religion für Jung und Alt« gepriesen wird. Man gibt die Zahl der Mormoniten gegenwärtig auf 15,000 an. Laut eingegangenen Nachrichten wurde Joe Smith mit seinem Bruder Hiram im J. 1844, als beide aus dem Schuldgefängnisse zu Carthago entfliehen wollten, durch die darin Wache haltenden Soldaten, denen sie sich zur Wehre setzten, erschossen. Aus Rache zündeten dann die anderen Mormonen-Brüder die Stadt an.

Die Deutsch-Reformirten, Holländisch-Reformirten, Vereint-Reformirten, Evangelisch-Lutherischen,

sind größtentheils eingewanderte europäische Religions- und Kirchenverwandte, und nicht bloß in Pennsylvanien, sondern auch in Neu-England, in den südlichen Staaten, ja fast über die ganze Union verbreitet. In Pennsylvanien haben die Reformirten den Heidelberger Katechismus angenommen.

Die Juden.

Die Juden, deren in ganz Nordamerika nicht mehr als 20,000 seyn mögen, haben in den vereinigten Staaten nur zu New-Port, New-York, Philadelphia, Charleston und Savannah Synagogen. In das Innere der Staaten sind sie noch nicht gedrungen.

Die Universalisten.

Die Universalisten glauben, daß alle Religionen gleichen Werth haben, daß es keine Hölle und keine ewigen Strafen gebe, sondern nur zeitliche und stufenweise Züchtigungen; daß die Guten wie die Bösen, da Jesus für Alle ohne Unterschied genug gethan hat, in gleicher Weise einmal Gott von Angesicht zu Angesicht schauen werden, daß folglich das Heil aller Menschen eine feststehende Sache, und diese Ordnung der Güte und Gerechtigkeit Gottes vollkommen angemessen. Diese Sectirer kennen kein Gebet und haben auch keinen Gottesdienst; sie besitzen wohl Kirchen oder Versammlungshäuser und Geistliche, von welchen sie von Zeit zu Zeit zusammenberufen werden, aber nur um sich mit einander zu besprechen und solche Angelegenheiten zu verhandeln, welche die Gemeinde interessiren. Diese Secte ist eine einheimische Frucht der vereinigten Staaten, und wächst von Tag zu Tag. Sie zählt bereits 300 Prediger und 600 Gemeinden. Ihr Erfinder und Gründer ist ein gewisser Elchanan Winchester. Der Universalismus gewinnt Anhänger auch in England, wohin er aus Amerika erst übergesiedelt ist. Wie gefährlich er durch die Lehre, daß Gute und Böse einst gleiches Loos ernten, dem Staate und jedem gesellschaftlichen Verbande ist, ist einleuchtend.

Die Mehrzahl der genannten Religionsparteien hatte auch zur Verbreitung ihrer Dogmen und Vermehrung der Anhänger ihre Partikular-Missions- und Bibelgesellschaften. So gab es einen amerikanischen Missionsverein der Congregationalisten, der Presbyterianer, der Baptisten, der Methodisten,

Hicksites-Quäcker, welche mehr oder weniger von der allzugroßen Strenge der Disciplin der alten Orthodoxen abgingen.

Die Herrnhuter.

Die Herrnhuter, auch Moravianer oder mährische Brüder genannt, wurden im J. 1741 durch ihren Stifter, Graf Zinzendorf, in Pennsylvanien eingeführt, und lehren, daß man nur Jesum Christum oder Gott den Sohn zum einzigen Gegenstande des Gottesdienstes wählen soll. Sie zeichnen sich durch gute, stille Sitten, strenge Lebensordnung, Redlichkeit, Arbeitsamkeit und Gewerbsthätigkeit aus Ihr Hauptsitz ist zu Nazareth und Bethlehem im Staate Pennsylvanien, mit einer Anzahl von ungefähr 12,000 Seelen. Sie sprechen alle Deutsch, freilich das furchtbare Pennsylvanisch-Deutsche, was zu verstehen keine geringe Mühe kostet, indem es mit allen möglichen englischen und andern fremden Wörtern corrumpirt ist. Die Kirche, das Bruder-, Schwestern- und Schulhaus in Nazareth sind nach dem Muster aller Herrnhutergemeinden eingerichtet, und die einzigen merkwürdigen Gebäude daselbst. Wie hier eine Erziehungsanstalt für Knaben besteht, so ist auch eine für Mädchen in Bethlehem, die sehr gerühmt wird, und in welcher nicht nur Herrnhuterkinder, sondern auch andere von ganz verschiedenen Secten aus Philadelphia, New-York und anderen Orten der benachbarten Staaten erzogen werden. In Bethlehem residirt auch der Bischof sammt drei Geistlichen.

Die Unitarier.

Die Unitarier oder Socinianer lehren, daß man nur Gott den Vater allein anbeten dürfe, weil es keine Dreifaltigkeit gäbe; sie sind aus den Congregationalisten hervorgegangen, von welchen sie sich in Boston trennten; haben sowohl hier, als zu New-York, Baltimore, Cincinnati u. s. w., als auch in Süden und Westen der Union die ansehnlichsten Gebäude zu ihren Tempeln, geistvolle Schriftsteller und ausgezeichnete Kanzelredner. Ihre Tempel zieren im Inneren mit goldenen Buchstaben Texte der heiligen Schrift, als oberste Principien ihrer Dogmenlehre und Moral, z. B.: »Das ist das ewige Leben, daß sie Dich, den allein wahren Gott, und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen,« Joh. XVII. 3. — »Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst,« Math. III. 19—22. — Die Vorträge ihrer Prediger schließen mit Gesang und Melodien von weiblichen Chören.

Die Mennoniten.

Die Mennoniten, ursprünglich Baptisten, von ihrem Stifter Menno Simon so genannt, haben ihre vornehmste Niederlassung zu Germantown in Pennsylvanien, wo sie schon im J. 1692 eingeführt wurden. Man gibt die Zahl ihrer Mitglieder auf 30,000 und die der Prediger auf 200 an.

Die Swedenborgianer.

Die Swedenborgianer, eine Secte voll Mysticismus und Mysterien, von Baron Swedenborg gestiftet, aus Europa nach Amerika gewandert, haben sich im Staate Massachusetts vorzüglich niedergelassen, wo sie bei 2000 Gläubige zählen. Sie werden auch Erleuchtete genannt, die ihren Oberpriester haben und viel von dem neuen Jerusalem träumen.

Die Jerusalemitaner,

oder die neue Kirche zu Jerusalem, ein Zweig der Swedenborgianer, mit 30 Gemeinden und 33 Kirchen.

Die Bethlehemitaner

bestehen in einer religiösen Secte unter dem Namen: Bethlehem der Seeleute.

Die Sioniten,

oder Christen vom Berge Sion so genannt.

Die Bryoniten

verstehen die Worte der heiligen Schrift: »Wenn dich dein rechtes Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es in's Feuer,« Matth. V. 29 — buchstäblich, und reißen sich zufolge des göttlichen Befehles dieses Glied, wenn es zur Veranlassung einer Sünde wird, aus dem Körper, weil es besser ist, wie verheißen wird, daß eines dieser Glieder verderbe, als daß der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. So thun auch

Die Ranters

in ihrem Wahne, welche nach dem Ausspruche Matth. V 30 sich den »Arm abhauen,« wenn er sie ärgert, und höchlich empört werden, sobald sie an der Vollendung des blutigen Werkes durch irgend eine fremde äußere Gewalt gehindert werden. Die Urheber dieser beiden närrischen Secten sollen zwei Brüder von Bodwinnin in Pennsylvanien seyn.

Die Latitudinarier

lehren, daß der Weg zum Himmel nichts weniger als eng, sondern weit und breit genug ist.

Die Tunkers,

eine Secte, welche sich hauptsächlich im J. 1719 zu Ephrata bei Lancaster in Pennsylvanien angesiedelt hat. Sie sind eigentlich Abkömmlinge der alten, unruhigen deutschen Wiedertäufer (Anabaptists), welche unter Carlstadt und Münzer so übel hauseten, aber durch Menno Simon zu besseren Gesinnungen gebracht wurden, und nach Amerika auswanderten. Sie haben ihren Namen von dem Untertauchen bei den Taufen (Tunken), führen ein einsiedlerisches Leben, feiern den Samstag gleich den Juden statt des Sonntags, d. i. den siebenten Tag, daher sie auch Siebenträger genannt werden, und haben in ihrem ganzen Wesen und Benehmen, die Unreinlichkeit und den Haar- und Bartwuchs nicht abgerechnet, viel Jüdisches. Die Männer schneiden sich zwar das Haupthaar ab, lassen aber dafür den Bart lang wachsen, daher man sie auch Bartmänner heißt.

Die Tabernakulisten,

theils Methodisten oder Baptisten, deren Versammlungsörter Tabernacles, so wie sie selbst Glieder des Branche Tabernacle genannt werden.

Die Bibelchristen

sind im Ganzen sanfte Schwärmer, die nur Wasser trinken und Pflanzennahrung zu sich nehmen, und sich überhaupt strenge an den Wortlaut der Bibel halten. Sie schlagen ihren Predigtstuhl überall auf, in Gesellschaften, auf Reisen in den Dampf- und Canalbooten, in Postkutschen (Stages) u. s. w., und kommen daher sehr oft ungelegen mit ihrem Wort- und Bekehrungseifer.

Die Cämbleleute.

Der Urheber dieser Secte unter dem Namen Camblelites (sprich Cämbelleits) war ein gewisser Camble, vorher Anabaptist, der eine neue Bibel herausgab, die, angefüllt mit Grundsätzen, eine besondere Gattung von Universalism ist. Nicht bloß in Pennsylvanien, sondern auch im Staate New-York hat er seiner Muttersecte mehrere Kirchen entrissen, und für seinen Cultus in Gebrauch genommen. Mehrere seiner Anhänger finden sich zu Buffalo.

Die Rappisten.

Die Rappisten, eigentlich in Economy (Beaver County in Pennsylvanien), einem neu angelegten Orte an dem Flusse gleiches Namens, achtzehn Meilen unter Pittsburg, zu Hause, haben ihre Benennung von Rapp, der zu Anfang des laufenden Jahrhunderts mit einer Anzahl Würtemberger aus seinem Vaterlande wanderte, und sich zuerst in Harmony im Staate New-York, dann in New-Harmony im Staate Indiana am Wabashflusse niederließ. Er verkaufte jedoch diese Besitzung, welche bei 5000 Acres Landes einnahm, um den Preis von 80,000 Dollars an einen Emigranten, Namens Owen, und siedelte sich von Neuem in Economy an, welcher Ort ihm großentheils seine Entstehung verdankt. Hier war es nun sein ernstes Bestreben, den Seinigen eine patriarchalische Verfassung zu geben, und durch Einführung der Gütergemeinschaft und gemeinschaftliches Zusammenwirken aller Glieder zum allgemeinen Besten den Wohlstand eines jeden Einzelnen zu sichern. Er selbst stellte sich als geistliches Oberhaupt der neuen Niederlassung auf, hielt auf strenge Beobachtung der Sittengesetze, auf fleißigen Besuch des Gottesdienstes, wobei er selbst jeden Sonntag predigte. Dessen religiöse Bestrebungen sind aber nach der Hand ganz in industrielle übergegangen, so daß die Gemeinde gegenwärtig nur auf temporellen Gewinn und Verdienst ihr Augenmerk richtet, Ackerbau und Viehzucht treibt, Fabriken anlegt, die hier zu Lande einen trefflichen Erwerbszweig geben. — Einer öffentlichen Nachricht zufolge feierte der alte Rapp, Patriarch der deutsch-amerikanischen Secten, im Monate November 1843 seinen 91. Geburtstag in Economy.

Die Atheisten.

Die Atheisten waren und sind zum Theil noch Bewohner der Stadt New-Harmony im Staate Indiana, an den Ufern des Flusses Wabash, der sich in den Ohio ergießt, welches Staatgebiet Robert Dale Owen von Rapp käuflich an sich brachte, um mit einer Gesellschaft von Freisinnigen, die sich ihm anschloß, von hier aus eine Art Weltverbesserung zu bewirken, und seinen antireligiösen Grundsätzen, die in England keinen Eingang fanden, auf amerikanischem Boden Anhang, Dauer und Verbreitung zu verschaffen. Er lehrte, daß alle Religionen auf einem bloßen Wahn beruhen, so auch das Christenthum nur Trug, dessen Ursprung eine Fabel sei, und der reinen Sittlichkeit und Entwicklung des menschlichen Geistes nur Hindernisse bereite!? Da er nämlich kein Local zur Verehrung eines Gottes oder zu Versammlungen für gottesdienstliche Zwecke bedurfte, so ließ er

auch alsogleich die im Orte noch vorfindliche Kirche zu einer Werkstätte einrichten, und das daranstoßende Gebäude in einen Tanz- und Concertsaal, so wie zu einem Appartement für philosophische Vorträge umgestalten. Es fanden sich bald mehrere Personen beiderlei Geschlechts, welche diese Glaubensansichten mit ihm theilten, zumal er damit eine eben nicht rigoröse Moral verband und vollkommene Gleichheit und Gemeinschaft der Güter verkündigte. Enthusiasten, Landstreicher, Gauner und faule Taugenichtse meldeten sich als Mitglieder dieser Gesellschaft, und ließen sich's eine Zeit lang auf gemeinschaftliche Kosten wohl schmecken. Die Bessergesinnten, welche das wenig mitgebrachte Geld verzehrt hatten, fanden sich aber in ihren Hoffnungen getäuscht, wurden mißmuthig, unzufrieden mit ihrem Loose, und schieden von dem gepriesenen Vereine und einer Verfassung, die so wenig ihren Erwartungen entsprochen hatte. Zu einem solchen Resultate muß natürlich jede gotteslästerliche Secte führen.

Die Mormoniten.

Eine in allen Lastern und Ausschweifungen versunkene Secte mit den thörichtsten Träumereien, die sie für ihre Glaubensartikel ausgibt. Sie leitet ihren Namen von dem Buche Mormon her, das sonst auch die goldene Bibel heißt, und eine Sammlung der albernsten und abgeschmacktesten Erzählungen enthält, die man sich denken kann; z. B. daß Briefe von der Hand Gottes geschrieben für Mormons Gläubige vom Himmel fallen, deren Schriftzüge verschwinden, wenn man sie abschreiben will; daß denselben zuweilen einige von den weißen Steinen zukommen, deren in der Apokalypse Meldung geschieht u. s. w. Die Secte verehrt als ihren Stifter einen gewissen John Smith, der aber banquerottirt hat, und ein Weib, das insbesonders bei der Aufnahme eines Individuums eine wichtige Rolle spielt. Sie hat sich zu Kingston in Massachusetts gebildet, wurde aber von da vertrieben, und sucht sich nun in anderen Staaten, z. B. Pennsylvanien, New-York, Ohio und Jowa, auszubreiten, in denen durch mannigfaltige Tractate der Mormonism eine »Religion für Jung und Alt« gepriesen wird. Man gibt die Zahl der Mormoniten gegenwärtig auf 15,000 an. Laut eingegangenen Nachrichten wurde Joe Smith mit seinem Bruder Hiram im J. 1844, als beide aus dem Schuldgefängnisse zu Carthago entfliehen wollten, durch die darin Wache haltenden Soldaten, denen sie sich zur Wehre setzten, erschossen. Aus Rache zündeten dann die anderen Mormonen-Brüder die Stadt an.

Die Deutsch-Reformirten, Holländisch-Reformirten, Vereint-Reformirten, Evangelisch-Lutherischen,

sind größtentheils eingewanderte europäische Religions- und Kirchenverwandte, und nicht bloß in Pennsylvanien, sondern auch in Neu-England, in den südlichen Staaten, ja fast über die ganze Union verbreitet. In Pennsylvanien haben die Reformirten den Heidelberger Katechismus angenommen.

Die Juden.

Die Juden, deren in ganz Nordamerika nicht mehr als 20,000 seyn mögen, haben in den vereinigten Staaten nur zu New-Port, New-York, Philadelphia, Charleston und Savannah Synagogen. In das Innere der Staaten sind sie noch nicht gedrungen.

Die Universalisten.

Die Universalisten glauben, daß alle Religionen gleichen Werth haben, daß es keine Hölle und keine ewigen Strafen gebe, sondern nur zeitliche und stufenweise Züchtigungen; daß die Guten wie die Bösen, da Jesus für Alle ohne Unterschied genug gethan hat, in gleicher Weise einmal Gott von Angesicht zu Angesicht schauen werden, daß folglich das Heil aller Menschen eine feststehende Sache, und diese Ordnung der Güte und Gerechtigkeit Gottes vollkommen angemessen. Diese Sectirer kennen kein Gebet und haben auch keinen Gottesdienst; sie besitzen wohl Kirchen oder Versammlungshäuser und Geistliche, von welchen sie von Zeit zu Zeit zusammenberufen werden, aber nur um sich mit einander zu besprechen und solche Angelegenheiten zu verhandeln, welche die Gemeinde interessiren. Diese Secte ist eine einheimische Frucht der vereinigten Staaten, und wächst von Tag zu Tag. Sie zählt bereits 300 Prediger und 600 Gemeinden. Ihr Erfinder und Gründer ist ein gewisser Elchanan Winchester. Der Universalismus gewinnt Anhänger auch in England, wohin er aus Amerika erst übergesiedelt ist. Wie gefährlich er durch die Lehre, daß Gute und Böse einst gleiches Loos ernten, dem Staate und jedem gesellschaftlichen Verbande ist, ist einleuchtend.

Die Mehrzahl der genannten Religionsparteien hatte auch zur Verbreitung ihrer Dogmen und Vermehrung der Anhänger ihre Partikular-Missions- und Bibelgesellschaften. So gab es einen amerikanischen Missionsverein der Congregationalisten, der Presbyterianer, der Baptisten, der Methodisten,

man kann sich die Sorgen und den Kummer vorstellen, wenn der Bischof, im Falle er Eigenthümer mehrerer Kirchen ist, nebst dem Unterhalte der Geistlichen und den Auslagen auf Kirchenbedürfnisse, auch noch die Schulden und Interessen derselben bezahlen muß. Die auf Kirche und Grund haftenden Schulden müssen nämlich in gewissen Terminen abgetragen werden; wo nicht, so werden die Kirchen im Executionswege öffentlich versteigert; aber Dank sei es den Bemühungen und Anstrengungen der Bischöfe, daß noch keine katholische Kirche in den vereinigten Staaten in fremde Hände gekommen ist. Interessen werden zum wenigsten 6—7 Procente entrichtet, da diese die gesetzmäßig niedrigsten sind. — Die Missionspfarrer der englischen Katholiken erhalten gewöhnlich einen jährlichen Gehalt von 6—800 Dollars, die der deutschen 3—400 Dollars. Das Stipendium ordinarium ist ein halber Dollar.

Die religiösen Institute und geistlichen Communitäten der Diöcesen finden ihre Subsistenz bloß durch die Kost- und Unterrichtsgelder der Pensionäre und Tagschüler in den Akademien, Collegien und Erziehungsanstalten, die mit ihnen verbunden sind; nur das Jesuitencollegium zu Georgetown besitzt nebstbei Ländereien, die es ehemals von Sclaven bearbeiten ließ; eben so die Dominikanerprovinz in Kentucky, das Ursulinerkloster zu New-Orleans, das Mutterhaus der barmherzigen Schwestern zu Emmitsburg, das Kloster derselben nächst Bardstown, welche Convente einige liegende Grundstücke und Bauereien besitzen.

Mit Ausnahme des Seminariums von Philadelphia bestehen die übrigen bisher errichteten bischöflichen Seminarien in den Diöcesen nur durch den Ertrag der Collegien und Erziehungsanstalten, in denen die Theologie Studierenden zugleich Unterricht geben.

Alle Wohlthätigkeitsanstalten, als Waisen-, Kranken- und Irrenhäuser, Freischulen u. s. w., erhalten sich einzig durch freiwillige Beiträge sowohl einzelner Menschen, als frommer Vereine, durch Subscriptionen, Opfergaben, Vermächtnisse, fromme Legate, durch den Ertrag musikalischer Akademien und Concerte, die zu ihrem Besten gegeben werden, und endlich der Fairs. Letztere sind Ausstellungen verschiedener, von Wohlthätern einem Institute geschenkter Kunst- und Arbeitsgegenstände, welche im Wege der Versteigerung an die Meistbietenden hintangegeben werden. — Das Einkommen der Kirche und des Clerus in Amerika stellt sich daher, da es größtentheils der Privatwohlthätigkeit zugewiesen ist, noch immer als sehr precär

heraus, und beide Theile sehen demnach vertrauungsvoll der fortdauernden Hülfe und Unterstützung von Europa entgegen.

Was die religiösen Orden und Klöster betrifft, so haben sich bis jetzt in den vereinigten Staaten folgende religiöse Genossenschaften und Klostercommunitäten festgesetzt:

1) Die Jesuiten mit Collegien, Akademien und hohen Schulen zu Georgetown (D. Columbia), Frederick City (Maryland), St. Louis (Missouri), Louisville und Lebanon (Kentucky). Sie waren die ersten Missionäre, welche die Katholiken nach Maryland begleiteten, und auch nach Aufhebung des Ordens als Weltpriester dort fortarbeiteten. Nach ihrer Wiederherstellung verbreiteten sie sich von Neuem, und haben bereits drei Noviziate in den vereinigten Staaten, nämlich zu Frederic City (Maryland), zu St. Stanislaus (Kentucky) und zu Florissant (Missouri).

2) Die Sulpicianer, gegenwärtig mit einem Collegium (St. Mary's College) zu Baltimore, indeß sie längere Zeit auch das Collegium Mount St. Mary's bei Emmitsburg versahen. Sie stifteten auch das Priesterseminar St. Mary's Theological Seminary zu Baltimore, so wie letzthin unweit Baltimore an der Straße nach Frederic das Seminar St. Charles für Knaben, welche sich zum geistlichen Stande vorbereiten. Zur Gründung des Priesterseminariums führte Bischof Caroll im J. 1790 die erste Colonie Sulpicianer mit sich nach Amerika. Seit dieser Zeit hat der neue Welttheil diesem Orden die Errichtung mehrerer gelehrten Schulen, aus denen für Kirche und Staat viele vortreffliche Männer hervorgegangen sind, zu verdanken.

3) Die Lazaristen oder Missionäre des h. Vincenz von Paula, im J. 1815 von Rom nach Amerika verpflanzt, gründeten ihr erstes Missionshaus zu Barrens in der Diöcese St. Louis, wo auch ihr Oberer residirt, und eröffneten nach einigen Jahren ein Collegium, welches zur Universität erhoben ward. Sie breiten sich bedeutend aus, errichten Schulen und sind Leiter mehrerer altpriesterlicher Seminare, als zu St. Louis, Louisville, New-Orleans, Cincinnati, Philadelphia, New-York. Bereits sind einige auch nach Texas übersiedelt.

4) Die Redemptoristen zu Baltimore im Staate Maryland; zu Philadelphia und Pittsburg im Staate Pennsylvanien; zu New-York, Rochester, Albany, Buffalo im Staate New-York; zu Monroe in der Diöcese Detroit. Aus ihrer Versammlung zu Wien sind bereits im J. 1833 einige Priester und Laienbrüder in die Missionen nach Cincinnati

und Detroit abgegangen; gegenwärtig haben sie zu Baltimore ein Congregationshaus, ein Noviziat und Collegium gegründet, so wie mehrere Kirchengebäude und Schulen in den vorbenannten Ortschaften errichtet. Eine ihrer vorzüglichsten Bestrebungen ist, deutsche Jünglinge, welche sich dem Priesterstande widmen, zu erziehen, um dem Mangel an Seelsorgern für die deutschen Katholiken wo möglich abzuhelfen. Besonderer Segen Gottes begleitet das Wirken dieser Versammlung unter ihrem thätigen und seeleneifrigen Superior, P. Alexander Czritkovicz.

5) Die Dominicaner mit Conventen und Schulen zu St. Joseph (Perry C.) im Staate Ohio, wo auch ihr Provinzial seinen Sitz hat, und zu St. Rosa (Washington C.) im Staate Kentucky. Sie kamen nach Amerika, als ihr Orden in Flandern unterdrückt worden war.

6) Die Schulbrüder des h. Joseph. Sie kamen erst kürzlich aus Frankreich, und ließen sich, zwölf an der Zahl, bei Southbend bei Washington (Davis C.) im Staate Indiana nieder, wo sie bereits eine Schule eröffneten, ihr Noviziat und Mutterhaus gründeten. Gegenwärtig besteht die Communität schon aus 33 Brüdern und 3 Priestern. In Baltimore haben sie bereits die Cathedralschule und in Vincennes nach dem Wunsche des dortigen Bischofs den Unterricht der dasigen Jugend übernommen, zu welchem Zwecke auch der Bischof von New-York sie in seine Diöcese zu rufen gedenkt. Sie dürften sich bald durch alle vereinigten Staaten zur Unterweisung der katholischen Jugend mit dem besten Erfolge verbreiten.

7) Die Eudisten aus Frankreich mit dem Collegium St. Gabriel zu Vincennes im Staate Indiana.

8) Die Clercs du Saint Viateur zu Carondolet im Staate Missouri.

9) Die Väter der Barmherzigkeit, eine vor Kurzem in Frankreich gestiftete Congregation von Weltgeistlichen, welche im J. 1839 nach Mobile berufen wurden, wo sie ein Collegium und das Diöcesan-Seminar besorgen sollen.

10) Die irländischen Augustiner zu Philadelphia und Williamsburgh bilden für sich eine eigene Provinz in Amerika.

11) Die Väter vom heiligen Blute, erst jüngst aus Frankreich gekommen, zu Norwalk im Staate Ohio.

12) Die Franziskaner an der Dreifaltigkeitskirche zu Cincinnati.

Zahlreicher als die männlichen Orden verbreiten sich die weiblichen, und erwerben sich um die Mädchenerziehung unschätzbare Verdienste. Hieher gehören:

1) Die Nonnen von der Heimsuchung Mariens, Salesianerinnen genannt, in Georgetown bei Washington, mit einer Erziehungsanstalt von 120 weiblichen Zöglingen, von denen 80 zur Erziehung im Kloster leben; zu Baltimore mit einer Pensionsanstalt von 111 Mädchen; zu Mobile im Staate Alabama und zu Kaskaskia im Staate Illinois (nun zu St. Louis).

2) Die Schwestern von der göttlichen Vorsehung zu Baltimore. Diese bilden eine Genossenschaft farbiger Jungfrauen mit den gewöhnlichen Klostergelübden, welche den Mädchen ihrer Farbe sowohl Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Sprachen u. s. w., als auch in weiblichen Arbeiten ertheilen. Eine andere Abtheilung sind:

3) Die Schwestern der göttlichen Vorsehung zu Terre Haute und Jasper im Staate Indiana und zu St. Francisville im Staate Illinois (Lawrence C.), wohin sie, dreizehn an der Zahl, Bischof Cölestin de la Hailandière von Vincennes im J. 1840 und 1841 verpflanzt hat. Sie haben daselbst überall Schulen eröffnet und ihre Gemeinde zählt schon mehr als 27 Mitglieder. Diese Schwesterschaft, vom h. Vincenz von Paul gestiftet zum Unterrichte der weiblichen Jugend, hat eine ähnliche Verfassung, wie jener Verein der Schwestern der Liebe. Mehrere Mutterhäuser und Noviziate derselben sind in Frankreich.

4) Die Carmeliterinnen, d. i. Theresianen-Barfüßerinnen zu Baltimore, mit einer Lehranstalt, in welcher sie bei achtzig Mädchen erziehen. Ihr Gründer ist der Jesuit und Missionär Carl Neale, Bruder des Erzbischofs Leonard Neale selig, Stifter der Salesianerinnen zu Baltimore.

5) Die Schwestern Unserer Frau vom Berge Carmel zu New-Orleans, welche eine Menge farbiger Kostgängerinnen und auswärtige Schülerinnen unterrichten.

6) Die barmherzigen Schwestern des h. Vincenz von Paul, allgemein Schwestern der Liebe (Sisters of Charity) in Amerika genannt, sind bereits durch die ganze Union verbreitet, so daß es beinahe keine Stadt und keinen Flecken gibt, wo sie entweder nicht die Waisenhäuser über sich hätten, oder in Spitälern und Irrenhäusern die Kranken pflegten oder Unterricht in den Schulen gäben. Diese haben sich bei dem Umstande, daß man eine Colonie der vom h. Vincenz von Paul gestifteten barmherzigen Schwestern aus Frankreich nicht erhalten konnte, in Amerika selbst, und zwar vorzüglich durch den Eifer einer von dem Protestantismus in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrten Frau, Namens Seton,

gebildet. Diese edle Dame versammelte im J. 1809 bei Emmitsberg in der Diöcese Baltimore einige Frauen und Mädchen in eine kleine Gesellschaft, und gründete dadurch die Pflanzschule aller in den vereinigten Staaten bereits zahlreich verbreiteten barmherzigen Schwestern. Das Mutterhaus zu St. Joseph nächst Emmitsburg zählt gegenwärtig bei 110 Schwestern innerhalb seiner Mauern, und dessen Zweige fehlen in keiner Diöcese. Sie besitzen im Ganzen 37 Häuser, welche sich in 15 Schulen für Kostmädchen und auswärtige Schülerinnen, in 16 Waisenhäuser, womit ebenfalls Schulen verbunden sind, und in 6 Spitäler theilen. Niederlassungen, wo der Verein kein eigenes Haus besitzt, sondern wo sich bloß eine Anzahl Schwestern zur Ausübung der erwähnten Liebesdienste befindet, sind zu Albany, Baltimore, Bardstown, Boston, Charleston, Cincinnati, Lexington, St. Louis, Louisville, Mobile, Morganfield, New-Orleans, New-York, Norfolk, Philadelphia, Pittsburg, Richmond, Utica, Vincennes, Washington, Wilmington u. s. w. — Die Kraft ihrer Nächstenliebe glänzte besonders im schönsten Lichte zur Zeit der Cholera, wo sie nicht nur die Kranken in ihre Häuser aufnahmen und ihnen ihre Schlafstätten abtraten, sondern auch auf Jedermanns Verlangen außer ihren Häusern bereitwilligst ihre Dienste anboten.

7) Die Ursulinerinnen zu Charleston und New-Orleans, mit trefflichen weiblichen Lehr- und Erziehungs-Anstalten. Die Ursulinerinnen von New-Orleans haben sich schon vor mehr als hundert Jahren daselbst festgesetzt, und bei jedem Regierungswechsel erhalten. Ihnen verdankt vorzüglich eine große Anzahl Mädchen von schwarzer und weißer Farbe Bildung und Unterricht.

8) Die Schwestern vom h. Joseph zu Kahokias im Staate Illinois mit einer weiblichen Lehranstalt und zu Carondolet im Staate Missouri mit einem Taubstummen-Institute. Dieser Orden, gegründet im J. 1830 von der Baronin Vialard zu Gaillon in Frankreich (Tar-Departement), macht die Pflege der Kranken, die Erziehung und den Unterricht der weiblichen Jugend zu seinem Hauptgeschäfte.

9) Die Schwestern vom geheiligten Herzen Jesu traten zuerst im J. 1817 in St. Louis auf, und haben jetzt in verschiedenen Diöcesen acht Häuser und Erziehungsanstalten für Mädchen, als: zu St. Louis, St. Ferdinand, St. Charles, New-Orleans, New-York u. s. w.

10) Die Dominicanerinnen zu Springfield in

der Diöcese Louisville (Kentucky) und zu Sommerset in der Diöcese Cincinnati (Ohio) wurden von ihren Ordensbrüdern im Staate Kentucky gestiftet. Die ersten, 17 an der Zahl, erziehen 106 Mädchen, und die zweiten, deren 16 sind, unterrichten 70 Mädchen.

11) Die Schwestern von Loretto, von ihrem Mutterhause Loretto bei Bardstown in der Diöcese Louisville, wo sich 45 Schwestern befinden, also genannt, bilden einen weiblichen Orden, der von dem gelehrten und frommen flemmingischen Missionär Carl Nerinks gestiftet ist, und seine Thätigkeit ausschließend der Erziehung der weiblichen Jugend widmet. Sie haben Convente, Niederlassungen vom Haupthause aus gegründet, und Lehranstalten zu Loretto, Lebanon, Bethania, Bethlehem, Holy Mary, Gethsemane in der Diöcese Louisville, zu Bethlehem, Cape Girardeau, St. Geneviève in der Diöcese St. Louis, und zu Post-Arkansas in der Diöcese Little Rock. Die ganze Gemeinde zählt bei 160 Individuen. In Loretto haben sie das Noviziat und halten auch eine Schule für taubstumme Mädchen.

12) Die Schwestern von Nazareth gestalten gleichfalls einen anderen selbstständigen Zweig der barmherzigen Schwestern, und entstanden in der Diöcese Louisville (Kentucky), da die geringe Anzahl der in Emmitsburg vorhandenen anfangs ihre weitere Verbreitung nicht erlaubte. Sie haben bereits fünf Häuser mit eben so vielen Schulen, als zu Louisville, Bardstown, Morganfield, Lexington, Springfield, und besorgen noch überdieß ein Spital und ein Waisenhaus.

13) Die Schwestern de Nôtre Dame zu Cincinnati, wurden erst vor Kurzem von dem Bischofe daselbst eingeführt. Sie eröffneten hier eine weibliche Erziehungsanstalt, die in kurzer Zeit blühend geworden ist; mehr als 250 Mädchen, darunter 80 Kostzöglinge, erhalten in selber vollständigen Unterricht und Ausbildung. Viele Töchter der angesehensten protestantischen Familien der Stadt befinden sich in der Anstalt. Eine Abtheilung von ihnen hat gleichfalls in New-Toledo eine Kostschule für Mädchen errichtet. Sieben Soeurs de Nôtre Dame haben sich auch mit P. de Smet den 12. Dez. 1842 zu Antwerpen nach dem Oregongebiete eingeschifft; sie sind Alle, mit Ausnahme Einer, Belgierinnen, und wollen ihre Wirksamkeit nur 150 Meilen von dem Lager der Plattköpfe entfernt, wo sich bereits eine kleine Colonie der katholischen Indianer befindet, beginnen.

14) Die Schwestern Unserer Frau vom heiligen Kreuz im Staate Indiana, erst jüngst aus Mans in Frankreich eingewandert.

15) Die Schwestern von der Retraite oder der Zurückgezogenheit zu Mobile kamen von Montrouge bei Paris, und widmen sich der Erziehung der weiblichen Jugend.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle diese Orden und Klöster, wozu wir noch von Seite der männlichen das Convent der Benedictiner wünschten, in den vereinigten Staaten sehr viel Gutes zur Ehre unserer Religion wirken und zur Verbreitung unseres heiligen Glaubens in diesem Lande wesentlich beitragen, indem nicht bloß die männlichen Ordensgeistlichen ganze Pfarreien versehen, alle pfarrlichen und seelsorglichen Functionen bei den Gemeinden verrichten, die Bildung eines amerikanischen Nationalclerus und die Leitung der meisten Seminarien besorgen, sondern auch die religiösen Frauen-Institute und Ordensschwestern mit gleicher Thätigkeit und Wirksamkeit in den Unionsstaaten das Reich Gottes fördern, und sowohl an der Erziehung der weiblichen Jugend, als auch in den Hospitälern mit dem besten Erfolge arbeiten. Insbesonders ist es das Institut der barmherzigen Schwestern oder der Schwestern der Liebe (Sisters of Mercy, or Sisters of Charity), welche in dieser Hinsicht alle Anerkennung und allgemeine Bewunderung verdienen, da sie, aufgefordert durch einen höheren Beweggrund zur Erfüllung ihrer schweren Berufspflichten, sich nicht allein dem Unterrichte und der christlichen Erziehung der Mädchen und Waisen mit unermüdeter Thätigkeit, Geduld und dem angestrengtesten Fleiße widmen, sondern auch die Kranken und Mühseligen mit der wärmsten Sorge, Theilnahme und so viel Aufopferung pflegen, daß sie als Muster des reinsten und ungeheucheltsten Seeleneifers gelten können, und der Welt die wichtige Frage beantworten: Wo die wahre Liebe und Barmherzigkeit zu finden sei? Sie genießen aber auch ungetheilte Achtung und Verehrung durch ganz Amerika in einem solchen Grade, daß selbst die protestantische Legislatur in Baltimore den zur Zeit der Cholera so sehr sich aufopfernden Schwestern lautes Lob und gerechte Würdigung ihres Verdienstes zu Theil werden ließ.

Aber auch die Schulen, Waisenhäuser, Collegien und Seminarien in den vereinigten Staaten sind gut bestellt. In allen Staaten von Nordamerika sind auf Kosten des Staates niedere und höhere Schulen für alle Zweige des menschlichen Wissens errichtet, die Theologie ausgenommen. — Es gibt kein Land auf der Welt, wo die Erziehung der Kinder ein Gegenstand größerer Sorgfalt wäre, als in den vereinigten Staaten; es gibt keines, wo verhältnißmäßig so viele öffentliche Schulen beständen; nichts desto weniger ist die Erziehung hier vollständig, und der junge

Mann, halb reif und halb gebildet, muß in seinem sechzehnten Altersjahre die hohe Schule verlassen, und sich dem Geschäfte seines Vaters oder irgend einem anderen Erwerbszweige, der Geld und Gewinn trägt, widmen; er muß Kaufmann, Buchhalter oder Rechtsgelehrter (Barrister) werden. Niemand ist in Amerika mehr vernachläßigt und weniger geschätzt, als ein Gelehrter; man kann sagen, daß sich mit Lesen, Schreiben und Rechnen, den Anfangsgründen mehrerer Sprachen und einer größeren oder kleineren Summe technischer Kenntnisse das Wissen eines jungen nordamerikanischen Bürgers schließt; eine weitere Ausbildung ist vollends seiner subjectiven Neigung oder zufälligen günstigen Umständen vorbehalten.

Alle Schulen sind Privat-Institute, wenn der Staat ihnen keine Dotation gibt; doch fallen sie selbst in diesem Falle den Gemeinden zur Last, und ihre Unterhaltung wird durch eine besondere Besteuerung gedeckt, welche alle Bürger eines Freistaates ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses tragen müssen. Auf diese Weise entsteht ein Gemein- oder Schulfond, aus welchem die sogenannten Volks- oder Frei- und Gemeinschulen (Common Schools) unterhalten werden. Da nach dem Gesetze jeder Religionsunterricht aus den öffentlichen Schulen ausgeschlossen ist, so sind nur profane Gegenstände die Zweige des Unterrichts, und da nur immer Protestanten die Mehrzahl der Bevölkerung eines Ortes ausmachen, so sind es auch nur immer protestantische Lehrer und protestantische Lehrbücher, welche den Schülern zum Unterrichte und zur Unterweisung dienen.

Wie gefährlich diese Gemeinschulen für die katholische Jugend, die sie besucht, sind, liegt am Tage. Die Grundsätze des Protestantismus werden in den vorgeschriebenen Lehrbüchern den Kindern unvermerkt eingeimpft und jener Lehre um so mehr Thor und Thüre geöffnet, als jeder geistliche Unterricht aus diesen Schulen verbannt ist. Diesem Uebel vorzubeugen, hat schon das erste Provinzial-Concilium zu Baltimore im Jahre 1829 (Concilium Baltimorense I. Decretum XXXIV.) den Beschluß gefaßt, von diesen Gemeinschulen abgesonderte katholische Schulen zu errichten, und hierin der Jugend einen ihrer Kirche entsprechenden Unterricht zu ertheilen; und obgleich die Errichtung von solchen bei dem Mangel an Hülfsmitteln und bei der Armuth der katholischen Gemeinden mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, suchen doch alle Bischöfe nach Kräften diesem Beschlusse in ihren Diöcesen Folge zu geben.

In neuester Zeit und zwar im J. 1841 hat der wachsame

arbeiten, oder in Häusern um Kost und Kleidung zu dienen; manchmal auch, weil ein kleines Kind nicht im Stande ist, zwei oder drei Stunden Weges in die Schule zu gehen; so ist man mit diesen Elementarschulen nicht zufrieden, und man errichtet Sonntagsschulen, wo die Kleinen im Katechismus Unterricht erhalten. Diese Schulen sind auch kostenfrei, da die vornehmsten Herren und Damen sich hier zu Lehrern und Lehrerinnen gebrauchen lassen und den Unterricht unentgeltlich ertheilen. Es wird für eine Ehrensache gehalten, Lehrer in einer Sonntagsschule zu seyn. — Hieher gehören auch viele Freischulen der barmherzigen Schwestern, in welchen arme und mittellose Kinder unentgeldlich unterrichtet werden, und deren es fast an allen Kirchen einer jeden Diöcese gibt. Man nimmt an, daß in den Elementar-, Sonntags- und Freischulen in der Gegenwart mehr als 14,000 Kinder regelmäßigen Unterricht erhalten. Von dieser Zahl kommen beinahe zwei Drittel auf Mädchen.

So wie für die Errichtung eigener katholischer Schulen, sind Bischöfe und Gläubige auch für die Herstellung eigener Waisenhäuser besorgt. Es geschieht nämlich, daß Aeltern dahinsterben und ihre Kinder als Waisen ohne alle Hülfe zurücklassen, da ihre Verwandten manchmal in Europa oder an einem andern Ende Amerika's sich befinden. Die Amerikaner sind sehr bereitwillig, solche Kinder zu sich zu nehmen, erziehen sie aber dann in ihrer Religion. Manchmal trachten sie sogar aus Religionsfanatismus solche katholische Waisenkinder zu erhaschen, um sie dem römischen Antichrist, wie sie den Papst heißen, zu entreißen. Der Bischof und Pfarrer ist ihr Vater; es ist daher auch ihre Sache, zu sorgen, daß diese armen Verlassenen bei der Kirche Christi bleiben. Dieser Pflicht sind die amerikanischen Bischöfe und Priester auch getreulich nachgekommen. Beinahe in allen größeren Gemeinden findet man Waisenhäuser, die von Bischöfen, Priestern und frommen Gläubigen gebaut, erhalten und unterhalten werden. In allen diesen Waisenhäusern sind barmherzige Schwestern (Sisters of Charity), welche gleich Müttern diese Waisen pflegen, für reichere Kinder auch Schule halten, damit sie selbst leben, aber den besten Theil dieser Einkünfte ihren Waisenkindern zuwenden können. In diesen Waisenhäusern werden die vortrefflichsten Kinder erzogen, so daß man beinahe sagen möchte, es sei manchmal ein Glück für ein Kind, seine Aeltern verloren zu haben. Der Verfasser hat mehrere dieser Waisenhäuser mit Vergnügen besucht, und hatte Gelegenheit und Ursache, ihre Reinlichkeit, den guten Anstand und die Frömmigkeit der Kinder zu bewundern. Nicht selten treten dann solche unschuldige Waisenkinder in die Gesellschaft ihrer

geistlichen Mütter, um dasjenige, was sie empfingen, an andere wieder abzutragen. Man sieht hier die Macht der Religion, welche wunderbare Dinge zu Stande bringt. Mag auch die Wuth ihrer Feinde im Zerstören noch so groß seyn, so ist doch größer noch ihre Kraft und Ausdauer in der Verfolgung heiliger Zwecke! Die reichsten und gebildetsten Mädchen verlassen ihre Verwandten, die Welt und ihre Freuden, um Mütter der Waisen werden zu können. Obgleich die barmherzigen Schwestern auch die männlichen Waisen pflegen, so können sie dieselben doch nicht so lange wie die weiblichen unter ihrer Aufsicht behalten, weil es gegen die Schicklichkeit wäre; doch diesen Mangel können in Zukunft die Schulbrüder ersetzen, deren Einführung in Amerika ohnehin von so vielen Seiten gewünscht wird. Bereits erhalten bei 1500 arme Waisenkinder Unterkunft und Verpflegung in den katholischen Waisenhäusern von Nordamerika. Davon sind ungefähr 1000 Mädchen und 500 Knaben.

Nebst den Elementar-, Sonntags- und Freischulen, den Waisenhäusern, gibt es in Amerika auch höhere Bildungsanstalten, d. i. Collegien, Akademien, Universitäten, wie sie genannt werden. Diese sind den sogenannten klassischen Studien gewidmet; jenen Studien, welche man in Amerika, so wie überall, als die Gränzscheide zwischen den höheren und niederen Ständen betrachtet. Die Curse für die Humaniora sowohl, als für die philosophischen, mathematischen und Fachwissenschaften gleichen so ziemlich den in Europa üblichen, und dauern gewöhnlich vier Jahre. Man kann auch sagen, daß es in vielen dieser Lehranstalten nicht an geschickten Lehrern für alle Zweige der vorzutragenden Gegenstände fehle. Da es nun auch viele katholische Jünglinge gibt, die nach einer höheren Ausbildung streben, um entweder Aerzte oder Gesetzverständige oder Geistliche zu werden, so war es von jeher das ernste Bestreben der Bischöfe, dergleichen höhere Lehranstalten auch in ihrer Mitte und unter ihrer besonderen Aufsicht zu errichten, damit die jungen Leute in den öffentlichen Staatsschulen, die sie sonst zu besuchen genöthigt wären, nicht auf Abwege gerathen. Wohl wissend, daß geistliche Körperschaften mehr vermögen, als einzelne Personen, haben sie verschiedene geistliche Corporationen, wie z. B. Sulpicianer, Jesuiten, Lazaristen u. s. w. berufen, und ihnen die Leitung derselben anvertraut. Es versteht sich von selbst, daß Bischöfe und Gläubige auch hier wieder alle Auslagen selbst zu bestreiten haben. Wie ihnen jedoch ihr Bemühen bereits gelungen ist, zeigen die mannigfaltigen aufblühenden Lehr-Institute, die wir bei den einzelnen Diöcesen aufgeführt haben. Unter diesen nennen wir als vorzüglich gerühmt die Col-

legien der Jesuiten zu Georgetown, St. Louis, Cincinnati, das St. Mary's-Collegium der Sulpicianer zu Baltimore u. dgl. Die Staatenregierungen waren auch freisinnig genug, diesen höheren katholischen Schulen Universitätsprivilegien mit dem Rechte zu ertheilen, ihre ausgezeichneten Zöglinge zur Magister- und Doctorswürde promoviren zu können, obgleich alle diese Anstalten einzig und allein unter der Oberleitung der katholischen Bischöfe und der geistlichen Orden stehen, und die weltlichen Behörden nicht den geringsten Einfluß auf sie haben. Von anderen Anstalten sind sie in sofern verschieden, daß alle Studierende meistens im Collegium, so wie bei uns in den Convicten wohnen. Die Anzahl der sogenannten Externisten ist gewöhnlich gering. Was ihre innere Einrichtung betrifft, so ist sie, wie ich gesehen, sehr zweckmäßig und dem Gedeihen des physischen Wohles der Zöglinge sehr förderlich, da bei Erbauung solcher Häuser immer auf hohe Lage, gesunde Luft, gutes Wasser u. dgl. vorzüglich Rücksicht genommen wird.

Die Zöglinge der katholischen Bildungsanstalten sind aber nicht durchaus Katholiken, es werden auch Protestanten aufgenommen; ja Söhne und Töchter angesehener und reicher protestantischer Familien bilden als Pensionäre nur zu oft die Mehrzahl der Schüler. Die Aufnahme solcher protestantischer Zöglinge gebietet einerseits die Nothwendigkeit, da nicht immer so viele katholische Zöglinge vorhanden sind, daß man durch sie im Stande wäre, das Lehrpersonale und alles Uebrige zu unterhalten, indeß die Kostgelder von Zöglingen fremder Confessionen dem katholischen Institute ein solches Einkommen sichern, daß es bestehen und sich oft noch mehr vervollkommnen kann; andererseits ist sie aber auch für die katholische Kirche in den vereinigten Staaten von großem Nutzen. Da diese Zöglinge täglichen Umgang mit katholischen Priestern und Lehrern haben, lernen sie die Vorurtheile gegen die katholische Kirche ablegen, die man ihnen manchmal von Jugend auf eingeprägt hat. Manche von ihnen werden katholisch, und wenn ihnen die Rücksicht auf Verwandte u. dgl. diesen Schritt jetzt nicht erlaubt, so werden sie doch manchmal später als Männer von Einfluß die Vertheidiger der Katholiken, und erlauben dann lieber den Ihrigen den Uebertritt zur katholischen Kirche.

Es lehrt auch die Erfahrung, daß protestantische Aeltern großes Zutrauen in die Fähigkeiten und in die Unterrichtsmethode der katholischen Lehrer und Professoren setzen, und von der Vortrefflichkeit dieser Bildungsanstalten überzeugt, ihre Kinder gerne und vorzugsweise in katholische Schulen schicken. Die pro-

testantischen Prediger geben sich zwar alle mögliche Mühe, um dieß zu verhindern, und erlauben sich sogar öffentlich in ihren kirchlichen Vorträgen grobe Lästerungen gegen solche katholische Institute; allein ihre Verläumdungen haben schon oft die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Dadurch wurden eben manche Protestanten veranlaßt, die Anstalten selbst zu besuchen, sie konnten dann ihre Schönheit und Ordnung nicht genug bewundern, und nachdem sie gesehen, daß bloß die Schmähsucht ihre Prediger gegen diese Institute so schreien gemacht habe, sandten sie ihre Kinder noch lieber und häufiger dahin. Durch die Aufnahme solcher protestantischer Zöglinge wird auch die Ordnung und die Disciplin des Hauses nicht im geringsten geändert oder beeinträchtigt. Jeder Vater und jede Mutter werden mit den hier bestehenden Gesetzen zum Voraus bekannt gemacht. Wenn sie daher ihre Kinder denselben nicht unterwerfen wollen, so werden auch ihre Kinder nicht aufgenommen. Da nur katholische Religionslehre vorgetragen wird, so steht es in der Willkür der protestantischen Zöglinge, diesem Unterrichte beizuwohnen oder nicht. Des allgemeinen Besten wegen wird jeder Anschein von Proselytenmacherei vermieden, dagegen aber von den Zöglingen anderer Confessionen Achtung gegen alle katholischen Uebungen gefordert. Auch müssen sie die Morgen- und Abendandachten, die Gebete vor und nach dem Tische, vor und nach dem Unterrichte mit den Katholiken verrichten; ausgenommen ist der Besuch des katholischen Gottesdienstes, der für sie keine Verbindlichkeit ist. — Bei jeder Lehranstalt ist eine katholische Kirche oder wenigstens eine hinreichend große Kapelle, wo alle Sonn- und Feiertage der Gottesdienst mit Andacht und Feierlichkeit, wie in einer jeden anderen Pfarrkirche, abgehalten wird, wobei die katholischen Zöglinge fleißig und genau zu erscheinen haben.

Man zählt gegenwärtig (1844) in den vereinigten Staaten 24 katholische Collegien zur Erziehung weltlicher Jünglinge. Davon gehören 6 den Jesuiten, 8 den Missionspriestern, 2 den Sulpicianern, 1 den Eudisten, 1 den Redemptoristen, die andern genießen die Leitung von Weltpriestern. Im Durchschnitte erhalten darin bei 3000 Jünglinge Unterricht in den Wissenschaften und schönen Künsten, besonders in der Religionslehre. Fast jedes dieser Collegien besitzt eine ausgewählte Bibliothek, ein Naturalienkabinet, physikalische Apparate und Instrumente. Jedes Jahr werden öffentliche Prüfungen gehalten und an die würdigsten Schüler Preise vertheilt. Man kann, ohne ruhmredig zu seyn, in aller Wahrheit behaupten, daß diese Anstalten, die sich sämmtlich durch eine strenge Sittlichkeit, Ordnung und Tüchtigkeit der angestellten Lehrer und Professoren auszeichnen,

8 Dollars jährlich vorhinein. Eine ähnliche Zeitschrift: The Young Catholic Magazine, eine Reihe von sittlichen und religiösen Erzählungen für die Jugend, herausgegeben am ersten eines jeden Monats zu New-York, mit dem Abonnement von 1 Dollar jährlich vorhinein zu bezahlen, hat leider kürzlich nach dem Tode des emsigen Redakteurs N. Gottsberger zu erscheinen aufgehört.

4) Catholic Tracts in Baltimore, welche das Collegium St. Mary's veröffentlicht.

Vierteljährig.

Browson's Quarterly Review; eine Zeitschrift für Religion, Politik, Philosophie und überhaupt Literatur. Erscheint in Boston jedesmal den 1. Jänner, 1. April, 1. Juli, 1. October, und man abonnirt auf sie mit 8 Dollars jährlich vorhinein. Da der Herausgeber ein zum Katholicismus übergetretener Protestant ist, so ist die Veröffentlichung desselben, in theologischer Hinsicht betrachtet, zugleich eine Vertheidigung der katholischen Wahrheit.

Jährlich.

Ordo divini officii recitandi, Missaeque celebrandae juxta Rubricas Breviarii ac Missalis Romani; erscheint ungefähr am 1. September eines jeden Jahres um den Preis von ½ Dollar oder 50 Cents.

The Metropolitan Catholic Almanack and Laity's Directory in Baltimore.

Im Verlaufe des Jahres 1844 erschienen in den vereinigten Staaten 58 neue katholische Werke. Darunter sind 7 Tractate oder Abhandlungen, 9 geistliche, 10 Controvers-, 10 doctrinelle, 8 historische Schriften, 5 Sittenlehr- und Unterrichtsbücher, 10 Gebetbücher; auch erschienen 3 Bibelausgaben.

Am Schlusse wird ein Verzeichniß der katholischen Missionäre und Missionsorte in den nordamerikanischen Diöcesen nach dem Metropolitans-Almanach des Jahres 1845 mitgetheilt.

Die Beilagen enthalten:

I. Incorporationsacte (Charter) der deutschen Dreifaltigkeitskirche in Philadelphia.

II. Unabhängigkeits-Erklärung der vereinigten Staaten von Nordamerika. Blicke in die gegenwärtige Verfassung und Statistik der vereinigten Staaten von Nordamerika vom Jahre 1842. Präsidenten.

III. A. Decretum de Methodo, quae servari debet in commendandis Sedi Apostolicae Sacerdotibus, ex quibus novus Episcopus eligatur.
B. Decretum Sacrae Congregationis de Propaganda Fide ad Bona Ecclesiastica in Foederatis Americae Septemtrionalis Statibus tuto servanda.
IV. Spätere Anmerkungen und Zusätze.

Die beigegebene Karte der katholischen Diöcese und der Mission in Nordamerika nach der neuesten geographischen Angabe vom Verfasser zusammengestellt und herausgegeben ist eben so anschaulich als brauchbar.

Art. VI. 1) J. F. Castelli's Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Vollständige Ausgabe letzter Hand, in strenger Auswahl. Wien, Druck und Verlag von Ant. Pichler's sel. Witwe, 1845. 12°. 285 S.
2) Gedichte in oberbayerischer Mundart, von Franz von Kobell. Zweite, vermehrte Auflage. München, Verlag der artistischen Anstalt, 1843. 12° 157 S.
3) Gedichte in oberbayerischer Mundart, von Ebendemselben. Zweites Bändchen. Ebenda 1844. 12°. 160 S.
4) Gedichte in hochdeutscher und pfälzischer Mundart, von Ebendemselben. Zweite, vermehrte Auflage. Ebenda 1843. 12°. 224 S.
5) Schnadahüpfln und Sprüch'ln, von Ebendemselben, mit Bildern von F. Pocci. Ebenda. 12°. 93 S.

Es ist nichts Ungewöhnliches, die Anwendung deutscher Mundarten in Sprache und Schrift mit dem schnöden Urtheile: »sie seien am Ende doch nichts Anderes, als verderbtes Hochdeutsch,« abfertigen zu hören; und dennoch liegt in diesem Urtheile nicht nur eine große Ungerechtigkeit, sondern auch geradezu ein offenbarer Anachronismus. Wenn man nämlich eine Ausdrucksweise als die Corruption einer mustergültigen Sprachform bezeichnet, so muß doch ohne Zweifel diese als zuerst festgestellt und jene als durch zufällige oder absichtliche Entstellung aus derselben hervorgegangen betrachtet werden. Daß nun aber in Bezug auf das Verhältniß der deutschen Mundarten zum sogenannten Hochdeutsch eher der umgekehrte Fall Statt finde, wird Niemand läugnen können, der mit dem Entwicklungsgange der deutschen Sprache nur einigermaßen vertraut ist.

Ursprünglich hatte jeder deutsche Stamm seine eigenthümliche, von seinen Voraltern ererbte Mundart, welche in manchen Ländern, wie z. B. in der Schweiz, zugleich die Sprache

aller mündlichen Verhandlungen, die Sprache vor Gericht und im Rathe, in Kirche und Schule, wie in der Gesellschaft geblieben; in anderen, wie in Niedersachsen, auf die Unterhaltung im häuslichen Kreise und unter Freunden beschränkt, in den meisten aber nur auf dem Lande in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten worden ist *). Das übrige, zwischen diese Gebiete hineingreifende oder über dieselben hinausreichende Terrain hat die Schriftsprache sich erobert, von welcher unten die Rede seyn wird. Der Unterschied der Mundarten von dieser, so wie von einander selbst, ist ein vierfacher; er besteht in ihren Lautverhältnissen, in ihren eigenthümlichen grammatischen Formen, in den Provinzialismen und im sogenannten Sprachgesange. Nach dem Boden, auf welchem die deutschen Mundarten sich neben einander durch Jahrhunderte fortgepflanzt und ausgebreitet haben, kann man zwei Hauptgebiete unterscheiden, deren Gränzen sich jedoch nicht haarscharf abstecken lassen. Von den Alpen bis an das Riesen- und Erzgebirge, die Röhn und den Taunus und wohl noch darüber hinaus herrscht die ober- oder hochdeutsche, nordwärts von den genannten Marken die nieder- oder plattdeutsche Hauptmundart. Die ober- oder hochdeutsche Hauptmundart begreift fünf Zweige unter sich, nämlich die alemannische, die schwäbische, die bojoarische, die fränkische und die obersächsische, wovon die ersten drei unter dem Namen süddeutsche, die beiden letzten unter dem Namen mitteldeutsche Mundarten zusammengefaßt werden können. Die nieder- oder plattdeutsche Hauptmundart zerfällt in drei Zweige, nämlich in die niedersächsische (oder plattdeutsche im engeren Sinne), die westphälische und die niederländische (flandrische), denen noch das Niederrheinische, ein Gemisch von ober- und niederdeutschen Elementen und von westphälischen und flandrischen Formen, und das Friesische, ein ganz eigenthümlicher Rest einer dritten Hauptmundart, beigezählt werden mag. Beide Hauptmundarten Deutschlands, das Oberdeutsche wie das Niederdeutsche, hatten vordem ihre eigenthümliche Büchersprache, welche nur im Norden nie zu einer einzigen bestimmten Form sich einigte, sondern fortwährend in niedersächsische und flandrische (jetzt holländische) Schriftsprache geschieden blieb, und dort sogar der hochdeutschen Form den Eingang nicht verweigerte, bis nach und nach die hochdeutsche Hauptmundart zur Schriftsprache für ganz Deutschland sammt der Schweiz wurde, und nur Niederland seine alte niederdeutsche Schriftsprache beibehielt.

*) Vgl. M. W. Götzinger, die deutsche Sprache. I. Thl. S. 32 f.

Es ist daher ein großer, wenn gleich ziemlich allgemeiner Irrthum, wenn man die Bezeichnung »Hochdeutsch,« welche ursprünglich eine geographische Beziehung hat, im socialen Sinne nimmt, und unserer Schriftsprache die Ehre erweist, sie »hochdeutsch« zu nennen, weil sie von den höheren Ständen, von der Elite der Gesellschaft, gesprochen und geschrieben wird; sie heißt »hochdeutsch,« weil sie ursprünglich die Sprache Hochdeutschlands war, und insofern ist unser österreichischer Dialekt, als ein Nebenzweig des, der hochdeutschen Hauptmundart angehörigen, Bojoarischen (Bayerischen), eben so gut hochdeutsch, als der dem Obersächsischen, ebenfalls einem Zweige der hochdeutschen Hauptmundart, angehörige Meißner Dialekt, welcher lange Zeit hindurch für die eigentliche Quelle des Hochdeutschen galt und von vielen jetzt noch dafür gehalten wird. Eben so irrig ist es, daß Luther erst der Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache war; nur die Art und Weise, wie er die ältere hochdeutsche Sprachform anwendete, verschaffte der Gestaltung, in welcher er, zwischen dem Ober- und dem Niederdeutschen eine schöne Mitte haltend *), sich ihrer bediente, ein siegreiches Uebergewicht, was ihr der mächtige Einfluß, den die großen Dichter und Prosaisten Deutschlands, die sie cultivirten, auf die Bildung der Nation ausübten, für alle Zukunft sicherte. So wenig es zu läugnen ist, daß die obersächsische Mundart, welcher die meisten großen Schriftsteller des deutschen Volkes, entweder ihrer Geburt oder ihrem Wohnsitze nach, zufällig angehörten, auf die Gestaltung unserer jetzigen Schriftsprache vorzugsweise influirt habe; so wenig läßt sich behaupten, daß sie nur eine veredelte Form dieser Mundart sei. Sie hat alle Mundarten, die zu ihrem Gebiete gehören, in sich aufgenommen, je nach den wechselnden Phasen der Bildung bald der alemannischen, bald der fränkischen mit Vorliebe sich zugeneigt, und endlich, in fortwährend freier und selbstständiger Entwicklung, mit vorzüglicher Berücksichtigung der obersächsischen, jenen Schliff und jene Rundung sich erkämpft, in deren Anerkennung alle Deutschen, froh, ein gemeinsames Band für ihre Ideen und Interessen gefunden zu haben, auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft ihr huldigten, ohne sich in den intimeren Angelegenheiten häuslichen Wirkens und heimatlicher Abgeschlossenheit ihrer trauten, angeerbten Laute und Sprachformen gänzlich zu entäußern. Es wäre daher, — wie aus dem Gesagten erhellt, — fast noch richtiger, zu sagen: unsere hochdeutsche Sprache sei ein geläutertes Amalgam aus allen (hoch-) deutschen Dialekten,

*) Dr. Mager, deutsches Sprachbuch S. 7.

als zu behaupten: »die deutschen Dialekte seien nur ein verderbtes Hochdeutsch.«

Nach Abweisung dieser irrigen, eine Ungerechtigkeit und einen Anachronismus zugleich enthaltenden Behauptung hält es Ref. für nothwendig, auf die Erörterung zweier Fragen einzugehen, welche namentlich in jüngster Zeit mehrfach angeschlagen, aber meistens mit vornehmthuender Geringschätzung kurz abgefertigt wurden. — Die eine dieser Fragen ist: »Lohnt es sich der Mühe, den deutschen Dialekten seine Aufmerksamkeit zuzuwenden?« — Man sollte denken, die Bejahung dieser Frage liege zu nahe, als daß man sich erst Mühe geben müßte, sie zu rechtfertigen; allein wir leben in einer Zeit, wo eben oft dem zunächst Liegenden die wenigste Berechtigung zugestanden, dagegen das Entfernteste, Fremdartigste mit fast lächerlichem Wetteifer zum Götzen des Tages erhoben wird. Es ist zu einem Prärogativ der sogenannten modernen Bildung geworden, in den Sprachen fremder Völker bewanderter zu seyn, als in der eigenen Muttersprache. Man schließt sich der ziemlich allgemein gewordenen Polemik gegen die lateinischen Schulen häufiger deßhalb an, weil sie die neueren Sprachen, wie die französische, die italienische, die englische u. s. w., ausschließen, als weil sie der deutschen Sprache zu wenig Spielraum gönnen. Wenn hier und da an einer Hochschule Sanskrit gelehrt oder gar ein Lehrstuhl für die chinesische Sprache errichtet wird, was allerdings löblich und solcher Anstalten würdig ist, so posaunt man es rühmend aus; daß aber an so vielen die deutsche Sprache bisher gar nicht vertreten war, wurde kaum wahrgenommen, und die hin und wieder veranlaßte Abstellung dieses Uebelstandes, eine Maßregel, welche mit der freudigsten Acclamation zu begrüßen war, nur nebenhin aus den Lections-Katalogen zur Kenntniß genommen. Man tröstet sich in der Regel mit dem Bewußtseyn, die deutsche Sprache zu kennen, weil man von Geburt ein Deutscher ist, denkt aber nicht daran, daß selbst unter denjenigen Deutschen, welche als Schriftsteller die Sprache ihrer Nation repräsentiren, nur gar wenige sind, die sich rühmen können, eine gründliche Kenntniß der Sprache zu besitzen, in der sie schreiben. Freilich könnte man einwenden: eine gründliche Kenntniß im strengsten Sinne sei nicht nothwendig, was factisch eben dadurch erwiesen sei, daß die größten Meisterwerke in der deutschen Literatur, denen Niemand die Classicität bestreiten kann, von Schriftstellern herrühren, welche, wie man aus der Geschichte ihres Lebens und ihres Entwicklungsganges weiß, eine solche gründliche Kenntniß nicht besaßen, ja welche vielleicht nie so viel in der Poesie geleistet haben würden, wenn

sie sich erst mühsamen Sprachstudien hätten hingeben wollen; — allein Niemand wird läugnen können, daß diese Erkenntniß, als vorausgehende Errungenschaft, der Entwicklung ihres poetischen Genius nicht nur keinen Abbruch gethan, sondern vielmehr ihnen manchen Anlauf erleichtert, manche neue Quelle eröffnet haben würde. Auch der gewöhnliche Mensch kann sich physisch recht glücklich entwickeln, und seiner gesunden Glieder im fröhlichsten Genusse des Daseyns sich bedienen, ohne daß er Anatomie studiert hat und weiß, wie jeder Knochen und jeder Muskel heißt, wodurch jede Empfindung verursacht, wie jede Bewegung bewerkstelligt wird; — dessenungeachtet bleibt es immer ein mühselig banausisches Handtieren, wenn man nicht einmal die Bestandtheile derjenigen Maschine kennt, die man durch den eigenen Geist lenkt, und sie durch alle Phasen ihrer Abnützung bis zu ihrer endlichen Zerstörung als unaufgelöstes Räthsel umherschleppt. Nur Beispiel und Gewohnheit können uns dafür so gleichgültig machen; wohl auch das Bewußtseyn, daß in dieser Beziehung die Kenntniß Einzelner der Unkenntniß der Uebrigen wirksam nachhelfen kann. Anders verhält es sich mit der Anatomie des menschlichen Sprachkörpers, der nicht mit uns wächst, wie der physische Leib, sondern den wir unserer Seele erst anpassen müssen. Wie nothwendig ist es daher, die einzelnen Bestandtheile desselben und deren Zwecke und Bestimmung, so wie die Gesetze, nach denen sie sich zu einem wohlgegliederten, organischen Ganzen verbinden lassen, genau kennen zu lernen, damit nicht unsere Gedanken und Empfindungen, in eine widerstrebende Hülle gezwängt, verrenkt und verschroben daherhinken. Natürlicher Tact und Routine, Lectüre und Aufmerksamkeit können zwar viel thun, — allein jene Freiheit und Sicherheit im Ausdrucke, jene momentane Uebereinstimmung von Gedanken und Wort, jene Deutlichkeit des Gepräges, jene selbstbewußte Vertrautheit mit der Sprache, die über Schrot und Korn jeder Sylbe genauen Bescheid weiß, läßt sich nur durch gründliches Studium erringen, und das ist es, was dem Deutschen in Bezug auf seine Sprache noch mehr als recht ist mangelt. Dieses Studium aber beruht zunächst auf der Kenntniß der verschiedenen deutschen Mundarten, aus welchen sich unsere jetzige deutsche Schriftsprache herausgebildet hat. Sie sind die ergiebigste Quelle für die Berichtigung und Feststellung der deutschen Grammatik. So unterschieden von einander sie durch Färbung der Stimmlaute, durch den Gebrauch einzelner Wortformen, durch Abweichung der stummen Mitlaute und andere Varietäten sind *), so wenig

*) Fr. Schmitthenner, kurzes deutsches Wörterbuch. Darmstadt 1834. S. XXVI.

Willkür herrscht in diesen Verschmelzungen, Abschleifungen und Verschiebungen; Alles geschieht nach bestimmten Gesetzen, aus deutlich nachweisbaren Ursachen, mit einer Folgerichtigkeit, welche den Laien überrascht, den Sprachforscher aber wie an einem ariadneischen Faden durch das Labyrinth der Volksstämme und Zeitperioden bis auf die Gegenwart leitet. Zugleich deckt das Studium der Dialekte sprachliche Fundgruben auf, welche den kaum geahnten Reichthum unserer Sprache unwiderlegbar beweisen. Beschämt sehen wir, wie viele Ausdrücke wir aus fremden Sprachen borgen zu müssen glauben, während unsere eigene, wenn wir sie genauer kennten, uns für dieselben Begriffe weit bezeichnendere und klangvollere darböte. Wie einflußreich ist ferner dieses Studium auf die Geschichte des Vaterlandes, auf die Kenntniß des Charakters der deutschen Volksstämme. Kein Berg, kein Fluß, kein Mauthschranken zieht so scharf die Gränzen zwischen den Bewohnern verschiedener Abstammung, als ihre Dialekte; keine Steindenkmäler und keine Pergamenturkunden geben über Gemüthsart und Sitte, über Beschäftigung und Schicksal derselben so sicheren Aufschluß, als der Entgegenhalt ihrer Mundarten und ihrer Volkslieder [1]). Ohne daher der Meinung Jener zu seyn, welche beklagen, daß die deutschen Mundarten nicht gleichmäßig zu Schriftsprachen ausgebildet worden sind, wie dieß mit den altgriechischen Dialekten der Fall war [2]), — hält es Ref. doch für wünschenswerth, daß den deutschen Dialekten wegen ihrer unbestreitbaren Wichtigkeit in Bezug auf Grammatik, Sprachbereicherung, Volksgeschichte und Volkscharakteristik die vollste Aufmerksamkeit zugewendet werden, und ihnen namentlich in jenen Gegenden ihr altes Recht vindicirt bleiben möge, wo sie, obwohl ursprünglich dort einheimisch, von fremden Elementen mit der Zeit völlig überflutet zu werden drohen [3]). Es verdient daher in dieser Hinsicht als eine höchst erfreuliche Erscheinung bezeichnet zu werden, daß man auf die Kunde der deutschen Dialekte von mehreren Seiten sein Augenmerk zu richten scheint. Ein besonders dankenswerthes Unternehmen von solcher Tendenz ist Firmenich's Sammlung: »Germaniens Völkerstimmen,« welche zu

---

[1]) Vergl. Dr. K. Bernhardi, Sprachkarte von Deutschland. Kassel 1844. — Radlof, Mustersaal. Bonn 1821. — A. Wendel, von der Aehnlichkeit des Koburger Volksdialekts 2c. 2c. Koburg 1822. — Brückner, Abhandlung über das hennebergische Sprachidiom. Meiningen 1843.

[2]) Kasp. Neumann, Gedichte in hennebergischer Mundart. Mit einer Einleitung von Ludw. Storch. Gotha 1844.

[3]) Aug. Stöber, Elsässisches Volksbüchlein. Straßburg 1842.

einem reichen Schatze für Erforschung der deutschen Dialekte anzuwachsen verspricht [1]); sie wird gewiß viel dazu beitragen, den Dialekten die gebührende Achtung zu sichern, welche mit der Aufrechthaltung der hochdeutschen Schriftsprache gar wohl verträglich ist; denn soll gleich jeder Deutsche, da er irgend einer deutschen Provinz angehört und deren Dialekt spricht, dafür sorgen, daß er es dahin bringe, beim Hochdeutschen wenigstens alles dasjenige entfernt zu halten, was nur seinem Dialekte angehört und gegen die Gesetze der schriftmäßigen allgemeinen deutschen Sprache verstößt, so sollte er doch andererseits sich ebenfalls bestreben, die Mundart seiner Provinz, die man ja nicht verachte und verlerne, rein zu sprechen; das Schwäbische, Schweizerische, Plattdeutsche u. s. w. wird erst dann widerwärtig, wenn es durch Beimischung von Elementen der Schriftsprache »verbessert,« in Wahrheit aber verunreinigt wird [2]).

Allein nicht bloß in linguistischer und historischer Beziehung verdient das Studium der deutschen Dialekte unsere Aufmerksamkeit, sondern auch in ästhetischer und humanistischer.— Niemand läugnet den hohen Werth der Volkspoesie; in ihr liegt das Allgemein-Menschliche, nach den eigenthümlichen Nuancen, unter welchen es bei verschiedenen Völkern erscheint, so wahr und deutlich ausgeprägt, daß keine Kunst im Stande ist, es getreuer und wirksamer darzustellen. Sie ist der Zauberspiegel, aus welchem uns der Charakter eines Volkes, sein ganzes Wesen, seine Gedanken- und Gefühlsrichtung, sein Wohl und Wehe, seine Liebe und sein Haß, seine Hoffnung und sein Schmerz, klar und ohne Entstellung entgegentritt. Sie zeigt uns Blume und Wurzel zugleich; sie breitet den Boden vor uns aus, worauf tausend uns verwandte Menschen wandeln, so wie den Himmel, der über den Häuptern derselben ausgespannt ist. Einfachheit, Natürlichkeit, Wahrheit, Ursprünglichkeit, Unmittelbarkeit sind ihre angebornen Vorzüge. Manches Land, das reich ist an Volkspoesie, hat keine namhafte Kunstpoesie aufzuweisen, aber wo jene fehlt, wird auch diese nur spärlich gedeihen; das Land der Poesie ist kein Malta, wo sich dem felsigen Boden die Vegetation aufdringen läßt, sie muß von innen ausgehen, sie muß aus dem Mittelpunkte des Volksherzens ihre Nahrung saugen, wenn ihre Erzeugnisse nicht Blumen gleichen sollen, die nur in die Erde gesteckt sind, und nach kurzem Scheinleben verkümmern. Das Volkslied baut sich aber, wie der Vogel

---

[1]) Fr. Hofmann, die deutschen Volksmundarten. Hildburghausen 1845.

[2]) Dr. Mager, deutsches Sprachbuch, S. 8.

sein Nestchen selbst. Das Volk singt am liebsten nach seiner ursprünglichen Art und Weise; daher beschränkt es sich auch in der Regel auf seine eigene Mundart; ja selbst, was es als seiner Individualität zusagend anderswoher adoptirt und in sich aufnimmt, macht es sich erst allmälig mundgerecht und assimilirt es sich durch den Umguß in seinen altherkömmlichen Model. So sind denn auch die deutschen Dialekte die Träger der deutschen Volkslieder, und wer diesen den gebührenden ästhetischen Werth beilegt, kann jenen seine Achtung in dieser Beziehung unmöglich verweigern. Aber auch in humanistischer Beziehung sind die Dialekte von hohem Interesse, weil die Volkslieder, denen sie zum Vehikel dienen, von so entschieden humanistischem Interesse sind. Volkslied und Dialekt haben sich, seit der Ausbildung der Schriftsprache, fast ausschließend in jene Masse zurückgezogen, welche man, dem sogenannten gebildeten Theile der Nation gegenüber, vielleicht gerade deßwegen, weil in ihr die nationale Eigenthümlichkeit sich schärfer erhält, mit dem Namen des Volks vorzugsweise zu belegen pflegt. Volkslied und Dialekt leben in ihrer Reinheit nur mehr unter dem Landvolke. »Die Hauptwerkstatt des Landmanns aber ist die Natur, aus ihr schöpft er die Kraft seiner Sprache, sie gibt ihm die poetischen Formen und Bilder, die, von den Urvätern ererbt und von Kind zu Kindeskind stets treu bewahrt, immer frisch, wie ihre Quelle sind; aus dem steten Umgange mit der Natur bis zu den untersten Stufen derselben entspringt auch die gesunde Derbheit, die naive Ungezwungenheit, die biedere Herzlichkeit, die lebhafte Anschaulichkeit, die sich in der Sprache des Landvolks zu Tage legt. Diese Vorzüge reinster Ursprünglichkeit der Redeformen haben die Dialekte aller vorzugsweise in der freien Natur lebender deutschen Volksstämme mit einander gemein, von dem Matrosen und Landbewohner des platten Nordens bis zu den Gebirgsvölkern Mittel- und Süddeutschlands [1]). Diese Naturwüchsigkeit ist ein nicht genug zu beachtender Vorzug der Dialekte in unserer Zeit, in welcher man sich immer weiter von der Natur verirrt, und bald auf jenem Höhenpunkte der Unnatur angekommen seyn wird, wo man sich gedrungen fühlen dürfte, wieder thalwärts einzulenken. Die Fabel vom Riesen Antäus, welcher immer erst wieder seine Mutter, die Erde, umarmen mußte, um die im Kampfe verlorene Kraft zurückzugewinnen, läßt sich vollkommen auf unsere literarischen und socialen Zustände anwenden [2]).

---

[1]) Hofmann a. a. O.

[2]) Dr. G. Kurz, die poetische Nationalliteratur der Deutschen, III. Abth. S. 120.

Auch die Menschheit muß von Zeit zu Zeit wieder zur Mutter zurückkehren, um bei ihr neue Jugend, neue Lebenskraft zu suchen, ohne die sie ermatten, altern und zuletzt absterben würde. Diese Mutter ist für Poesie und Leben die Natur. Schon wendet die Gesellschaft, mitunter freilich nicht ohne bedenkliche Abweichungen in's Extreme, ihre Blicke jener Masse des Volkes zu, welche sie leider allzulang als unebenbürtig hintangesetzt hatte, — und auch die Poesie, ihrer haltlosen Zerfahrenheit müde, zeigt mehr Neigung, als früher, wieder einmal aus der Urquelle zu schöpfen, wofür die neu erwachende Theilnahme für Volkspoesie den Beleg liefert. Es steht daher mit Recht zu erwarten, daß diese auch das Studium der Volksdialekte, dieser wirksamen Förderungsmittel der Sympathie für das Reinmenschliche, nach sich ziehen werde.

Es erübrigt uns in Betreff der Dialekte noch eine zweite Frage, nämlich diese: »Ob die poetische Benutzung der deutschen Volksmundarten wünschenswerth und vom ästhetischen Standpunkte aus zu rechtfertigen sei?« — Seit Herder die unerschöpfliche Quelle der Volkspoesie wieder eröffnet und dadurch neues Leben in die gesammte deutsche Poesie gegossen hatte, fühlte man sich lebhaft angeregt, populäre Dichtungen zu schaffen *), und die trefflichsten Früchte deutscher Lyrik und Epik, welche wir von Goethe bis auf Uhland herab zählen, beweisen klar, wie der Same, den Herder durch Herausgabe der »Stimmen der Völker« gestreut hatte, wenn auch spät, doch kräftig und üppig wuchernd, aufging; erst die letzten anderthalb Jahrzehende sahen dieses Feld von den jüngeren und jüngsten Dichtern verlassen, welche, vermeinend, schneller den Gipfel zu erreichen, wenn sie andere Richtungen einschlügen, den Begriff der Volksthümlichkeit im politischen Sinne auffaßten. Das oben angedeutete Bestreben, populäre Dichtungen zu schaffen, führte mit der Zeit zur Bearbeitung der Dialekte, welche seit der Reformation und der Erhebung des Neuhochdeutschen zur Schriftsprache, beinahe gänzlich unbearbeitet geblieben waren. J. H. Voß war der erste, welcher eine Mundart, und zwar die ihm zunächst gelegene plattdeutsche, wieder zu poetischen Darstellungen zu benützen suchte. Usteri wählte den schweizerischen Dialekt, in welchem auch Goethe ein liebliches Liedchen schrieb. Die meiste Geltung wußte sich Hebel mit seinen alemannischen Gedichten zu verschaffen, in welchen die Dialektpoesie noch immer ihren würdigsten Vertreter hat. Ganz eigenthümlich steht J. K. Grü-

*) H. Kurz a. a. O.

bel mit seinen Gedichten in der Nürnberger Mundart da. So tauchten hin und wieder fast in allen deutschen Mundarten einzelne Versuche auf, welche mehr oder minder Anklang fanden. Der zahlreichsten Repräsentation hat in neuester Zeit die bojoarische (österreichisch-bayerische) sich zu erfreuen, in welcher zuerst Maurus Lindemayer (gest. 1783) Treffliches leistete. Selbst auf den Bretern, die die Welt bedeuten, ließ sich der reine Dialekt mit Glück vernehmen; die Mode, die von Allem, was da auftaucht, ihr Theil weghaben will, zog ihn in den Salon und in den Concertsaal, und ein Hr. Fr. Hofmann ließ von Hildburghausen aus sogar ein Sendschreiben (aus welchem Ref. hier mehrfach geschöpft hat) an alle deutschen Dichter ergehen, in welchem er sie auffordert, die Mundarten ihrer Heimat zu poetischen Schöpfungen zu benützen, und selbe ihm als Beiträge zu einem Nationalwerke ganz neuer eigenthümlicher Art zuzumitteln. Ref. weiß nicht, ob diese Einladung den erwünschten Anklang gefunden habe; da aber die Motive, welche der Verf. jenes Sendschreibens anführt, wenigstens einen Theil der oben gestellten Frage beantworten, so mögen sie hier einen Platz finden. — »Die poetische Benutzung der Volksdialekte in unserer Zeit, sagt Hr. H., dient vor Allem erstens dazu, dem Sprach- und Geschichtsforscher Materiale herbeizuschaffen. Soll ein Vergleichungswörterbuch aller deutschen oder gar aller germanischen Idiome geschaffen werden, damit man die Arten und Gattungen der Wörter, ihre durch die verschiedenen Volksstämme erfolgten Veränderungen in Absicht auf Laut und Begriff, und also nicht allein eine Naturkunde, sondern auch eine Dialektsgeographie erhalte, so müssen zu dem Ende alle einzelnen Sprachgaue ausgebeutet werden, um den vollständigen linguistischen Schatz einer weiteren und höheren Verarbeitung vorzulegen. Kann nun gleich diese Ausbeutung der Sprachgaue auch in ganz prosaischer und tabellarischer Weise geschehen, so würden wir so zunächst doch nur ein verkleistertes Gerippe der Sprache, nicht die frische, blühende Gestalt derselben erhalten. Das Auge, ja das ganze Gesicht des Volkes muß hinter den Lauten hervorsehen, der Geist des Volkes muß in der Form stecken, wenn sie charakteristisch wahr hervortreten soll. Nur dadurch erhält das Studium der Dialekte eine höhere Weihe, daß aus denselben der Charakter des Volks, aus seiner eigenthümlichen Logik sein innerstes Wesen zu Tage kommt: für diese feinen Fäden sieht nicht jeder Sprachforscher klar genug, hier ist des Dichters Feld, denn nur

Der Dichter sieht in's Auge,
Der Dichter sieht in's Herz.

Zweitens ist es die Aufgabe des Dichters, dem Volke, in welchem mitunter auch ein großer Ueberfluß von unsauberen und verderblichen Reimereien lebt, die Freude an seiner eigenen, veredelten Erscheinung zu wecken und zu nähren, und, auf sittlicher Basis fußend, den Weg weiter zu verfolgen, den die Volkspoesie ihm anzeigt. Wem das Talent gegeben ist, die großen Schwierigkeiten, die fast jeder Dialekt der poetischen Behandlung entgegensetzt, zu überwinden, der sollte sich in die Reihe dieser Volksdichter stellen und »mit dem Herzen im Volk, aber mit dem Kopfe darüber« wirken. Man gebe dem Volke Bilder und Lieder aus seinem Kreise, aus seinem Leben in allen Schattirungen, vom Erhabensten bis zu den harmlosesten Lächerlichkeiten des Alltagslebens; man gebe ihm echt poetische Schilderungen seiner eigenthümlichen Volksfeste, Sitten und Gebräuche, historische Lieblingserinnerungen, Sagen und Mährchen, Neckereien und Volkswitze; aber man vergesse Eines nicht: daß es kein entsetzlicheres Gift für's Volk gibt, als leichtsinnige und unmoralische Poesien. Gemäß der Pflicht jedes Volksschriftstellers strebe vor Allem der Volksdichter darnach, daß neben der frischen Naturkraft, dem Gefühle echter Volkswürde, männlichem Freiheitssinne, innerer Rüstigkeit und Fröhlichkeit, mit ernster Sorgfalt Achtung vor Religion und Sitte, echte Volkstreue und Vaterlandsliebe gesäet, genährt und gepflegt werde. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß auf diesem Wege fortgeschritten, und nach und nach alles hervorgelockt werde, was sich vielleicht aus Schüchternheit, Mißkennung des eigenen Werthes, Isolirtheit und Unvertrautheit mit der erwachten Sympathie für Volkspoesie vor der Oeffentlichkeit noch verbirgt.« — So wenig zu diesen Gründen, durch welche Hr. H. die poetische Benutzung der deutschen Volksmundarten als wünschenswerth darstellt, hinzuzusetzen ist: so wenig beweisen sie noch für die ästhetische Berechtigung hierzu; denn es kann etwas in Bezug auf Vaterlandskunde und wissenschaftliche Bearbeitung eines Kenntnißzweiges, so wie auf Moral und Gemüthsveredlung, recht förderſam und zweckmäßig seyn, ohne daß es vor dem ästhetischen Tribunal gerechtfertigt werden kann. Es handelt sich daher auch noch darum: ob Dichtungen im Volksdialekte wirkliche Kunstprodukte seyn können, und ob der Dichter, der für Darstellungen aus der Sphäre des Volkes die Mundart desselben als Form wählt, nicht schon dadurch der Möglichkeit sich begebe, ein wahrhaftes Gedicht zu liefern. — Daß man derlei Dichtungen doch nur nebenbei tolerirt, so lange sie sich nicht vordringlich breit machen; daß man sie in der Regel für nicht mehr ansieht, als für artige Schwänke, für niedliche Curiositäten, für amüsante

Intermezzo's, denen man keine höhere Geltung zugestehen zu dürfen glaubt, u. s. w., ist factisch; sollten sie aber wirklich auf keinen größeren Werth Anspruch machen dürfen; sollten sie sich auf diese secundäre Stellung außerhalb des Kreises wahrhaft dichterischer Production unter jeder Bedingung zu beschränken haben, so müßte man nachweisen, daß entweder der Stoff, auf den sie angewiesen sind, oder die Form, in welcher sie auftreten, diese Geringschätzung bedinge. Des Stoffes willen sie zurückzuweisen, dürfte grundlos seyn: ihr Stoff ist die Natur und das Reinmenschliche; kann die Poesie aus irgend einer ergiebigeren Quelle schöpfen, als diese beiden es sind? Oder strömen ihr diese Quellen, aus denen sie immer und ewig schöpfen wird, irgendwo reiner und lauterer, als dort, wo sie durch fremdartigen Zusatz noch am wenigsten getrübt sind? — »Aber,« könnte man einwenden, »der Ideenkreis des gemeinen Mannes ist so eng, sein Horizont so beschränkt, sein Fuß an die Scholle gefesselt, sein Auge zu blöde, um über die Gränzen seiner armseligen Umgebungen hinauszureichen. Was kann ein Alpenjäger, eine Sennerin, ein Fischer, ein Grubenmann, ein Köhler so Wichtiges und Interessantes erleben, daß es sich auf die Höhe der Poesie erhöbe? Was kann »dieser Misere Großes begegnen?« Was kann es uns viel kümmern, ob die Grete und der Hans weint, ob der Sepp von einer Lawine erschlagen wird, ob der Rudi lustig ist und die Liesli traurig? Sind solche hausbackene Herzensangelegenheiten, solche werktägliche Kümmernisse, solche sonntägliche Freuden, solche bäuerische Zänkereien und solche derbnaive Kneipenschwänke würdig, den wahren Dichter zu beschäftigen?« — Solche Einwürfe hört man häufig, und Ref. erröthet in der That für jene, von denen sie ausgehen. So weit also wäre es gekommen, daß man das Herz des gemeinen Mannes für nichts zählt? Daß man den Seufzer betrogener Liebe für unpoetisch hält, wenn er aus einer Brust kommt, die kein Ballfrack deckt, sondern ein Lodenrock? Daß man die Nänie auf den Lieblingspapagei einer Dame poetisch, die Klage der Sennerin aber, der ihr Lamm, ihr einziger Trost in hoher Alpeneinsamkeit, abstürzt, durchaus nicht poetisch finden kann, bloß deßhalb, weil diese ein »Dirndal,« jene eine Dame ist? Daß man die geschminkte Langeweile einer Stadtredoute interessant, die ungeschminkte Kirmeßlust der Dorfjugend langweilig; den Tod des blasirten Duellanten tragisch, das Verschmachten des Alpenjägers, den die Kugel des Wildschützen traf, unästhetisch; das Pamphlet eines modernen Weltverbesserers geistreich, den derben Stachelreim des mißhandelten Bauers gegen seinen dummdreisten Amtsschreiber gemein; ein Rendezvous in Glacéehandschuhen romantisch,

und den Gang des Buben zum Fenster seiner Dirne fade nennt? Solche Zusammenstellungen ließen sich in's Unendliche vervielfältigen, und alle würden nur beweisen, daß es nicht am gewöhnlichen Stoffe der Dialcktpoesien liegt, wenn sie von Manchen angestritten und aus dem Gebiete der Dichtung verwiesen werden, sondern an der Unnatur, Gemüthlosigkeit, Prüderie, Inhumanität und Selbstüberschätzung Derjenigen, die so urtheilen, mitunter auch an ihrer Scheu vor alle dem, was sie erkennen läßt, wie tief sie in mancher Beziehuug unter Jenen stehen, über welche sie sich so stolz erheben, oder, wenn die Urtheilenden selbst Schriftsteller sind, an der egoistischen Besorgniß, in ihrem Ruhme, der sich an der modernen Verschrobenheit großgesogen, durch diese schlichten Einladungen zur zeitweiligen Rückkehr in den Schooß der Natur sich beeinträchtigt zu sehen. Am Stoffe liegt also nichts, was Dichtungen in der Volksmundart aus dem Bereiche der Poesie ausschlösse. Vielleicht ist es also die Form, der Dialekt, was sie dazu verurtheilt?— Warum zur Volkssprache zurückkehren, wenn man eine Schriftsprache hat? Warum die geläuterte Form absichtlich verschmähen und zur ungeläuterten greifen? Warum einen dem Volksleben entnommenen Stoff nicht lieber durch den Ausdruck veredeln, anstatt in seine ursprüngliche Dürftigkeit ihn zu kleiden? — Die Antwort liegt nahe. Jeder Stoff bedingt sich seine Form von selbst; es ist mitunter ein Kennzeichen des wahren Dialektgedichtes, daß der Stoff, der ihm zu Grunde liegt, sich in der Schriftsprache gar nicht behandeln ließe, ohne seine Eigenthümlichkeit, die ganze Volksthümlichkeit der Poesie, einzubüßen; als komischer Beleg dafür können die Versuche dienen, echte Volkslieder in der Mundart in's Hochdeutsche zu übertragen, was immer kläglich mißlang, während Originaldichtungen in der Volksmundart, je weniger getreu sie dieselbe wiedergeben, desto leichter der Schriftsprache sich bequemen. Stoff und Form sind bei guten Dialektgedichten, wie beim eigentlichen Volksliede, so innig mit einander verschmolzen, daß eines ohne das andere gar nicht bestehen kann; wer daher den Stoff zugibt, muß auch die Form zugestehen. Und ist denn die dialektische Form wirklich eine untergeordnete, welche bloß aus Rücksicht auf den Stoff geduldet zu werden verdient? Ist nicht unser sogenanntes Hochdeutsch im Grunde auch nur eine Mundart, welche ihr Uebergewicht lediglich dem Umstande zu danken hat, daß sie die heimische der größten Dichter war? — Eine Mundart ist, als solche, so gut wie die andere, und was der im Schriftgebrauche zurückgesetzten an factischer Gültigkeit einerseits mangelt, wird andrerseits durch ihre Unersetzlichkeit bei Behandlung gewisser Stoffe, auf welche

Intermezzo's, denen man keine höhere Geltung zugestehen zu dürfen glaubt, u. s. w., ist factisch; sollten sie aber wirklich auf keinen größeren Werth Anspruch machen dürfen; sollten sie sich auf diese secundäre Stellung außerhalb des Kreises wahrhaft dichterischer Production unter jeder Bedingung zu beschränken haben, so müßte man nachweisen, daß entweder der Stoff, auf den sie angewiesen sind, oder die Form, in welcher sie auftreten, diese Geringschätzung bedinge. Des Stoffes willen sie zurückzuweisen, dürfte grundlos seyn: ihr Stoff ist die Natur und das Reinmenschliche; kann die Poesie aus irgend einer ergiebigeren Quelle schöpfen, als diese beiden es sind? Oder strömen ihr diese Quellen, aus denen sie immer und ewig schöpfen wird, irgendwo reiner und lauterer, als dort, wo sie durch fremdartigen Zusatz noch am wenigsten getrübt sind? — »Aber,« könnte man einwenden, »der Ideenkreis des gemeinen Mannes ist so eng, sein Horizont so beschränkt, sein Fuß an die Scholle gefesselt, sein Auge zu blöde, um über die Gränzen seiner armseligen Umgebungen hinauszureichen. Was kann ein Alpenjäger, eine Sennerin, ein Fischer, ein Grubenmann, ein Köhler so Wichtiges und Interessantes erleben, daß es sich auf die Höhe der Poesie erhöbe? Was kann »dieser Misere Großes begegnen?« Was kann es uns viel kümmern, ob die Grete und der Hans weint, ob der Sepp von einer Lawine erschlagen wird, ob der Rudi lustig ist und die Liesli traurig? Sind solche hausbackene Herzensangelegenheiten, solche werktägliche Kümmernisse, solche sonntägliche Freuden, solche bäuerische Zänkereien und solche derbnaive Kneipenschwänke würdig, den wahren Dichter zu beschäftigen?« — Solche Einwürfe hört man häufig, und Ref. erröthet in der That für jene, von denen sie ausgehen. So weit also wäre es gekommen, daß man das Herz des gemeinen Mannes für nichts zählt? Daß man den Seufzer betrogener Liebe für unpoetisch hält, wenn er aus einer Brust kommt, die kein Ballfrack deckt, sondern ein Lodenrock? Daß man die Nänie auf den Lieblingspapagei einer Dame poetisch, die Klage der Sennerin aber, der ihr Lamm, ihr einziger Trost in hoher Alpeneinsamkeit, abstürzt, durchaus nicht poetisch finden kann, bloß deßhalb, weil diese ein »Dirndal,« jene eine Dame ist? Daß man die geschminkte Langeweile einer Stadtredoute interessant, die ungeschminkte Kirmeßlust der Dorfjugend langweilig; den Tod des blasirten Duellanten tragisch, das Verschmachten des Alpenjägers, den die Kugel des Wildschützen traf, unästhetisch; das Pamphlet eines modernen Weltverbesserers geistreich, den derben Stachelreim des mißhandelten Bauers gegen seinen dummdreisten Amtsschreiber gemein; ein Rendezvous in Glacéehandschuhen romantisch,

und den Gang des Buben zum Fenster seiner Dirne fade nennt? Solche Zusammenstellungen ließen sich in's Unendliche vervielfältigen, und alle würden nur beweisen, daß es nicht am gewöhnlichen Stoffe der Dialecktpoesien liegt, wenn sie von Manchen angestritten und aus dem Gebiete der Dichtung verwiesen werden, sondern an der Unnatur, Gemüthlosigkeit, Prüderie, Inhumanität und Selbstüberschätzung Derjenigen, die so urtheilen, mitunter auch an ihrer Scheu vor alle dem, was sie erkennen läßt, wie tief sie in mancher Beziehuug unter Jenen stehen, über welche sie sich so stolz erheben, oder, wenn die Urtheilenden selbst Schriftsteller sind, an der egoistischen Besorgniß, in ihrem Ruhme, der sich an der modernen Verschrobenheit großgesogen, durch diese schlichten Einladungen zur zeitweiligen Rückkehr in den Schooß der Natur sich beeinträchtigt zu sehen. Am Stoffe liegt also nichts, was Dichtungen in der Volksmundart aus dem Bereiche der Poesie ausschlösse. Vielleicht ist es also die Form, der Dialekt, was sie dazu verurtheilt? — Warum zur Volkssprache zurückkehren, wenn man eine Schriftsprache hat? Warum die geläuterte Form absichtlich verschmähen und zur ungeläuterten greifen? Warum einen dem Volksleben entnommenen Stoff nicht lieber durch den Ausdruck veredeln, anstatt in seine ursprüngliche Dürftigkeit ihn zu kleiden? — Die Antwort liegt nahe. Jeder Stoff bedingt sich seine Form von selbst; es ist mitunter ein Kennzeichen des wahren Dialektgedichtes, daß der Stoff, der ihm zu Grunde liegt, sich in der Schriftsprache gar nicht behandeln ließe, ohne seine Eigenthümlichkeit, die ganze Volksthümlichkeit der Poesie, einzubüßen; als komischer Beleg dafür können die Versuche dienen, echte Volkslieder in der Mundart in's Hochdeutsche zu übertragen, was immer kläglich mißlang, während Originaldichtungen in der Volksmundart, je weniger getreu sie dieselbe wiedergeben, desto leichter der Schriftsprache sich bequemen. Stoff und Form sind bei guten Dialektgedichten, wie beim eigentlichen Volksliede, so innig mit einander verschmolzen, daß eines ohne das andere gar nicht bestehen kann; wer daher den Stoff zugibt, muß auch die Form zugestehen. Und ist denn die dialektische Form wirklich eine untergeordnete, welche bloß aus Rücksicht auf den Stoff geduldet zu werden verdient? Ist nicht unser sogenanntes Hochdeutsch im Grunde auch nur eine Mundart, welche ihr Uebergewicht lediglich dem Umstande zu danken hat, daß sie die heimische der größten Dichter war? — Eine Mundart ist, als solche, so gut wie die andere, und was der im Schriftgebrauche zurückgesetzten an factischer Gültigkeit einerseits mangelt, wird andrerseits durch ihre Unersetzlichkeit bei Behandlung gewisser Stoffe, auf welche

die Poesie nicht ohne Verlust verzichten könnte, reichlich aufgewogen. — Aus dem Gesagten ergibt sich, daß vom ästhetischen Standpunkte aus gegen die poetische Benutzung der deutschen Volksmundarten weder hinsichtlich des Stoffes, noch der Form etwas Gründliches sich einwenden lasse. — Ref. ist übrigens weit entfernt, eine so allgemeine Benutzung derselben zu vertheidigen, wie sie nachgerade fast Mode zu werden scheint. Mehrfacher Mißbrauch in neuester Zeit droht, sie in Verruf zu bringen. Schon fängt das Vorurtheil sich zu bilden an, daß es Schriftsteller gebe, welche nur aus Mangel an Befähigung zu höherem Aufschwunge sich im Gebiete des Dialektliedes ergehen; ein Vorurtheil, welches auf der oben bekämpften Ansicht beruht, daß Dichtungen in der Volksmundart ein geringeres und daher leichter zu cultivirendes Genre seien. So falsch diese Ansicht ist, so wahr, leider! ist es, daß manche sogenannte Volkspoeten wirklich sie zu theilen scheinen, was der Sache ungemein schadet. Nicht minder nachtheilig ist die Uebersättigung des Publikums mit schriftlichen und mündlichen Leistungen in der Volksmundart; sie sollen nicht Mode werden, ihr Hauptinteresse besteht darin, daß sie gegen die Mode contrastiren; sie sollen sich suchen lassen, nicht vorlaut sich eindrängen; sie sollen seyn wie ein schüchternes Landmädchen, das sich gegen die Einladung in die Stadt sträubt mit den Worten: »Ei, dahin gehör' ich nicht!« und sich lange bitten läßt, und erst, wenn es vom besten Willen innig überzeugt ist, sich entschließt, zu kommen, dann aber auch mitten im Salon, unter theilnehmenden Freunden, das offene, heitere, ungezwungene Landkind bleibt.

Ref. hielt diese vorläufigen Bemerkungen für nöthig, um den im Eingange angeführten Schriften jenen Standpunkt anzuweisen, von welchem aus betrachtet sie einer ausführlicheren Besprechung in den Jahrbüchern würdig erscheinen. Es sind sämmtlich Schriften in der Volksmundart, und zwar vorzugsweise in der bojoarischen (österreichisch-bayerischen). — Die bojoarische Mundart gehört, wie schon bemerkt, zum oberdeutschen Hauptstamme, und fällt im Wesentlichen mit der schwäbischen zusammen, deren Charakter sich in der Häufung von Consonanten, Diphthongen und Nasentönen, und in einem eigenthümlichen breiten Sprachgesange ausspricht. Das Bojoarische ist noch breiter und näselnder als jene, und verschluckt eine Menge Laute, da sie mit vollen Backen und weiter Mundöffnung gesprochen wird, ganz und gar, weßhalb es durch die Schrift sich wohl kaum genügend bezeichnen läßt. Es herrscht nicht nur in Altbayern bis zur Donau, sondern erstreckt sich über Tirol, Salzburg, Oesterreich und Steiermark bis Krain. Der Altbayer

spricht nicht so lebhaft wie der Schwabe, aber doch als solle und müsse er Alles mit Gewalt herauspressen. Desto schneller spricht man in den Gebirgsgegenden, aber ohne daß der Grundzug des Bojoarischen, das Trotzige und Protzige, dadurch verwischt würde *). Den Ländern nach, über die es sich ausdehnt, zerfällt das Bojoarische in die eigentlich bayerische und in die österreichische Mundart. Letztere nimmt in allen Provinzen, die sie beherrscht, unverkennbare Unterscheidungsmahle an, so daß wir mit Recht von einem niederösterreichischen, obderennsischen, tirolischen, steierischen Dialekte sprechen können, einzelner Abstufungen nicht zu gedenken. Die österreichische Mundart fand sonderbarer Weise eher durch Studium und Kunstpoesie ihre Vertretung in der Literatur, als durch die Naturpoesie oder das eigentliche Volkslied. Zwei achtbare Benediktiner waren es nämlich, welche die Mundart ihrer Heimat, des Landes ob der Enns, jenen beiden Richtungen nach cultivirten, die man noch gegenwärtig mit Glück verfolgt. Mathias Höfer, Mitglied des Stiftes Kremsmünster, übergab im J. 1815 sein etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich aber in Oesterreich, üblichen Mundart, die Frucht langjähriger Arbeit, der Oeffentlichkeit, während die »Lieder und Comödien des oberösterreichischen Bauers« vom Lambacher Prior Maurus Lindemayer schon längst in Blut und Leben des Volkes übergegangen waren, ungeachtet sie erst 38 Jahre nach des Verfassers Tode zu Linz (1822) im Druck erschienen. In Bayern war König Ludwig selbst der Veranlasser eines trefflichen Werkes über Sprache, Art und Sitte seines Volkes, nämlich des von J. Andreas Schmeller, k. bayer. Oberlieutenant, herausgegebenen »Bayerischen Wörterbuchs« (Stuttgart und Tübingen 1827 — 1837. 4 Bände). Den ersten Anstoß zur Würdigung des reinen Volksdialekts in Oesterreich gaben Franz Ziska (Tschischka) und Jul. Max Schottky durch die Herausgabe der von ihnen gesammelten »österreichischen Volkslieder mit ihren Singweisen« (Pesth 1819; zweite Aufl. ebenda 1844). Der Eindruck, den diese naturfrischen, den österreichischen Volkscharakter so treu spiegelnden Weisen hervorbrachten, war so mächtig, daß er nicht ohne Nachwirkung blieb. J. F. Castelli fühlte sich zuerst angeregt, einen Dialekt, welcher bisher nur aus der Volkssprache und dem Volksliede bekannt war, auf das Gebiet der Kunstpoesie zu verpflanzen. Seine ersten Versuche gelangen, fanden allgemeinen Anklang und hatten in Kurzem jene Probe bestanden,

---

*) Götzinger a. a. O. S. 60.

welche am untrüglichsten beweist, daß ein poetisches Produkt wahrhaft populär ist: – sie waren in den Mund des Volkes übergegangen. Durch diesen Erfolg ermuntert, fuhr er fort, nach Hebel's Vorgange, Gedichte im Volksdialekt zu verfassen, gab im J. 1828 einen ganzen Band Gedichte in niederösterreichischer Mundart heraus, und wurde so der Schöpfer der Dialektdichtung in Oesterreich, welche im Verlaufe von nicht völlig zwei Jahrzehnden durch die Leistungen eines J. G. Seidl, Fr. Stelzhamer, C. A. Kaltenbrunner, Klesheim u. m. A. zu einem förmlichen Literaturzweige sich herausgebildet hat [1]; in Bayern erhielt dieselbe an Franz von Kobell einen echt dichterischen und zugleich echt volksthümlichen Vertreter. Die Untersuchung, welche von den genannten Dichtern den österreichischen Volkscharakter am besten erfaßt und am treuesten wiedergegeben haben, liegt außer dem Zwecke dieses Aufsatzes; ein Verdienst bleibt Allen unbestritten: die Aufmerksamkeit auf einen noch ungehobenen Schatz hingelenkt zu haben, welcher, obwohl er seit Jahrhunderten Tausende als stiller Segen beglückt hat, doch reich genug ist, um abermal Tausenden eine Quelle des reinsten und frischesten Genusses zu werden, und in unserer, durch materielle Interessen und überspannte Geistesthätigkeit bis zur Besinnungslosigkeit gehetzten Zeit, selbst dort, wo man durch Ueberreiz gegen die einfache Natürlichkeit abgestumpft ist, sich Anerkennung und Geltung zu erringen [2].

Ref. verspart sich die Besprechung der Gesammtleistungen in diesem Fache auf ein anderes Mal, und beschränkt sich hier vorläufig auf die Dialektdichtungen von Castelli und Kobell, da jener in Niederösterreich der erste, dieser in Bayern der namhafteste und glücklichste Repräsentant dieses Genre genannt zu werden verdient, und beide hinreichende Anknüpfungspunkte darbieten, um die Licht- und Schattenseiten der Dialektpoesie in praktischen Beispielen darzustellen.

J. F. Castelli, bekanntlich zu Wien (am 6. März 1781) geboren, hat nicht nur die niederösterreichische Mundart gleichsam mit der Muttermilch schon eingesogen, sondern auch später in seiner Stellung als landständischer Beamter, als welcher er bei verschiedenen Anlässen alle Gegenden der vier Viertel Nieder-

[1] Vgl. Allgem. Zeitung. 1845. Beilage Nr. 270.

[2] Ant. Ritter v. Spaun, die österreichischen Volksweisen. Wien 1845. Ebenfalls ein trefflicher Beitrag zur Würdigung des österreichischen Volksdialektes und Volksliedes.

Oesterreichs in Amtsgeschäften bereisete, Gelegenheit gehabt, diesen Dialekt, wie er sich im Munde des Landmannes, abweichend von jenem des Residenzlers, zeigt, genau zu studiren; er kennt ihn daher vollkommen, seinem innersten Wesen nach, und in allen seinen Eigenheiten und Abschattungen; er kann nicht nur ihn verstehen und dem Wortlaute nach copiren, sondern auch darin denken und fühlen. Das Bewußtseyn dieser innigen Vertrautheit mit seiner heimischen Mundart, die er für den poetischen Ausdruck nicht minder geeignet fand, als die durch Hebel so wirksam gepflegte alemannische, veranlaßte ihn zu seinen ersten Versuchen in dieser Gattung, welche nach und nach zu einem Bande anwuchsen, dessen zweite Auflage wir nun, als den eilften Theil seiner sämmtlichen Werke, vor uns haben. Derselbe enthält 3 größere erzählende, 53 kleinere Gedichte und 2 Comödien, nebst Notizen über das Entstehen dieser Sammlung, grammatischen Andeutungen und einem kleinen Idiotikon zur Verständlichmachung der vorzüglichsten Idiotismen.

In sofern Castelli die Aufgabe hatte, dem niederösterreichischen Dialekte seine Berechtigung zur poetischen Benutzung erst zu vindiciren, kann man ihm es nicht übel nehmen, daß er nicht auf diejenige Form sich beschränkte, welche durch das eigentliche Volkslied als die zunächst liegende und zusagendste angezeigt war. Es war ihm gewissermaßen Ehrensache, darzuthun, daß er sich nicht aus Caprice von der herrschenden, ausgebildeten, geschmeidigen, schönen Schriftsprache ab-, und einem bisher unbeachteten, manchem Ohre roh, spröde, widerlich klingenden Dialekte zugewendet habe, daß es nicht ein car tel est notre plaisir war, was ihn dazu bewog, oder eine blinde — wenn gleich verzeihliche — Vorliebe für die heimischen Laute, — sondern die innere Ueberzeugung, wie lieblich und kräftig, wie naiv und gemüthlich, wie reich und bezeichnungsvoll die niederösterreichische Mundart ist, wie sie jeder Empfindung sich bequemt, ja selbst in technischer Beziehung jedem Metrum willig sich zu fügen weiß. Daher finden wir in dieser Sammlung nicht sowohl Liederchen, welche durch treues Anschmiegen an den Ton der Originalweisen sich mit der Zeit unvermerkt in's Ohr und Herz des Volkes einschleichen, als vielmehr solche, welche das Volk erst an eine neue Tonweise zu gewöhnen versuchen, — und daß dieser Versuch bei der Mehrzahl derselben wirklich gelang, beweist eben den richtigen Tact des Verfassers.

Mit besonderer Vorliebe ist die Saite der naiven Gemüthlichkeit angeschlagen, welche überhaupt einen hervorstechenden Zug im Charakter des Oesterreichers bildet. Man hat es den österreichischen Volksdichtern, und namentlich auch Hrn. Castelli,

und sain Schim'l« (S. 109) u. a. werden gewiß Jedermann, der für ungezwungenen, körnigen Scherz empfänglich ist, ergötzen, und vor Allen Jene befriedigen, welche den kecken naiven Humor als die Grundfarbe des Nationalcharakters wollen festgehalten haben. Besonders glücklich ist der Verf. bei dieser Partie in der Wahl der Versarten; die schwierigsten Metra hat er mit größtem Geschicke behandelt; weder die Reimstellung, noch die Kürze mancher Versgattung hindert ihn, seinen Gedanken klar und flüssig auszusprechen und die Strophen gehörig zu pointiren; oft liegt im Reime selbst ein Effekt, der deutlich darthut, wie sehr unsere Mundart für die komische Ausdrucksweise geeignet ist und wie mundgerecht sie klingt, wenn man sich's nicht allzubequem macht. Wer die Schwierigkeit bedenkt, einen Dialekt, der sich im eigentlichen Volksliede gewöhnlich in der bekannten amphibrachischen Vierzeile, dem Grundtypus des Nibelungen-Metrums, bewegt, den mannigfaltigen Versformen der Kunstpoesie anzupassen, wird auch gewiß mit dem Verf. über einzelne Licenzen und Wortversetzungen nicht rechten wollen, die in der Schriftsprache gäng und gäbe sind, während sie in der Volkssprache, die ihren ganz eigenthümlich behaglichen Numerus hat, auffallender hervortreten. Mit welcher Leichtigkeit der Verf. versifizirt, beweist unter Anderem das Gedicht: »Da Schnaida und da Nis« (S. 41), welches er nach einem äußerst heiteren Volksmährchen aus Tschischka's interessanter Sammlung bearbeitet hat. Auch der Dialog: »Da Hairadsåndråch« (S. 80) erzielt seine komische Wirkung vorzüglich durch die gelungene Form. So finden sich unter den übrigen, hier nicht aufgeführten scherzhaften Gedichten noch gar viele lobenswerthe. Wenn Ref. Eines rügen möchte, so wäre es, daß der Verf. hin und wieder auch die Untugenden des Volksliedes nachahmt, und sich Anspielungen und Ausdrücke erlaubt, die man wohl der Natur-, aber nicht der Kunstpoesie verzeihen mag. Wenn der Bauernbursche, von Leidenschaft oder Wein aufgeregt, vortritt, und seiner Sinnlichkeit in ein paar minder züchtigen Ausdrücken Luft macht, die von Gleichgestimmten aufgegriffen werden und bei ähnlichen Anlässen wiederholt zum Vorschein kommen, so wird der strengste Sittenrichter das nicht allzuhoch anschlagen; der Mund ist oft böser als das Herz; — allein schön ist so etwas nie, wenn es auch noch so spassig ist, und der Dichter soll sich eben so wenig herbeilassen, diese Flecken der Volkspoesie für Schönpflästerchen zu halten, als der Maler, um wahr zu seyn, in sein Gemälde unästhetische Gegenstände aufnimmt. Die schöne Aufgabe des Volksdichters ist es eben,

die Volksnatur kunstgemäß darzustellen und dem Herzen des Volkes das, was er demselben abgelauscht hat, veredelt zurückzugeben. Ein glänzendes Muster dieser Reinheit der Gesinnung und Züchtigkeit des Ausdrucks, worüber dessenungeachtet Wahrheit und Treue nicht verloren gehen, ist Hebel, wie im Gegentheile C. Weitzmann's schwäbische Gedichte, die in ihrer Originalität denen von Hebel und Grübel an die Seite zu setzen wären, des oben gerügten Fehlers wegen fast ungenießbar sind.

Ein großer Vorzug sowohl der sentimentalen, als der komischen Dialektgedichte Castelli's besteht auch darin, daß sie für den mündlichen Vortrag sich so gut eignen, ohne die absichtliche Mache zu verrathen; sie besitzen fast durchgängig einen wohlgegliederten Bau, natürliche Uebergänge und schlagende Pointen; man merkt es ihnen ab, daß der Verf. nicht nur weiß, sondern auch hört, was er schreibt; sie bedürfen daher auch keiner Schönrednerei, keines falschen Pathos, keiner süßelnden Markirung, um zu effectuiren; — sie brauchen, um zu wirken, nur richtig und fertig gelesen zu werden.

Einige Gedichte der Sammlung sind didaktischen Inhalts, wie: »Wo is denn da liawi Heargod?« (S. 60), »Da Saw'l« (S. 64), »Dách und Náchd« (S. 70), »Da Mensch fon Ainwendi« (S. 85) u. a. m. Als Versuch in der Legende kann: »Dó dauſ'ndfáchi Fageldíng« (S. 170) gelten. Besondere Beachtung verdient das größere Gedicht: »Da Baua bain Koasa saina Grángad« (S. 128 — 143), welches seiner Zeit großes Aufsehen erregt hat. Der Anlaß dazu war die Erkrankung des Kaisers Franz im J. 1826 und die damalige Volksstimmung in Wien und dessen Umgebung, wohin die beängstigende Kunde davon sich rasch verbreitete. Wer Zeuge der allgemeinen Theilnahme war, die sich unter allen Ständen kund gab; wer sah, wie die Leute schaarenweise sich in den Hofraum der Kaiserburg drängten und mit kaum abzuwehrender Neugier und doch schonendem Vermeiden aller Störung täglich, zu wiederholten Malen, um das Befinden ihres geliebten Herrschers sich erkundigten; wer sich an die rührende Scene der ersten Ausfahrt des Kaisers nach seiner Genesung erinnert; — der wird begreifen, wie ein Dichter, dessen echt österreichischem Gemüthe auch das echt österreichische Wort zu Gebote steht, nicht umhin konnte, sich eines so würdigen, dankbaren, alle Sympathien für sich vereinigenden Stoffes zu bemächtigen. Die Wirkung blieb auch nicht aus; Castelli hatte das Glück, nach vierzehn Tagen für sein Gedicht, welches

er in einzelnen Exemplaren zum Vortheile des hiesigen Blinden-Instituts verkaufen ließ, die Summe von 1400 fl. zu lösen. Er hatte die Herzenssaite des Volks getroffen; denn was er schrieb, war zeitgemäß und wahr, kein forcirter Patriotismus, keine erkünstelte Schmeichelei; es war nicht nur ein Gelegenheitsgedicht der edelsten Art, sondern auch eine liebliche Idylle, und wird in nationaler und poetischer Beziehung immer Werth haben. Nebstdem bleibt dieses Gedicht auch interessant als die Abspiegelung einer Zeit, wo es noch nicht Mode war, sich für Eindrücke dieser Art unempfänglicher zu stellen, als man im Grunde wirklich ist; wo man für die Aeußerungen angeborner Anhänglichkeit noch keine verdächtigenden Seitenblicke hatte; wo der Oesterreicher noch zu stolz war, um durch Verläugnung seines besseren Gefühls sich banalen Beifall zu erbuhlen. Die in Rede stehende Idylle zerfällt in sieben Abschnitte, in welchen der Verf. verschiedene Versarten in Anwendung bringt, und zwar größtentheils mit guter Wirkung; im ersten, dritten, vierten, sechsten und siebenten hat er dem niederösterreichischen Dialekte auch das elegische Versmaß anzupassen versucht. Von strenger Beachtung dieses, selbst im Hochdeutschen schwer zu handhabenden Metrums kann hier wohl nicht die Rede seyn; der mündliche Vortrag muß dabei nachhelfen. Auch der reimlose Trochäus (in sechsten A.) sagt dem Dialekte wenig zu; besser — das freie daktylische Maß (im siebenten A.); überhaupt kann derselbe des Reimes wohl kaum entbehren, da gerade in diesem der Wortlaut des Oesterreichischen oft einen ganz eigenthümlichen Reiz hat. Auch schadet einem derartigen Produkt alles, was die Absicht verräth; je absichtsloser die Form, desto wirksamer der Stoff. Ein Gleiches gilt von der unmittelbar darauffolgenden ländlichen Scene: »Da Droam« (S. 144), in welcher übrigens der Gedanke: »Sutor ne ultra crepidam,« zu einem recht ansprechenden Genrebildchen benützt ist. Eine ganze Serie Fendi'scher Bildchen sind eingerahmt in dem dritten größeren Gedichte: »Liabs- und Hairådshisdoari fon Håns und fon da Gredl« (S. 117—126), welches eine ganze ländliche Liebschaft vom ersten Finden an durch alle Phasen hindurch bis zum Eintritt in die Brautkammer schildert, und den Charakter des Volkes, dessen Sitten und Gewohnheiten bei Brautwerbungen und Hochzeiten recht treu und lebhaft wiedergibt. Auch hier prüfte der Verf. den Dialekt hinsichtlich seiner metrischen Schmiegsamkeit durch Anwendung mannigfacher Versarten und Reimverschlingungen; im vierten stoßen wir sogar auf Ottaverimen, die hier, wo es sich um einen heiteren Eindruck handelt, ganz wohl am

Platze sind, und durch den Widerspruch zwischen Gedanken und Ausdruck recht komisch wirken.

Den Schluß des Bandes bilden zwei Comödien. So ergötzlich sie auch sind, so scheinen sie doch mehr dazu dienen zu sollen, uns den niederösterreichischen Dialekt in dialogischer Form vorzuführen, als die Eigenthümlichkeit des Volkslebens auf dem Lande mit dramatischer Lebhaftigkeit vor uns zu entfalten. Wäre letzteres dabei der Zweck des Verfassers gewesen, so würde er ohne Zweifel solche Situationen und Verhältnisse gewählt haben, welche nur auf dem Lande und vorzugsweise nur auf dem Lande in Oesterreich vorkommen können. Das wäre nun freilich eine schwierige Aufgabe gewesen. Das Leben des Bauers bewegt sich in einer zu niederen Sphäre, innerhalb zu enger Gränzen und in zu einförmigem Gange, um gewaltigere Leidenschaften, wie sie das Drama verlangt, zum Durchbruche kommen zu lassen; verwickelte Intriguen sind unter Naturkindern seltener; die Individualitäten heben sich zu wenig von einander ab, da die Interessen der Personen ziemlich gleich sind. Das flache Land ist ein fast gänzlich steriler Boden; ergiebiger ist die Gebirgswelt mit ihren großartigen Natureindrücken, Gefahren, Schauern, Gespenstersagen u. s. w., mit ihren Alpenjägern und Schwaigerinnen, mit ihren Bergknappen und Holzknechten, mit ihren Schmugglern und Wildschützen; dort herrscht doch eine Verschiedenheit der Beschäftigungen und Interessen; anders lebt der Fischer am See, als der Hammerknecht in seinem Pochwerke; anders der Wirth an der Straße, als der Berghüttler in der Einschicht; der Mensch, der in der Einsamkeit auf sich selbst angewiesen ist, prägt sich schärfer aus, als der Bauer des Flachlandes, der doch zuweilen vom städtischen Wellenschlag erreicht und abgeschliffen wird. Allein selbst das Leben des Gebirgsbewohners dürfte nicht über die Idylle hinausreichen, wenn es nicht durch Conflict mit einem fremdartigen Element aus dem alltäglichen Geleise herausgeworfen wird; so haben sich in den Gebirgen Tirols, während des blutigen Kampfes im Jahre 1809, gewiß hunderte von Scenen ereignet, welche der dramatischen Behandlung würdig wären; auch in Oesterreich würde jene Periode, vielleicht selbst auf dem flachen Lande, geeignete Stoffe dazu liefern Doch darum war es, unseres Erachtens, Herrn Castelli nicht zu thun; er wollte nur zeigen, daß die reine Mundart des Niederösterreichers auch von der Bühne herab sich ganz gut vernehmen lasse, und in dieser Beziehung kann man seinen Versuch nur billigen. Das erste Stückchen: »D'Schwoagerin« (S. 191—234), führt den Gedanken durch: »daß es

für ein weiblichen Wesen mißlich sei, allein in der Welt zu stehen.« Der Canevas dieser kleinen Posse ist, wenn wir nicht irren, bereits mehrfach für die Bühne benützt gewesen. Die handelnden Personen sind: ein gutmüthiger, aber tölpelhafter Bursche, eine lebhafte, spröde Sennerin und ein barscher, treuherziger Corporal, der letzteren Bruder, welcher den Knoten schürzt und löst. An komischen Situationen und Wendungen ist kein Mangel, das Ganze spielt sich rasch und munter ab, und der Dialog greift gut in einander und hat mitunter treffende Schlagwitze und Reimpointen; doch fehlt, wie gesagt, die nationale Individualisirung; derselbe Stoff würde auch im Hochdeutschen ein artiges Stückchen geben, und die »Schwoagarin« charakterisirt sich wohl kaum als das, was man sich von einer dieser poetischen Einsiedlerinnen der Alpenwelt erwartet. Abgesehen aber von dem Mangel einer tiefer gründenden Popularität, welche vielleicht gar nicht in der Absicht des Verfassers lag, ist es ein recht unterhaltendes, bühnengerechtes Stück, und hat als solches auch bei der Darstellung seine Wirksamkeit erprobt. — Die zweite Pieçe: »Da fahegsdi Biarnboam« (der verhexte Birnbaum) (S. 235 u. folg.), behandelt einen ebenfalls nicht unbekannten Stoff im Volksdialekte. Der Verf. hat es darin vorzüglich auf den Spaß abgesehen, und wirklich eine reichliche Dosis davon angebracht. Ueber Einzelnes müßte selbst ein Cato lachen; die Scene mit der Klystierspritze hätten wir jedoch weggewünscht. Auch diese Posse entbehrt der nationalen Innerlichkeit. In theatralischer Hinsicht ist sie minder wirksam als die vorige; dessenungeachtet ging sie nicht ohne Beifall über die Breter. Dem Tone nach erinnern beide Stücke an die noch mancher Orten, namentlich in Tirol, üblichen Bauerncomödien. Maurus Lindemayer war der erste, von welchem ähnliche Comödien in Druck erschienen, darunter eine ganz köstliche: »Der versoffene Hanns, oder: So bessert man Trunkenbolde.« — In Niederösterreich gebührt auch hierin Herrn Castelli die Priorität. Ob solche Produkte für die städtische Bühne geeignet seien, ist zwar eine Frage, welche durch den lebhaften Beifall, den einige der vorhandenen nicht nur auf den Theatern Wiens, sondern selbst im deutschen Norden gefunden haben, hinlänglich bejaht scheint; allein festen Fuß können und sollen sie darauf nicht fassen. Für's Erste gibt es nur wenige Schauspieler und Schauspielerinnen, welche des reinen Volksdialektes und des für solche Stücke fast unerläßlichen, nicht unschwierigen Gesangvortrages mächtig sind; für's Zweite hat der österreichische Dialekt mit seinem breiten, näselnden Tone,

so gut man ihm auch seyn mag, in die Länge doch etwas Ermüdendes; man sollte ihn daher dem Publikum ja nicht aufdringen, um demselben etwas, was ihm lieb bleiben sollte, nicht widerlich zu machen; jezuweilen, als einfache Lückenbüßer und gemüthlichheitere Ruhepunkte zwischen den blendenden und klappernden Erzeugnissen des Tages, dürften diese anspruchlosen Bluetten immer gerne gehört und gesehen werden.

Wir haben noch über den Prologus und Epilogus des Buches etwas zu sagen. Ersterer besteht aus Vorerinnerungen über die Entstehung dieser Gedichte, welche der Verf. mit vieler Bescheidenheit für nichts als Versuche erklärt; die Lesewelt hat sie für mehr genommen, und auch die Kritik kann sie für mehr gelten lassen. In Nr. III sucht der Verf die Schreibart, die er sich schuf, zu rechtfertigen; sein Grundsatz hierbei war: den Dialekt möglichst genau, nach allen seinen Lauten, Biegungen, Abweichungen und Verschmelzungen zu bezeichnen, zu welchem Zwecke er sich eigener Zeichen und Häckchen bediente, welche dem Drucke ein ganz fremdartiges Ansehen geben und das Lesen sehr erschweren. Wenn man den Grundsatz des Verfassers gelten läßt, so kann man die Behelfe, die er anwendete, nicht mißbilligen. Tschischka schrieb auf ähnliche, nur etwas einfachere Weise. Ref. ist mit Hrn. Castelli nicht gleicher Meinung, sondern glaubt vielmehr, daß es am zweckmäßigsten sei, der hochdeutschen Schreibart so lang als möglich treu zu bleiben und nur dort von ihr abzuweichen, wo eine totale Differenz, eine selbst dem gebildeten Oesterreicher geläufige Modifikation, oder Vers, Reim, Stellung u. s. w. und namentlich die nothwendige Unterscheidung des hohen a vom tiefen es fordern. Dem Oesterreicher selbst wird diese einfachere Schreibweise gewiß genügen, und der Fremde wird unseren Dialekt, troß der genauesten Bezeichnung, nie richtig lesen lernen, wenn er ihn nicht früher richtig lesen gehört hat. Uebrigens dürfte zwischen beiden Wegen ein dritter liegen, welcher zwar der schwierigste, aber ohne Zweifel der richtigste wäre, nämlich der sprachgeschichtliche. Bekanntlich war ja der österreichische Dialekt, als ein Zweig der oberdeutschen Mundart, eben so gut einmal Schriftsprache, wie der obersächsische, der dem Hochdeutschen zu Grunde liegt; er wurde daher schon einmal geschrieben und gewiß so geschrieben, wie er sich der Aussprache nach von seinen stammverwandten Dialekten schon damals unterschied. Da nun in einem Dialekte weder etwas willkürlich ist, noch in demselben, so wie er sich unter dem Volke erhielt, etwas Wesentliches verändert erscheint, so brauchte man ja nur zurückzugehen zu den schriftlichen Denkmälern, die ihn rein bewahrten, um die ursprüngliche Schreibart herzustellen.

Dem Volksdichter diese weitläufige, mühsames Sprachstudium erfordernde Nachsuchung aufzubürden, hieße den Bauherrn zum Kärrner machen. Es wäre dieß eine Aufgabe für einen heimischen Sprachforscher, deren Lösung ihm Dichter und Leser zum größten Danke verpflichten, und zugleich die falsche Ansicht, daß der österreichische Dialekt nur ein verdorbenes Hochdeutsch sei, am kräftigsten widerlegen würde. — Als ein Irrthum ist S. 7 zu bezeichnen, daß Grübl (?) gleich dem P. Maur. Lindemayer (nicht Lindermayer) Gedichte in oberösterreichischer Mundart verfaßt habe; Joh. Konr. Grübel (geb. 1736, gest. 1809) schrieb nur in der Mundart seiner Vaterstadt Nürnberg (Gedichte in Nürnberger Mundart. 3 Bde. Nürnberg 1802. Neue Aufl. 4 Bde. 1811 — 1812. Correspondenz und Briefe in Nürnberger Mundart. Nürnberg 1808). — Ganz am Platze ist S. 14 die Bemerkung über die Verschiedenheit der Aussprache, welche unser Dialekt in den verschiedenen Gegenden seiner Heimat selbst erleidet. — S. 9 erfahren wir, daß die erste Auflage dieser Gedichte dem kaiserlichen Prinzen Erzherzog Johann gewidmet war. Das sinnige Widmungsgedicht lesen wir S. 35.

Dem Vorworte folgen grammatische Andeutungen über die niederösterreichische Mundart in sieben Paragraphen, welche mehr auf empirische Wahrnehmungen, als auf streng wissenschaftliche Principien basirt sind; übrigens könnten sie, verschmolzen mit den Bemerkungen, welche der vielbewanderte Tschischka am Schlusse seiner Sammlung (2te Aufl. S. 251 — 273) gibt, das Substrat einer interessanten Abhandlung bilden. Das kleine Idiotikon, welches den Band schließt, erklärt nur jene in diesen Gedichten erscheinenden Wörter, welche dem niederösterreichischen Dialekte ganz eigenthümlich sind, durch kurze Beifügung des hochdeutschen Ausdruckes, ohne im geringsten sich auf etymologische Ableitungen und Erörterungen einzulassen. — S. 6 spricht der Verf. von einem großen, ausführlichen Idiotikon, wofür er schon seit Jahren sammelt, und welches er, dem Vernehmen nach, in Kurzem herauszugeben beabsichtigt; möge er sich darin zunächst an den Reichthum der Mundart halten, die er so genau kennt, und das Feld sprachlicher Conjecturen und Erörterungen den Sprachforschern überlassen.

Wenn wir nun aus allem Gesagten das Facit ziehen, so ergibt sich, daß Castelli für das, was er und wie er es gegeben hat, den vollsten Dank verdient. Sein Zweck bei Abfassung dieser Gedichte war, wie er selbst (S. 9 und 13) sagt, kein anderer, als: »das österreichische Volk in seinen Neigungen, Empfindungen, Gefühlen, Erkennt-

nissen und Ausdrücken darin darzustellen, und den Fremden das Eigenthümliche, das Naive und Frohsinnige, das Zarte und Vielgestaltige des niederösterreichischen Dialekts zu zeigen.« — Er schrieb also nicht sowohl für das Volk, als vielmehr vom Volke, und daß er doch so sehr in's Volk gedrungen, beweist, wie gut er den Charakter desselben zu treffen wußte. Im Originalvolksliede und in den Dialektliedern der Volksdichter, welche diese sich zum Vorbilde nehmen, spricht der Landmann selbst, als solcher, mit uns, weil er nicht anders sprechen kann, oder weil er vergaß, daß er's kann; Castelli ist auf dem Lande Landmann mit, und hat seine Freude daran, was er ihm abgelauscht hat, in dessen Sprache uns mitzutheilen, mitunter auch, als Landmann verkleidet, sich selbst uns zu geben. Er faßt vom Bauer nur so viel auf, als nöthig ist, ihn zu charakterisiren, ohne ihn dem Nichtbauer zu entfremden; er idealisirt ihn auch nicht, sondern sucht nur die Denk- und Gefühlsweise desselben, so weit es sich thun läßt, mit der des Städters in's Niveau zu bringen, ohne in der Form Dialekt und Jargon zu verwechseln. Daher schreibt sich auch die große Popularität seiner österreichischen Gedichte, insofern man unter Popularität die Verbreitung unter der Masse des Volkes im weiteren Sinne versteht; denn für die Popularität in der engeren Bedeutung, nämlich für die Adoption eines Kunstproductes in's Bereich der Naturpoesie, gewährt dem Dichter seine eigene Zeit gar selten einen sicheren Maßstab. Der Volksdichter bedarf in dieser Hinsicht einer ganz eigenthümlichen Resignation; nach Jahrzehenden müßte er aus seinem Grabe steigen, und die Gebirge seiner Heimat durchwandern, und an den Fenstern der Spinnstuben lauschen, und sich in den Kirmeßreigen mischen können, um sich zu überzeugen, daß, was er sang, im Herzen und Munde des Volkes unverwüstlich fortlebt, — und selbst dann würde er seinen Namen von Jenen, die seine Lieder singen, nicht dankbar nennen hören; denn der ist vergessen, und eben um diesen Preis sein Lied zum Volksliede geworden. Auch dem Verf. dieser Gedichte dürfte hinsichtlich mancher derselben diese gedenksame Vergessenheit vorbehalten seyn. Wenn es aber irgendwo heißt: »Castelli ist der populärste von den österreichischen Dichtern in der Mundart, weil er den volksthümlichen Spaß zum Ausbruche bringt, und der Spaß in Oesterreich immer ein gesuchter Kumpan bleibt;« so geschieht ihm und den Oesterreichern halb damit Unrecht, indem gerade die am populärsten gewordenen Gedichte aus dieser Sammlung, wie »Aloan, D'Ambrel'n« u. dgl., dem sentimentalen Genre angehören, und der Oesterreicher, so lebenslustig

er auch seyn mag, der sanften Rührung und dem gemüthlichen Humor gewiß nicht minder hold ist, als dem Spasse. Jedenfalls gebührt Hrn. Castelli das Verdienst: der Schöpfer der artistischen Volksdichtung in der niederösterreichischen Mundart gewesen zu seyn, und was er in diesem Fache geleistet hat, sichert ihm einen unbestreitbaren Ehrenplatz in der vaterländischen Literatur und im Angedenken der Nachwelt. Als Proben der sentimentalen und der scherzhaften Dichtungsweise des Verfassers, so wie seiner Schreibart, erlaubt sich Ref., zwei der kürzesten Gedichte aus diesen Sammlung beizusetzen:

Aloan.

I hån eng a Haisl ån Roan,
Dås Haisl is sauw'r nöd kloan,
  Åw'r ål maini Zima
  Dö gfål'n ma håld nima:
Den i bi in den Haisl aloan.

Wül Vögarln, båld gros und kloan,
Dö sids'n foarn Haisl au'm Roan;
  Ean G'sang'l duad schål'n,
  Åw'r 's wül ma nöd gfål'n:
Den i hear håld dö Vögarln aloan.

Au'm Bearcharl foarn Haus schded a Schdoan,
Då sids' i und schnaid maini Schdoan,
  Då siachd ma waidmechdi,
  Die Ausichd is brechdi,
Åw'r 's g'frald mi dös Schau'n nöd aloan.

Main Bödd'l is woach und nöd kloan,
I åwa lich hoart wia-n-a Schdoan;
  I wålz mi håld uma,
  Als hed' i an Kuma:
Den i lich håld in Bödd'l aloan.

A Diarn håd da Wiart fon da G'moan,
Dö war fiar mi rechd, wia-n-i moan:
  Zu'n Wai hån i s' g'numa
  In fuaringa Suma,
Und sida-den bin i nimar aloan.

und frommen Muthes über Hinterlist und Gottvergessenheit. Zwei Jägerbursche, der brave, lustige Stephi und der wüste, unwirsche Oswald, bewerben sich um des alten Försters Lise, welche jenem gut ist, während ihr Vater diesen begünstigt. Eine alte Base erbietet sich dem Mädchen, den Förster dahin zu stimmen, daß er, da beide Bursche gleiche Ansprüche haben, die Entscheidung dem Zufall überlasse:

In Sunnta, wer i˜ zun ihm sag'n,
Da gehn ma fruh' in d'Kirch,
Und der der erschti kimmt nach 'nei˜
Vo˜ die zwoa Buabn, der werd der dei˜.
— — — — — — — — — —
Voneh' mir's aber bringa für
Versteckst 'n Stephi sei˜,
Daß der All's hört — — — — —

Der Vater geht auf die Art dieser Entscheidung ein, modificirt aber, als echter Weidmann, die Bedingung, und verspricht seiner Tochter Hand Jenem von Beiden, welcher einen Achtzehnender, der schon zwei Jahre lang im Revier herumstreift, erlegen würde. Stephi verliert fast allen Muth, weil er Oswald's Ueberlegenheit im Weidwerke kennt; dieser aber geht Nachts zu einem verrufenen alten Jäger im Walde, der, wie es heißt, eine mit Teufelskünsten gemachte Jagdflinte besitzt, welche auf tausend Schritte trifft. Diese fordert er von dem Unheimlichen, der sie um hohen Preis ihm mit der Warnung abläßt:

(Du) kannst es braucha frank und frei,
Grad bei koan˜ Kreuz geh' nit vorbei!
Dees hal' dir g'schicht und führst die Bix
Na˜ hast dei˜ Leb'n verspült. —

In einem über den Preis entstandenen Streit stößt Oswald den Alten nieder, und eilt mit der Büchse fort. Indeß sucht Stephi vergeblich den Hirsch aufzuspüren, den Lieschen beim Nüssesammeln im Walde zufällig erblickt, was sie ihrem Liebsten sogleich mit dem Bemerken mittheilt, daß sie am Eingang in den Sonnenschlag, wo sie den Hirsch äsen sah, aus Haseln ein Kreuz gemacht habe, damit die Stelle leichter zu finden sei. Stephi, voll Hoffnung, eilt heim, verräth aber, im Schlafe aufsprechend, die Stelle, wo er den Hirsch zu finden gedenkt, worüber sein Bettgenosse Oswald, dem sein böses Gewissen keine Ruhe gönnte, teuflische Freude hat. Noch bei Nacht geht der wilde Oswald hinaus in den Sonnenschlag; wie er aber hinein will, bemerkt er das Kreuz, und biegt, der erhaltenen Warnung eingedenk, ab. Allein er kann auf keiner

Seite durch's Dickicht, und will daher auf einem nur wenig bekannten Steige von der Straßenseite in den Schlag dringen. Der Zufall will's, daß ihm eben ein Zug Wallfahrer, mit dem Kreuze voran, begegnet. Voll ungestüm stürzt er, um nicht zu spät zu kommen, vorüber, und vernichtet auf diese Weise die Zauberkraft seiner Büchse. Der fromme Stephi hat indeß den Hirsch erlegt und führt die Braut heim; von Oswald hörte man nichts weiter. — Man sieht aus diesem Inhalte, wie viele Gelegenheit dem Dichter geboten war, das Jägerleben in all' seinen Färbungen zu schildern und die verschiedenartigsten Eindrücke vom naiv Tändelnden bis zum gespenstisch Schauerlichen zu spiegeln, was ihm auch vollkommen gelungen ist.

Die zweite Erzählung: »Der Heuretsstoa",« beruht auf einer Lokalsage, die sich an den Heiratsstein am Fuße des Simmetsbergs, hoch am Ende des Bartholomäus- oder Königssees nächst Berchtesgaden, knüpft. Sie ist noch umfangreicher und behandelt in zehn Abschnitten die Liebschaft zwischen der Miedei (Maria), des Buacha- (Buchen-) Bauers Töchterlein, und dem Seppi, dem Sohne des Försters zu Barthlmä, welche trotz aller Intriguen, die der böse Mankei- (Murmelthier-) Franz aus Eifersucht anspinnt, ein glückliches Ende nimmt. Ein recht heiteres Bild gibt Nr. I, welches uns ein Dutzend lustige Dirnen zeigt, die sich bemühen, mit Steinen in einen Spalt am Heiratsstein zu treffen, weil es heißt:

— — Die auf dreimal wirft da eini,
Die werd' in Jahr und Tag a" Braut.

Nr. II führt uns zum großen Schießen in Bertlsgadn, wo alle Notabilitäten der Umgegend, die da zusammenkommen, auf höchst humoristische Weise charakterisirt werden. — Nr. III schildert die Eifersucht des Mankeifranz und des Miedei Betrübniß, da sie von ihrem Sepp sich trennen und auf die Alpe Kühroint ziehen muß, die ober den Felswänden am Königssee liegt, um die Sennerin abzulösen, die vom Stier verwundet wurde. — In Nr. IV sehen wir das Miedei auf der einsamen, von den großartigsten Naturscenen umgebenen Alm, wo sie Gelegenheit hat, den mörderischen Anschlag zweier Wildschützen auf ihren Sepp zu belauschen. — Nr. V macht uns zu Zeugen des Kampfes zwischen den Jägern von Barthlmä und den Wilderern, deren Plan das Miedei dem alten Förster mitgetheilt hat. Der Mankeifranz beschließt, sich an der Dirne zu rächen, und veranlaßt die Wildschützen zu einer falschen Aussage (VI), durch welche des Midei Ruf verdächtigt wird, bis eine Verwandte von Reichenhall, die zufällig auf Besuch kommt (VII),

die Verläumder durch eine List entlarvt. — Allein der böse Franz ruht nicht (VIII), sondern verlockt den Sepp, mit dem er unfern der Eiskapelle zusammentrifft, auf eine Stelle, wo er einbricht und in die Klamm hinabstürzt. — Indeß geht das Midei, schier krank vor Warten und Verdruß, Samstags in's Kirchlein zu St. Johann und Paul (IX), welches am Eingange des wildzerrissenen Engthales liegt, das ein hoher Felsenkahr, das Hocheis, mit der Eiskapelle im Vorgrunde abschließt. Auf dem Wege findet sie ein Flittersträußlein, das sie einmal dem Sepp gegeben, woraus sie schließt, daß er in der Nähe seyn müsse. Pochenden Herzens verfolgt sie die Spur, und findet bei der Eiskapelle auch seinen Hut (X). Endlich entdeckt sie ihn selbst, gibt ihm ein Zeichen und sinkt ohnmächtig zusammen, als eben der alte Förster, der seinen Sohn auch schon suchen gegangen war, herbeikommt. Mit großer Mühe wird der Arme herausgezogen, in's Försterhaus gebracht und durch emsige Pflege bald wieder hergestellt.

Und in drei Wocha hat ma' gsegn,
Da fahrt a' Schiff am See,
Mit greani Taxn lusti' ziert,
Dees hat s' als Brautleut' übergführt.

Der böse Franz wurde bald darauf in der Nähe der Eiskapelle von einer abstürzenden Lawine mitgerissen. — Hatte der Verf. bei der vorigen Erzählung fast ausschließend das Jägerleben im Auge, in sofern es sich auf den Wald beschränkt, so steigt er hier auf die Alm und gibt uns zugleich ein treues Bild von dem Thun und Treiben der Sennerinnen, so wie von den Vergnügungen der Landleute, von den jugendlichen Spielen der Dirnen, von den Schützenfreuden der Bursche, von Liebe, Sehnsucht, Herzhaftigkeit, Schlauheit, Haß und allen Regungen der Seele, die, ob gut oder böse, bei diesen Naturmenschen mit gleicher Energie hervortreten. Alles ist in's Detail gemalt, und trotz der behaglichen Breite nicht ermüdend. Es sind keine Bauernmasken, denen der städtische Proletarier hin und wieder zum Aermel herausguckt, sondern wahre Bauern durch und durch; selbst in der sprachlichen Darstellung bemerken wir keine Lücken, keine Sprünge; Alles ist organisch verbunden und durch Mitteltinten gehörig in einander verschmolzen, was für den Dichter in der Mundart eine unerläßliche, aber höchst schwierige Aufgabe ist. Um nämlich wahrhaft populär zu schreiben, genügt es nicht, einzelne charakteristische Züge herauszuheben und sie den durchsichtigen Geschöpfen seiner Laune anzupinseln; dem Volksdichter sind die Charaktere gegeben, Gestalten von Fleisch und Blut, compact und kernhaft, jeder Zoll nicht nur Mensch, sondern auch

Mensch aus dem Volke, welches er zu vertreten beabsichtigt. Eben so reicht es bei Handhabung der Volksmundart nicht hin, auffallende Idiotismen, wie einzelne Perlen, aneinander zu reihen; jeder Dialekt hat seine eigenthümlichen Fügungen, Uebergänge, Satz- und Wortverkettungen, Schattirungen u. s. w., auf denen er hartnäckig besteht und welche ihm durch nichts Anderes ersetzt werden können; ein unbedeutendes Wörtchen, eine kleine Partikel ist es oft, die der Rede jene Rundung gibt, in welcher allein sie dem Volke mundgerecht klingt. Alle diese Kleinigkeiten, die für den Dialektdichter weit mehr als Kleinigkeiten sind, hat Kobell vollkommen weg; sie kommen ihm ungesucht in den Mund und in die Feder, und verleihen seinen Gedichten eine Natürlichkeit und Ungezwungenheit, die fast vergessen läßt, daß sie artistische Produkte sind. Was die zuletzt zergliederten Erzählungen anbelangt, so erinnern sie einerseits durch die ausführlichen Schilderungen volksthümlicher Zustände, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten fast an den Ton mancher Dichter der hohenstaufischen Zeit, wie Hartmann von der Aue, Werner der Gärtner u. a., andrerseits durch ihre Objectivität und ihre Anschaulichkeit an die deutschen Volkslieder aus dem fünfzehnten Jahrhundert und von früher her, wie wir sie in den Sammlungen von Herder, Erlach, Ph. M. Körner, Uhland u. a. aufbewahrt finden.

Mit einstweiliger Uebergehung der im zweiten Bändchen enthaltenen »Schnaderhüpfeln,« von welchen unten noch die Rede seyn wird, wollen wir nur noch einen Blick auf die kleineren Lieder in demselben werfen; sie sind fast alle ohne Ausnahme so schön, daß wir sie zu dem Besten rechnen können, was die Dialektpoesie aufzuweisen hat. Wie schalkhaft ist »Der Schuß« (S. 1), wie naturwahr: »Der Auerho˜« (S. 14), wie markig und echt patriotisch: »'S Ettaler Mannl« (S. 17), wie neckisch: »Voglruaf« (S. 25), wie innig: »Die Lieb'« (S. 37), wie frisch: »Jagalied« (S. 89). — Möge eines der kürzeren hier Platz finden, worin sich der gesunde, muntere Lebesinn des Landmannes auf wahrhaft liebenswürdige Weise ausspricht.

Bi˜ zfriedn davontwegn.

Mit vier Roß' wirf i˜ nit leicht um,
I˜ ho˜ nit oa˜s,
Mir geht nit leicht a˜ Kalbi krumm,
I˜ ho jo koa˜s.

Mir fallt koa˜ Haus sei˜ Lebta z'amm,
Es g'hört koa˜s mei˜,
Ho˜ koani Schof, drum schlogt mir aa˜
Der Blitz nit drei˜.

Mei' Troad, dem thuat koa' Hagl nix,
I' ho' koa' Feld;
Verliet' nit leicht Dukatnfüchs,
I' ho' koa' Geld.

Nix hon i', und do' leb' i' halt
Mit Gottes Gnad',
Und 's Leb'n oft oan' nit besser g'fallt,
Der ebbes hat.

Viel Habn, viel Sorg, es is scho' gwiß,
Wie leicht ho's i',
Grad das mei' nix oft z'weni is,
Dees irgert mi'.

Und dengerscht, 's hat mir Gott ja gebn
A' fröhli's Bluat,
Und fragst, wie steht's mit Leib und Leb'n,
'Sag allzeit »guat!«

Wenn wir noch auf die Schreibweise des Verfassers reflectiren wollen, so reichen die gegebenen Proben hin, um zu beweisen, daß er sich der möglichsten Einfachheit beflissen habe, was wohl bei dem bayerischen Dialekt aus Gründen, die oben schon erwähnt wurden, leichter thunlich war. Außer dem Zeichen (') für unausgesprochene Consonanten bediente er sich keines besonderen Behelfes zur Andeutung dialektischer Modifikationen, während Schmeller in seinem Wörterbuche der bayerischen Mundart, zur näheren Bestimmung der Vocale, außer den gewöhnlichen Zeichen, 17, für die Consonanten 6 und zur Andeutung verschiedener Nuancen in der Aussprache 5, im Ganzen also 28 Zeichen annimmt; doch der Sprachforscher hat einen anderen Zweck als der Dichter, und wir wissen es diesem herzlich Dank, daß er uns das Lesen seiner schönen Lieder so leicht als möglich gemacht hat.

Noch haben wir, außer den beiden besprochenen Bändchen des Verfassers, ein drittes vor uns, welches Gedichte in hochdeutscher und pfälzischer Mundart enthält. Wir wollen mit dem Verf. über den Titel nicht rechten, weil die pfälzische Mundart, als ein Zweig der fränkischen, der hoch- oder oberdeutschen Mundart nicht coordinirt, sondern subordinirt ist; die Bezeichnung »hochdeutsche Mundart« ist hier nur im engeren Sinne für »neuhochdeutsche« genommen, und insofern ganz richtig taxirt, was uns nur beweist, daß der Verf. über die sprachliche Geltung der so ungerechter Weise zurückgesetzten deutschen Mundarten mit sich im Reinen ist. Ohne von den hochdeutschen Gedichten in diesem Bändchen mehr zu sagen, als daß sie des Verfassers würdig sind,

wenden wir uns zu denen in pfälzischer Mundart. Das Fränkische, dem sie angehört, unterscheidet sich, wie Götzinger (a. a. O. S. 65) bemerkt, auffallend von den südlicheren Mundarten. Die Aussprache der in- und auslautenden st und sp als sch d und sch b hört plötzlich auf, dagegen tritt nun als Regel die fatale Aussprache des einfachen s als sch auf, sobald es sich an ein r lehnt, z. B. Perschon, Hirsche. Die Nasentöne nehmen ab, ohne jedoch ganz zu verschwinden, und die ganze Sprechweise ist eine andere. Der breite, kräftige, aufgeblasene Ton der südlicheren Mundarten verwandelt sich in einen geschmeidigeren und spitzigeren, weßhalb dem Bayer die Sprache der Franken immer wie jüdisch vorkommt, und in der That hat die fränkische Modulation der Stimme viel Aehnlichkeit mit derjenigen, die wir von den Juden gewohnt sind. Das eigentliche Gebiet dieser Mundart ist Franken im engeren Sinne, also der nördliche Theil Bayerns; aber schon hier lassen sich zwei von einander unterschiedene Formen wahrnehmen, deren Gränzscheide die Regnitz bildet. Die ostfränkische Form, welcher die Mundart in der Oberpfalz beizuzählen ist, scheint eine ursprüngliche zu seyn. In der Rheinpfalz ist die westfränkische üblich, welche Vieles vom Niederdeutschen aufgenommen hat. Zudem ist der pfälzische Dialekt nicht so streng im Volke abgeschlossen, wie der bayerische, weßhalb er auch in einer weiteren Sphäre anwendbar erscheint; daß übrigens dieser wie jener (und wie jeder Dialekt) im Einzelnen je nach der Ortsverschiedenheit mancherlei Variationen hat, ist bekannt.

Der Verf. bedient sich auch dieses Dialektes mit vieler Fertigkeit und auf eine dem Tone desselben entsprechende Weise. Da aber dieser Ton ein ganz anderer ist, als der des Oberbayerischen, so darf man sich nicht wundern, daß man den Verf. der belobten oberbayerischen Gedichte in manchen dieser pfälzischen kaum wieder erkennen würde. Man merkt ihnen an, daß sie nicht von der frischen Alpenluft, sondern von dem Hauche der städtischen Atmosphäre angeweht sich entfalteten; der Witz ist darinnen vorherrschend; satirische und scherzhafte Beziehungen bilden die Würze der meisten; der Hauptgedanke concentrirt sich in der Schlußpointe. Die Empfindung gründet nicht tief und kommt im Lyrischen selten über das tändelnd Artige, im Epischen selten über das anekdotisch Pikante hinaus, womit übrigens dem Verf. kein Vorwurf gemacht seyn soll, da man Grund genug hat, ihm zuzutrauen, daß er auch diese Mundart zur Darstellung anderer Stoffe benützt haben würde, wenn sie, ihrem Charakter nach, sich dazu eignete. Die Mehrzahl der 53 Gedichte in pfälzischer Mundart gehört der erzählenden Gattung an. Eine

ausführlichere Beurtheilung derselben liegt außer den Gränzen dieses Aufsatzes, welcher zunächst der Würdigung des bojoarischen Dialektes und zweier seiner vorzüglichsten Vertreter gewidmet ist. Wir beschränken uns daher auf eine kleine Probe, welche hinreichen dürfte, um mit der pfälzischen Mundart bekannt zu machen und zugleich ein Beispiel des Geistes zu geben, in welchem die meisten übrigen Gedichte der Sammlung abgefaßt sind:

Der ernschthafte Mann.

Ich hab' amol 'n Mann gekennt,
Der hot gar nie gelacht,
Hot wie die Katz, wann's dunnert, als
A grämlich' Gsicht gemacht.

Ich hab' gefrocht, wer is dann der,
Da hat mer einer gsacht,
Er hätt' mit 're Papierfabrik
Amol sei˜ Glück gemacht.

Un˜ seitdem thät er nix mehr thu˜,
Als Lese˜ wie verruckt,
Un˜ Alles lese˜, was mer hätt'
Uf sei Papier gedruckt.

Der Mann der war mer intressant,
Hab' sei˜ Bekanntschaft gmacht,
Un˜ die vun seiner Bibliethek,
Die 'n um's Lache˜ gebracht.

Do war des merscht' Philosophie,
A Theel war Kerche˜streit,
No˜, denk' ich, deß begreif' ich wohl,
Do lache˜ wenig' Leut.

Doch Eens, deß hätt' ich nit gemeent,
Ja Eens deß war mer neu,
Es war aach ganz a hübsch Paket
Moderne Luschtspiel derbei.

Sowohl dieses Bändchen, als das erste der Gedichte in oberbayerischer Mundart ist dem Herzog Maximilian in Bayern gewidmet, diesem wahren, innigen Freund echt volksthümlichen Gesangs, der sogar unter dem afrikanischen Himmel der heimischen Ziter, seines Lieblingsinstrumentes, nicht vergaß, auf dem er, wie wir aus Kobell's Lied (S. 87) erfahren, selbst Meister ist. Und wirklich mag es eine große Ermunterung für die Volksdichter in der österreichisch-bayerischen Mundart seyn, daß den schlichten Klängen des Landmanns selbst die Schwelle ihrer Fürsten nicht verschlossen ist. Wie Kobell am Prinzen Max, fand Castelli am Erzherzog Johann einen hohen Gönner; — Schmeller's Idiotikon ist dem König Lud-

Der Jäger, für den es Ehrensache ist, einen Gemsbock zu erlegen, ist hier in seinem Unmuthe über einen Fehlschuß trefflich charakterisirt. Als ein Räthsel für seine Kinder sitzt er unmuthig in der Stube, seinen Dachshund von sich stoßend und seinen Stutzen putzend, gleichsam als ob er einen Theil seiner Schuld diesen beiden beimäße; niemand wagt es, den verdrießlichen Hausvater in seiner übeln Laune zu behelligen. Erst als er eingeschlafen, schleicht der pfiffige Jüngste, der ihn vielleicht belauscht oder ihm sein Geheimniß früher abgeschmeichelt hat, sich herein, und lispelt es den andern zu, die es nun ganz wohl begreifen, daß nur so ein wichtiges Ereigniß allein den Vater dermaßen verstimmt haben konnte. Dieses isolirte: »Ja jetz'!!« am Schlusse ist von drastischer Wirkung.

Nicht minder gut trifft der Verf. den sentimentalen Ton, ohne in süßelnde Empfindelei zu verfallen. Aus den vielen vorzüglichen dieser Gattung möge hier nur Eines stehen:

'S schlafadi Diendl.

Es schlaft a Diendl untern Baam,
Danebn liegt ihr Huat,
Der Tag is warm, bei'm Baam is's kühl,
Sie schlaft so süeß, so guat.

Da kimmt a Jager aus'n Wald,
An alter, finstrer Mo̅,
Der schaugt dees Diendl in sein Schlaf
Grad in Vorbeigeh'n o̅.

Auf aamol aber kehrt er um,
Jetz' steht er lang vor ihr,
Auf's Mieder schaut er, g'follt ihm g'wiß
Do dra̅ dees reichi Gschnür.

Es werd' ja do̅ koa Räuber sey̅,
Und werd' ihr ja nix thoa,
Is ja a bluatjungs Diendl no̅,
Und grau is scho̅ der oa. —

Na schau, er geht und thuat ihr nix,
Und do hat'n wos druckt,
Er hat si̅ hinter'n Ohrna kratzt,
Und 's Hüetl hat er g'ruckt.

Der Eindruck, welchen der Anblick der schlafenden Unschuld und Schönheit auf das Gemüth eines rauhen, ergrauten Weidmannes macht, hat hier fast etwas Rührendes. Die beiden Figuren in diesem Bilde contrastiren so bedeutungsvoll; man sieht an der Seele des Alten, der ja auch einmal ein lebfrischer »Bua« war und sein »rundes Diendl« hatte, eine ganze Jugenderinnerung vorüberziehen, und seine unbeholfene Handbewegung und

sein fast andächtiges Hutrücken sagt besser, was er fühlt, als die schönsten Verse es gethan hätten. Es ist eine kleine Idylle, welche einem Maler zur Aufgabe dienen könnte.

Ref. müßte den Raum, der ihm hier gegönnt ist, weit überschreiten, wenn er jede Richtung, die der Verf. in seinen Gedichten verfolgt, durch ein Beispiel charakterisiren wollte; nur auf eine dürfte noch hinzuweisen seyn, welche ganz eigenthümlich scheint, weil sie dem Volke, dessen Vertreter Kobell ist, erst in neuerer Zeit gegeben wurde, nämlich die sehnsüchtige Beziehung zur Ferne, die dem gewöhnlich an seiner Scholle klebenden Landmanne sonst unbekannt zu seyn pflegt. So neu diese ist, so wenig angekünstelt ist sie dem Volkscharakter; es ist nur eine erst durch zufällige, in's Herz des Volkes eingreifende, Ereignisse hervorgerufene. Als König Otto von bayerischen Truppen in Hellas eingeführt wurde, lernten sowohl die Ausgerückten, als die Zurückgelassenen ein Gefühl kennen, welches ihnen bisher fremd war, jene das des Heimwehes, diese das der Sehnsucht nach ihren fernen Lieben. Und auch dieses Gefühl finden wir in Kobell's Gedichten ausgesprochen, und zwar auf so volksthümliche Weise, wie es beiläufig in Schubart's »Kaplied« und in Freiligrath's »Auswanderern« anklingt. Solch einen volksthümlichen Liedesgruß aus Bayern nach Griechenland und aus Griechenland nach Bayern stellen die beiden Gedichte: »A Betrachtung« (S. 29) und »Der Nußhecher« (S. 144) vor. Das erste zeigt uns eine Dirne im Augenblicke, wo sie die Nachricht erhält, daß ihr Liebster in Griechenland seinen Tod fand. Dieses Gedicht gibt uns zugleich den klaren Beweis, daß die größere oder geringere Schwierigkeit, womit sich ein Dialektgedicht in's Hochdeutsche übertragen läßt, nicht, wie man es gewöhnlich meint, das sicherste Kennzeichen der größeren oder geringeren Volksthümlichkeit desselben ist; dieses Gedicht läßt sich ohne Veränderung des Reimes, ja fast ohne Umstellung eines Wortes im Hochdeutschen wiedergeben, und ist doch echt populär, nicht nur durch die Gesinnung, sondern auch durch den leisen Anflug der Mundart, der ihm das ist, was man bei der reifen Frucht in der Volkssprache den »Reim (Reif)« nennt. Um den Lesern, die das Original vor sich haben, die Ueberzeugung hiervon zu verschaffen, setze ich die Uebertragung dieses Gedichts in's Hochdeutsche bei, in welcher es zwar noch immer ein ansprechendes Gedicht bleibt, aber seinen eigenthümlichen Reiz doch gewiß eingebüßt hat:

Es sitzt ein Mägdlein vor seinem Haus,
Das schaut so traurig in's Weite hinaus;
Mit nassen Augen schaut es so drein,
Was muß wohl dem traurigen Mägdlein seyn?

Sie hat ein Brieflein in der Hand,
Das ist wohl gar aus Griechenland,
Weil's ganz zerstochen; was steht wohl darin?
Macht das dem Mägdlein den traurigen Sinn?

Sie hat am Finger ein glänzend Ding,
Es ist ein Ring, ein goldener Ring,
Den sieht sie wohl auch mit Schmerzen an,
Hat etwa der Ring ihr ein Leid's gethan?

Sie zieht vom Hals ein Tüchlein fein,
Soll denn daran was besonderes seyn?
Ist schwarz und ein rothes Streiflein dran,
Sonst siehst du ihm weiter gar nichts an.

Und wie sie das Tüchlein so betracht't,
So hat es sie gar zum Weinen gebracht:
»Ja,« sagt sie, »schwarz und blutigroth,
»Es hat bedeutet sein Grab und Tod!« —

Kein Freund kann das und kein Bruder seyn,
Um den schaut so sehnlich kein Mägdlein drein,
So hat denn wohl wieder einmal die Lieb'
Ein Leben gemacht so traurig und trüb.

Seitdem ich das arme Mägdlein geseh'n,
Und wie ihm so viel hart ist gescheh'n,
Seitdem kann ich es auch nimmer versteh'n,
Daß über die Liebe soll gar nichts geh'n.

Da sagen sie gar wohl, daß Alles leer
An Glück auf der Welt, wenn die Liebe nicht wär':
Sagt, was euch freut und ich glaub' All's,
Aber bleibt mir mit eurer Liebe vom Hals!

Im zweiten Gedichte sehen wir einen Bayer in Griechenland, der sich herzlich freut, dort einen Nußhäher zu erblicken, wie man sie auch in Bayern findet. Er apostrophirt ihn, warnt ihn vor den Griechen, glaubt ihm abzumerken, daß ihm in der Fremde auch nicht ganz wohl ist, fühlt sich zu Vergleichungen zwischen dieser und seiner Heimat angeregt, und bittet ihn, sich ja recht bald nach Bayern fortzutummeln, und, wenn's möglich wäre, ihn auch mitzunehmen. Der elegische Ton dieses Gedichts ist durch naiven Humor und einen kleinen Anflug von Satire gemildert.

Da wir dem ersten Bändchen so viele Aufmerksamkeit gewidmet haben, so können wir das zweite schneller abfertigen, obwohl es nicht minder reich an werthvollen Gedichten ist. Dasselbe enthält im Ganzen 2 größere, 23 kleinere Gedichte und 50 Schnaderhüpfln. Die beiden größeren Gedichte gehören der erzählenden Gattung an. Das erste: 'S schö Lisei« (das schöne Lieschen), schildert den Sieg herzlicher Liebe

und frommen Muthes über Hinterlist und Gottvergessenheit. Zwei Jägerbursche, der brave, lustige Stephi und der wüste, unwirsche Oswald, bewerben sich um des alten Försters Lise, welche jenem gut ist, während ihr Vater diesen begünstigt. Eine alte Base erbietet sich dem Mädchen, den Förster dahin zu stimmen, daß er, da beide Bursche gleiche Ansprüche haben, die Entscheidung dem Zufall überlasse:

> In Sunnta, wer i˜ zun ihm sag'n,
> Da gehn ma fruh' in d'Kirch,
> Und der der erschti kimmt nach 'nei˜
> Vo˜ die zwoa Buabn, der werd der dei˜.
> — — — — — — — — —
> Voneh' mir's aber bringa für
> Verstecks 'n Stephi sei˜,
> Daß der All's hört — — — — —

Der Vater geht auf die Art dieser Entscheidung ein, modificirt aber, als echter Weidmann, die Bedingung, und verspricht seiner Tochter Hand Jenem von Beiden, welcher einen Achtzehnender, der schon zwei Jahre lang im Revier herumstreift, erlegen würde. Stephi verliert fast allen Muth, weil er Oswald's Ueberlegenheit im Weidwerke kennt; dieser aber geht Nachts zu einem verrufenen alten Jäger im Walde, der, wie es heißt, eine mit Teufelskünsten gemachte Jagdflinte besitzt, welche auf tausend Schritte trifft. Diese fordert er von dem Unheimlichen, der sie um hohen Preis ihm mit der Warnung abläßt:

> (Du) kannst es braucha frank und frei,
> Grad bei koan˜ Kreuz geh' nit vorbei!
> Dees bal' dir g'schicht und führst die Bix
> Na˜ hast dei˜ Leb'n verspült. —

In einem über den Preis entstandenen Streit stößt Oswald den Alten nieder, und eilt mit der Büchse fort. Indeß sucht Stephi vergeblich den Hirsch aufzuspüren, den Lieschen beim Nüssesammeln im Walde zufällig erblickt, was sie ihrem Liebsten sogleich mit dem Bemerken mittheilt, daß sie am Eingang in den Sonnenschlag, wo sie den Hirsch äsen sah, aus Haseln ein Kreuz gemacht habe, damit die Stelle leichter zu finden sei. Stephi, voll Hoffnung, eilt heim, verräth aber, im Schlafe aufsprechend, die Stelle, wo er den Hirsch zu finden gedenkt, worüber sein Bettgenosse Oswald, dem sein böses Gewissen keine Ruhe gönnte, teuflische Freude hat. Noch bei Nacht geht der wilde Oswald hinaus in den Sonnenschlag; wie er aber hinein will, bemerkt er das Kreuz, und biegt, der erhaltenen Warnung eingedenk, ab. Allein er kann auf keiner

Seite durch's Dickicht, und will daher auf einem nur wenig bekannten Steige von der Straßenseite in den Schlag dringen. Der Zufall will's, daß ihm eben ein Zug Wallfahrer, mit dem Kreuze voran, begegnet. Voll ungestüm stürzt er, um nicht zu spät zu kommen, vorüber, und vernichtet auf diese Weise die Zauberkraft seiner Büchse. Der fromme Stephi hat indeß den Hirsch erlegt und führt die Braut heim; von Oswald hörte man nichts weiter. — Man sieht aus diesem Inhalte, wie viele Gelegenheit dem Dichter geboten war, das Jägerleben in all' seinen Färbungen zu schildern und die verschiedenartigsten Eindrücke vom naiv Tändelnden bis zum gespenstisch Schauerlichen zu spiegeln, was ihm auch vollkommen gelungen ist.

Die zweite Erzählung: »Der Heuretsstoa˜,« beruht auf einer Lokalsage, die sich an den Heiratsstein am Fuße des Simmetsbergs, hoch am Ende des Bartholomäus- oder Königssees nächst Berchtesgaden, knüpft. Sie ist noch umfangreicher und behandelt in zehn Abschnitten die Liebschaft zwischen der Miedei (Maria), des Buacha- (Buchen-) Bauers Töchterlein, und dem Seppi, dem Sohne des Försters zu Barthlmä, welche trotz aller Intriguen, die der böse Mankei- (Murmelthier-) Franz aus Eifersucht anspinnt, ein glückliches Ende nimmt. Ein recht heiteres Bild gibt Nr. I, welches uns ein Dutzend lustige Dirnen zeigt, die sich bemühen, mit Steinen in einen Spalt am Heiratsstein zu treffen, weil es heißt:

— — Die auf dreimal wirft da eini,
Die werd' in Jahr und Tag a˜ Braut.

Nr. II führt uns zum großen Schießen in Bertlsgadn, wo alle Notabilitäten der Umgegend, die da zusammenkommen, auf höchst humoristische Weise charakterisirt werden. — Nr. III schildert die Eifersucht des Mankeifranz und des Miedei Betrübniß, da sie von ihrem Sepp sich trennen und auf die Alpe Kühroint ziehen muß, die ober den Felswänden am Königssee liegt, um die Sennerin abzulösen, die vom Stier verwundet wurde. — In Nr. IV sehen wir das Miedei auf der einsamen, von den großartigsten Naturscenen umgebenen Alm, wo sie Gelegenheit hat, den mörderischen Anschlag zweier Wildschützen auf ihren Sepp zu belauschen. — Nr. V macht uns zu Zeugen des Kampfes zwischen den Jägern von Barthlmä und den Wilderern, deren Plan das Miedei dem alten Förster mitgetheilt hat. Der Mankeifranz beschließt, sich an der Dirne zu rächen, und veranlaßt die Wildschützen zu einer falschen Aussage (VI), durch welche des Midei Ruf verdächtigt wird, bis eine Verwandte von Reichenhall, die zufällig auf Besuch kommt (VII),

die Verläumder durch eine List entlarvt. — Allein der böse Franz ruht nicht (VIII), sondern verlockt den Sepp, mit dem er unfern der Eiskapelle zusammentrifft, auf eine Stelle, wo er einbricht und in die Klamm hinabstürzt. — Indeß geht das Miedei, schier krank vor Warten und Verdruß, Samstags in's Kirchlein zu St. Johann und Paul (IX), welches am Eingange des wildzerrissenen Engthales liegt, das ein hoher Felsenjahr, das Hocheis, mit der Eiskapelle im Vorgrunde abschließt. Auf dem Wege findet sie ein Flittersträußlein, das sie einmal dem Sepp gegeben, woraus sie schließt, daß er in der Nähe seyn müsse. Pochenden Herzens verfolgt sie die Spur, und findet bei der Eiskapelle auch seinen Hut (X). Endlich entdeckt sie ihn selbst, gibt ihm ein Zeichen und sinkt ohnmächtig zusammen, als eben der alte Förster, der seinen Sohn auch schon suchen gegangen war, herbeikommt. Mit großer Mühe wird der Arme herausgezogen, in's Försterhaus gebracht und durch emsige Pflege bald wieder hergestellt.

Und in drei Wocha hat ma' gsegn,
Da fahrt a' Schiff am See,
Mit greani Tan lustl' ziert,
Dees hat s' als Brautleut' übergführt.

Der böse Franz wurde bald darauf in der Nähe der Eiskapelle von einer abstürzenden Lawine mitgerissen. — Hatte der Verf. bei der vorigen Erzählung fast ausschließend das Jägerleben im Auge, in sofern es sich auf den Wald beschränkt, so steigt er hier auf die Alm und gibt uns zugleich ein treues Bild von dem Thun und Treiben der Sennerinnen, so wie von den Vergnügungen der Landleute, von den jugendlichen Spielen der Dirnen, von den Schützenfreuden der Bursche, von Liebe, Sehnsucht, Herzhaftigkeit, Schlauheit, Haß und allen Regungen der Seele, die, ob gut oder böse, bei diesen Naturmenschen mit gleicher Energie hervortreten. Alles ist in's Detail gemalt, und trotz der behaglichen Breite nicht ermüdend. Es sind keine Bauernmasken, denen der städtische Proletarier hin und wieder zum Aermel herausguckt, sondern wahre Bauern durch und durch; selbst in der sprachlichen Darstellung bemerken wir keine Lücken, keine Sprünge; Alles ist organisch verbunden und durch Mitteltinten gehörig in einander verschmolzen, was für den Dichter in der Mundart eine unerläßliche, aber höchst schwierige Aufgabe ist. Um nämlich wahrhaft populär zu schreiben, genügt es nicht, einzelne charakteristische Züge herauszuheben und sie den durchsichtigen Geschöpfen seiner Laune anzupinseln; dem Volksdichter sind die Charaktere gegeben, Gestalten von Fleisch und Blut, compact und kernhaft, jeder Zoll nicht nur Mensch, sondern auch

Mensch aus dem Volke, welches er zu vertreten beabsichtigt. Eben so reicht es bei Handhabung der Volksmundart nicht hin, auffallende Idiotismen, wie einzelne Perlen, aneinander zu reihen; jeder Dialekt hat seine eigenthümlichen Fügungen, Uebergänge, Satz- und Wortverkettungen, Schattirungen u. s. w., auf denen er hartnäckig besteht und welche ihm durch nichts Anderes ersetzt werden können; ein unbedeutendes Wörtchen, eine kleine Partikel ist es oft, die der Rede jene Rundung gibt, in welcher allein sie dem Volke mundgerecht klingt. Alle diese Kleinigkeiten, die für den Dialektdichter weit mehr als Kleinigkeiten sind, hat Kobell vollkommen weg; sie kommen ihm ungesucht in den Mund und in die Feder, und verleihen seinen Gedichten eine Natürlichkeit und Ungezwungenheit, die fast vergessen läßt, daß sie artistische Produkte sind. Was die zuletzt zergliederten Erzählungen anbelangt, so erinnern sie einerseits durch die ausführlichen Schilderungen volksthümlicher Zustände, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten fast an den Ton mancher Dichter der hohenstaufischen Zeit, wie Hartmann von der Aue, Werner der Gärtner u. a., andrerseits durch ihre Objectivität und ihre Anschaulichkeit an die deutschen Volkslieder aus dem fünfzehnten Jahrhundert und von früher her, wie wir sie in den Sammlungen von Herder, Erlach, Ph. M. Körner, Uhland u. a. aufbewahrt finden.

Mit einstweiliger Uebergehung der im zweiten Bändchen enthaltenen »Schnaderhüpfeln,« von welchen unten noch die Rede seyn wird, wollen wir nur noch einen Blick auf die kleineren Lieder in demselben werfen; sie sind fast alle ohne Ausnahme so schön, daß wir sie zu dem Besten rechnen können, was die Dialektpoesie aufzuweisen hat. Wie schalkhaft ist »Der Schuß« (S. 1), wie naturwahr: »Der Auerho˜« (S. 14), wie markig und echt patriotisch: »'S Ettaler Mannl« (S. 17), wie neckisch: »Voglruaf« (S. 25), wie innig: »Die Lieb'« (S. 37), wie frisch: »Jagalied« (S. 89). — Möge eines der kürzeren hier Platz finden, worin sich der gesunde, muntere Lebesinn des Landmannes auf wahrhaft liebenswürdige Weise ausspricht.

Bi˜ zfriedn davontwegn.

Mit vier Roß' wirf i˜ nit leicht um,
I˜ ho˜ nit oa˜s,
Mir geht nit leicht a Kalbi krumm,
I˜ ho jo koa˜s.

Mir fallt koa˜ Haus sei˜ Lebta z'amm,
Es g'hört koa˜s mei˜,
Ho˜ koani Schof, drum schlogt mir aa˜
Der Blitz nit drei˜.

Mei" Troad, dem thuat koa" Hagl nix,
I" ho" koa" Feld;
Verliet' nit leicht Dukatnfüchs,
I" ho" koa" Geld.

Nix hon i", und do" leb' i" halt
Mit Gottes Gnad',
Und 's Leb'n oft oan" nit besser g'fallt,
Der ebbes hat.

Viel Habn, viel Sorg, es is scho" gwiß,
Wie leicht ho's i",
Grad das mei" nix oft z'weni is,
Dees irgert mi".

Und dengerscht, 's hat mir Gott ja gebn
A" fröhli's Bluat,
Und fragst, wie steht's mit Leib und Leb'n,
'Sag allzeit »guat!«

Wenn wir noch auf die Schreibweise des Verfassers reflectiren wollen, so reichen die gegebenen Proben hin, um zu beweisen, daß er sich der möglichsten Einfachheit beflissen habe, was wohl bei dem bayerischen Dialekt aus Gründen, die oben schon erwähnt wurden, leichter thunlich war. Außer dem Zeichen (") für unausgesprochene Consonanten bediente er sich keines besonderen Behelfes zur Andeutung dialektischer Modifikationen, während Schmeller in seinem Wörterbuche der bayerischen Mundart, zur näheren Bestimmung der Vocale, außer den gewöhnlichen Zeichen, 17, für die Consonanten 6 und zur Andeutung verschiedener Nuancen in der Aussprache 5, im Ganzen also 28 Zeichen annimmt; doch der Sprachforscher hat einen anderen Zweck als der Dichter, und wir wissen es diesem herzlich Dank, daß er uns das Lesen seiner schönen Lieder so leicht als möglich gemacht hat.

Noch haben wir, außer den beiden besprochenen Bändchen des Verfassers, ein drittes vor uns, welches Gedichte in hochdeutscher und pfälzischer Mundart enthält. Wir wollen mit dem Verf. über den Titel nicht rechten, weil die pfälzische Mundart, als ein Zweig der fränkischen, der hoch- oder oberdeutschen Mundart nicht coordinirt, sondern subordinirt ist; die Bezeichnung »hochdeutsche Mundart« ist hier nur im engeren Sinne für »neuhochdeutsch« genommen, und insofern ganz richtig taxirt, was uns nur beweist, daß der Verf. über die sprachliche Geltung der so ungerechter Weise zurückgesetzten deutschen Mundarten mit sich im Reinen ist. Ohne von den hochdeutschen Gedichten in diesem Bändchen mehr zu sagen, als daß sie des Verfassers würdig sind,

wenden wir uns zu denen in pfälzischer Mundart. Das Fränkische, dem sie angehört, unterscheidet sich, wie Götzinger (a. a. O. S. 65) bemerkt, auffallend von den südlicheren Mundarten. Die Aussprache der in- und auslautenden st und sp als schd und schb hört plötzlich auf, dagegen tritt nun als Regel die fatale Aussprache des einfachen s als sch auf, sobald es sich an ein r lehnt, z. B. Perschon, Hirsche. Die Nasentöne nehmen ab, ohne jedoch ganz zu verschwinden, und die ganze Sprechweise ist eine andere. Der breite, kräftige, aufgeblasene Ton der südlicheren Mundarten verwandelt sich in einen geschmeidigeren und spitzigeren, weßhalb dem Bayer die Sprache der Franken immer wie jüdisch vorkommt, und in der That hat die fränkische Modulation der Stimme viel Aehnlichkeit mit derjenigen, die wir von den Juden gewohnt sind. Das eigentliche Gebiet dieser Mundart ist Franken im engeren Sinne, also der nördliche Theil Bayerns; aber schon hier lassen sich zwei von einander unterschiedene Formen wahrnehmen, deren Gränzscheide die Regnitz bildet. Die ostfränkische Form, welcher die Mundart in der Oberpfalz beizuzählen ist, scheint eine ursprüngliche zu seyn. In der Rheinpfalz ist die westfränkische üblich, welche Vieles vom Niederdeutschen aufgenommen hat. Zudem ist der pfälzische Dialekt nicht so streng im Volke abgeschlossen, wie der bayerische, weßhalb er auch in einer weiteren Sphäre anwendbar erscheint; daß übrigens dieser wie jener (und wie jeder Dialekt) im Einzelnen je nach der Ortsverschiedenheit mancherlei Variationen hat, ist bekannt.

Der Verf. bedient sich auch dieses Dialektes mit vieler Fertigkeit und auf eine dem Tone desselben entsprechende Weise. Da aber dieser Ton ein ganz anderer ist, als der des Oberbayerischen, so darf man sich nicht wundern, daß man den Verf. der belobten oberbayerischen Gedichte in manchen dieser pfälzischen kaum wieder erkennen würde. Man merkt ihnen an, daß sie nicht von der frischen Alpenluft, sondern von dem Hauche der städtischen Atmosphäre angeweht sich entfalteten; der Witz ist darinnen vorherrschend; satirische und scherzhafte Beziehungen bilden die Würze der meisten; der Hauptgedanke concentrirt sich in der Schlußpointe. Die Empfindung gründet nicht tief und kommt im Lyrischen selten über das tändelnd Artige, im Epischen selten über das anekdotisch Pikante hinaus, womit übrigens dem Verf. kein Vorwurf gemacht seyn soll, da man Grund genug hat, ihm zuzutrauen, daß er auch diese Mundart zur Darstellung anderer Stoffe benützt haben würde, wenn sie, ihrem Charakter nach, sich dazu eignete. Die Mehrzahl der 53 Gedichte in pfälzischer Mundart gehört der erzählenden Gattung an. Eine

ausführlichere Beurtheilung derselben liegt außer den Gränzen dieses Aufsatzes, welcher zunächst der Würdigung des bojoarischen Dialektes und zweier seiner vorzüglichsten Vertreter gewidmet ist. Wir beschränken uns daher auf eine kleine Probe, welche hinreichen dürfte, um mit der pfälzischen Mundart bekannt zu machen und zugleich ein Beispiel des Geistes zu geben, in welchem die meisten übrigen Gedichte der Sammlung abgefaßt sind:

Der ernschthafte Mann.

Ich hab' amol 'n Mann gekennt,
Der hot gar nie gelacht,
Hot wie die Katz, wann's dunnert, als
A grämlich' Gsicht gemacht.

Ich hab' gefrocht, wer is dann der,
Da hat mer einer gsacht,
Er hätt' mit 're Papierfabrik
Amol sei˜ Glück gemacht.

Un˜ seitdem thät er nix mehr thu˜,
Als Lese˜ wie verruckt,
Un˜ Alles lese˜, was mer hätt'
Uf sei Papier gedruckt.

Der Mann der war mer intressant,
Hab' sei˜ Bekanntschaft gmacht,
Un˜ die vun seiner Bibliethek,
Die 'n um's Lache˜ gebracht.

Do war des merscht' Philosophie,
A Theel war Kerche˜streit,
No˜, denk' ich, deß begreif' ich wohl,
Do lache˜ wenig' Leut.

Doch Eens, deß hätt' ich nit gemeent,
Ja Eens deß war mer neu,
Es war aach ganz a hübsch Paket
Moderne Luschtspiel derbei.

Sowohl dieses Bändchen, als das erste der Gedichte in oberbayerischer Mundart ist dem Herzog Maximilian in Bayern gewidmet, diesem wahren, innigen Freund echt volksthümlichen Gesangs, der sogar unter dem afrikanischen Himmel der heimischen Ziter, seines Lieblingsinstrumentes, nicht vergaß, auf dem er, wie wir aus Kobell's Lied (S. 87) erfahren, selbst Meister ist. Und wirklich mag es eine große Ermunterung für die Volksdichter in der österreichisch-bayerischen Mundart seyn, daß den schlichten Klängen des Landmanns selbst die Schwelle ihrer Fürsten nicht verschlossen ist. Wie Kobell am Prinzen Max, fand Castelli am Erzherzog Johann einen hohen Gönner; — Schneller's Idiotikon ist dem König Lud-

wig von Bayern, Seidl's niederösterreichische Gedichte sind Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand von Oesterreich gewidmet.

Zum Schlusse kommen wir noch auf ein kleines, erst vor Kurzem erschienenes Büchelchen von Franz von Kobell: »Schnadahüpfln und Sprüchln« betitelt. Der Keim hierzu lag schon im zweiten Bändchen seiner Gedichte. Die Benennung »Schnadahüpfln« ist allbekannt; über die Sache ist man einig, nicht so über die etymologische Bedeutung des Wortes. Schmeller (III. 499) spricht darüber ausführlich. Einige leiten es von »schnattern« und »hüpfen« her, gleichsam um die allzeitfertige Geschwätzigkeit, womit sie improvisirt werden, und die hüpfende Leichtigkeit ihres Versfalles zugleich anzudeuten. Andere erklären es mit »Schnitterhüpfln,« d. i. Liedchen, womit die Schnitter beim Erntefest ihr Hüpfen, ihren Tanz, begleiten, wie der andalusische Majo seine Coplas de repente singt. In Steiermark heißen sie gewöhnlich »Basseln,« in Niederösterreich »G'setz'ln, wohl auch »G'stanz'ln,« in Bayern »Sprüch'ln,« in Tirol »Schnodahag'n« Alle diese Ausdrücke sind Bezeichnungen für lyrische Impromptüs, scherzhafte Stegreifler, neckende Stachelreime, ungekünstelte Naturlaute der Liebe, der Lebenslust, des Uebermuthes, der selbstbewußten Ungeschwächtheit, wie hinwieder des Unmuths, der Ironie, des Aergers u. s. w., welche, epigrammatische Kürze mit singbarer Weichheit verbindend, meist nur aus einem Quatrain von zweifüßigen, amphibrachischen Versen bestehen, wovon die geraden reimen oder assoniren, während die Reimlosigkeit der ungeraden das Verschmelzen und Hinüberschleifen (enjambement) befördert und dem Gedanken seine volle Freiheit läßt, so wie das amphibrachische Versmaß selbst etwas Hebendes, Lebendiges, Ungezwungenes hat, was solchen augenblicklichen Fulgurationen eines poetischen Gemüthes trefflich zu Statten kommt *). Auch erinnern diese Vierzeilen, die sich leicht in zwei Zeilen mit zwei stumpfen Reimen zusammenziehen ließen, gar sehr an das volksthümliche Nibelungenmaß. Oft sind die einzelnen Strophenhälften alles logischen Zusammenhanges bar, ein bloßes Reimspiel; oft herrscht zwischen beiden eine nur dem empfänglichen Sinne merkbare Beziehung; gewöhnlich enthält das erste Versepaar die Prämisse, das zweite die Pointe. Jedenfalls ist diese Form die ursprüngliche, so zu sagen das liebste Nestchen, worin sich die Gesanglust des Volks

*) Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Von J. G. Seidl. (Wien 1844.) S. V. VI.

am behaglichsten bettet, denn für künstlichere Versverbindungen hat der Landmann weder Sinn, noch Geschick, und zu Gedichten nach unserem artistischen Zuschnitte kann er es in der Regel umso weniger bringen, weil seine Lieder fast durchgängig Improvisationen sind; dazu mangelt, im Augenblicke des Schaffens, ihm die logische Combinationsgabe, die technische Fertigkeit und größtentheils wohl auch die Anhältigkeit der Stimmung. Ich glaube daher auch, daß ihm die Form des sogenannten Schnaderhüpfels die angenehmste und mundgerechteste ist, die er am liebsten und leichtesten adoptirt, und daß der Volksdichter, der sich ihrer mit Glück bedient, durch diese kleinen Dingerchen sicherer in's Herz des Volkes sich einschmeicheln kann, als mit irgend einer anderen Form. Uebrigens spreche ich hier nur mit Bezug auf den bojoarischen Dialekt und auf jene Stämme, welche der österreichischen und bayerischen Mundart sich bedienen. Stämme, deren Charakter sich mehr dem historischen Element oder der Reflexion zuneigt, geben dem Dichter, der in ihrer Mundart zu ihnen sprechen will, natürlich schon durch ihre Originalvolksweise eine verschiedene Richtung an, die er zu verfolgen hat.

F. v. Kobell hat in dem vorliegenden Heftchen diese echt populäre Form des Volksliedes so glücklich angewendet, daß wir den 30 »Schnadahüpfln,« die es enthält, ein baldiges Uebergehen in's Blut und Leben des Volks mit Sicherheit zu prognosticiren wagen. Sie enthalten einen wahren Schatz von echt volksthümlichen und echt poetischen Ergießungen der Gesangslust, der Liebe, der Freude am Weidwerk, an der Natur, am Tanz, am Wald- und Alpenleben, des Patriotismus, des Humors, des harmlosen Muthwillens u. s. w., und bilden ein Hausbüchlein, in dem der Landmann so gut, als jeder gesunde, empfängliche Mensch, gewiß für jede Stimmung ein passendes Sprüchlein finden wird. Ref. ist herzlich erfreut, unter dem vielen Unerquicklichen, Trostlosen, Verschrobenen, was die moderne Poesie zu Tage fördert, wieder einmal auf 88 Seiten mehr Schönes und wahrhaft Erquickliches gefunden zu haben, als in mehreren bogenreichen Sammlungen zusammengenommen zu finden ist. Auch die äußere Gestalt, in der diese anspruchlosen Liedchen auftreten, hat etwas wohlthätig Einfaches, und die netten Bilderchen von F. Pocci sind ein allerliebstes Beiwerk, das gewiß Niemand gern entbehren möchte. Auf einzelnes Schöne aufmerksam zu machen, ist fast unmöglich, denn das hüpft, wie im vogelreichen Walde, von allen Seiten zwitschernd und trillernd herbei, daß man kaum unterscheiden kann, was lieblicher klingt; daher als Vorschmack nur Einiges:

21.
Hast koa' Freud auf der Welt,
Macha pack' nur glei' zamm',
Und geh die nit im Weg um,
Die a' Freud damit hamm.

59. 60.
A' Schwalbn möcht' i' sey',
Und dei' Haus woar des mei',
Und do hätt' i's auf's Best',
Bauet drinna mei' Nest.

Und i' gaang aa' nit furt
Auf Maria Geburt,
'Genga' gunn da davo',
'S kaam' auf oani nit o'.

77.
A' loamiga Mensch
Ko' nix b'sunders d'erlebn:
Grad a' Wasser, dees staabt,
Thuat an' Regnbogn gebn.

93. 94.
A' fröhliga Sinn
Is a' sunniga Tog,
Wo ma überall klar
Umanond' schauen mog.

Und a' trauriga Sinn,
Der is Nebl und Regn,
Und da ko'st auf koa' Weit'n
Nix Schön's nit d'ersegn.

116.
Die Mauser (Geier) wer'n g'schoss'n,
Do spart ma koa' Blei;
O woar'n do' die Duckmausa
Aa' voglfrei.

152.
Und d'Lieb' hat a' Sprach,
Die mar überall kennt,
Und wo die nimmer g'red't wird,
Da hat d'Welt an' End'.

158.
In' Berg' will i' lieber
An' Dachkatzl sey',
Als in' Land a' Kameel:
Auf dees laß' i' mi' ei'.

175.
Es g'fallt oan' ja 's Lebn
Als junger so wohl,
Für was denn der Brauch,
Daß mer alt wer'n soll?

258.
Und d'Freud und die Traurigkeit
Taugn nit 'zamm,
Es geit Bliemi'n aa' koa
Die a' schwarzi Farb hat.

Wir schließen diesen Aufsatz über zwei uns zu[illegible]st angehende Dialektformen mit dem frohen Bewußtseyn [illegible]ewöhnlichen Reichthums an echt volksthümlichen Produktion[illegible] in beiden. Möge Hr. v. Kobell noch lange Lust und Laun[illegible]den, der Repräsentant der bayerischen Mundart zu seyn, in[illegible] ihm nicht leicht Jemand besser nachsingen dürfte, — möge a[illegible] auch unserer wackerer Castelli, eingedenk seines Verdiens[illegible] der erste Vertreter der niederösterreichischen Mundart g[illegible]sen zu seyn, uns noch in den Tagen seines glücklichen Alter[illegible]it manchem gemüthlichen und heiteren Liede nach dem Si[illegible] und Herzen des Volkes erfreuen!

C. S.

Art. VII. 1) كتاب عهدنامهٔ همايون سعادتمقرون

2) Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag zwischen den freien und Hansestädten Lübeck, Bremen und Hamburg und der hohen Pforte, unterzeichnet zu London am 18. Mai 1839 (die Ratifikationen sind am 27. August 1839 zu London ausgewechselt worden). Nach dem dem türkischen beigefügten französischen Text und mit einer Uebersetzung in deutscher Sprache. Hamburg 1839. Quart. 27 S.

3) دولت عليه ايله و ويل آنسهآتيق تعبير اولنور لوبك و برمان و هامبورغ جمهورلرى بيننده عقد اولنان تجارت و سير سفاين معاهدهسيدر سنة ١٢٥٥ Quart. 14 S. mit drei Flaggentafeln.

4) Supplementar-Convention zu dem Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag vom 18. Mai 1839 zwischen den freien und Hansestädten Lübeck, Bremen und Hamburg und der hohen Pforte. Unterzeichnet zu Konstantinopel den 7. September 1841 (die Ratifikationen sind am 10. März 1842 zu Konstantinopel ausgewechselt worden). Nach dem dem türkischen beigefügten französischen Text und mit einer Uebersetzung in deutscher Sprache. Hamburg 1842. Quart. 17 S.

5) دولت عليهٔ ابدي الدوام ايله ويل هانسياتيق جمهوري بيننده بو دفعه عقد تنظيم اولنان معاهدهٔ تجارتى حاوي ياريلان تصديقنامهٔ هايونك صورتيدر Quart. 10 S.

6) Raccolta dei trattati e delle principali convenzioni concernenti il commercio e la navigazione dei sudditi Austriaci negli stati della Porta Ottomana. Vienna 1844. Octav. 224 S.

7) اوستريا دولتى تبعه سنك ممالك عثمانيهده تجارتلرينه دائر مواد عهديه مجموعه سيدر و اوفوا بالعهد Octav. 88 S.

Außer dem ersten, lithographirten, ein halbes Dutzend gedruckter Handels-, Schiffahrts- und Freundschaftsverträge, welche nicht im Buchhandel, sondern bloß zum Gebrauche der Gesandten an der Pforte und der Consuln in der Levante gedruckt, nicht sowohl ihres längst bekannten diplomatischen Inhalts willen, als wegen des typographischen Werthes ihrer türkischen Neschischrift als eine neue typographische Erscheinung hier besonders besprochen zu werden verdienen. — Das erste Beispiel einer an die Consulate zum Geschäftsgebrauche vertheilten

Tractatensammlung gab im verflossenen Jahrhundert (i. J. 1770) Frankreich durch den Druck der i. J. 1740 bestätigten und erneuten Capitulationen und Tractate [1]), worauf eilf Jahre später die musterhafte Ordonnance du Roi [2]) für die Consulate der Levante folgte. Vor einigen Jahren erst ist der hier unter Nr. 1 aufgeführte türkische Text der 84 Artikel der französischen, i. J. 1740 bestätigten und erneuten Tractate in einer schlechten, augenscheinlich von nicht orientalischer Hand verfertigten Lithographie ohne Angabe der Jahrszahl und des Druckortes erschienen, und derselbe wird hier bloß als Vorläufer der sechs folgenden erwähnt. — Die beiden in den Jahren 1839 und 1842 zwischen den Hansestädten und der Pforte abgeschlossenen beiden Verträge, der erste ein Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag, der zweite eine denselben erläuternde Convention, sind auch in so weit eine diplomatische Neuigkeit, als sie noch in keiner der bestehenden Tractatensammlungen aufgenommen worden. Die Grundlage der beiden Verträge ist dieselbe aller mit der Pforte bestehenden Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsverträge, mit den drei Procenten für Einfuhr und Ausfuhr nach dem englischen (von sieben zu sieben Jahren zu bestätigenden oder abzuändernden) Tarife. Der türkische Text des Vertrags ist zu London mit der bekannten englischen Neschischrift gedruckt, doch ist das Thughra, d. i. der verschlungene Namenszug des Sultans, in Gold, dann die Zeile der eigenhändigen sultanischen Bestätigung und die erste Zeile der türkischen Urkunde im Holzschnitte als Facsimile (nicht am getreuesten) wiedergegeben; die drei zu Ende angefügten Tafeln geben die Flaggen und Banderolen der Kriegs- und Handelsschiffe von Lübeck, Hamburg und Bremen. Die türkische Uebersetzung der Convention ist zu Constantinopel mit den Lettern der von Churchill herausgegebenen türkischen Volkszeitung (Dscheridei Hawadis) gedruckt. Da beide diese Druckschriften, die von London sowohl als von Konstantinopel, in Europa bereits bekannt, so ist hierüber weiter nichts zu bemerken, als daß jene durch die von dem ächt arabischen Grundzuge so weit abweichende Unförmlichkeit der Buchstaben sowohl, als durch die verhältnißmäßig zu niedere Oberlänge der Buchstaben jedes an reine arabische Schriftzüge gewohnte Auge beleidigt. Was aber die Abfassung des türki-

[1]) Capitulations ou traités anciens et nouveaux, entre la cour de France et la Porte ottomane. 1153. Marseille 1770.

[2]) Ordonnance du Roi, concernant les Consulats, la Résidence, le Commerce et la Navigation des Sujets du Roi, dans les Échelles du Levant et de Barbarie. Du 3 Mars 1781. Paris 1781.

schen Textes, die türkische Rechtschreibung der Hansestädte und die französische und deutsche Uebersetzung des Vertrags und der Convention betrifft, so erfordern dieselben von jedem deutschen Orientalisten noch die folgenden kritischen Bemerkungen. Die Verträge wurden in türkischer und französischer Sprache abgeschlossen, im Drucke ist dem französischen Texte die deutsche Uebersetzung beigefügt; dieses ist auf dem Titel (wie oben zu sehen): Nach dem dem türkischen beigefügten französischen Texte und mit einer Uebersetzung in deutscher Sprache, eben nicht am klarsten ausgedrückt. In der deutschen Uebersetzung sollte das von Osman gegründete und nach ihm das osman'sche genannte Reich doch nicht mehr in das otomanische verfranzösirt, und der Dragoman lieber als Dolmetsch übersetzt worden seyn *). Der persische und türkische Name von Handelsagenten ist, wie allbekannt, Schahbender, d. i. Schah des Hafens; dieses in der italienischen Uebersetzung des VI. Artikels für italienischen Mund ganz richtig als Sciah-Bender geschriebene Wort lautet im VI. Artikel des hanseatischen Vertrags sowohl im französischen als deutschen Texte Shabender mit Ausstoßung des Hauchlauts, der doch so vernehmlich ausgesprochen wird, daß die Deutschen lange das Wort Schah als Schach geschrieben haben. Der Schah des Hafens ist nicht anders auszusprechen als der Schah von Persien. Der Hauchlaut He ist zwar ein gelinder, und hätte deßhalb im türkischen Titel der beiden Verträge und im Texte derselben bei den Namen der Hansa und von Hamburg schon deßhalb nicht statt des Ha gebraucht werden sollen, weil dieses als harter Buchstabe schon allein die Aussprache des darauf folgenden Vocals als A verbürgt. Noch tadelnswerther ist die Art, auf welche der Name der Stadt Bremen im türkischen Texte geschrieben und vocalisirt ist, nämlich Bereman statt Bremen. Da die Türken sehr häufig und geläufig die Sylbe Bre ausspre-

*) Da im Anfange des Tractates vom J. 1839 der Name des osmanischen Bevollmächtigten (des dermaligen Ministers der auswärtigen Geschäfte) richtig Reschid geschrieben ist, so wird an der letzten Seite die Unterschrift Rechid wohl als Druckfehler angesehen werden müssen; übrigens wird der in ganz Europa bekannte Name dieses aufgeklärten osmanischen Ministers hoffentlich alle Liebhaber der Tausend und Einen Nacht, und selbst die größte Anzahl der Orientalisten zu belehren genügen, daß der Name des berühmten Chalifen Harun Reschid und nicht Raschid laute, und daß folglich auch Hr. Quatremère und andere französische Orientalisten Unrecht haben, den Namen des berühmten persischen Geschichtschreibers der Mongolen Raschideddin statt Reschideddin zu sprechen und zu schreiben.

chen, welche jeder in der Türkei Reisende alle Augenblicke als Rufwort (He da!) hört, so war es sehr überflüssig, dieselbe auf dem Titel des zu London gedruckten türkischen Textes in Bere zu verwandeln, was auf persisch ein Schaf heißt. Eben so überflüssig war die Verwandlung der zweiten Sylbe men (mit eingeschaltetem Elif) in man. Da die Türken ihre nächsten Stammverwandten, welche die Europäer in Turkomanen verwandelt haben, nicht anders als als Türkmen sprechen und schreiben, so ist auch die zweite Sylbe von Bremen auf türkisch nicht anders, als die zweite Sylbe in Türkmen zu schreiben. Am tadelnswerthesten endlich (weil es gänzlich undeutsch und rein französisch) ist die Verwandlung der Hansestädte in Wil anseatik (Villes hanséatiques), ein ächtes Kunststück eines perotischen Dragomans, welcher nicht einmal das Wort Villes mit dem türkischen Schehr oder arabischen Medinet zu übersetzen verstand, sondern lieber im türkischen Wil hinschrieb, während er Hanse Schehrleri oder Medaini Hanse hätte schreiben sollen. Auch lautet das Türkische des französischen Hanséatique auf den beiden türkischen Titeln nicht einmal gleich, denn auf dem zu London gedruckten ist es (wie oben zu sehen) Anseatik, auf dem zu Konstantinopel gedruckten Hansiatik geschrieben, so daß die ehrliche deutsche Hanse dort in eine Anse (Anse) und hier in einen Hansi verwandelt worden ist. Wie viel würdiger und ächt deutsch erscheint der Name der deutschen Kaiserstadt am Schlusse der aus der kaiserl. Staatsdruckerei hervorgegangenen Verträgesammlung, weder in der ungarischen Form Béts, wie die Türken Wien nannten, als ihnen der Kaiser nur als der König von Wien (Bedsch kirali) erschien, noch als Vieńe, wie die jüngste türkische Diplomatie den Namen der deutschen Kaiserstadt zu französiren beliebt hat, sondern in der ächt deutschen Aussprache und Rechtschreibung als: die wohlbewahrte Stadt Wien. Das Titelblatt sowohl als die Hauptverzierung der ersten Seite sind nach dem Muster der schönsten orientalischen Handschriften in dreifachem Farbendruck, blau, grün und roth, mit einer Vollkommenheit ausgeführt, dergleichen die orientalische Typographie bisher nirgends aufzuweisen hat, indem selbst bei den Prachtwerken der französischen Collection orientale weder der Titel, noch die Randeinfassung in Farben und Gold gedruckt ist. Der mit drei eng gedruckten Goldlinien nach orientalischem Geschmacke eingefaßte Text ist auf trockenem Papier gedruckt worden, damit die rothen Stellen des Titels und der Artikel genau in den leeren Text hineinpassen. Der Titel sowohl als der Hauptschmuck der ersten Seite erforderte sechsfachen Abdruck, nämlich zuerst den des Blau, dann

des Goldunterdrucks, hierauf den des Staubgoldes, der vierte Druck trug die grüne, der fünfte die rothe Farbe der Verzierung, der sechste die schwarze des Textes auf. Der Ledereinband der Prachtexemplare ist ebenfalls dem Muster der schönsten Einbände orientalischer Handschriften mit dem vorstehenden Umschlag des rückwärtigen Theils nachgebildet, welchen auch die aus den Druckereien Constantinopels hervorgehenden Bücher noch beibehalten haben, wiewohl in der jüngsten Zeit die türkischen Ratifikationen von Verträgen ohne diesen brieftaschenförmigen Umschlag ganz im Geschmacke europäischer Buchbinderkunst gebunden worden. Noch keine Buchdruckerei, weder in Europa, noch zu Konstantinopel, Kairo, Tehran und Kalkutta, hat ein solches Facsimile schöner orientalischer Handschriften zu Stande gebracht. Diese Neschischrift ist nach dem Muster der schönsten Handschriften geschnitten und gegossen, und übertrifft die der osmanischen Staatszeitung bei weitem an Feinheit, Reinheit und Genauigkeit der Verbindung der einzelnen Buchstaben; auch sind im Texte die Verdopplungs- und Dehnungszeichen aufgesetzt, welche europäische Orientalisten in arabischen Werken fordern, welche aber von den Türken in den zu Konstantinopel gedruckten Büchern und Zeitungen gewöhnlich außer Acht gelassen werden *). Der Unterschied zwischen der neuen Wiener Neschi und dem bisherigen der Kaiserstadt springt schon in den obigen vier türkischen Titeln in's Auge; der erste und dritte sind mit den Neschitypen der Schmid'schen Buchdruckerei, der zweite mit denen der Mechitaristen, der vierte mit der neuen Schrift der Staatsdruckerei gedruckt. Sehr zweckmäßig ist in den beiden kleinen Feldern des Titels oben und unten das Wort des Korans: Haltet den Vertrag, vorgesetzt, und eben dort dürfte allen Orientalisten, die nicht mit der neuen diplomatischen Sprache der Pforte bekannt, das Wort Tebaa, welches insgemein im Arabischen für Gefolge oder Anhänger (Asseclа) gebraucht wird, in der Bedeutung von Unterthanen neu seyn; wiewohl in den alten, zwischen der Pforte und europäischen Mächten abgeschlossenen Verträgen für die Unterthanen der letzten kein anderes Wort, als für die osmanischen, nämlich Raja gebraucht worden, so bedient sich doch die neuere diplomatische Sprache der Pforte anstatt des Wortes Raja für die Unterthanen christlicher Mächte des Wortes Tebaa, den wesentlichen Unterschied, welcher in den Verhältnissen der Unterthanen christlicher Mächte und moslimischer Raja obwaltet, durch diesen

*) Auch im Worte Austria sollte das Elif das Medd haben, weil es sonst nicht anders als Ewstria oder Ostria gelesen werden kann.

neuen Ausdruck anerkennend. Orientalisten, die nicht zugleich Dolmetsche, werden in dem türkischen Texte dieser Tractate auch manchen andern Wörtern unter Formen, die in den bisherigen arabischen und persischen Wörterbüchern fehlen, begegnen; z. B. duwweli mutehabbe, les puissances amies, aßilane als Titelwort von Woiwoden und Knesen [1]), u. s. w.

Nicht minderes Interesse als für den Orientalisten bildet der Inhalt dieser Verträgesammlung für den Publicisten und Diplomaten, indem sich darunter so manche, bisher noch nirgends bekannt gemachte diplomatische Urkunden befinden, welche in der schon vor zwei Jahren erschienenen Sammlung der lateinischen, französischen, englischen und deutschen Urterte [2]) mit beigefügter (italienischer) Uebersetzung zum unmittelbaren Gebrauche der Consuln in der Levante gedruckt sind. Die Grundlage dieser doppelten Verträgesammlung im türkischen und europäischen Texte bilden die im zweiten und dritten Artikel des Sistower Friedens bestätigten Verträge, Conventionen und verbindlichen Urkunden, in so weit dieselben auf Handel und Schiffahrt Bezug haben; im zweiten Artikel des Sistower Friedens sind der Friedensvertrag von Belgrad (18. Sept. 1739) der denselben verewigende Act (25. Mai 1747); im dritten Artikel desselben Friedens das Handlungssened (8. Aug. 1783), das Barbareskensened (24. Febr. 1784) und der Hirtenferman (4. Dez. 1786) in voller Kraft bestätigt. Außer diesen fünf Urkunden, von denen das Handelssened den Passarowitzer Handelsvertrag als vollgiltig bestätigt und den russischen als durchaus auch auf die kaiserliche Schiffahrt und Handelsverhältnisse für anwendbar erklärt, liefert die vorliegende Sammlung auch diese drei Verträge mit dem vierzehnten und fünfzehnten Artikel des Karlowitzer, und dem II., III., IX. und XI. des Sistower Friedens. Diese acht Urkunden sind bisher durch die obige Bestätigung des II. und III. Artikels des Sistower Friedens, wenigstens den Diplomaten (wenn auch nicht alle durch den Druck), bekannt; ganz neu aber ist die andere Hälfte der aus sechzehn Stücken bestehenden vorliegenden Verträgesammlung, nämlich der die armenischen Kaufleute betreffende Ferman an den Woiwoden der Walachei v. J. 1783; die Handlungs-Convention zwischen England und der Pforte vom 16. August 1838; die

---

[1]) Fehlt auch in Kieffer und Bianchi's Wörterbuch, in welchem sich aber das bei Meninski und Freitag fehlende mutehabbe befindet.

[2]) Deutsch ist nur das Handlungssened und die Kundmachungsfermane desselben, welche aber ursprünglich nicht deutsch, sondern französisch. Da Sened das richtige arabische Wort, so hätte dasselbe in der italienischen Einleitung nicht in Sinedo umgestaltet werden sollen.

Beitrittsnote der kais. Internunciatur vom 27. August 1839; die Note des osmanischen Ministeriums vom 21. October 1839; das Schreiben des Großwesirs an die Statthalter von Bosnien und Herzegowina vom 26. November 1843; das Schreiben des Großwesirs an den Hospodar der Walachei vom 30. Dez. 1843 und das an den Knes von Servien vom 9. Jänner 1844.

Diese für den Handels- und Geschäftsverkehr der kais. österreichischen Consulate in der Levante so zweckmäßige und nützliche Sammlung von Verträgen, verbindlichen Acten und sich darauf beziehenden Kundmachungen dankt Oesterreich, wie so viele andere, den Handel und Gewerbsfleiß neu belebende Anstalten der staatsmännischen Weisheit Sr. Exc. des Hrn. Kammerpräsidenten Freiherrn von Kübeck, und die Ausführung derselben ist unter dem Referate des Herrn Hofraths Ritters Anton von Krauß durch den Eifer und die Sachkenntniß des Directors der Hof- und Staatsbuchdruckerei, Hrn. Auer, welchem der Scriptor der kais. Hofbibliothek, Hr. Albert Krafft, die Muster nach den schönsten Handschriften der kais. Hofbibliothek vorgeschrieben, und deren Proben in der Staatskanzlei vom Redacteur des Türkischen, Herrn Hofconcipisten Anton von Hammer, geprüft und durchgesehen wurden, auf so glänzende Weise ausgeführt worden, daß der orientalische Titel, Eingangsschmuck und Typendruck ein Muster aller orientalischen Buchdruckereien im Occident und Orient für immer. Möge diese schöne Schrift und die anderen orientalischen Typenschätze der k. k. Hof- und Staatsdruckerei recht bald zu wissenschaftlichen orientalischen Arbeiten verwendet werden! Hammer-Purgstall.

Art. VIII. Lieder der Sehnsucht nach den Alpen, von J. L. Pyrker. Neue, vermehrte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1846.

Es ist ein erfreulicher Beweis der Kunstverhältnisse unserer Zeit, daß bedeutende Werke, selbst wenn sie mehr durch innerliche Beschaffenheit als äußeren Umfang und die Macht eines gewaltigen Eindrucks auf die Menge ausgezeichnet sind, wie z. B. Erzählungen und Romane, allgemeine und schnelle Verbreitung finden. Die Lieder der Sehnsucht des verehrten Verfassers erschienen im vorigen Jahre im selben Verlage in ihrer einfachen schmucklosen Grazie, und schon im darauf folgenden Jahre wurde durch das Vergreifen der ersten eine zweite Auflage nothwendig, an Schönheit der äußeren Ausstattung sowohl als am Umfange die erstere übertreffend.

Pyrker zeigt uns, wie die eigentlich poetische Natur, selbst

wenn sie durch ihre unmittelbare Richtung zum Großartigen bestimmt wird, doch auch im Kleinen und Einfachen sich ausspricht. Wer hätte vom Sänger der Rudolphias und Tunisias, vom bedeutendsten Epiker neuerer Zeit, ein so sicheres Maß, eine so poetischer Fülle der Empfindungen und Gedanken erwartet, in so klein concentrirtem Maßstabe gehalten, wie es in den Liedern der Sehnsucht der Fall ist?

Zu den früheren 20 Gedichten sind 15 neue gekommen, welche sämmtlich an poetischem Gehalte den früheren gleichstehen, von denen jedoch einige die früheren darin sogar übertreffen. Der Charakter, der durch alle gleichartig durchgeht, ist der der Unmittelbarkeit und Tiefe der Empfindung; derjenige, welcher viele jener Gedichte insbesondere auszeichnet, ist der der Anschaulichkeit der Darstellung eines interessanten Vorganges.

Wir theilen zum Belege beider Arten zwei Gedichte mit:

Abendlied der Sennerin.

Die laufesmüde Sonne gleitet
  Hinab am fernen Himmelsrand;
Ein rosighelles Wölkchen breitet
  Sich um sie her zum Nachtgewand,
In welches sie gehüllt dort liege,
Und sich auf gold'nen Strahlen wiege —
    Zu ruh'n, zu ruh'n!

Noch steigen nebelduft'ge Rosen
  Am blauen Sternenzelt empor,
Die erst die Holde mild umkosen,
  Und dann, gleich wie der Vögel Chor
Mit seinen immer leisern Stimmen
In stiller Dunkelheit verschwimmen —
    So sanft, so sanft!

Die buntvermengten Blumen schließen
  Die lieben Aeuglein, nickend, zu:
Denn Bien' und Schmetterling verließen
  Schon lang die Flur, ob holder Ruh;
Im Luftraum ziehn die Sängerschaaren,
Zum dunklen Wald hin, sich zu wahren —
    So hold, so hold!

Entschlummert ruht umher die Erde
  Mit ihren Kindern überall;
Schon schwand das Feuer von dem Herde,
  Und tief verstummet Stub' und Stall;
Bald ist der letzte Laut verklungen
Auf Berghöh'n und in Niederungen —
    So still, so still!

O sei uns gnädig, Herr der Welten,
In deiner unermess'nen Huld,
Und laß uns nimmer hier entgelten,
Was wir verdient durch uns're Schuld.
Lass' uns, in deinem Schutz geborgen,
Noch freudig schau'n den nächsten Morgen —
So mild, so mild!

Der Friedhof auf der Alpe.

Die Stürme brausen scharf und laut
Im Spätherbst durch die Gauen,
Die Erde war, wie schnell ergraut,
In Greisentracht zu schauen.
Die Nacht war kühl,
Der Tag oft schwül,
Und dichte Nebel lagen
Umher an allen Tagen.

Es war so traurig für das Thal,
Noch mehr für jene Triften
Dort auf den Höh'n, so lang und schmal
In eisig kalten Lüften.
Der Wald verstummt,
Kein Bienchen summt
Mehr dort auf jenen Matten,
Die Nebelgraun umschatten.

An einem solchen düstern Tag,
Wo weit nicht zehen Schritte —
In jenem Qualm, der dicht her lag,
Der Mensch stets in der Mitte,
All überall
Durch Berg und Thal,
Nicht vor-, nicht rückwärts schauen
Mehr konnt' in jenem Grauen,

Da hört die Senntin vor dem Stall
Die Kühe heimwärts kommen;
Die Glocknerin zeigt mit dem Schall
Es ihr zum Trost und Frommen
Von ferne an:
Denn heute kann
Zu ihres Herzens Wehen,
Sie alle noch nicht sehen.

Nur eine fehlt, als sie geschaart
Dort vor dem Stalle ruhen —
Die liebste ihr, von bester Art,
Wie könnte sie noch ruhen?
Die ganze Nacht
Hat sie durchwacht,
Doch an dem frühsten Morgen
Fort treiben sie die Sorgen.

Sie forscht nach ihr in jeder Schlucht,
Und ruft sie bei dem Namen:

Doch findet sie, so sehr sie sucht,
Den Liebling nicht; auch kamen
Nicht Ruf, nicht Schall
Im Wiederhall
Wie sonst in ihre Ohren:
Sie waren heut verloren.

Verdumpfet ist die ganze Welt
Bei solchen Nebelschauern.
Nun klettert sie, so schwer es fällt,
Hinan die steilsten Mauern,
Und stürzt vom Rand
Der Felsenwand —
In finst'rer Todesstunde
Hinab zum tiefsten Schlunde.

Die Nacht entweicht, der Morgen graut,
Die Senntin kehret nimmer,
So sehr der Sennte horcht und schaut,
Der Hoffnung letzter Schimmer —
Der treibt ihn fort,
Von Ort zu Ort,
Um in den fernsten Gründen
Vielleicht sie aufzufinden.

Doch als der Senn aus Nebeln tritt
Und diese schnell entfliehen,
Da strebt er aufwärts Schritt für Schritt,
Nicht achtend Schweiß und Mühen,
Bis er den Grat
Erklommen hat,
Wo nur mit tiefem Grauen
Die Augen abwärts schauen.

Dort sieht er nun die theure Maid
In jener Schlucht zerschmettert,
Er ringt die Hände wund vor Leid
Und stürzt mehr, als er klettert,
Hinab vom Rand
Der Felsenwand,
Um noch den Trost zu haben,
Sein Liebstes zu begraben.

Bald sah man dort ein Kreuz von Holz,
Geschmückt mit Blumenkränzen,
Es war des Armen Trost und Stolz,
Sie öfter zu ergänzen:
Die Kirche gab
Die Weih' dem Grab:
Wie noch die späten Sagen
Vom Alpenfriedhof sagen.

Uebrigens ist zu bemerken, daß sämmtliche Gedichte größtentheils aus der früheren Lebensepoche des Verfassers herstammen, und bereits vor Jahren durch Freundeshand eingesendet in verschiedenen Zeitschriften — namentlich im österreichischen und Stuttgarter Morgenblatt, in der Zeitschrift für Kunst und Lite-

ratur, und im Kunstblatt der Theaterzeitung von Wien ꝛc — erschienen. Sie sind demnach keine neue Schöpfung, sondern nur gesammelt, und vom Verfasser seither mit jenen vermehrt, die in der ersten Auflage nicht enthalten sind.

Wir zweifeln nicht, in kurzer Zeit eine dritte Auflage zu finden; möge sie den verehrten Verfasser zugleich wieder als einen Vermehrer derselben erscheinen lassen. Sehr passend schiene es uns, wenn dabei der Epilog an den heiligen Bernardus aufgenommen würde, der in Pyrker's Legenden der Heiligen als Anhang zur vierten Legende der Festtage erscheint. Sowohl dem Inhalte als der Form nach eignet er sich zum würdigen Schlußstein vorgedachter Sammlung.

Art. IX. Geschichte des deutschen Adels, urkundlich nachgewiesen von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit von Dr. F. F. von Strantz, königl. preuß. Oberstlieutenant, des Ordens pour le mérite, des St. Johanniter Ordens und mehrerer Orden Ritter. Zweiter und dritter Theil. 88 und 171 S. Octav. Breslau, L. M. R. Kühn'sche Verlagsbuchhandlung.

(Schluß.)

Nach erschöpfender Beendigung der im ersten Theile besprochenen Verhältnisse des deutschen Adels im Mittelalter bespricht Hr. v. Strantz im zweiten Theile das Lehenwesen und Lehenrecht in Deutschland. Das erste Kapitel handelt vom Ursprung und der Zunahme der Lehen, von den Beneficien der Lehen im Allgemeinen, von der Land- und Lehenmiliz, von den Vorrechten der Lehensmänner oder Vasallen und von den Ministerialen, den Beamten an den Höfen der Kaiser oder Könige und des Reiches, den geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen und Dynasten. Das Kapitel, eigentlich die Grundlage des Bandes, zeigt in seiner detaillirten Beschaffenheit und seiner Unterstützung durch Angabe der vorzüglichsten Hülfsquellen und Beweisangabe von dem regen Fleiße und der großen Genauigkeit des Verfassers. Von den folgenden Kapiteln ist vorzüglich das sechste, welches von den Sachen handelt, die als Lehen verliehen werden, da es Vieles in dieser Beziehung noch Ungekanntes zur Sprache bringt, und das achte, welches die Ehen zwischen freien und leibeigenen Personen, Adeligen und Bürgerlichen, hohem und niedern Adel bespricht, von Interesse. Nach altdeutschen Gesetzen wurde die Ehe als eine Mißheirat angesehen, die ein Freigeborner mit einer Leibeigenen oder Freigelassenen einging. Nach den alemannischen Gesetzen fielen sogar die Freigelassenen in die Sklaverei zurück und sollten sich Freie mit ihres Gleichen verheiraten. Heiratete eine Freie einen Freigelassenen oder Colonen, so wurde sie ihrer älterlichen Erbschaft verlustig.

Nach dem Gesetze der Friesen verfiel die Freie, die einen Sklaven heiratete, mit ihren Kindern in die Sklaverei des Herrn, dem ihr Mann zugehörte. Gleiches ist in den salischen, ripuarischen und longobardischen Gesetzen verordnet. In den Gesetzen der Sachsen findet sich keine Verordnung über die Mißheirat, indessen scheinen bei ihnen, als einem germanischen Stamme, gleiche Grundsätze Statt gehabt zu haben.

Obgleich die Härte dieser Gesetze in der Folge der Zeit durch die Sitten der christlichen Religion gemildert wurde, die Todesstrafe nicht mehr zugelassen, und dergleichen Ehen zwischen Freien und Freigelassenen als gültige Ehen anerkannt wurden, so wurden sie doch immer als Mißheiraten angesehen. Nur der wurde als Freigeborner angesehen, dessen Vater, Mutter, Großvater und Großmutter freigeboren waren. Man war hierin noch strenger im Mittelalter, als zur Zeit der Karolinger, indem es damals schon hinreichend war, wenn die Großältern nur freigelassen, wenn gleich nicht freigeboren waren. Einen solchen, der vier freie Ahnen aufweisen konnte, hieß das alemannische Gesetz einen Mann von unbescholtener Geburt. — Auch im Mittelalter wurde die Ehe zwischen Freigebornen so wie Freigelassenen und Colonen für eine wahre Mißheirat gehalten Die aus solcher Ehe erzeugten Kinder folgten der »ärgern Hand,« d. h. dem Stande desjenigen, der nicht von freier Geburt war. Sie wurden von dem Lehensherrn in Anspruch genommen, wenn der Vater oder die Mutter leibeigen war, und gehörten zu den Mittelfreien, wenn ein oder der andere Gatte zu dem Stande der letzteren gehörte.

Nach dem schwäbischen Landrechte, wo jener Adel zuerst beschrieben, heißt es: »Semperfreie seien Fürsten und Herren, die andere Freie zu Vasallen haben; die letzteren seien Mittelfreie. Ist der Vater semperfrei und die Mutter mittelfrei, so werden die Kinder alle mittelfrei.« Das heißt nach heutiger Sprache: »Zu hohem Adel gehört Niemand, als wo beide Aeltern vom hohen Adel.« Aehnliche Grundsätze finden sich beinahe mit gleichen Ausdrücken in den Gesetzen und Denkmälern des fünften und sechsten Jahrhunderts. Eine Stelle des sächsischen Landrechts erklärt sich dahin: Wenn eines Lehensherrn Sohn dem Vater nicht ebenbürtig sei, mochten des Vaters Vasallen sich wohl weigern, vom Sohne ihre Lehen zu empfangen. In dem longobardischen Lehensrechte werden die morganatischen Ehen erwähnt, und weil sie schon unter Saliern gebräuchlich waren, Heiraten nach salischen Gesetzen genannt. Zwischen dem hohen und niedern Adel hatte der große Unterschied Statt, daß die Vorfahren der erstern als Regenten mehrerer Staaten angesehen wurden, was ursprünglich auch deutscher Adel war. Geschah

bei einer solchen nicht ebenbürtigen Ehe eine Mißheirat, so ließen sich die Fürsten, wo möglich, von dem Kaiser Laßbriefe geben. So im J. 1273 bei der Ehe des Grafen Reinhard von Hanau mit Adelheid von Münzenberg, und 1278 Markgraf Heinrich von Meissen, der Erlauchte, mit Elisabeth von Maltitz, der Laßbrief Kaiser Rudolph's I. — Adelheid sowohl als Elisabeth waren von ministerialer Abkunft, und wurden nun vom Kaiser als Semperfreie und von edlerer Geburt und aller damit begabten Rechte, Freiheiten, Würden und Ehrenbezeugungen theilhaftig anerkannt. Eben so ließ sich Johann Graf von Laufenburg-Habsberg im J. 1393 vom Kaiser Wenzel einen Laßbrief für seine Gemahlin Netze oder Agnes von Landenburg ausfertigen.

Um sich gegen den Einfluß des römischen und canonischen Rechts und den Ausspruch der Doctoren, die selbst Ehen des hohen Adels mit Personen bürgerlicher Abkunft für keine Mißheiraten erkennen wollten, zu bewahren, wurden von mehreren Fürstenhäusern Familienverträge abgeschlossen. So wurde in einer Urkunde vom J. 1396 den Töchtern der Dynasten von Limburg die Lehenfolge bloß unter der Bedingung zugesagt, daß sie sich mit edlen Männern ihres Gleichen verheiraten, und diese das Lehen haben sollten. So Sachsen, Brandenburg und Hessen 1457, Würtemberg 1489. Vorzüglich fielen dergleichen Hausgesetze in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts vor, wovon sich Beispiele weiter bis in der neuesten Zeit nachweisen lassen. Es fanden 6 bis 7 theils morganatische Ehen, theils Mißheiraten von Fürsten und hohem Adel vor dem fünfzehnten, 8 im sechzehnten, 23 im siebzehnten, 11 im achtzehnten, 4 im neunzehnten Jahrhundert Statt. Von dergleichen Verbindungen Seitens der Fürsten und Adeligen im sechzehnten Jahrhundert zeugt unter Anderm das Verhältniß zweier Markgrafen von Baden, Eduard Fortunatus mit Maria von Eickin, und Ernst mit Ursula von Rosenfeld.

Es durfte, in Folge einer solchen Heirat, die v. Maltitz weder bei Lebzeiten, noch nach dem Tode des Markgrafen Heinrich den Titel einer Markgräfin von Meissen annehmen, sondern nachher sich nur nachgelassene Witwe des Markgrafen schreiben, und ihr Sohn mußte sich mit dem Besitze von Dresden und dazugeschlagener Districte begnügen. Die v. Münzberg, welche Graf v. Hanau heiratete, war von Adel, aber Ministerialin, unfreier Abkunft, — der Ehe der v. Landenberg suchte man mittelst Standeserhöhung nachzuhelfen. Auch führte diese weder in dem Laßbriefe, noch als Witwe den gräflichen Titel, noch schrieb sie sich »Wir,« sondern »Ich,« und starb mit Hinterlassung von zwei Töchtern.

Mit den Ehen der Freigebornen und Ritter wurde es bis

in's zwölfte Jahrhundert nicht so streng genommen. Um lehensfähig zu seyn mußte bei Ersteren die Freiheit der Aeltern und Großältern von beiden Seiten nachgewiesen werden, bei den Rittern dagegen, daß Vater und Großvater von Ritterart waren. Der Adel von mütterlicher Seite kam hiebei nicht in Betrachtung. Weder das A. V. de B., noch das sächsische Lehensrecht kam hiebei in Anschlag. Die Frau erhielt nach dem Sachsenspiegel die Ehren und Würden des Mannes; nach der bekannten Rechts-Parömie hatte Ritterweib Rittersrecht, und das ehelige und freigeborne Kind, ohne darauf zu sehen, ob es besser als seine Mutter geboren war, seines Vaters Heereschild, seines Vaters Recht, sein Schild und Lehenrecht.

Mit dem dreizehnten Jahrhundert änderte sich auch das alte, in dem Sachsen- und Schwabenspiegel ausgedrückte Verhältniß in Hinsicht der Ehe, und es wurden zu Turnieren und Kapiteln keine Andern mehr gelassen, als diejenigen, welche die nach Art der freien Geburt eingeführte Ahnenprobe für sich hatten, und wie dort nicht nur freie, sondern auch adelige Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite aufzählen konnten. Aus dieser Ursache nahm sich auch der Adel in Acht, eine Frauensperson zu heiraten, deren Kinder nicht turnierfähig waren. Auf die Lehen hatte die Ebenbürtigkeit nicht jedesmal einen Einfluß, indem diese lediglich nach den Lehengesetzen und Investiturbriefen bemessen wurden. Dergleichen aus einer Ehe erzeugte Kinder hatten bloß die Rechte des alten Adels nicht, hatten aber übrigens die Lehengesetze, das römische und canonische Recht für sich. Es existirt kein Gesetz im zwölften Jahrhundert, welches unebenbürtige Heiraten für Mißheiraten erklärte. Vielmehr finden sich mehrere Beispiele in Oesterreich vor, wo Bürgerstöchter von Rittern zu Frauen gesucht wurden. Aus den Statuten der Stadt Wien erhellt nämlich, daß die Bürger dort dergleichen Heiraten für nachtheilig hielten, indem dadurch das Vermögen ihrer Stadt in mächtigere Hände gespielt wurde; sie ließen sich daher vom Herzog Leopold 1198 das Privilegium ertheilen, daß ihre Witwen, Töchter und Nichten Jeden, wen sie wollten, nur keinen Ritter heiraten sollten, und wenn sie das thun würden, sowohl ihre Person als ihr Vermögen an den Herzog verfallen sollte. Auch in der fränkischen Ritterordnung behielt sich der Kaiser die Bestimmung super vilitate personae vor. — Andrerseits noch in neuerer Zeit vermochte es 1709 der brandenburgische Adel, sich ein königliches Edikt auszuwirken, wonach Heiraten mit Töchtern von Handwerkern und Bauern für unstandesmäßig erklärt wurden, welches in neuester Zeit dahin modificirt ist, als hier von Töchtern gemeiner Bürger nur die Rede ist; wer unter diesen zu verstehen, darüber spricht sich das Gesetz nicht aus.

Nebst den aus einer Mißheirat erzeugten Kindern sind von der Lehenfolge auch diejenigen ausgeschlossen, welche aus einer Ehe zur linken Hand (matrimonio ad morganaticam) erzeugt sind, indem eine solche Ehe nur unter der ausdrücklichen Bedingniß eingegangen wird, daß die Frau und die mit derselben erzeugten Kinder dem Familienrechte nicht nachtheilig werden, wohin vorzüglich Rang, Name, Titel und Erbfolge des Vaters gehören. So hatte Churfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz zum Vortheil seines älteren Brudersohnes sich anheischig gemacht, keine standesmäßige Gemahlin zu nehmen, und sich deßwegen nur eine gewisse Klara Dettin antrauen lassen, deren Nachkommen mit der Grafschaft Löwenstein versorgt, und als Grafen von Löwenstein erzogen wurden. So ließ Friedrich Ludwig, Herzog von Zweibrücken, sich mit einer gewissen Heppin trauen, und deren Söhne als Herren von Fürstenwärter erziehen. So nahm Herzog Rudolph August von Wolfenbüttel (1660 — 1702) in zweiter Ehe eine gewisse Menthin unter dem Namen einer Madame Ernestine. Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, welcher als regierender Herr 1728 gestorben, war vermählt mit Anna Louise Föhse, die aber zu einer Reichsfürstin erhoben, nun als ebenbürtig von der Familie anerkannt wurde, und die jetzige herzogliche Linie zu Nachkommen hat. Auch Karl Friedrich, Markgraf von Baden, vermählte sich 1778 zum zweiten Male mit Louise Caroline Geyer von Geyersberg, welche zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben ward. Es wurden jedoch schon 1817 die aus dieser Ehe hervorgegangenen Grafen von Hochberg für erbfolgfähig in der Regierung anerkannt. Mehrere Beispiele morganatischer Ehen von 1762 bis 1791 sind bei Pütter zu ersehen. Was die morganatischen Ehen neuester Zeit betrifft, so gedenken wir noch der zweiten Ehe König Friedrich Wilhelms III. von Preußen, der des Churfürsten und Prinzen Mitregenten von Hessen, Erzherzogs Johann von Oesterreich, Prinzen Friedrich von Nassau und des Königs Wilhelm I. der Niederlande als Graf von Nassau.

Von besonderem speziellen Interesse ist das letzte Kapitel des zweiten Bandes, das pommersche Lehenrecht nach seinen Abweichungen von Grundsätzen des preußischen allgemeinen Landrechts behandelnd.

Die bedeutendsten und speziell brauchbarsten Aufsätze enthält der dritte Band. Er wird eingeleitet durch eine Darstellung der auf die Entwicklung und Verbreitung des Adels Einfluß habenden allgemeinen geschichtlichen Ereignisse vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, dem nur hin und wieder eine größere Genauigkeit zu wünschen wäre. Von den folgenden Kapiteln

ist das vierte über die reichsunmittelbare Ritterschaft, Landstände, mittelbare Ritterschaft und Untersassen und deren Befreiung von der Leibeigenschaft, besonders was den Abschnitt B. angeht, als vorzüglich zu bemerken. — Die Verfassung der Reichsritterschaft entwickelte sich unter dem Schutze des Kaisers, von welchem sie jederzeit begünstigt wurde, im sechzehnten Jahrhundert zu einem bestimmteren Verhältniß, — kaiserliche Privilegien, welche mit Ferdinand I. anheben und die einzelnen Theilen der ganzen Corporation, wie sie seit dem sechzehnten Jahrhundert bestanden, verliehen wurden, schützten deren Mitglieder und ihre Güter und Unterthanen, unter Berufung auf das Herkommen, gegen die Ansprüche der Landsassigkeit, welche von ihren Lehenherren oder wegen früher über sie ausgeübter Gerichtsbarkeit hätten erhoben werden können, erklärten endlich sie für Reichsunmittelbare, und zwar 1542 die rheinische, 1559 die fränkische und schwäbische, letztere auch von Kaiser Rudolph II. 1578 und die anderen 1609 ebenfalls bestätigt. Die Reichsgesetze behandelten sie entschieden als Glieder des Reichs, an welche die Verordnungen des Reichstages besonders verkündet wurden. Das Reichskammergericht erhielt kaiserliche Anweisung, sie gegen Eingriffe in ihre Unmittelbarkeit zu schützen. Der westphälische Friede (1648) bestätigte diese Verhältnisse für alle Fälle, wo nicht ein entschiedenes Herkommen die Unterwürfigkeit bei der Reichsritterschaft immatriculirter Güter und ihrer Besitzer unter landesherrlicher Gerechtsame mit sich bringe. Die Wahlcapitulation Ferdinands IV. sorgte in der Folge nun dafür, daß die Exemtionen nicht weiter gedehnt werden möchten, als sie einmal hergebracht waren.

Mit der Reichsunmittelbarkeit erlangte die Reichsritterschaft freilich noch nicht die Regalien, welche in der Landeshoheit lagen, so weit ihre einzelnen Mitglieder sie nicht schon früher durch kaiserliche Verleihung erhalten oder besonders hergebracht hatten; sie erhielt aber durch jene den Vortheil, daß einzelne Regalien, welche Reichsstände auf ihren Gütern hergebracht hatten, nur für Servitus juris publici gelten, und restrictiv interpretirt werden sollten, und kam in den Besitz der meisten Landeshoheitsrechte über ihre Hintersassen, auch ohne besondere kaiserliche Begnadigung, weil sich Niemand ihrer Ausübung widersetzte. Zur Ausübung des Blutbannes bedurfte sie zwar kaiserlicher Verleihung, wo nicht ein unvordenkliches Herkommen derselben überhob; aber Jeder, der darum nachsuchte, wurde ohne Anstand damit beliehen. So heißt es in den Privilegien Rudolphs: »Sei notorium — daß die frei adeligen Güter, außer etlichen — mit denen sonderbare — Vergleichungen vorhanden — allwegen die hohe Obrigkeit für sich selbsten und jure proprio gehabt, und die Maleficanten in ein Halsgericht, wohin sie gewollt, ihres

Gefallens haben führen und daselbst auf ihre Unkosten haben berechtigen lassen.« — Nachdem hierauf angeführt worden, daß auch schon Viele, und Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. selbst den Blutbann erhalten hätten, resolvirte der Kaiser auf Ansuchen der Ritterschaft: »So haben wir — Allen — welche die Blutbann von Alters — hergebracht, solche — bestätigt — den übrigen so solche — noch nit aber gleichwohl hierzu qualifizirten Güter haben — wenn sie bei Uns — gebührliche Ansuchung thun — concedirt, — doch mit — Vorbehalt, daß alle solche — nicht desto weniger Lehen sein, heißen und verbleiben.«

Auch das Recht, ihre Unterthanen zu besteuern, erwarb sie nur beschränkt; sie erhielt es zwar leicht, in Rücksicht ihrer genossenschaftlichen Ausgaben und der Verwilligungen, zu welchen sie sich gegen den Kaiser in Fällen, wo er Reichssteuern erhielt, und gegen Anerkennung ihrer hergebrachten Exemtion von Reichs- und Kreisanlagen, in der Eigenschaft subsidii charitativi seit 1532 verstand, seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auch Beiträge von ihren Unterthanen fordern zu dürfen; aber für den einzelnen Reichsritter gab seine Reichsunmittelbarkeit keinen Rechtsgrund ab, jene auch zu seinem Vortheile um eine Hülfe anzusprechen.

Mit den Rechten des unmittelbaren Adels hielt die Ausbildung seiner genossenschaftlichen Verfassung gleichen Schritt. Die schwäbische Ritterschaft gab sich 1560 eine Ritterordnung, welche Ferdinand I. 1561 bestätigte. Diesem Beispiele folgten die fränkische 1593 und die rheinische 1652. Alle drei Ritterkreise kamen seit 1577 überein, jährlich gemeinsame Zusammenkünfte ihrer Abgeordneten (Correspondenztage) zu halten, auf welchen das Directorium abwechselnd von den Directorien der Kreise geführt wurde. Dieses wechselte unter den Directorien der einzelnen Orte (Cantons), aus welchen jeder Kreis zusammengesetzt war. So z. B. I. Der schwäbische Ritterkreis aus den Orten: 1) Canton Donau, welcher in diesem Kreise immer das Kreisdirectorium führte; 2) C. Hegau, Allgau und Bodensee; 3) C. Neckar, Schwarzwald und Ortenau. II. Der fränkische Ritterkreis: 1) Canton Odenwald; 2) Gebürg; 3) Rhön und Werra; 4) Steigerwald; 5) Brumbach; 6) Altmühl. III. Der rheinische Ritterkreis: 1) Canton Oberrhein, 2) Mittelrhein, 3) Niederrhein. — Diese Directorien selbst aber bestanden nach altem Gebrauch aus einem Hauptmann und dessen zugeordneten Ritterräthen und Ausschüssen. Die Ritterschaft im unteren Elsaß, deren Reichsunmittelbarkeit noch im westphälischen Frieden (1648) anerkannt wurde, trat 1651 mit jenen drei Kreisen in regelmäßige Verbindung, die sie aber nicht behaupten konnte, weil sie sich in der Folge der französischen Souveränität unterwerfen mußte.

Die Besitzungen der drei Ritterkreise wurden durch zwei wichtige Privilegien zu einem Territorio verbunden. Nach dem einen wurde den Mitgliedern und der Corporation selbst die Befugniß gegeben, die der Ritterschaft einverleibten und ihr steuerbaren Güter, wenn sie an einen Fremden veräußert wurden, wieder einzulösen, zu retrahiren. Der Ursprung dieses Lösungs- oder Retractrechts liegt in einer Vereinigung aller Kreise auf einen Correspondenztag zu Eßlingen im J. 1590, die zu jedem gehörigen Güter in einer Matrikel ordentlich zu verzeichnen, und die Verordnung zu treffen, daß wer ein solches verkaufe, dasselbe den nächsten Verwandten und den andern von Adel zur Losung anbiete. — Nach dem andern Privilegium sollten diese Güter, wenn sie an hohe oder niedere Stände durch Kauf oder andere Wege kämen, dem Besteuerungsrechte der Ritterschaft auch fernerhin unterworfen bleiben. Die schwäbische Ritterschaft verordnete in ihrer Ritterordnung, Art. 30, daß die ihr steuerbaren Güter nur mit Vorbehalt der hergebrachten Contribution verkauft werden sollten. Die Fortdauer des Besteuerungsrechts in jedem Falle sanctionirte für den schwäbischen Kreis Maximilian II. im J. 1566, für den fränkischen Rudolph II. 1609, und für den rheinischen derselbe 1605.

Die 1559 der schwäbischen freien Reichsritterschaft vom Kaiser zugestandenen Freiheiten in Folge eines Uebereinkommens mit den Herzogen von Würtemberg, wonach »andere Stände, sie seien wer sie wollen, ihnen nicht mehr Recht über ihre Leibeigne Leuth (homines proprios) sich zueignen, als sich von Recht und alt Herkommen wegen gebührt,« — ward vom Kaiser Rudolph II. erneuert und dahin erweitert, »daß kein Stand der Edlen Schwäbischen Reichsritterschaft, gesampt oder sonders auch nicht eigene Leibeigene Leuth: Auch nicht ihr, daß Schwäbisch Adels Emphiteutas, Censitos Lehen- und Güld Leuthe die anderer Orthen wohnen: Auch nicht des Adels Güter, Wiesen, Wald, Gefäll, Zehnden, Recht, Gerechtigkeit, die sie jetzt haben oder künftig bekommen, zu belegen, mit Frohn, Dienst, Steuer, Anlag und neuen ungewöhnlichen Schatzungen zu beschweren, Macht haben sollen« rc. Auf diese Freiheit ist 30 Mark löthiges Gold gesetzt (mit 30 Mark Gold verpönt), welches abermals bei der Erneuerung entrichtet werden mußte. Eben so ist auch der schwäbischen Reichsritterschaft 1559 vom Kaiser Ferdinand I. die besondere Freiheit ertheilt, daß den Juden nicht erlaubt sei, noch sie zugelassen werden, wucherliche Contracte mit des Adels Unterthanen ohne Wissen und Bewilligung des Adels zu treiben, bei Annullation und Nichtigkeit der Contracte und Strafe von 20 Mark löthigen Goldes. Auch diese Freiheit ward 1601 von

Kaiser Rudolph II. erneuert. — In dem Reichsabschiede vom Jahre 1500 war bereits festgestellt worden, daß die freie Reichsritterschaft in Schwaben auch von der kaiserlichen Kammer Unterhalt, und von den Collecten und Contributionen, welche auf Reichstagen und von Churfürsten und Ständen besonders eingewilligt und geschlossen werden, frei seyn sollte, und kann dawider der freien Ritterschaft nichts mit Bestand angemuthet noch abgenöthigt werden. Kaiser Ferdinands II. Alienationsverbot vom J. 1612 setzte fest: daß der Reichsritterschaft verboten sei, an Personen hohen und niedrigen Standes Rittergüter zu alieniren. — Wenn gleich die Privilegien vom J. 1601 besagen, daß der schwäbische Reichsadel solle von Niemand und keinem Stande wegen ihrer Sachen zu ihrem eigenen Gebrauche und ihren Häusern und Gebäuden gehörig, weder zu Wasser noch zu Lande, so sie durch sich oder ihre Offiziere, Diener und Unterthanen abführen lassen, mit einigem Zoll, Mauthen, Aufschlag, Weggeld oder wie es Namen haben mag, beschwert und belegt werden, wobei sie ein Zeugniß zu ertheilen, daß die abzuführenden Sachen ihnen zuständig seien, so ließ sich diese Freiheit jedoch nicht dahin extendiren, daß auch des Adels Unterthanen von dem Ständezollrecht befreit werden. Es fand daher im J. 1611 zwischen dem Herzog Johann Friedrich von Würtemberg mit dem schwäbischen Reichsadel ein Vergleich Statt für die Dauer von 25 Jahren, worauf der Adel des Zolls halb frei, doch nach Ablauf solcher Zeit dieses weder Ihrer fürstl. Gnaden, noch dem Adel jure competente nachtheilig seyn solle. Diese Verhandlung ging mithin 1635 zu Ende, wo von Neuem Streitigkeiten wegen erhöhtem Zoll und Accise eintraten, in dessen Folge erst 1643 wieder eine Verhandlung Statt fand, wonach der schwäbische Reichsadel seine Victualia, Materialia suppellectilia, zu eigenem Hausgebrauch gehörig, ohne Zoll durch's Land die folgenden 25 Jahre lang führen möge, welcher Contract 1668 zu Ende ging, und abermals auf 15 Jahre, nämlich bis 1683, erneuert ward.

Zunächst steht das fünfte Kapitel, die Charakteristik des Adels und Kriegswesens im 16. und 17. Jahrhundert enthaltend.

Weniger gekannt sind die Mittheilungen über die den Fürsten und dem Adel in den preußischen Landen zustehenden Rechte. Obgleich die bei Auflösung des deutschen Reiches mediatisirten fürstlichen Familien mit einander für ebenbürtig gehalten werden, folglich wenn ein Prinz aus den letztgedachten Häusern eine Prinzessin dieser Häuser heiratet, die in dieser Ehe erzeugten Kinder für fähig zur Erbfolge in der Regierung gelten, so kommen doch den wirklich regierenden Fürsten und Mitgliedern ihrer Häuser einige Vorrechte vor den mediatisirten Fürsten zu.

Es haben nämlich die regierenden Fürsten und die Mitglieder deren Familien nicht nur, wie vorgedacht, das allen fürstlichen Personen zukommende Recht, die ihnen in Prozessen aufgelegten Eide blos durch die Unterschrift unter die Eidesformel zu leisten, sondern sie können auch Bevollmächtigte zur Ablösung der Eide an ihrer Statt bestellen. Eben so steht es den regierenden Fürsten und Prinzen ihrer Häuser frei, sich bei ihren Trauungen durch einen Bevollmächtigten vertreten zu lassen. — Hingegen ist es ein gemeinschaftliches Recht der regierenden und mediatisirten Fürsten, daß, wenn sie gleich in hiesigen Landen wohnen, ohne Grundstücke zu besitzen, und deßhalb die Gerichtsbarkeit der hiesigen Gerichte anerkennen müssen, sie dennoch weder in Civil- noch Criminalsachen mit Personenarrest, ohne Genehmigung des Königs, belegt werden können.

Die Bestimmungen der Rechtsverhältnisse der mediatisirten Fürsten in Preußen begreifen im Wesentlichen Folgendes:

1) Sowohl den Häuptern als den Mitgliedern dieser fürstlichen Häuser wird, bei Verfügung der öffentlichen Behörden an sie der Titel und das Prädicat »Durchlaucht« beigelegt, und sie werden selbst aus dem Kabinete »Herr« oder »Frau« angeredet; wogegen andere Fürsten, blos mit Ausnahme der Fürsten von Putbus und Sulkowski, welchen ebenfalls der Titel »Durchlaucht«, und des Fürsten von Schönburg, welchem das Prädicat »Erlaucht« gebührt, — und mithin auch die Fürstbischöfe, von öffentlichen Behörden blos den Titel »fürstliche Gnaden« erhalten.

2) Auf den Provinzial-Landtagen machen sie den ersten Stand aus, und haben, als Besitzer ihrer Herrschaft, eine Virilstimme. Auch können sie sich durch ein Mitglied ihrer Familie oder einen Bevollmächtigten aus dem Ritterstande vertreten lassen.

3) Sie haben den Huldigungseid, nur wenn ihn der König selbst annimmt, in Person zu leisten, sonst nur eine schriftliche Erklärung einzureichen.

4) Sie können ihre hergebrachten Titel und Wappen fortführen, jedoch müssen die Worte und die Symbole, welche die ehemalige Eigenschaft als deutsche Reichsfürsten und unmittelbare Landesherren anzeigen, wegbleiben.

5) Sie können in öffentlichen Schriften an ihre Beamte und Untergerichte in der mehrfachen Zahl »Wir« und »Uns« sprechen.

6) In ihrem Territorium wird im Kirchengebete gleich nach dem Könige und den Mitgliedern des königlichen Hauses ihrer und ihrer Familien gedacht.

7) Daselbst ist, wenn der Landesherr oder dessen Gemahlin oder der vermuthliche Erbfolger stirbt, die Anordnung einer öffentlichen Trauer, des Trauergeläutes und der Einstellung der Lustbarkeiten zuläßig.

8) Den Häuptern solcher Familien steht es frei, sich innerhalb ihres standesherrlichen Bezirkes eine militärische Ehrenwache zu halten.

9) Sie genießen die unbeschränkte Freiheit ihren Aufenthalt in jedem, zum deutschen Bunde gehörigen, und mit demselben im Frieden lebenden Staate zu nehmen.

10) Sie sind nicht militärpflichtig und frei von allen Personalsteuern, so wie auch dem Erbschaftsstempel bei Erbfolgen in ihren Standesherrschaften nicht unterworfen.

11) Sie haben ihren persönlichen Gerichtsstand bei dem Obergerichte der Provinz 2c.

12) In peinlichen Sachen haben die Häupter der standesherrlichen Familien das Recht, die Entscheidung durch ein Austrägalgericht zu verlangen, 2c.

13) Den übrigen Mitgliedern steht dieses Recht nicht zu; sie können nicht über dreimal 24 Stunden in Haft genommen werden, indem die Anzeige ohne Verzug dem Obergerichte zu machen ist.

14) Bei einer rechtmäßig erklärten Verhaftung eines Standesherrn, ersetzt ihn in Ausübung seiner Rechte der in der Familie ihm Nachfolgende, oder, in Ermangelung eines solchen, ein königlicher Administrator.

15) Eine Konfiskation kann in keinem Falle verfügt werden, sondern nur Sequestration 2c.

16) Die obervormundschaftliche Behörde der Standesherren und deren Mitglieder ist das Obergericht der Provinz 2c.

17) Bei Sterbefällen geschieht die Versiegelung von dem nächsten Gericht 2c.

18) Bei Streitigkeiten, welche nicht die Familie betreffen, entscheidet das Obergericht der Provinz.

19) Daher werden auch die Verhandlungen in das Hypothekenbuch des Obergerichtes eingetragen.

20) In Polizeisachen sind die Standesherren und die Mitglieder ihrer Familie, innerhalb ihrer Standesherrschaften, den Anordnungen der königlichen Regierung der Provinz unterworfen, außerhalb derselben der Ortspolizei.

21) Sie sind zwar den allgemeinen Landgesetzen unterworfen, können aber auch neue Familien-Verträge schließen.

22) Ihnen verbleiben die herkömmlichen Rechte, mithin auch die Lehnsherrlichkeit über ihre Vasallen 2c.

23) Sie genießen innerhalb sowohl als außerhalb ihrer Besitzungen die Befreiung von der ordinären Grundsteuer, 2c.

24) Sie behalten alle bisherigen Abgaben ihrer Unterthanen, oder können bei einer Ablösung auf eine Entschädigung dafür antragen.

25) Alle ihre Schlösser und Nebengebäude bleiben von der Einquartirung inländischer oder befreundeter Truppen frei

26) Die schon am 21. Juni 1815 bestandenen direkten Steuern können sie in ihren Herrschaften durch eigene, von ihnen bestellte Einnehmer erheben lassen, ꝛc.

27, 28 und 29) Anderweitige Beziehungen auf die Steuern.

30) Die bei den standesherrlichen Gerichten eingehenden Sporteln, Verschreibungs- und Bestätigungsgebühren, ingleichen die Geldstrafen, fließen in die Kassen des Standesherrn.

31) Zu den Einkünften der Standesherren werden noch die Dispensations- und Concessionsgebühren gerechnet, insoweit sie vermöge der ihnen zustehenden Polizei-Consistorialrechte, zur Ertheilung solcher Dispensationen und Concessionen, nach Maßgabe der Landesgesetze, befugt sind.

32) Erhebung der Wege-, Brücken-, Pflaster- und Chaussee-Gelder.

33) Nicht minder steht es den Landesherren frei, nicht nur für ihre Person und Familie aus der Verbindung mit der Commune ihres Ortes zu treten, sondern haben auch auf ihren in einem Communalverbande begriffenen Besitzungen, bei welchen sie die Befreiung von der ordinären Grundsteuer genießen, alle den königl. Domainen in der Provinz unter gleichen Verhältnissen zukommenden Rechte auszuüben. Auch kommt ihnen die Aufsicht über die Communencassa zu. u. s. w.

34) In ihren Herrschaften können die Standesherren Frohn-, Lehen-, Gerichts- und Polizeidienste in der vor Auflösung des Reiches hergebrachten Art, dafern nicht etwa eine Veränderung dabei erfolgt ist, verlangen. Gemeindienste sind aber auch in den Standesherrschaften der Gemeinde, und Staatsdienste den königl. Behörden zu leisten.

35) Bezieht sich ferner hierauf.

36) Betrifft die Rechts-Streitigkeiten mit den Pächtern und Untersassen.

37) Den Standesherren gebührt in ihren Gebieten die Ausübung der bürgerlichen, sowohl in streitigen als nicht streitigen Sachen, der peinlichen und Forst-Gerichtsbarkeit. Es erstreckt sich jedoch diese Gerichtsbarkeit nicht auf k. Beamte oder andere Eximirte, die in ihrer Standesherrschaft wohnen.

38) Denjenigen Standesherren, welche zur Zeit des deutschen Reichs die Rechtspflege auch in zweiter Instanz ohne Widerspruch der Reichsgerichte in ihren Gebieten ausgeübt haben, verbleibt dieses Recht, wenn sie es verlangen, und die dazu erforderlichen Kosten bestreiten, ꝛc.

39) Die standesherrlichen Gerichte erster Instanz müssen mindestens aus einem Richter und einem Protokollanten, die

standesherrlichen Obergerichte aber aus einem Direktor, zwei Mitgliedern und einem Beisitzer, nebst dem verhältnißmäßigen Subaltern-Personale bestehen, rc.

40) Das k. Obergericht der Provinz hat jederzeit sowohl auf die Aufsichtsbehörde der standesherrlichen Gerichte erster und zweiter Instanz, als wenn kein Gericht zweiter Instanz wäre, die höhere Instanz rc.

41) Bezieht sich auf Voriges.

42) In der Polizei kommt den Standesherren die Ausübung derselben in ihren Gebieten selbst über die darin wohnenden Personen zu. Sie können hiezu sowohl Lokalbeamte, als einen Oberbeamten, mit dem Titel »Regierungsrath« bestellen. Dieser Letztere muß jedoch die Eigenschaften und Fähigkeiten wie ein k. Landrath besitzen, hat auch die nämlichen Rechte und Pflichten, steht aber unter Aufsicht und Leitung der k. Regierung der Provinz. Wenn ein Standesherr von der Befugniß eines solchen Oberbeamten keinen Gebrauch macht, erstreckt sich die Verwaltung des Kreislandraths auch auf das standesherrliche Gebiet.

43) Die Aufsicht über Stadt- und Dorfgemeinden in standesherrlichen Bezirken, so wie die Concurrenz bei der Wahl und Anstellung der Vorsteher und Beamten derselben, gebührt den Standesherren in eben dem Maße, wie den k. Landräthen in ihren Kreisen.

44) Auch sind die Standesherren befugt, die für die Heilkunde und Geburtshilfe nöthigen Personen in ihren standesherrlichen Gebieten anzustellen.

45) Ferner steht ihren Beamten, gleich den königlichen, das Recht zu, die zur Ausführung der Polizeigesetze dienlichen Anstalten in ihren Gebieten zu treffen, Polizeivergehen mit der gesetzlichen Strafe zu belegen, Geldbußen, welche in ihre Kasse fließen, zu mindern und zu erlassen.

46) Das Recht der Handhabung der niederen Forstpolizei, auch außerhalb der ihnen ausschließlich gehörigen Waldungen rc.

47) Außer dem Patronatsrechte über Kirchen und Schulen, soweit ihnen solches zur Zeit des deutschen Reiches zugestanden, und seitdem nicht aufgehoben worden ist, gebührt den Standesherren auch die Aufsichtsführung über alle Kirchen, Erziehungs-Anstalten und milde Stiftungen. Sie können diese Aufsicht nicht nur durch von ihnen bestellte Geistliche und Schul-Inspektoren, welche die Stelle der Superintendenten vertreten, ausüben lassen, sondern auch durch Vereinigung mehrerer solcher Inspektoren mit den Oberbeamten der Polizei und einem Mitgliede des Obergerichtes, ein Consistorium bilden, rc.

48) Bedingungen, welche sich an Vorgenanntes noch knüpfen.

49) Wegen Publikation der Landesgesetze u. s. w.

50) Die Beamten, welche von Standesherren zur Ausübung

ihrer Gerechtsame ernannt werden, gelten zugleich für Staatsdiener, rc.

51, 52, 53, 54) Es steht den Standesherren das Recht zu, für ihre Haus- und Familien-Angelegenheiten eigene Diener anstellen, und sie bei ihren Gerichten verpflichten zu lassen und denselben ihrem Wirkungskreise angemessene Titel beilegen, auch mehrere derselben in ein Collegium, als Rentkammer, oder Domainenkanzlei zu vereinigen.

55 und 56) Wegen Veräußerung einzelner zur Standesherrschaft gehöriger Stücke und Rechte, und Verkauf der ganzen Herrschaft.

57) Schulden der Standesherren rc.

58) Die an Standesherren zu machenden Pensionsansprüche, rc.

Die Vorrechte, welche dem übrigen, nicht standesherrlichen Adel im preußischen Staate noch geblieben, lassen sich kürzer fassen:

1) Der eximirte Gerichtsstand vor dem Obergerichte der Provinz, welcher den Adeligen schon vermöge ihrer Geburt, und auch wenn sie Unteroffiziere und gemeine Soldaten oder Ausländer sind, zukommt. Nur in Polizeisachen müssen Adelige, wie andere Eximirte, die Polizeibehörde des Orts als Obrigkeit anerkennen, und außerdem sind Adelige, wenn sie kaufmännische Geschäfte oder ein anderes bürgerliches Gewerbe treiben, bei allen hierauf Bezug habenden Streitigkeiten den ordentlichen Ortsgerichten unterworfen.

2) Aus dem eximirten Gerichtsstande entspringt die Befreiung der Adeligen vom Pfarrzwange, oder von der Verbindlichkeit, kirchliche Handlungen in der Kirche des Bezirkes, worin sie wohnen, und vor dem bei dieser Kirche angestellten Geistlichen vorzunehmen. In der Kabinetordre vom 28. Sept. 1786 ist auch ausdrücklich gesagt: daß Eximirte oder solche Personen, welche nicht zu der Untergerichts-Jurisdiction gehören, sich nach Belieben zu einer Kirche, zu welcher sie wollen, halten können. — Es haben daher Adelige, wie andere Eximirte, das Recht, in jeder Kirche, wo, und von jedem Geistlichen, von welchem sie wollen, sich trauen, ihre Kinder taufen, und sich zu den Ihrigen begraben lassen, ohne dem Geistlichen der Kirche, in deren Bezirk sie wohnen, wenn er die Handlung nicht verrichtet, die Stolgebühren zu entrichten, verbunden zu seyn; auch können sie hiezu sogar einen Geistlichen einer fremder Confession wählen. Nur das Aufgebot der Adeligen muß, wie bei andern Eximirten und vom Pfarrzwange befreiten Personen, stets in der Kirche des Bezirks, worin sie wohnen, geschehen.

3) Ein dem Adel zukommendes Recht ist die ihnen gestattete Ehe linker Hand. — Zwar fügt eine solche Ehe stets die besonders

dazu erhaltene Erlaubniß des Königs voraus, und diese Erlaubniß kann daher auch einem Nicht-Adeligen ertheilt werden. Da jedoch die Ehe mit einem Mädchen aus dem Bauern- oder gemeinen Bürgerstande nur den Adeligen verboten ist, und nur sie zu einer solchen Ehe Dispensation bedürfen, so läßt sich unter dem höheren Stande des Mannes, welcher das Gesuch um Gestattung einer Ehe zur linken Hand begründet, blos der ihm zukommende Adel verstehen, und ein solcher Fall ist eine Ausnahme von der Regel.

4) Zu den Rechten des Adels kann man auch die Befugniß rechnen, daß sie, anstatt wegen einer ihnen von Leuten geringeren Standes zugefügten Injurie, Klage anstellen zu müssen, sich gezwungen sehen, solche blos dem Richter anzuzeigen, und auf eine deßhalb von Amtswegen zu eröffnende Untersuchung anzutragen brauchen. Denn obgleich diese Befugniß auch nicht adeligen höheren Beamten zukömmt, so ist doch bei den Adeligen dieß ein blos aus ihrer Geburt und nicht aus ihrer Stellung entspringendes Recht.

5) Die Adeligen haben mit den höheren Staatsbeamten es gemein, daß sie bei Reisen, als Zeugen oder Sachverständige $1^3/_4$ Rthlr. Reisekosten für die Meile, und $^2/_3$ bis 2 Rthlr. tägliche Diäten fordern können. Es kommen ihnen aber diese Reisekosten schon wegen ihres Adels, und also auch dann zu, wenn sie gleich vermöge ihrer Lebens- und Geschäftsverhältnisse darauf keinen Anspruch machen können.

6) Ein Unterschied zwischen Adeligen und Nichtadeligen findet in sofern auch Statt, daß, wenn nicht das Gegentheil ausdrücklich bestimmt ist, bei einer Stiftung zum Flor einer adeligen Familie, die Vermuthung, es hätten blos die männlichen Mitglieder dieser Familie Anspruch darauf, gilt, wogegen bei einer Stiftung Unadelicher, auch die weiblichen Mitglieder dieser Familie daran Theil nehmen.

7) Endlich, wo die Gerade gilt, erhält die Witwe eines Adeligen als Geradestücke die Kutsche nebst Pferden und Geschirr, deren die Eheleute zu ihrem persönlichen Gebrauch sich bedient haben. Diese letztere Bestimmung schreibt sich aus dem alten deutschen Rechte her, wornach der adeligen Witwe die Morgengabe, zu welcher man die gedachten Stücke rechnete, aus dem Nachlasse des Mannes gebührte.

Was nun die Beschränkung und Entbindung von früheren dem Adel gebotenen Verpflichtungen anbelangt, so bestehen diese in Folgendem:

1) Ein k. Edikt vom 9. Oktober 1807 hebt das bisherige ausschließliche Recht des Adels, adelige Güter zu besitzen und zu Familien-Fideikommissen zu machen, auf. Auch hat der nichtadelige

Besitzer eines solchen Gutes alle damit verbundenen Rechte, selbst das Wahlrecht der Abgeordneten zu den Landtagen auszuüben, und kann zu einem solchen Abgeordneten erwählt werden.

2) Das Reglement vom 6. August 1808 setzt fest, daß die Adeligen nicht mehr wie bisher das ausschließliche Recht haben, die Offizierstellen bei den Linien-Regimentern einzunehmen.

3) Es können auch zufolge jenes Ediktes vom 9. Oktober 1807 Adelige gegenwärtig, unbeschadet des Adels, jede Art bürgerlicher Nahrung, ein Handwerk oder den Kleinhandel treiben.

4) Sie bedürfen nach der Verordnung vom 14. Febr. 1808, zur Erwerbung bäuerlicher Grundstücke die Erlaubniß der Regierung der Provinz nur dann, wenn sie dieselben mit ihrem adeligen Gute vereinigen wollen. — Dagegen ist noch immer einem Manne vom Adel, ein Mädchen aus dem Bauern- oder gemeinen Bürgerstande zu ehelichen nicht gestattet, wenn sie nicht mit Bewilligung dreier ihrer nächsten Anverwandten gleiches Namens, vom Obergerichte der Provinz, oder, in deren Ermangelung, unmittelbar vom Könige ertheilte Dispensation zur Vollziehung einer solchen Ehe erlangt haben. Vielmehr ist eine solche Ehe ohne die gedachte Dispensation nichtig; aus ihr entstehen daher keine Rechte und Pflichten, und sie darf nicht geduldet, sondern muß in Folge eines Rescripts vom 27. Oktober 1810, vom Richter, auf Antrag eines fiskalischen, hiezu bestellten Anwaldes, getrennt werden. — Was unter dem gemeinen Bürgerstande verstanden wird, mögen die Gerichte entscheiden.

Wenn zur Erlangung eines Ordens, zum Eintritt in ein Stift und zur Erbfolge in ein Familien-Fideikommiß, nach den Statuten eine gewisse Zahl von Ahnen erfordert wird, so gelten nur diejenigen, welche diese bestimmte Zahl aufweisen können, hierzu für fähig, und insofern in den gedachten Statuten zwar keine bestimmte Zahl der Ahnen angegeben, wohl aber die Vollbürtigkeit, Ritterbürtigkeit oder alter Adel vorgeschrieben ist, müssen wenigstens vier Ahnen nachgewiesen werden, zufolge einer k. Kabinetsordre vom 14. Sept. 1830. Nie aber kommen in beiden Fällen die Jemanden in Adelsbriefen beigelegten vier Ahnen in Betracht. Die Berechnung der Zahl der Ahnen besteht bekanntlich darin, daß derjenige, dessen beide Eltern adelig gewesen sind, zwei Ahnen, bei adeligen Großeltern vier Ahnen u. s. w. nach arithmetischer Progression 16, 32 und mehr Ahnen hat; jedoch wird der zuerst geadelte Vorfahr und dessen bei Erlangung des Adels schon vorhandene Nachkommenschaft bei Zählung der Ahnen nicht mitgerechnet, und geht aus der Zahl der Ahnen für die Kinder, welche ein Adeliger mit einer Nichtadeligen oder weniger Ahnen habenden Frau erzeugt, verloren, weil wie gedacht, die Ahnen auf beiden Seiten der Eltern gezählt werden.

Seit dem Regierungsantritt des jetzigen Königs Majestät, Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, 1840, hat der Adel in diesem Staate noch keine Beeinträchtigung erlitten; im Gegentheil sind ihm wieder die Vorrechte der Stiftungen von Majoraten und Fideikommissen unter gewissen Bedingungen gestattet, und die Erbland-Hofämter haben sich wieder gehoben.

Bei den Standeserhöhungen, welche der Monarch 1840 zu Königsberg und Berlin bei Gelegenheit der Huldigung vornahm, wurde bestimmt: daß die Erhebung in den Adelstand nur auf die männliche und weibliche Descendenz übergehen, in den weiteren Graden aber nur dann vererbt werden sollte, wenn die Kinder in dem rittermäßigen Grundbesitz des Vaters wirklich succedirten, bei Descendenz zweiten Grades aber mit dem Verlust des Grundeigenthums auch die Standeserhöhung wegfallen sollte. Bei den Grafen sollte diese Würde nur auf denjenigen der Descendenten übergehen, welcher in den alleinigen Besitz väterlichen Grundeigenthums gelangte. Bei den späteren Standeserhöhungen ist darüber nichts öffentlich bekannt geworden. — In Betreff der Lehen und Fideicommisse erließ, wie schon bemerkt, der Monarch eine Verordnung unterm 28. Juli 1842, wornach das Gesetz seines königl. Vaters vom 9. Oktober 1807 in Betreff der Vererbpachtung suspendirt, nicht ohne Zustimmung der Oberlehenseigenthümer und der Lehens- oder Fideicommißfolger zu gestatten sey. — Im Jahre 1844, zufolge einer k. Kabinetsordre vom 18. November, ist im Markgrafthum Ober-Lausitz, auf Ansuchen der Ritterschaft, das seit 1619 dem dort aufsäßigen Adel zugestandene Einstands- und Verkaufsrecht in Bezug auf die, an Communen bürgerlichen Standes verkauften Lehen oder Rittergüter aufgehoben worden.

Verschiedene Bevorzugungen und Gleichstellungen des Adels mit anderen Ständen:

1) Bevorzugungen. — Im Bereich des ehemaligen fränkischen, schwäbischen und Rheinkreises wird noch viel auf den alten, reichsritterschaftlichen, unmittelbaren, jetzt mediatisirten Adel gehalten; in den ehemaligen geistlichen Kurstaaten auch auf Stiftsadel, nämlich von solchen Domstiften, die sechzehn bis zwei und dreißig Ahnen zur Bedingung einer Aufnahme erfordern, mithin auch in Westphalen. In Sachsen, Brandenburg, Pommern, Mecklemburg, Braunschweig und Hannover wird auf alten, oder sogenannten Uradel gehalten. In Oesterreich, und in Folge dessen auch in Schlesien, eben so in Baiern dagegen viel auf den Freiherrnstand, dessen sich die meisten Familien aus dem eilften und vierzehnten Jahrhundert in dem ersteren und letzteren Staate erfreuen.

2) Prädikate. — Es ist hier die Rede von denjenigen,

Besitzer eines solchen Gutes alle damit verbundenen Rechte, selbst das Wahlrecht der Abgeordneten zu den Landtagen auszuüben, und kann zu einem solchen Abgeordneten erwählt werden.

2) Das Reglement vom 6. August 1808 setzt fest, daß die Adeligen nicht mehr wie bisher das ausschließliche Recht haben, die Offizierstellen bei den Linien-Regimentern einzunehmen.

3) Es können auch zufolge jenes Ediktes vom 9. Oktober 1807 Adelige gegenwärtig, unbeschadet des Adels, jede Art bürgerlicher Nahrung, ein Handwerk oder den Kleinhandel treiben.

4) Sie bedürfen nach der Verordnung vom 14. Febr. 1808, zur Erwerbung bäuerlicher Grundstücke die Erlaubniß der Regierung der Provinz nur dann, wenn sie dieselben mit ihrem adeligen Gute vereinigen wollen. — Dagegen ist noch immer einem Manne vom Adel, ein Mädchen aus dem Bauern- oder gemeinen Bürgerstande zu ehelichen nicht gestattet, wenn sie nicht mit Bewilligung dreier ihrer nächsten Anverwandten gleiches Namens, vom Obergerichte der Provinz, oder, in deren Ermangelung, unmittelbar vom Könige ertheilte Dispensation zur Vollziehung einer solchen Ehe erlangt haben. Vielmehr ist eine solche Ehe ohne die gedachte Dispensation nichtig; aus ihr entstehen daher keine Rechte und Pflichten, und sie darf nicht geduldet, sondern muß in Folge eines Rescripts vom 27. Oktober 1810, vom Richter, auf Antrag eines fiskalischen, hiezu bestellten Anwaldes, getrennt werden. — Was unter dem gemeinen Bürgerstande verstanden wird, mögen die Gerichte entscheiden.

Wenn zur Erlangung eines Ordens, zum Eintritt in ein Stift und zur Erbfolge in ein Familien-Fideikommiß, nach den Statuten eine gewisse Zahl von Ahnen erfordert wird, so gelten nur diejenigen, welche diese bestimmte Zahl aufweisen können, hierzu für fähig, und insofern in den gedachten Statuten zwar keine bestimmte Zahl der Ahnen angegeben, wohl aber die Vollbürtigkeit, Ritterbürtigkeit oder alter Adel vorgeschrieben ist, müssen wenigstens vier Ahnen nachgewiesen werden, zufolge einer k. Kabinetsordre vom 14. Sept. 1830. Nie aber kommen in beiden Fällen die Jemanden in Adelsbriefen beigelegten vier Ahnen in Betracht. Die Berechnung der Zahl der Ahnen besteht bekanntlich darin, daß derjenige, dessen beide Eltern adelig gewesen sind, zwei Ahnen, bei adeligen Großeltern vier Ahnen u. s. w. nach arithmetischer Progression 16, 32 und mehr Ahnen hat; jedoch wird der zuerst geadelte Vorfahr und dessen bei Erlangung des Adels schon vorhandene Nachkommenschaft bei Zählung der Ahnen nicht mitgerechnet, und geht aus der Zahl der Ahnen für die Kinder, welche ein Adeliger mit einer Nichtadeligen oder weniger Ahnen habenden Frau erzeugt, verloren, weil wie gedacht, die Ahnen auf beiden Seiten der Eltern gezählt werden.

Seit dem Regierungsantritt des jetzigen Königs Majestät, Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, 1840, hat der Adel in diesem Staate noch keine Beeinträchtigung erlitten; im Gegentheil sind ihm wieder die Vorrechte der Stiftungen von Majoraten und Fideikommissen unter gewissen Bedingungen gestattet, und die Erbland-Hofämter haben sich wieder gehoben.

Bei den Standeserhöhungen, welche der Monarch 1840 zu Königsberg und Berlin bei Gelegenheit der Huldigung vornahm, wurde bestimmt: daß die Erhebung in den Adelstand nur auf die männliche und weibliche Descendenz übergehen, in den weiteren Graden aber nur dann vererbt werden sollte, wenn die Kinder in dem rittermäßigen Grundbesitz des Vaters wirklich succedirten, bei Descendenz zweiten Grades aber mit dem Verlust des Grundeigenthums auch die Standeserhöhung wegfallen sollte. Bei den Grafen sollte diese Würde nur auf denjenigen der Descendenten übergehen, welcher in den alleinigen Besitz väterlichen Grundeigenthums gelangte. Bei den späteren Standeserhöhungen ist darüber nichts öffentlich bekannt geworden. — In Betreff der Lehen und Fideicommisse erließ, wie schon bemerkt, der Monarch eine Verordnung unterm 28. Juli 1842, wornach das Gesetz seines königl. Vaters vom 9. Oktober 1807 in Betreff der Vererbpachtung suspendirt, nicht ohne Zustimmung der Oberlehenseigenthümer und der Lehens- oder Fideicommißfolger zu gestatten sey. — Im Jahre 1844, zufolge einer k. Kabinetsordre vom 18. November, ist im Markgrafthum Ober-Lausitz, auf Ansuchen der Ritterschaft, das seit 1619 dem dort ansäßigen Adel zugestandene Einstands- und Verkaufsrecht in Bezug auf die, an Communen bürgerlichen Standes verkauften Lehen oder Rittergüter aufgehoben worden.

Verschiedene Bevorzugungen und Gleichstellungen des Adels mit anderen Ständen:

1) Bevorzugungen. — Im Bereich des ehemaligen fränkischen, schwäbischen und Rheinkreises wird noch viel auf den alten, reichsritterschaftlichen, unmittelbaren, jetzt mediatisirten Adel gehalten; in den ehemaligen geistlichen Kurstaaten auch auf Stiftsadel, nämlich von solchen Domstiften, die sechzehn bis zwei und dreißig Ahnen zur Bedingung einer Aufnahme erfordern, mithin auch in Westphalen. In Sachsen, Brandenburg, Pommern, Mecklemburg, Braunschweig und Hannover wird auf alten, oder sogenannten Uradel gehalten. In Oesterreich, und in Folge dessen auch in Schlesien, eben so in Baiern dagegen viel auf den Freiherrnstand, dessen sich die meisten Familien aus dem eilften und vierzehnten Jahrhundert in dem ersteren und letzteren Staate erfreuen.

2) Prädikate. — Es ist hier die Rede von denjenigen,

welche von den höheren Ständen auf die niederen sich übertragen haben. Das Prädikat »Hochgeboren« ist von den Fürsten auf alle Grafen übergegangen, mit Ausnahme einiger mediatisirter Herren oder Senioren alter reichsständischer Geschlechter, welchen als Bevorzugung »Erlaucht« zukommt. Das Prädikat »Hochwohlgeboren« legten später die Kaiser den Freiherren bei, wogegen dem übrigen Adel nur »Wohlgeboren« zukam; worauf noch im südlichen Deutschland, namentlich in Oesterreich, strenge gehalten wird. Auch in Preußen war dieß noch im siebzehnten Jahrhundert der Fall, aber nicht mehr im achtzehnten, wo unter König Friedrich I. schon in der Kurmark im J. 1724 (vergl. von Grundling) 27 Barone vorkommen. Jedoch waren noch in manchen Kreisen der Mark von dem landsäßigen Adel keine Freiherren; so in der Priegnitz, der Uckermark und noch sechs Kreisen; dann in zweien nur je ein, in der Uckermark und fünf anderen Kreisen deren je zwei, in dem Barnimer Kreise, wo die Residenz Berlin, dagegen sieben; diesen Baronen glaubte der übrige Adel nicht nachstehen zu dürfen, und legte sich ebenfalls das Prädikat »Hochwohlgeboren« bei. Seit König Friedrich II. kam überall in dessen Staaten das Prädikat »Wohlgeboren« schon dem höheren Bürgerstande zu; eine Ausnahme machten hier die bürgerlichen Stabsoffiziere und Chef-Präsidenten der Landes-Collegien, welche mit den Vorrechten des Personenadels, das Prädikat »Hochwohlgeboren« führten. Jetzt, und schon unter König Friedrich Wilhelm III., legt man dieses in den preußischen Landen allen Räthen der Landes-Collegien und diesen gleichgestellten Personen bei, inbegriffen die Ober-Bürgermeister der Hauptstädte, ohne daß sich hierüber ein Gesetz findet. — In Oesterreich legen sich zwar, wenn gleich nur in der Rede, meist alle Personen vom Bürgerstande, wohl um die langen deutschen Titulaturen zu vermeiden, auch das Wort »von« bei. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Worte »Fräulein«, welches, in der Vorzeit nur den Prinzessinnen gegeben, in dem Bürgerstande von Oesterreich nach Preußen und Sachsen übergegangen ist, und als eine deutsche Benennung vor der französischen jedenfalls den Vorzug verdient. Es gilt hier überall das alte Sprichwort: »Ländlich, sittlich!«

Sind auch die Vorrechte des Adels, wo sie noch Statt finden, einer Vergänglichkeit ausgesetzt, nämlich mehr in constitutionellen Staaten als in Monarchien, wird doch Niemand die geschichtliche Bedeutung dieses Standes in Abrede stellen können.

Den Schluß des Werkes bildet ein Namens-Verzeichniß der deutschen gräflichen Häuser neuester Zeit bis zum Jahre 1840.

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. CXIII.

I.

Ueber die Meraner Münze und die Uebereinstimmung ihres ältesten Typus mit den Aquilini grossi oder Adlergroschen einiger Städte Oberitaliens.

Von Joseph Bergmann.

Numi in rebus longa seculorum serie discitis idem sunt ac in tenebris funalia.

Im Umfange der heutigen gefürsteten Grafschaft Tirol, die nach und nach aus verschiedenen Volkselementen und Bestandtheilen zu einem wohlgeschlossenen kernfesten Ganzen zusammengewachsen ist, gab es im Mittelalter vier mächtige inwohnende Gebieter, die erweislich münzberechtigt waren, nämlich die zwei geistlichen Fürsten zu Trient und Brixen und die zwei weltlichen Grafen von Tirol zu Meran und von Görz zu Lienz.

I. Ueber das Gebiet von Trient, welches vordem ein longobardisches Herzogthum bildete, verlieh K. Konrad II. voll Staatsklugheit, um die so wichtigen Engpässe nach Italien von dieser Seite offen zu haben, ddo. Brescia 31. Mai 1027 dem Bischofe Ulrich II. (1022—1055) und seinen Nachfolgern die weltliche Herrschaft mit der Fürstenwürde und einverleibte ihn als Lehensmann des deutschen Königs dem deutschen Reichskörper. Sicherlich frühe, wenn auch nicht genau bestimmbar wann, hatten die Bischöfe daselbst das Münzrecht, indem Kaiser Friedrich I. am 9. Februar 1182 dem Fürstbischofe Salomon das Jus regulandi monetam gab, was ein früheres Münzen voraussetzt. Wahrscheinlich dürfte Trient durch denselben K. Konrad II., gleichzeitig mit dem Patriarchen von Aquileja (13. September 1028), den Bischöfen von Mantua, Reggio, Parma und Triest, die Münzgerechtigkeit erhalten haben. Jedoch sind Tridentiner Münzen aus dieser Epoche mir unbekannt. Die ältesten bekannten Münzen dieses Hochstiftes sind die von dem glänzend hervorragenden Bischofe Friedrich aus dem uredeln und mächtigen Geschlechte der von Wanga oder Wangen im Sarnthale, welcher auf seiner Rückkehr vom heiligen Grabe in Ptolomais am 6. November 1218 starb. Er gab 1208 eine Bergwerksordnung, nach Joseph's von Sperges tirolischer Bergwerks-Geschichte die älteste in Deutschland, die er im J. 1213 erläuterte und vermehrte. Dessen wohlbekannte Denare gehören zu den besten Münzen jener Zeit. Trientisch Schrot und Korn wurden von den Nachbarn für gut und voll bewährt gehalten, und das Meraner Münz-Reglement vom Jahre 1314 ist noch auf Trienter Schrot und Korn basirt (vergl. v. Sperges, S. 56). Am Ende des XIV. und im Anfange des folgenden Jahrhunderts kommt keine sichere Spur der Trienter Münzstätte vor; im Gegentheile erscheinen in Tridentinischen Urkunden dieser Zeit meistens Veroneser und Meraner Münzen. Die Thaler und Münzen des großen Kirchenfürsten Bernhard

von Cles († 1539) sind in Salzburg, der reichen Münzstätte seines Freundes des Kardinal-Erzbischofes Matthäus Lang, gearbeitet und geschlagen, was der erste Anblick beiderlei Stücke bestätigt. Dem gelehrten Benedict Grafen von Giovanelli, Podestà zu Trient, verdanken wir eine gediegene Abhandlung über die alte Trienter Münze unter dem Titel: Intorno all' antica zecca Trentina. Trent. 1812 in 8°.

II. Das Hochstift Brixen, welches ein nicht so zusammenhängendes Gebiet wie Trient besaß, soll schon im zehnten (?) Jahrhunderte den Rang eines Reichsfürsten erhalten haben. Demselben gehörte ein Hof bei Villach in Kärnthen durch die Gnade des Kaisers Otto II. ddo. Saalfelden 15. October 979, die Herrschaft Veldes im Gaue Creina (in Oberkrain), welche der Bischof Albuin von des frommen Kaisers Heinrich II. Eigen ddo. Trient 10. April 1004 bekommen hatte. Dessen Nachfolger Herwart ward mit der Schirmvogtei über das Kloster Disëntis in Graubünden begabt. Der gottselige Hartwig († 1039), ein geborner Graf von Lurn (vergl. Anm. S. 4, [1]), der seine reichen Erbgüter seiner Kirche als Opfer darbrachte, erhielt vom K. Konrad II. die große Grafschaft zum Geschenke, welche bis dahin Welf besaß und die von der Nordgrenze des Trienter Bisthums bis weit in's Innthal sich erstreckte. Aehnliche Freigebigkeit bewies Kaiser Heinrich III. gegen den von ihm zu diesem Kirchensitze beförderten Poppo aus Baiern, der als Papst Damasus II. am 8. August 1048 starb. Dessen Landsmann Altwin (von 1049—1091), dem K. Heinrich III. und seinem schwergeprüften Sohne K. Heinrich IV. unverbrüchlich treu, erhielt von ihnen, besonders dem letztern, nebst der Bestätigung früherer Schenkungen große Wohlthaten, unter andern im J. 1056 ein großes Landgut, Odelisnitz in der Steiermark, im J. 1063 die Schirmvogtei über das Augustiner Chorherrenstift Polling in Oberbaiern, 1073 Jagdrechte zwischen den Flüssen Gutbach, Feistritz und der Sau in Oberkrain, im J. 1077 ein Landgut zu Schlanders im Vinschgau, im J. 1078 einige Bauerngüter im Passeir, endlich ddo. Verona 4. September 1091 eine Grafschaft im Pusterthale, deren Sitz auf St. Michaelsburg war. Nur 141 Jahre behielt Brixen diese Herrschaft; denn schon 1232 belehnte Bischof Heinrich III. von Taufers den Herzog Otto von Meran mit St. Michaelsburg, jener Grafschaft im Pusterthale und Matrei.

Kaiser Friedrich I. verlieh ddo. Augsburg 16 September 1179 dem Bischofe Heinrich II. das Zoll-, Mauth-, Markt- und Münzrecht mit den Worten: — — contulimus jus et usum et potestatem constituendae monetae, sive voluerit in Civitate sive extra ipsam, ubi prudentium suorum consilio magis opportunum videbitur ad profectum et bonum usum civitatis et adjacentis provinciae et ipsius Episcopi et suorum successorum utilitatem. S. die Urkunde in des Freiherrn von Hormayr Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol. Tübingen 1808 Bd. I., Abth. 2, S. 87.

Das Hochstift ließ auch mit Bernhard († 1256), Herzoge von Kärnthen, wahrscheinlich für das Bedürfniß seiner Besitzungen in Kärnthen und Krain, in einer der herzoglichen Münzstätten zu St. Veit, Völkermarkt oder Laibach gemeinsam münzen, was ich daraus folgere, daß auf drei Münzchen des k. k. Kabinets auf der Vorderseite der geharnischte Herzog mit dem Scepter oder Stabe in Kreuzesform in der Rechten und mit der Fahne in der Linken sammt dessen Namen erscheint, und die Kehrseite das Lamm des Hochstiftes Brixen zeigt *). Wir

*) S. Meine Untersuchungen über das älteste Münzrecht zu Lieding

kennen aber auch eigene Münzen dieses Hochstiftes, Halbbracteaten sowohl als Bracteaten, von denen jene bekanntlich um die Mitte des XI. Jahrhunderts ihren Anfang nahmen und nur bis gegen Ende des XII. gebraucht wurden und von da an diese, die eigentlichen Bracteaten vorkommen. Die Bracteaten von Brixen, welche das kreuztragende Lamm führen, sind die südlichsten Deutschlands in dieser Richtung, da meines Wissens in den alten Münzstätten Kärnthens und Krains keine Bracteaten geschlagen wurden. Die Bracteaten des Königs Ottokar mit dem österreichischen Bindenschildchen dürften wohl einer Münzstätte Böhmens, als der Wiege dieser Münzsorten näher gelegen, zuzuweisen seyn *). — Hier für jetzt genug! Ein anderes Mal mehr von der Moneta Episcopatus Brixinensis.

Anmerkung. Das Erzstift Salzburg, seit 798 münzberechtigt, besaß durch eine Schenkung des Königs Arnulph vom J. 889 und spätere Verträge das Zillerthal, und erwarb im Anfange des XIII. Jahrhunderts von den Grafen von Lechsgemünde und Matrei die Herrschaft Windischmatrei, wovon diese seit dem 7. Juni 1810 (wie Lienz und Sillian) eine Mairie der französisch-illyrischen Provinzen bildete und endlich am 23. Juli 1814 — und jenes am 1. Mai 1816 mit Tirol vereinigt wurde. Die Erzbischöfe residirten in Salzburg, wo sie wie in ihrer berühmten Münzstätte zu Friesach in Kärnthen ihr Geld schlagen ließen.

Das Hochstift Chur, durch eine Urkunde vom Kaiser Otto I., dd. Fritzlar 16. Jänner 959 münzberechtigt, hatte im Vinschgau das Schloß Fürstenburg, das der Bischof Konrad III. mit Genehmigung des tirolischen Grafen Meinhard II. im J. 1274 erbaute, in welchem ein Hauptmann die Verwaltung der bischöflichen Güter und Gefälle in Naudersberg, Glurns und Mals besorgte und die Rechtshändel der Gotteshausleute schlichtete, bis die Secularisation am 25. Februar 1803 auch diese Herrschaft Tirol einverleibte. Hier starb am 25. August 1541 der vielgeprüfte Bischof Paul Ziegler von Ziegelberg, Sohn des Nördlinger Münzwardeins Friedrich Ziegler, und Bruder des kaiserlichen Rathes und Vicekanzlers Nikolaus Ziegler von Ziegelberg und Herrn zu Barr. Die Fürstbischöfe münzten in Chur.

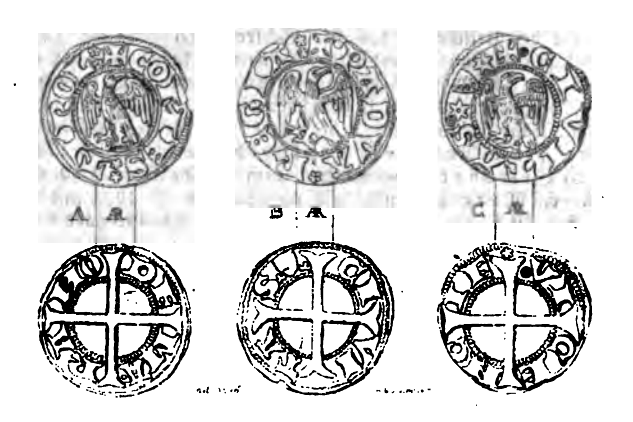
Das Hochstift Augsburg, das seine erste Münze vom h. Ulrich († 973) vorweisen kann, erstreckte seine geistliche Jurisdiction in's Lechthal herein, bis diese am 27. Jänner 1816 dem Kirchenhirten zu Brixen zugetheilt wurde. Der Reichsstadt Augsburg verlieh erst K. Karl V. dd. Worms am 21. Mai 1521 das Recht goldene und silberne Münzen zu schlagen. Ohne Zweifel waren Salzburger, Churer, Augsburger und Aquilejer Münzen, wie auch von den umwohnenden weltlichen Fürsten in den betreffenden Theilen des heutigen Tirols im Umlauf.

(im J. 976) und Friesach (1015) ꝛc. im CI. Bde. dieser Jahrbücher, woselbst ich S. 16 des Anzeigeblattes in Kärnthen und Krain acht Münzstätten im Mittelalter nachwies.

*) Im Südwesten zogen sich die Bracteaten und Hohlpfennige weiter hinaus Wir können eine Bracteatenlinie aus Alemannien durch die heutige Schweiz über St. Gallen, Schaffhausen, Rheinau, Zoffingen, Basel, dann Zürich, Solothurn. Bern, Freiburg bis nach Genf als äußerster Spitze nach Burgundien hin verfolgen, wie ein Stückchen unverkennbar mit dem halben Adler und dem Schlüssel von Genf belegt, das ich aus der Baron von Bretfeld'schen Münzensammlung für das k. k. Kabinet erstand.

✱ COMES : TIROL (is) : Im Felde ein einfacher Adler mit ausgespreiteten Flügeln, der den Kopf nach der linken Seite [1]) kehrt. Rev. Zwischen einem bis zum Rande der Münze auslaufenden, vierschenkeligen Kreuze: DE — MA — RA — NO [2]).

Größe: 9 Wiener Linien; Gewicht: 21 Gran in Silber; andere Stücke desselben Typus im k. k. Kabinete wägen 20, dann von schlechterer Erhaltung 17 und gar 14 Gran. Abgebildet auf dieser Tafel:



A.

Diese Münze besagt nur, daß sie von einem Grafen von Tirol und zu Meran geschlagen ist. Daß sie auch vor der Theilung im Jahre 1271 geschlagen wurde, werden wir später darthun. Nach der Ansicht des Herrn Grafen von Giovanelli [3]), dem das erste Verdienst dieser Untersuchung gebührt, gehört diese Münze ohne Vornamen dem Grafen Albert III., und zwar, weil er der Einzige ist, der mit dem Titel eines Herzogs von Meran auch jenen eines Grafen von Tirol in sich vereinte. Zugegeben daß diese Münze vom Grafen Albert sei, so ist der angegebene Grund unhaltbar, weil derselbe, wenn er auch die meranisch-andechsischen Dynastien im Inn- und Wippthale erbte, nie den Titel eines Herzogs von Meran, der mit Otto II. erlosch, führte, und schon von seinen Ahnen her Graf zu Tirol und Herr der nunmehrigen Münzstätte Meran war. Leider findet sich keine Urkunde, ob und wann diese Grafen das Münzrecht erhalten haben; das Bergwerksregale ward ihnen schon im J. 1189 vom K. Friedrich verliehen.

---

1) Wir bestimmen rechts und links von dem Objekte aus, nicht vom Beschauer.

2) Graf von Giovanelli besitzt einige Exemplare mit ME — RA — NO.

3) S. 114 der oben erwähnten Schrift über die Zecca Trentina in der ausführlichen Note 24 von S. 101 — 110, wo von tirolischen Münzen die Rede ist; dann Zeitschrift des Ferdinandeums 1840, S. 163.

Dürfte nicht vielmehr der vordem als Graf von Görz schon münzberechtigte Meinhard I. von diesem Rechte nun auch in seiner erheiratheten Grafschaft Tirol Gebrauch gemacht haben, daher nirgends eine Spur von einer dießfälligen so wichtigen Urkunde?? Er setzte nach den neuen italienischen Mustern den Namen der Münzstätte auf die Kehrseite. In dessen Sterbejahre 1258 geschieht des Vinschgauer Münzschrotes, somit der Vinschgauer oder der Münze von Meran, welches von Alters her der Hauptort dieses Gaues war, bestimmte Erwähnung [1]). Sei dem nun wie es wolle, diese Münze ist Geld von Meran, aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts, zu welcher Zeit diese Stadt und noch mehr Botzen durch den Handel zwischen Deutschland und Italien aufblühte und für den lebhaften Verkehr Geld brauchte. Dieser Zwischenhandel war die erste Quelle für den Nationalreichthum des Landes, wie auch geistiger Kultur, die zweite spätere der reichlich lohnende Bergbau. Der Schwestertypus der Meraner Münze A. ist unbestreitbar mit dem der Münzen einiger Städte Oberitaliens, z. B. Padua's und Vicenza's einerlei, wie die beiden Abbildungen mit B und C auf's Deutlichste zeigen:

B.

✠ PADVA ✠ REGIA: Der einfache Adler mit linksgekehrtem Kopfe. Rev. Zwischen einem vierschenkeligen Kreuze CI—VI—TA—S mit einem undeutlichen Wapenschildchen.

Größe: 9 Linien; Gewicht: 19 Gran in Silber. Vergl. Zanetti nuova raccolta delle monete e zecche d'Italia. Bologna, 1778, Tom. III, Tav. 6 — 10, pag. 383, aus der zweiten Epoche der paduanischen Münze.

C.

✠ o CIVITAS o. Der einfache Adler mit linksgekehrtem Kopfe. Rev. Zwischen einem vierschenkeligen Kreuze o VI — CE — NC — IE.

Größe: 9 Linien; Gewicht: 19 Gran in Silber. Vergl. Zanetti Tom. II. 161 et Tom. III. 374.

Auch von Mantua theilt Zanetti Bd. III., Tab. 17, Nro. 10, ein Stück mit, das auf der einen Seite ganz denselben Adler mit der Umschrift ✠ VIRGILIVS führt und auf der andern Seite das nämliche Kreuz mit DE — MA — NT — VA. Der Mantuanische Geschichtschreiber Mario Equicola läßt Münzen dieses Typus um das Jahr 1257 in Brescia cursiren, also müssen sie wohl schon früher geschlagen seyn [2]). Diese Münzen sind in Wahrheit wegen des einfachen Reichsadlers Adlergroschen, und die Italiener nennen sie mit vollem Rechte wegen ihrer Vorstellung und Dicke Aquilini grossi. Der Typus dieser italienischen Städtemünzen, nämlich der einfache Adler mit links- auch rechtsgekehrtem Kopfe einerseits, und das vierschenkelige Kreuz mit dem nackten Namen der Stadt, ohne Namen des Kaisers, andererseits ist mir von Bedeutung. Der Anfang dieser Münze fällt in die Zeit, in welcher Italien keinen Oberherrn hatte, in die kaiserlose

1) Vergl. Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol, 1806, Bd. I. S. 113.

2) L'epoca del 1257 è probabilmente quella di aver i Mantovani in quell' anno incominciato a batter Moneta di argento, o almeno d'essersi in detto tempo battuto il Grosso con la Croce, e l'Aquila, giacchè in detto anno si ammettono in corso in Brescia i nuovi Grossi e piccoli Mantovani. Zanetti delle monete d' Italia. Bologna 1783, III. p. 246, not. 238, cf. pag. 253.

Zeit nach dem Tode des am 13. December 1250 dahingeschiedenen Kaisers Friedrich II. Diese Städte münzten gleichsam autonom, daher der bloße Ausdruck CIVITAS, die Commune; sie konnten keinen Kaiser auf ihre Münze setzen, weil sie keinen hatten. Der schöne Adler auf der Kehrseite hat sein Muster in den für jene Zeit ausgezeichnet schönen goldenen Augustales (1½ Dukaten schwer) dieses Kaisers, in denen der Künstler sich antike Münzen zum Vorbilde genommen hatte. Fünf solcher Augustalen im k. k. Münz-Kabinete haben den gleichen Adler mit links gedrehtem Kopfe, und nur ein Stück hat denselben rechts gekehrt. Dieser Adler mit rechtshin gekehrtem Kopfe findet sich auch auf minder seltenen Münzen Meinhards mit der oben A angezeigten Umschrift: ✱ COMES o°o TIROL. Rev. ME — IN — AR — DVS geviertheilt zwischen jenem vierschenkeligen Kreuze, auf das ein kürzeres vierschenkeliges gelegt ist, so daß ein achtschenkeliges Kreuz gebildet wird. Diesen zweiten Typus mit rechts gekehrtem Adlerkopfe und achtschenkeligem Kreuze bieten gleichfalls mehrere italienische Münzen, z. B. vom Bischof Oddo von Acqui (1293—1342), von Manfred Markgrafen von Carretto, von der Stadt Yporegia, d. i. Ivrea in Piemont, welche der Herr Graf von Giovanelli aus einem 1838 zu Ossana auf dem Sulzberge (Val di Sol) gemachten Funde dem Schmelztiegel entrissen und mit seiner Gelehrsamkeit erläutert hat[1]). Da diese beiden Typen, deren erster schon im J. 1257 als cursirend nachgewiesen ist, gewiß bis um 1330 fortdauern, ungeachtet K. Heinrich VII.[2]) als Wiederhersteller kaiserlicher und königlicher Hoheit in Italien dem Münzunwesen zu steuern versuchte, so möchte ich dieselben den Typus des italienischen Interregnums nennen, der sich bis in die Zeit der Reichsvikarien unter Kaiser Ludwig IV. erstreckte. Die jüngsten dieser Adlergroschen dürften vielleicht die von Treviso und Verona seyn:

A. ✱ COMES GORIC ✱ ▽ Schildchen ohne Wapen; mit dem linksgekehrten Adler; Rev. TA — RV — IS — IV› durch das bekannte Kreuz geviertheilt. Von Heinrich II. Grafen von Görz, der als Reichsvikar von Treviso in dieser Stadt im J. 1319 feierlichen Einzug hielt und daselbst am 24. April 1323 starb. Abgebildet bei Zanetti, Bd. IV, Taf. 2, Nr. 22 und 23.

B. ✱ ⊙ ✱ ⊙ CIVITAS ⊙ ✱ ⊙ mit dem linksgekehrten Adler. Rev. Zwischen dem vierschenkeligen Kreuze ✱ VE — RO — NE — A

---

1) Abgebildet und erklärt in der Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol 1840, S 138—169.

2) K. Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg, am 6. Jänner 1311 zu Mailand mit der eisernen Krone geschmückt, befiehlt in seinem Edikte, dd. Tortona 17. Oktober 1311 (bei Argelati de Monetis Ital. II. 263), daß man in allen Münzstätten des Königreichs Italien eine neue durchaus gleichmäßige Münze in Gold und Silber mit seinem Namen forme und schlage — eine Anordnung, welche dem Verkehre Italiens sehr förderlich gewesen, wenn Heinrich, der schon am 24. August 1313 zu Buonconvento starb, bei seinem besten Willen Macht und Zeit gehabt hätte, das im Namen der übermüthig gewordenen Städte geschlagene Geld außer Umlauf zu bringen. S. besonders hierüber: Continuazione delle Memorie di Milano ne' secoli bassi dal Conte Giorgio Giulini. Milano, Tom. I. 3—7. In der Mustermünze zu Mailand wurden zwei Florentiner, Richard Hugeniti als Regolatore und Inspector, und Albizio Cavi als Münzmeister angestellt. Bei Giulini ist eine solche neue Münze mit dem neuen Typus abgebildet: Av. der sitzende h. Ambrosius; Rev die h. Märtyrer Gervasius und Protasius mit der zwischen beiden herablaufenden Inschrift oI₂oHRIC I-PAoTo d. i. Henricus Imperator.

(Seiter / als Wapen) M, i. e. Albertus et Mastinus; bei Zanetti IV. Taf. 5, Nro. 31 und 32; dann S. 322 f. — Albert II. und Mastino II. de la Scala folgten dem Reichsvikare Cangrande, ihrem am 22. Juli 1329 verstorbenen Oheime, in gleicher Eigenschaft zu Verona, und in diese Zeit fällt die Münze. Somit dauerte dieser Typus von ungefähr 1257 bis um 1330 durch mehr als siebenzig Jahre.

Diesem tirolischen Adlergroschen will der Herr Graf v. Giovanelli die Priorität vor den italienischen desselben Typus vindiciren [1]). Er stützt seine Ansicht hauptsächlich auf des Adlers Form, für die zur Zeit als diese Münze in Tirol geschlagen wurde, kein einheimisches Vorbild vorhanden war, wie auch darauf, daß die älteste ihm bekannte Erwähnung solcher Aquilinen im Statut von Brescia im J. 1282 geschehe. Die Widerlegung in Bezug auf die Form des Adlers, die auf den beiderlei Münzen mit Ausnahme des links oder rechtsgekehrten Kopfes dieselbe ist, findet sich in den vorgenannten Augustalen; und in Bezug auf das Alter schon in der Erwähnung von derlei mantuanischen Münzen im J. 1257. Der schöne Aquilinen-Typus ist von italienischer Künstlerhand geschaffen und an der Etsch bis Meran heraufgezogen. Dafür spricht der ganz verschiedene Typus gleichzeitiger Münzen Oberdeutschlands [2]). Zudem hatten florentinische Münzer, z. B. Bellioto de Rubafadi im J. 1272 die Meraner wie die Tridentiner Münzen, und Bengone im J. 1293 erstere gepachtet [3]), die der Sache gemäß und in eigenem Interesse den herkömmlichen Styl des Landes- und Münzherrn beibehielten.

Als die beiden Brüder Meinhard II. und Albert ihre väterlichen görzischen und die ererbten tirolisch-andechsischen Besitzungen am 4. März 1271 auf dem Schlosse Tirol theilten, erhielt jener die nun erweiterte Grafschaft Tirol, zu welcher er noch den S. 5 erwähnten Theil des Grafen Gebhard von Hirschberg im J. 1284 kaufte, dieser den Landstrich von der Haslacher nun Mühlbacher Klause, den ihnen am 12. Jänner 1269 Friedrich von Rodank oder Rodaneck übergeben hatte, dann das Pusterthal und die Stammgrafschaft Görz. Die Zölle, auch die Münze zu Meran — was ihr früheres Bestehen beurkundet — verbleiben beiden zu gleichen Theilen [4]); außerdem war die wechselseitige Beerbung ihrer Besitzungen auf den Fall ausbedungen, daß der eine oder andere ohne Leibeserben sterben sollte.

Um diese gegenseitige Gebundenheit im Besitze der Länder anzudeuten, bekam der tirolische Adler bei dieser Theilung ein die beiden Flügel durchlaufendes Band, das spätere Heraldiker wegen der Aehnlichkeit häufig einen Kleestängel nennen. Auffallend ist, daß man

---

1) In der mehr erwähnten Tiroler Zeitschrift, S. 168, f.

2) So waren nach dem Bologneser Typus geschlagen die Münzen von Modena, Lucca, Cortona, Arezzo, überhaupt die in den Münzstätten der Mark, Umbriens und in Rom selbst und hießen Bolognini; die Florentinischen Gigliaten wurden Muster für mehr als zwanzig Münzstatten des Abendlandes, von Calabrien und Aragonien bis Plotzk; der Venetianische Styl in Dalmatien, Servien rc.; die Tournoisen in Nordfrankreich, Henegau und Brabant, in den Städten Hagenbach in Rheinbaiern, Frankfurt, Deuz, Düren rc. rc.

3) Conte de' Giovanelli let. cit. pag. 8* e 46.

4) Saluis et exclusis theloneis universis, que intra comitatum et dominium tyrolense existere dinoscuntur, et moneta de Merano que inter ipsos dominos comites sunt equaliter diuidenda etc. S. die Urkunde im Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol. Innsbruck 1808. Bd. IV, 44.

von diesem Albert († 1304) nur Münzen von Luonze (Lienz) und keine von Meran oder von Tirol kennt, wohl aber habe ich in der Zeitschrift des tirolischen Ferdinandeums 1836 zu S. 119 ein bisher unbekanntes Stück abbilden lassen, welches auf der Vorderseite den Namen ✱ MEINHARDVS. C.omes trägt und im Felde innerhalb eines geringelten Dreiecks den einköpfigen tirolischen Adler mit rechtsgekehrtem Kopfe ohne jenes Band vorstellt, und auf der Rückseite in den Winkeln des langen vierschenkeligen Kreuzes zwei kreuzweise gestellte Sternchen und Halbmonde, mit der Umschrift: DE ✱ LV ✱ — ON ✱ — ✱ VE ✱ (sic statt LVONZE). Daraus folgere ich, daß diese Münze — wenn sie anders ächt ist — von Seite Meinhard's II. vor der Theilung zu Lienz geschlagen wurde; warum keine vom Bruder Albert zu Meran, da doch nach der Theilung von 1271 diese Münzstätte gemeinsam verblieb? Sollten alle solche Stücke verloren gegangen seyn? Der Typus des so eben beschriebenen Stückes entspricht nicht dem der italienischen, sondern vielmehr der görzischen und Aquilejer Münzen.

Auch König Rudolph vergönnt nach einer Vormerkung im Innsbrucker Archivs-Repertorium aus Rottenburg ad annum 1274 Meinharden Grafen zu Tirol und Görz an Meran[1]) zu münzen.

Mit Meinhard II. beginnt, wie Dr. Staffler in seinem vortrefflichen Buche über Tirol und Vorarlberg richtig bemerkt, die eigentliche Regierungsgeschichte der Grafen von Tirol. Er gab der Stadt Meran eine weise Stadtordnung[2]), und war der Erste, der die Rechte eines Landesfürsten in ihrem ganzen Umfange ausübte. An Verstand, Muth und Stärke stand er dem Könige Rudolph I. würdig zur Seite und war allen deutschen Dynasten seiner Zeit überlegen. Er beugte die Übermüthigen, zertrümmerte manche ihrer Burgen, zog ihre Habe ein, kaufte und ererbte Güter und Herrschaften, besonders die der mächtigen Grafen von Eppan. Durch seine Vermählung (6. Oktober 1259) mit Elisabeth, Witwe des römischen Königs Konrad IV. und Mutter des unglücklichen Konradin, erhielt er Imst, Petersberg, Passeir und anderes welfisches Gut zur Aussteuer. Seine persönliche Freundschaft mit dem K. Rudolph, der ihn für seine große Verdienste bei der Begründung seiner Hausmacht 1286 mit dem Herzogthume Kärnthen belehnte, gab ihm großes Ansehen und Gewicht. Dieser weise und kraftvolle Fürst starb am 31. Okt. 1295 zu Greifenburg in Oberkärnthen und ruht neben seiner Gemahlin († 10. Oktober 1273) im Cisterzienser Stifte Stams, das sie im mütterlichen Schmerze um ihren hoffnungsvollen Konradin mit ihrem Gemahle gründete. Sie hinterließen außer der Tochter Elisabeth, die sich im J. 1276 mit dem nachherigen Könige Albert I. vermählte und Ahnfrau des Hauses Habsburg wurde, drei Söhne: a) Ludwig † 23 September 1305; b) Otto, der sich in seinem und seiner Brüder Namen mit aller Sorgfalt den Regierungsgeschäften widmete, das salzreiche Hall im J. 1303 zur Stadt erhob und ihr die Salzkufe mit gelben Reifen

---

1) Zu jener Zeit schrieb man in Urkunden an Meran, an der Meran und die Güter am Küchelberge vom Kapuzinerthore hinaus hießen nach Beda Weber's Meran S. 5 »auf, an der Maran, Maraun, Meran« und die von der wilden Passer häufig überfluthete Gegend die Maran, Meran mit richtiger Erklärung. Zur selben Wurzel Mar (vergl. lo mar ais), d. i. Mur, Murre gehören die Ortsnamen Mareit, Maretsch ꝛc.; beim Dorfe Isera unweit Roveredo und am adriatischen Meere findet man noch den Namen Marano.

2) Den Inhalt dieser Stadtordnung, voll gesunden und praktischen Sinnes, s. in Beda Weber's Meran, S. 7—11.

im rothen Felde als Wapen gab, ihr aber dadurch die größte Wohlthat erwies, daß er im J. 1305 die Salzsiederei von Thauer dahin versetzte; er starb allzufrüh am 25. Mai 1310 — von ihm ist keine Münze bekannt; — endlich c) Heinrich, der beide überlebte.

Dieser wurde nach dem Erlöschen der Přzemisliden (4. August 1306) und nach dem Tode des Königs Rudolph, Herzogs von Oesterreich, der im Lager vor Horažďowič am 14. Juli 1307 starb, wegen seiner Gemahlin Anna zum Könige von Böhmen erwählt, mußte aber Land und Krone am Ende des J. 1310 seinem glücklicheren Gegner Johann von Luxemburg überlassen

So wie Herzog Otto die Verbesserung und Erweiterung der Salzerzeugung förderte, war Heinrich stets bedacht den guten Ruf der Münzstätte zu Meran zu erhalten. Als er den zwei Goldschmieden, Cunlin und Aechter genannt, die dortige Münz- und Wechselbank auf drei Jahre gegen 200 Mark Berner Pachtzins verlieh, machte er die ausdrückliche Bedingung, daß sie die Münze nach dem Korn wie Pagan von Bergamo, und drei Schillinge Berner [1]) aus einer Mark Silber schlagen. Ferner findet man Bürger aus München gegen einen Pachtzins von 300 Mark Berner. später den Petermann von Schenna im Besitze derselben. Dieser überließ sie im J. 1361 um 330 Mark Berner an den Wechsler Camigell von Florenz, welcher die Mark Silber im Gewichte von 17 Pfund zu 32 Vierern oder 64 kleinen Bernern ausprägte Jede Mark enthielt 14 Loth löthiges Silber und 2 Loth Kupfer. — Von ihm verwahrt das k. k. Kabinet ein einziges Stück: ✱ . . . RICVS Kreuz mit einem Röschen in jedem Winkel. Rev. CO . . . S ✱ TIROL. Der einfache Adler mit rechtsgekehrtem Kopfe. Größe: 6 Linien; Gewicht: 6 Gran in Silber. Ein größeres Stück veröffentlicht der Herr Graf v. Giovanelli, das er für ein Unicum und die Zierde seiner mittelalterlichen Münzsammlung hält. Es ist in der tirolischen Zeitschrift 1840 abgebildet. Av. ✱:VX ✱ HENRICVS. Im Felde ein großes H. arinthiae [2]). Rev. ✱ COMES — TIROL. Der rechtsgekehrte Adler. Diese Münze ist von schlechtem Silbergehalt, im Gewichte eines halben Grossus und am Rande sehr verdorben.

Heinrich starb am 2. April 1335 auf dem Schlosse Tirol und ruht in Stams. Kärnthen nahmen in Kraft des Vertrages von Enns am 9. Oktober 1336 die Herzoge von Oesterreich in Besitz, und Tirol erhielt seine einzige Tochter Margaretha, die Maultasche genannt, welche ihm seine zweite Gemahlin Adelheid von Braunschweig um 1316

---

1) Das Verhältniß und den Werth der Berner oder Veroneser Münze war der Rechtsgelehrte Simon Peter Bartolomei in der selten gewordenen »Dissertatio de Tridentina, Veronensium, Meranensiumque monetarum speciebus et valore.« Trident. 1749 in 4to mit vielem Fleiße und Scharfsinn auseinanderzusetzen bemüht Das Veroneser Pfund bestand aus 20 Solidis oder 240 Denariis. Die Berechnung nach Bernern erhielt sich durch Jahrhunderte in Tirol; ja ich finde sogar eine Stiftung für das Kaplanei-Beneficium zu Elbigenalp im untern Lechthale, das seinen Hauptverkehr flußabwärts hatte, mit 25 Pfund Berner neben 32 Gulden rheinisch am 21. September 1488, ferner im J. 1506 in der Berechnung der Einkünfte von 16 Mark Berner für Nesselwängle unweit Reute. S. Jos. Sebastian Kögl's kurze Geschichte der Entstehung des Dekanates Breitenwang. Füssen 1834, S. 31 und 65.

2) Nach der Zeichnung und nicht H, wofür es der Herr Graf in seiner Erklärung, S. 166 hält. Sollte H. Henricus bedeuten, das schon in der Umschrift zu lesen ist?

geboren hatte [1]). Zuerst vermählte sie sich mit des K. Johann von Böhmen neunjährigem Knaben, Markgrafen von Mähren (am 22. Februar 1322 zu Melnik geboren), welcher am 2. November 1341 unliebsam verstoßen über Trient, Friaul durch Ungarn nach Böhmen entweichen mußte. Nachdem der Kaiser Ludwig IV. diese Ehe gänzlich gelöst hatte, vermählte sie sich am 18. Feb. 1342 auf dem Schlosse Tirol mit dessen kurz vorher zum Witwer gewordenen Sohne Ludwig, Markgrafen von Brandenburg. In diesem Jahre noch ward er mit dem Herzogthume Kärnthen und der Grafschaft Tirol feierlich belehnt und führte nun in Urkunden von beiden Ländern den Titel. Eine Goldmünze, drei Dukaten schwer, auf der Vorderseite mit den Bildnissen Ludwigs und Margarethens, auf der Kehrseite mit dem Wapen der Stadt Meran, die ein Freiherr von Ulm in Obermais gefunden, soll nach Prof. Beda Weber's Angabe S. 17 diese denkwürdige Heirat verewigen! Das ist durchaus irrig, weil man aus jener Zeit noch gar keine solche Münze oder vielmehr Medaille kennt. Das Medailliren beginnt gerade um ein Jahrhundert später in Italien durch Vittore Pisano. Dieses Goldstück mit den Bildnissen Ludwigs und Margarethens getraue ich mir nicht einmal dem Dauphin und nachherigen K. Ludwig XI. von Frankreich und seiner ersten Gemahlin Margaretha von Schottland († 1445) zuzutheilen, weil ich in Französischen numismatischen Werken, z. B. in le Blanc hierüber nichts finde. Existirte je eine solche Medaille, so dürfte sie durch Margarethens jüngere Schwester Eleonora, die vom 8. September 1448 bis 20. November 1480 mit dem Erzherzoge Sigmund in Tirol vermählt war, oder deren Gefolge in diese Berge gebracht worden seyn! Wer besitzt dieses Stück, um dasselbe seiner Zeit und seinem Herrn zuzuweisen? Mir ist bisher gar keine Münze von der tirolischen Margareth bekannt geworden; desgleichen nicht von ihrem zweiten Gemahle als thätigem Regenten in Tirol, welchem er in den Jahren 1349 und 1352 die erste Landesordnung gab. Im J. 1352 verlieh er einer Gewerkschaft die Bergwerke im Gerichte Landeck, und 1356 dem Ritter Ulrich von Planta alle Gold-, Silber- und Eisenerze von Martinsbruck bis an Pontalt gegen den zehnten Theil von Gold und Silber, und eine jährliche Lieferung von 600 Nägeln zu dem Schlosse Tirol [2]). Unter neuen Planen, die innere Wohlfahrt seiner Länder zu verbessern, starb er unvermuthet den 18. September 1361 am Schlagflusse in Baiern, und ward im Frauenkloster Seligenthal bei Landshut beigesetzt.

Ihm folgte sein achtzehnjähriger Sohn Meinhard III., Markgraf zu Brandenburg, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Baiern und in Kärnthen, Graf zu Tirol und Görz, wie er sich in einer Urkunde dd. Wasserburg am 29. September 1361 nennt, in der er der Stadt Innsbruck ihre Privilegien bestätigt und die zugleich seine selbstständige Regierung bezeuget. Er empfing im Oktober auf einem Landtage zu Meran die Erbhuldigung, bei welcher Gelegenheit man die erschienenen Stände in ein Verzeichniß faßte, welches die Grundlage der tirolischen Landesmatrikel wurde. Der junge harmlose Fürst, der noch nicht die dem Herrscher nothwendige Festigkeit und Energie des Charakters zu ent-

---

1) Viele ältere und neuere Genealogen halten Margaretha für die Tochter der böhmischen Anna, die am 3. September 1313 zu Laibach kinderlos gestorben war. Sagt doch K. Karl IV. an einer Stelle, wo er von Anna redet: quae mortua est in posterum sine prole.

2) National-Kalender für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1823, S. 75.

wickeln vermochte, gab sich leichtsinnig eigennützigen Günstlingen hin, die sein Vertrauen mißbrauchten. Da seine Verwandten ihn von seiner Umgebung zu trennen und ihn zur Beschränkung seines unbesonnenen Vertrauens zu bestimmen versuchten, flüchtete er, zugleich von seinem Oheim Stephan, Herzoge von Niederbaiern, aus seinem Oberbaiern verdrängt, im Oktober 1362 nach Meran, wo er noch am 6. Jänner 1363 eine Urkunde ausstellte und angeblich an einem allzu kühlen Trunke, als der letzte dieser Linie am 13. starb und zu Meran ruht. Seine kinderlose Witwe, die siebenzehnjährige Margaretha, Schwester des Herzogs Rudolph IV. von Oesterreich, vermählte sich (sonderbar genug!) am 27. April 1364 mit dem Markgrafen Johann Heinrich, dem verstoßenen ersten Gemahle ihrer Schwiegermutter, und starb zu Brünn schon am 14 Jänner 1366. — Von diesem Meinhard III. sind mir keine Münzen bekannt.

Margaretha übernahm nach ihres Sohnes Tode die wegen der zu mächtigen Landesdynasten schwierige Regierung, übergab aber nach dem Wunsche der tirolischen Landstände die Grafschaft zu Botzen am 26. Jänner 1363 für den Fall ihres Todes ihrem, trotz des strengen Winters herbeigeeilten Oheim *), d. i. Cousin, dem Herzog Rudolph IV., seinen Erben und Brüdern Albert III. und Leopold III. Im Gefühle ihrer unhaltbaren Stellung überantwortete sie in Folge eines Ausspruchs der tirolischen Landschaft vom 11. September zu Meran, am Sonntag nach St. Michaelis (d. i. am 1. Oktober) 1363 ihre Herrschaft und Grafschaft.

Margaretha, von der man gleichfalls keine Münze kennt, begab sich mit ihrer gleichnamigen Schwiegertochter nach Wien, wo sie ihren eigenen Hofstaat hielt, und im Sommer in der nunmehrigen, nach ihr genannten Vorstadt Margarethen gewohnt haben soll. Sie starb 53. Jahre alt, am 9. März 1369 zu Wien und fand ihre Ruhestätte in der Minoritenkirche.

Rudolph IV. empfing zu Meran die Huldigung und nahm im eigenen und seiner Brüder Albrecht III. und Leopold III.' Namen vom Lande Tirol Besitz, der einen verheerenden Erbfolgekrieg mit dem Herzoge Stephan von Baiern herbeiführte, in welchem dieser Kufstein, Kitzbühel, Rattenberg und das ganze Innthal mit Ausnahme von Innsbruck und Hall eroberte. Kaiser Karl IV. gebot Waffenstillstand, da er seine Tochter Elisabeth mit dem Herzoge Albrecht III. am 19 März 1366 vermählte, bis endlich am 13. Oktober 1369 zu Schärding eine Ausgleichung und Abschließung des Friedens zu Stande kam, durch den Tirol bei Oesterreich und Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg (bis 1504) bei Baiern verblieb.

Vom Herzoge Rudolph, dem Sinnreichen, dem Stifter der Wiener Universität und der St. Stephanskirche,' von welchem Münzen zu den numismatischen Seltenheiten gehören, besitzt nun das k. k. Kabinet einen Solidus, den einzigen mir bekannten, aus der Sammlung des k. k. Hofrathes Welzl von Wellenheim.

Av. RV — DO — LF — VS. Ein großes über die Münze bis gegen den Rand hinlaufendes Kreuz mit darauf liegendem, kleineren Andreaskreuze, was man zusammen ein achtschenkeliges Kreuz nennen könnte. Rev. ✱ COMES (zwei blätterartige Zeichen) TIROL.is. Innerhalb eines geringelten Kreises, der rechts schauende, einköpfige Ti-

---

*) So in der Urkunde. — Verwandtschaft: Meinhard's II. Tochter Elisabeth, vermählt mit K Albrecht I., war einerseits durch ihren Sohn Albrecht II. Großmutter Rudolph's IV., und andererseits durch ihren Bruder Heinrich Tante Margaretha's, der Maultasche.

roler Adler mit ausgebreiteten Füßen und Flügeln, deren beide Ende wie mit einem Röschen geziert sind. Ich ließ diese Münze in der Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol rc. 1836, zu S. 119 abbilden *).

Dem großsinnigen Rudolph, der am 27. Juli 1365 in Mailand allzufrüh starb, folgten seine beiden vorgenannten Brüder.

Gegen die rudolphinische Hausordnung vom 1 Juni 1283 und die albertinische vom 25. November, »daß die österreichischen Länder gemeinschaftlich und ungetheilt bleiben und vom Aeltesten des Hauses im Namen der Uebrigen verwaltet werden sollen« wurden zur Schwächung der Haus- und Staatsmacht mehrere Theilungen vorgenommen.

Albert war ein Freund der Friedenskünste, ein Gönner der Gelehrten, und von stiller Gemüthsart; Leopold der Biedere hingegen feurig und ritterlich, ländersüchtig und bei großem Aufwande und zahlreicher Familie stets geldbedürftig, drang nach und nach dem friedeliebenden Bruder alles bis auf das Land Oesterreich ab. Bei der ersten Trennung 1366, besonders durch die beiderseitigen Hofleute angeschürt, wie auch in der Einigung vom 25. Juli 1373, sollte Tirol gemeinschaftlich seyn, indeß Leopold die Vorlande in Helvetien, im Elsaß und in Schwaben übernahm, und Albrecht Niederösterreich behielt. Später in der dritten Theilung 1375 bekam Leopold Inneröfterreich und Tirol, doch nur auf einige Jahre. Die endliche Ländertheilung erfolgte zu Klosterneuburg am 25. September 1379, zufolge welcher Oesterreich ob und unter der Enns sammt der Stadt und Pflege Steyer, der nach ihr genannten Mark Mutterstadt, dann Pütten, Guttenstein rc. dem Herzoge Albert; Wiener Neustadt, Neunkirchen, Klamm, Schottwien, Aspang in Oesterreich, dann Inneröfterreich, Tirol sammt den Vorlanden dem Herzoge Leopold, dem Stifter der leopoldinischen Linie zufielen. Er regierte bis zu seinem Tode in der Schlacht bei Sempach am 9. Juli 1386.

Von beiden Brüdern besitzt das k. k. Münz-Kabinet Tirolische Münzen, nicht gemeinsame, sondern von jedem einzelne, und zwar vom Herzoge Albert, der wahrscheinlich schon vor der Theilung als regierender Herr münzte, nur einen kleinen Denar. Av. ✱ ALBE — RTVS. Kreuz, das in jedem Winkel ein Röschen; unten in der Umschrift ein blattähnliches Zeichen. Rev. ✱ COMES — TIROL. Der tirolische Adler. Größe: 8 Linien; Gewicht: 11 Gran. Vergl. Appel's Repertor. III. Nro. 3748. Wahrscheinlich ließ er auch Solidos nach dem so eben beschriebenen Typus seines Bruders Rudolph schlagen, da man ähnliche Stücke auch vom Herzoge Leopold kennt.

Dieselbe k. k. Sammlung verwahrt auch mehrere Denare von gleichem Typus vom Herzoge Leopold. Av. ✱ LVPO • LDVS Kreuz, in jedem Winkel ein Röschen. Rev. ✱ COMES • TIROL. Vergl. Appel III., Nro. 3746. Desgleichen einen Solidus, Av. LV — PO — LD — VS, auch ein Stück mit LIV — PO — LD — VS, mit einem achtschenkeligen Kreuze, und der Chiffre P auf sämmtlichen Stücken dieses Typus; Rev. COMES • TIROL. Der Tirolische Adler, nach dem Solidus seines Bruders Rudolph IV.

Leopold's vier Söhne, Wilhelm der Freundliche (geb. um 1370

*) Von diesem Fürsten edirte ich einen Goldgulden (den einzigen mir bekannten) mit dem Florentiner Typus, ähnlich mit dem seines Vaters in Vettori's Fiorino d'oro antico p. 100, in Chmel's österr. Geschichtsforscher. Wien, 1838, I. S. 220, Tab. I, Nro. 7.

† 1406), Leopold IV., der Dicke, Ernst der Eiserne und Friedrich IV. mit der leeren Tasche, kamen mit ihrem Oheim dem Herzoge Albert dahin überein, daß alle Länder wieder vereiniget werden, und er als des Hauses Aeltester die Regierung übernehmen solle, und daß nach dessen Tode dieselbe an den ältesten Fürsten falle. Demnach dürfte H. Albert's vorbeschriebenes Münzchen auch während dieser Regierung geschlagen worden seyn. Er starb am 29. August 1395 zu Lachsenburg und hinterließ den zur Nachfolge volljährigen Sohn Albrecht IV., welcher mit seinem ältesten Vetter H. Wilhelm zu Hollenburg am 22. November 1395 einen Vertrag gemeinschaftlicher Regierung abschloß; ferner am 30. März 1396, daß die Länder nicht getheilt, wohl aber besonders verwaltet werden sollen; dann am 24. April 1404 mit sämmtlichen Fürsten des Hauses auf drei Jahre. Albert IV., der am 14. September 1404 zu Klosterneuburg starb, hinterließ einen einzigen, erst siebenjährigen Sohn, Albert V. Nun übernahm Herzog Wilhelm die Alleinregierung. Dessen Bruder Leopold gab 1404 Tirol die zweite Landesordnung. Derselbe († 1411) und sein jüngster Bruder Friedrich IV. ertheilten am 24. Februar 1406 einen wichtigen, den Bauernstand erleichternden Freiheitsbrief. Letzterer erhielt nach Wilhelm's kinderlosem Tode (15. Juli 1406) gegen Ende dieses Jahres Tirol mit dem Sitze auf dem Schlosse Tirol zur selbstständigen Regierung. Meraner oder Tiroler Münzen von diesen Herzogen bis auf Friedrich IV. sind bisher gänzlich unbekannt.

Von dieser Zeit an beginnt nach dem Sturze des übermächtigen und übermüthigen Heinrich's von Rottenburg die vollkommene Ausbildung der vier tirolischen Stände. Von seiner Residenz Meran führt er den Papst Johann XXIII. über den Arlberg zum Concilium nach Konstanz. Seine harten Schicksale und des tirolischen Volkes treue Ergebenheit sind allbekannt.

Friedrich brach die Eigengewalt des Adels und unterwarf ihn den Regierungsbefehlen nach den Landrechten ohne weitere Appellation an den Kaiser. Er beendigte das Faustrecht und machte die Landstände zu gesetzmäßigen Vermittlern zwischen Fürsten und Volk. Die Fürstenmacht wuchs unter ihm durch den dritten Stand, dem sich auch der Bauer zugesellte.

Friedrich, mit dem Beinamen »mit der leeren Tasche« verspottet, und wegen seiner Sparsamkeit zuweilen der Geizige genannt, hielt weisen Haushalt und hinterließ bei seinem am 24. Juni 1439 zu Innsbruck erfolgten Hinscheiden seinem zwölfjährigen einzigen Sohne Sigmund einen großen Schatz, namentlich 752 goldene Ringe, 350 goldene Hefte im Gewichte von 10 Mark 14 Loth, 1272 Mark Silbergeschirr, dann noch mehr Silbergeschirr in Maßlen im Gewichte von 16 Zentner, 86 Pfund; 14,500 Golddukaten und 54,500 rheinische Goldgulden nebst vielen Edelsteinen, großen und kleinen Perlen. Meran sank zu dieser Zeit allmälig von seiner Wichtigkeit herab, weil der neue von Heinrich Kunter 1315 durch das Eisackthal von Botzen nach Brixen eröffnete Fahrweg (Kuntersweg) dem Waarenzug dahin seine Richtung gegeben hatte, und weil Herzog Friedrich in seinen neuen Palast »mit dem goldenen Dache« nach Innsbruck übersiedelte, wohin der ganze Hof sammt den Beamten wie auch die Landtage zogen. Diese Innstadt ward nun Residenz des tirolischen Landesherrn und der Sitz seiner Regierung.

Unter ihm wurden 1409 die Bergwerke zu Schwaz, wie

auch das Silberbergwerk zu Gossensaß bei Sterzing eröffnet, durch welche Tirol so hohen Aufschwung und große Bedeutenheit in den Annalen des Bergbaues gewann. Während der jugendliche Herzog Albert V. (als nachheriger Kaiser II.) seinem an edeln Metallen armen Lande Oesterreich am 26. August 1416 eine Münzordnung gibt, läßt H. Friedrich in seinem silberreichen Tirol ungleich unansehnlicheres und schlechteres Geld als seine Vorgänger Leopold, Albert und Rudolph IV. münzen. Von ihm besitzt das k. k. Kabinet Münzen von zweierlei Typen:

a) * FRID * RICVS Innerhalb eines Kreises ein Kreuz, in jedem Winkel ein Röschen. Rev. COMES * TIROL * Einfacher Adler mit rechtsgekehrtem Kopfe. Größe: 7 Linien; Gewicht: 7 Gran, einige Stücke sind auch geringer.

b) * DVX. FRIDERICVS Im Felde der österreichische Bindenschild auf einem Kreuze. Rev. COMES — TIROL * Derselbe einköpfige Adler, wie vorher; Größe: 7 Linien; Gewicht: Stücke zu 6, 7 und 8 Gran.

Auch zu dieser Zeit finden wir Verpfändungen der Münze. Im J. 1401 trat Friedrich Hauensteiner und 1421 Bartlme Beltramol von Mailand als Pfandinhaber der Münze ein. Zu gleicher Zeit bestimmte ein Landtag zu Meran den Dukaten zu 44, den rheinischen Gulden zu 34 Kreuzern, den Kreuzer zu 5 Vierern Meraner Münze, und unterwarf die ausländischen Münzen einer genauen Werthbestimmung nach dem Meraner Zinsfuße.

Wenn auch der reiche Silbergewinn aus den Bergwerken des Innthals die Eröffnung einer Münze zu Hall im Jahre 1450 veranlassen mochte, so hörte die Meraner Münze nicht sogleich, wie man wähnt, auf, sondern mochte noch über dreißig Jahre, wiewohl immer schwächer, benützt worden seyn, indem laut einer Verordnung am Pfingsttag nach St. Valentin (15. Februar) 1481 alles in Vinschgau gewonnene Silber und Blei in die Münze zu Meran zur Einlösung zu liefern war *). Das Münzhaus, das Graf von Giovanelli in den gräflich von Stachelburgischen Ansitz versetzt, war nach Beda Weber's Meran S. 72 an der Stelle, wo jetzt der Sternwirth und Jörger ihre Häuser haben.

II.

Ueber den Bergsegen und die Bergleute Tirol's, und die Münze von Hall vom J. 1450 bis 1809.

Von Demselben.

Herzog Sigmund, des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche einziger Sohn, war im Jahre 1427 geboren und hieß bei seines Vaters Tode († 1439) wegen seiner großen Erbschaft der Reiche. Er stand bis über die erreichte Großjährigkeit, d. i. bis über das zurückgelegte sechzehnte Jahr, unter der Vormundschaft seines Vetters, des Herzogs nachherigen Kaisers Friedrichs III. (IV), von der steiermärkischen Linie, der am 6. Jänner 1453 ihm und allen Prinzen des Hauses und ihren ehelichen Nachkommen den Erzherzogstitel verlieh. Er übernahm

*) Der Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol. Bd. I, 113.

auf K. Friedrichs Zögern erst im April 1446 die Regierung seiner Lande, und blieb in zwei Ehen mit Eleonora, k. Prinzessin von Schottland (von 1448—1480) und mit Katharina Herzogin von Sachsen, mit der sich nachher Herzog Erich von Braunschweig vermählte, ohne eheliche Kinder. Am 16. März 1489 legte er vor den versammelten Ständen seine Regierung in die Hände des römischen Königs Maximilian I. und behielt eine jährliche Pension von 52 000 Gulden, sieben Schlösser nebst freier Jagd und Wohnung im Lande. Er starb am 4. März 1496 und ruht neben seinen Aeltern im Kloster Stams.

Seine Streitigkeiten und blutigen Kämpfe mit den Schweizern, Venetianern und dem Kardinalbischofe von Brixen, Nikolaus von Cusa, wie auch der Kirchenbann, welchen deshalb sein ehemaliger Lehrer Aeneas Sylvius Piccolomini, Domherr von Trient und Pfarrer im Sarnthale, als Papst Pius II. im Jahre 1460 über ihn verhängte, sind bekannt. Wir betrachten den Erzherzog Sigmund hier nur als den Verbesserer, den Wiederhersteller der Münze, welcher Name ihm gebührt, nicht aber der des Münzreichen, indem der Vielbrauchende gewöhnlich wenig Geld hatte.

Schon unter seinem haushälterischen Vater und noch mehr unter ihm erwachte im Lande die reichbefriedigte Lust zum Bergbau. Seine und die nachfolgende Zeit bis etwa 1580 kann man in bergmännischer Hinsicht mit vollem Rechte das goldene Zeitalter Tirol's nennen. Es bildeten sich heimische und ausländische Gewerkschaften, besonders aus Schwaben (Augsburg) und Baiern, man legte sein Geld fruchtbringend in den Bergbau, wie jetzt auf Eisenbahnen, man bergwerkte allenthalben im Lande aufs Betriebsamste mit wucherndem Glücke und große Schätze entstiegen dem dunkeln Schooße der Erde. Wer hierüber genauere Kenntniß wünscht, lese die leider zu kurz gefaßte: Tirolische Bergwerks-Geschichte von Joseph Freiherrn von Sperges und Beiträge zur Geschichte des Bergbaues in Tirol vom Gubernial-Rathe J. von Senger im tirolischen Sammler Bd. I, S. 97 ff; von dem ehemaligen Reichthum und Ansehen des tirolischen Bergbaues schreibt derselbe im tirol. Sammler, Bd. V, 266—275. Diesen könnte ich aus einem handschriftlichen Folianten in der k. k. Hofbibliothek das genaueste Verzeichniß von der ungeheuern Masse Silbers aus dem Falkenstein [1]) bei Schwaz anfügen, das daselbst unter Erzherzog Sigmund, Kaiser Maximilian und König Ferdinand I. von 1470 bis zu Anfang 1535 ausgebeutet und durch die Silberbrenner Georg Anndorffer und seinen Sohn Sebastian ausgebrannt wurde. Ich will hier beispielsweise einige der bedeutenderen und namhaften Gewerken oder Schmelzherren, wie sie heißen, vorführen:

Von Niklas Firmian von 1490—1493, Mark 2367.
» Hanns Füeger oder Fieger (†um 1503) und seinen Erben von 1470—1530 [2]), Mark 209.016, Loth 3.
» Jakob Fugger und Hanns Stöckl zu Rattenberg von 1522—1526, Mark 17 536, L. 13.

---

1) Schon im J. 1409 wurde der Falkenstein entdeckt, und zwar die Grube beim Stier, so genannt, weil daselbst ein Stier das schönste Silbererz mit seinem Horne aus dem Rasen aufgestochen hatte. Dieses Bergwerk, das den v. Freundsberg gehörte, wurde 1459 gegen das Gericht Sterzing und die Herrschaft St. Petersberg im Oberinnthal zum bessern Betriebe des Bergbaues eingetauscht.

2) Gezählt bis zum Anfange eines jeden Jahres.

Von denselben zu Jenbach in denselben Jahren, M. 21.555.
» Jakob Fugger († 30. Dec. 1525, kinderlos und setzte seine Neffen Raimund und Anton zu Erben ein) im J. 1525 allein M. 6204, L. 11.
» Raimund und Anton, dann ihrem Vetter Hieronymus Fugger vom J. 1526—1535, Mark 67.518, L. 9.
» Hermann Grünhofer, dem Münzmeister, von 1470—1483. M. 20,417, L. 9.
» Hanns Grünhofer (wohl dessen Sohn), von 1483—1504, M. 45,881, L 7.
» Hillprant von Hall von 1470—1475, M. 593, L. 6
» Peter Hauperger oder Happerger von 1470 — 1476, M. 857, L. 11.
» Wolfgang von Gynn von 1478—1502, M 3687, L. 12.
» Hanns und Ambrosi Hochstetter aus Augsburg 1521—1530, M. 21,019, L. 15.
» Lienhart Jöchl von 1470—1481, M. 814.
» Paul von Lichtenstein (Castelcorno), von 1496 — 1499, M. 3816, L. 6.
» Hanns Paumgarten von Kopstein, später Paumgartner geschrieben, von 1507—1535, M. 282,122, L. 13.
» Puml und Herwart von 1527—1535, M. 70,638, L. 13.
» Jörg Rosenplüe von 1474, M. 2.
» Anton von Roß (de Cavallis) von 1470 — 1530, M. 189,676, L. 8.
» Cyprian von Sarnthein, K. Maximilian's Kanzler († 7. April 1524) und Hanns Stöckl von 1501 - 1508, M. 46,452, L. 8.
» Hanns Schroter von 1470—1483, M. 5812.
» Lienhart Schroter von 1470—1476. M. 1512, L. 8.
» Christian Tänzl († um 1490) und seinen Erben von 1470 — 1535, M. 356 103, L. 4
» Stephan Tänzl und Mitgewerken von 1470—1512, M. 70,544, L. 12.

Hieraus erhellen als Hauptinteressenten des Falkensteins die Füeger, Fugger (112,815 M. 1 L.), die auch um dieselbe Zeit Gewerke im Thale Montafon waren, Grünhofer, Hochstetter, Paumgartner, von Roß und von Sarntein und besonders die Tänzl von Tratzberg mit 426 648 M., von denen die Meisten noch anderweitig Bergbau trieben, wie auch die Zeit ihrer Theilnahme.

Noch im Jahre 1553 gab dieser Falkenstein 55,855 Mark und 1 Loth Silber, und im J. 1575 sogar 77 875 Mark und 11 Loth.

Von großer Bedeutung im tirolischen Bergbau war auch Sterzing, wo nach alten Fablern schon die Römer eine Münzstätte gehabt und Sesterzen geschlagen haben sollen. Im J. 1170 kam es durch Erbschaft an die Grafen von Tirol, die den aufblühenden Ort durch Freiheiten und Vergünstigungen aller Art hoben. Schon im J. 1254 erscheint es urkundlich als Stadt. Der Exkönig Heinrich (S. 11) ist mit Recht den Städten freundlich und mehrt ihre Freiheiten. Sterzing blühte durch Handel empor und hatte eine Leihbank; ungewöhnlichen Aufschwung gab ihm der Bergbau im XV. Jahrhunderte, besonders ergiebig war er am Schneeberge und im Hintergrunde des Pflerscherthales, wodurch auch Gossensaß emporkam und schon im J. 1478 eine von der Knappenbruderschaft gestiftete Seelsorge erhielt. Die Herren von Jöchel und

Geitzkofler waren die reichen Gewerken, welche mit frommen Gesinnungen manches Nützliche in der Stadt und Nachbarschaft stifteten. Die Gebrüder Leonhard (der auch Gewerke am Falkenstein war) und Hanns Jöchel bauten den Ansitz Jöchelsthurn, wie auch eine Kapelle mit der Stiftung für einen Messepriester. Sie blühten schon unter der Maultasche und erloschen mit dem edlen Wolfgang 1560. Zacharias Geitzkofler verordnete im warmen Bade am Brenner ein Almosen für arme Leute, um ihnen dessen Gebrauch zu erleichtern [1]). Eine große Zahl neuer Bergbau-Belehnungen durch ganz Tirol, in Vorarlberg und einem Theile Graubündens in der zweiten Hälfte des XV. und im Anfange des XVI. Jahrhunderts sind im tirolischen Sammler I., S. 120—138 verzeichnet.

Als der römische König Maximilian 1489 zu Schwaz ankam, gingen ihm gegen 7000 Bergwerksverwandte entgegen und legten ihm etliche silberne Schüsseln mit gemünzten Goldgulden zu Füßen. Auch dessen Enkel dem K. Karl V., der aus Italien nach Augsburg zum bevorstehenden großen Reichstage reisete, verehrte bei seinem Eintritte zu Schwaz am 5. Juni 1530 das sämmtliche Bergwerks-Personal einen gegossenen silbernen Pfenning von 170 Pfunden, wenigstens 700 Goldgulden (aureos) im Werthe. Auf demselben war der gekrönte Doppeladler mit einem Schilde auf der Brust, welchem die Wapen sowohl der ahnherrlichen als der neuerworbenen Reiche des Kaisers kunstvoll eingegraben waren [2]). Als sein Sohn, der Infant Philipp II., von Mailand durch Tirol und Deutschland nach Brüssel reisete, wurde ihm zu Ende des Jänners 1549 zu Botzen von den Ständen eine silberne Schaumünze überreicht, die auf der Vorderseite sein Bildniß, und auf der Kehrseite seine und darunter das tirolische Wapen zeigte. Diese Medaille im Werthe von 6000 Gulden soll so schwer gewesen seyn, daß ein Maulthier sie nicht leicht zu tragen vermochte (?!) [3]).

Solcher Reichthum war durch Bergsegen im Tirol! Die Zahl der Knappen stieg in der Blüthezeit auf 30,000. Wir finden sie in Sturm und Krieg, namentlich »als stächlin Hauff« 1499 gegen die Schweizer bei Frastanz, dann gegen Venedig, als Mitretter Wien's 1529 durch ihre Gegenminen wider die Türken, als Vertheidiger Grans 1543, als Befestiger Wihaz's 1569 und 1739 als Zerstörer der Festungswerke von Belgrad.

Der gewinnbringende Bergbau gab nicht allein tüchtige Knappen, sondern auch für die verschiedenen Arbeitszweige erfahrene praktische Männer im Lande, welche dann, als die metallreichen Kronen Ungarns und Böhmens an Oesterreich gekommen waren, von dem Landesfürsten ganz natürlich zu Berathungen, Commissionen und beständigen Dienstleistungen dahin gezogen und selbst von ausländischen Fürsten berufen wurden.

So ließ Papst Clemens VII. um 1526 zwei des Bergbaues kundige Tiroler aus Schwaz kommen, um die Gebirge im Kirchenstaate bergmännisch — wiewohl mit geringem Erfolge — zu untersuchen [4]).

---

1) Bote von und für Tirol und Vorarlberg, 1842, S. 182.

2) Heuterus Rer. Belgic. libr. XV. pag. 462; Ursini Velii de bello Pannonico libri X., edid. Ad. Franc Kollar. Vindob. 1762, p. 148.

3) Meine Medaillen auf berühmte Männer des österr. Kaiserstaates. Wien, 1834, S. 21. Wo ist diese Riesin der Medaillen? Noch in Spanien?

4) Georg Agricola, der wie so manche Deutsche in Italien durch einige Jahre Medicin und Philosophie studierte, und dann zu Joachimsthal lange praktischer Arzt war, berichtet in seinen zu Chemnitz 1546 vollendeten zwei Büchern: »de veteribus et novis metallis. Basileae, 1546« pag. 399: »certe abhinc annos viginti, eram tunc Romae, pontificis Clementis VII. jussu Fu-

So warben der Herzog von Florenz 1542, der Herzog von Braunschweig im J. 1548, Knappen von Schwaz für ihre Bergwerke an, so 1565 der Herzog von Savoyen; sogar Sachsen, einst so berühmt im Bergbaue, ließ sich von Schwaz in wichtigen Vorkommnissen aufklären.

Ein tirolischer Bergzimmermann, Namens Hanns Gasteiger, machte 1577 und in den folgenden Jahren die ehedem nur mit Flößen befahrbare Enns von Hiflau in der Steiermark bis gegen die Stadt Steyer, und von da bis in die Donau für Schiffe fahrbar. Der wackere Mann, vom Kaiser Rudolph II. mit einer großen goldenen Kette beschenkt, starb in Wien, und erhielt ein Denkmal in der Kirche im Landel [1]).

Paul Grometstetter aus Schwaz richtete 1519 zu St. Joachimsthal die Siebarbeit ein. So erschienen am 18. August 1548 neben Bohuslaw Felix von Lobkowitz auf Hassenstein, Christoph von Gendorf aus Kärnthen, Matthias Gärtner, Bergrichter zu Kitzbühel, und Gallus Knapp, Waldmeister zu Schwaz, bei einer Untersuchungs-Commission zu Joachimsthal. Desgleichen wird die Tiroler Waldordnung mitgetheilt, um eine ähnliche für die dortigen bergämtlichen Wälder zu entwerfen. So waren der böhmische Oberstmünzmeister Johann von Witenz (von 1545—1553) [2]) und Hanns Erlacher von Schwaz nach dem neueröffneten Bergwerke zu Budweis und Rudolphstadt als Commissäre geschickt, um mit Steigern aus Schwaz und Pribram die Gruben zu befahren [3]). Wir finden im J. 1561 als Commissarien bei einer neu versuchten Probeschmelzung zu Kuttenberg unter Andern: Georg Sing, Oberbergmeister aus Oesterreich, Sigmund Richter, Propstrichter zu Rattenberg in Tirol, Georg Braun, Silberbrenner von eben daher [4]).

Mehrere Geitzkofler, aus einem in Sterzing, dann auch in Schwaben heimischen Geschlechte, wurden in Böhmen verwendet. Georg Geitzkofler, war 1563 Münzmeister zu St. Joachimsthal [5]). Kaspar Geitzkofler wie auch Wilhelm Gienger, Bruder des Hofvicekanzlers Georg von Gienger, tirolischer Kammerrath († 1574) sind unterschrieben in der: Instruction und Waldordnung für die Elnbogner Wälder, dd. Wien 11. August 1572. Graf von Sternberg erwähnt I. 387 eines Schmelzers Geitzkofler, dem die Verschmelzung von eigenen Erzen unter denselben Bedingnissen gestattet wird, wie er sie früher genossen. Ein Herr von Geitzkofler (Kaspar?) war von Seite der böhmischen Hofkammer Consulent bei einer vom J. 1567 bis 1575 dauernden Verhandlung über Modificirung und Verbesserung des ferdinandeischen Bergwerksvertrages, an dem auch Joachim von Schwanberg, der oberste Münzmeister Karl von Biberstein und Florian Griespeck von Kacerow Theil nahmen, und woraus der maximillanische Bergwerksvergleich mit den böhmischen Ständen im J. 1575 erfolgte [6]).

---

cari nostri evocarunt e Germania duos Suaoenses rei metallicae peritos, ut aliquot Italiae venas foderet alter, alter excoqueret.« Cf. Ulyssis Aldrovandi museum metallicum. Bononiae 1648, p. 26 et 28.

1) Preuenhueber's Annales Styrenses p. 295; Pillwein's Traunkreis, S. 121.

2) Die k. böhmischen Oberstmünzmeister s. in Dr. Palacky's synchron. Uebersicht der höchsten Würdenträger ꝛc. (in böhmischer Sprache) Prag, 1832.

3) S. des gelehrten Grafen Kaspar von Sternberg († 20 Dec. 1838) Umrisse einer Geschichte der böhmischen Bergwerke. Prag, 1836. Thl. I, S. 190.

4) Derselbe. Bd. I, S. 366, 368 und 110.

5) und 6) Desselben Geschichte. Bd. II, 806 und 812.

Der Tiroler Paul Sixt Freiherr von Trautson, nachheriger erster Graf von Falkenstein (in Niederösterreich), war in Bezug auf eine neue Bergordnung für Böhmen im J. 1580 sehr thätig. Sein Bildniß hat der große Meister AN:AB, d. i. Antonio Abondio, in einer prachtvollen Medaille uns überliefert [1]. — Ulrich Dreiling [2] von Wagrain (nicht Wagram, wie Graf von Sternberg I. 202 und 396 schreibt) war K. Maximilians II. Rath und Hauptmann zu Schlackenwald und Schönfeld, als welcher er dd. Wien 22. September 1573 eine Instruction und Ordnung erhält, wie er sein Amt und seine Hauptmannschaft handhaben soll [3], er war noch am 18. März 1591 zu einer Commission nach Kuttenberg geschickt; dann 1580 Berghauptmann zu St. Joachimsthal, und erscheint noch im J. 1594 bei einer Bergwerks-Commission in Schlackenwald (S. des Grafen von Sternberg Gesch. I. 206, 300, 305 und 395).

Man ersieht hieraus, wie die böhmischen Bergwerke in häufigem Verkehre mit den tirolischen standen. So soll man nach Budweis einen tüchtigen Bergmeister aus Tirol oder Ungarn nehmen. Es heißt im J. 1584 »man soll für die Bergleute Victualien-Magazine anlegen, wie es in Tirol und Salzburg herkömmlich ist (v. Sternberg I. 195 u. 200).

Von österreichischen und innerösterreichischen Bergleuten waren zu jener Zeit in Böhmen: Christoph von Gendorf, der wahrscheinlich vom Dorfe Gendorf bei Spital in Oberkärnthen seinen Namen trägt, Ritter, königlicher Rath und oberster Berghauptmann in Böhmen († 1563), dessen Leben ich in Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates, Wien 1844, I. S. 104—111 ausführlich darzulegen versucht habe. Hanns von Hohenwart zu Messenbach war mit Franz von Wehingen (auch in Oesterreich ehedem heimisch), Abraham Görger oder Jörger [4] von Tolet im Lande ob der Enns, Florian van Griespeck rc. im J. 1562 bei einer Visitations- und Reformations-Commission zu Joachimsthal, wo ihnen des Euripides Jon griechisch von den Studenten aufgeführt wurde. Hohenwart ward am 26. Februar 1572 zum Berghauptmann zu Schlackenwald ernannt, aber schon am 15. September zum Amtmanne und Verweser des Aussee'schen Salzamtes befördert, und dürfte daselbst um 1580 gestorben seyn; ferner Balthasar Dirleber von Korneuburg, Gegenhändler (Controleur) zu St. Joachimsthal; Christoph Putz von Kirchamegg und Eagritz, Hanns Steinberg, Bergofficiant von Schladming 1593; der Hofkammerrath Vincenz Freiherr von Muschinger zu Gumpendorf (nun einer Vorstadt Wien's) wurde im J. 1615 vom Kaiser Matthias zu einem der

---

1) Ueber diese Medaille s. diese Jahrbücher, Bd. CXII. Anzeigebl. S. 12.

2) Diese Dreiling, die vom Ansitze Wagrain bei Kufstein ihr Prädikat führten, waren reiche Gewerke und Erzkünstler beim Bergbaue in Schwaz, wo in der schönen, nach dem Plane vom Nürnberger Lukas Hirschvogel gebauten und 1502 eingeweihten Pfarrkirche sich das prachtvolle Grabmal des erzherzoglichen Rathes und Schmelzherrn Hanns Dreiling von Wagrain († 1573) befindet mit den Worten: »Mir gab Alexander Colin den Possen (d. i. Colin me forma en bosse), Hanns Löffler hat mich gegossen. 1578.« Der berühmte Colin aus Mecheln, von dem das k. Münz-Kabinet in München eine Medaille verwahrt, und Löffler waren mit Hanns verschwägert.

3) Franz Anton Schmidt's chronologisch-system. Sammlung der Berggesetze der österr. Monarchie. Wien, 1832. Bd. III, S. 260 und 264.

4) Von Sternberg. I. 378.

Commissäre ernannt, um den Zustand der Bergwerke zu Kuttenberg zu untersuchen [1]).

Wie in Tirol blühte der Bau auf edle Metalle auch im Erzstifte Salzburg. Leonhard von Keutschach, welcher den Namen des Münzreichen verdient, zog seinen Reichthum aus den neu entdeckten Goldminen zu Gastein und Rauris, deren Bau er großmüthig und segenbringend unterstützte. Ein Thaler vom J. 1504 ist ein numismatisches Juwel. Im damals salzburgischen Zillerthale ließ im J. 1570 ein Sebastian von Keutschach die zwei alten verlegenen Gruben am Achhornspitz zu Unser lieben Frauen und St. Johann wieder gewältigen. Von des Erzbischofs gleichnamigem Neffen Leonhard dem Jüngern verwahrt das k. k. Kabinet eine sehr schöne Medaille. Alt und berühmt waren unter den heimischen Bergherren in der Tauernkette die Weitmoser, Zott, Goldeck, Strasser ꝛc., die den Bergbau zur höchsten Blüthe steigerten. Auch hier wie in Tirol treffen wir Augsburger Patrizier und Bürger als Gewerke am Brennthal im Oberpinzgau, als: Melchior Stunz 1510; Hanns Mannlich 1522; Melchior Ilsung 1525; Georg Regel in demselben Jahre; Joachim Jenisch der Aeltere 1564, und Andere.

Auch das binnenländische Noricum jenseits des Gebirgs ist seit dessen Auftauchen in der Geschichte wegen seiner Metalle berühmt, Steiermark hauptsächlich durch seinen unerschöpflichen Reichthum an Eisen, und Kärnthen gleichfalls durch Eisen, Blei und Kupfer, aber auch durch edle Metalle.

Im X. und XI. Jahrhunderte wurde im letztern Lande von den Grafen von Zeltschach und im Gurkthale bei Friesach großer Bergbau getrieben, wie aus der Geschichte der h. Hemma († 1045) erhellet. Lieding bei Straßburg im Gurkthale hatte schon im J. 975 und Friesach, das 1045 an das Erzstift Salzburg kam, durch ein Diplom des Kaisers Heinrich II. dd. Bamberg 18 April 1015 das Münzrecht. Hier besonders in der Gegend des Großglockners [2]) hob sich und blühte im XV. und XVI. Jahrhunderte der Bergbau. Vorzüglich die Gebirge des Möll- und Drauthales beherbergten die Gold- und Silberlagerstätte der Vorzeit. An der Pasterzen wurde 1446 viel auf Gold und Silber gebaut, auf der Gößnitz besonders durch die Zott, dann im Fleißnerthale. Von der Goldzeche und einigen andern Gruben in Großkirchheim wurden von den Gewerken Melchior Putz und seinen Söhnen vom Jahre 1549 bis 1604 eingeliefert an Gold 2237 Mark $14\frac{1}{16}$ Loth, und an Silber 18.180 Mark $3\frac{1}{16}$ Loth; dann im Zirknitzer Thale, wo um 1560 in der Großleuten (in der großen Zirknitz) wie auch am Tromern und in der Parzißl, ferner im Lobetsch- und im Lamnitzthale von demselben Melchior Putz ꝛc. der Bergbau unternommen wurde. Die Gruben in der Dechant erhielten im J. 1646 die Grafen von Fugger, von denen die Fuggerau bei Villach ihren Namen hat, noch in schwachem Betriebe. Ferner im Drauthale, im Graagraben, im Nikolaithale, die Goldzeche in Langholz, in der Siflitz ꝛc. ꝛc. Den Verfall der Oberkärnthner Gold- und Silberbergwerke führten herbei, die Abnahme an Ergiebigkeit bei fortschreitender Vertiefung der Gruben, so betrug die Erzeugung im Großkircher Bezirke auf's halbe

---

[1]) Derselbe I. S. 167.

[2]) Ueber diese beiden und die andern sechs alten Münzstätten in Kärnthen und Krain ꝛc. s. meine Untersuchungen in diesen Jahrbüchern Bd. CI, Anzeigeblatt.

Jahr 1586 nur 12 Mark 2 Loth Gold und 51 Mark 8 Loth Silber, da hingegen 1582 daselbst noch 302 Mark 10 Loth Gold, und 528 Mark 9 Loth Silber gewonnen wurden, dann die Verfolgungen der akatholischen Gewerken. von denen einige den Bergbau nur für die Gegenwart benützten ohne Hoffnungsschläge zu betreiben, und andere zur Zeit der innerösterreichischen Gegenreformation unter Ferdinand II. mit vielen Knappen auswanderten, Vertheuerung der Lebensmittel und höherer Arbeitslohn. Bergbau und Schmelzwerke nehmen ab, wenn nicht lohnende Industrie und reger Handel, die Töchter des Friedens, dieselben wecken und beleben.

Unter den damaligen Gewerken in Kärnthen finden wir die Freiherren von Khevenhüller, die Putz, Zott, Himmelberg ꝛc. ꝛc., auch den durch seine moskowitische Reise und andere Missionen berühmten Sigmund Freiherrn von Herberstein zu St. Lienhard im Lavantthale, was aus dessen sehr verwickeltem Streite mit dem Bischof zu Bamberg [1]) erhellet. Diese Streitsache wurde nämlich im J. 1564 wie andere wichtige Bergwerksprocesse aus den österreichischen Erblanden nach Schwaz zur Beurtheilung geschickt. Auch kamen friaulische und venetianische Interessenten herüber, zogen sich theils mit reicher Ausbeute in ihre Heimat zurück, oder blieben theils, deutsche Namen annehmend, im Lande.

Wie in Tirol und im Salzburgischen standen reichsstädtische Patrizier und Bürger mit dem böhmischen Bergbaue in Verbindung. So z. B. gaben die reichen Welser in Augsburg und die Nutzel in Nürnberg im J. 1519 den Grafen von Schlick bedeutende Vorschüsse zum Baue der Stadt Joachimsthal und zur Vorlage der Einwechslung des erzeugten Silbers, die dann mit Joachimsthaler Silber, (nach dem Grafen von Sternberg I. 322), bezahlt wurden. Desgleichen erhielten die Fugger, die wie in Tirol und Kärnthen auch in Ungarn, wo sie mit den versippten Turfonen [2]), in gemeinsamer Pachtung den Bergbau betrieben, Anweisung auf St. Joachimsthal, dessen Münze dem Könige gehörte, weil sie die Zahlung der Schulden der Königin Anna übernommen und für in's Feld gestellte Mannschaft jedes Quartal 4000 Gulden zu beziehen hatten (v. Sternberg I. 334).

So waren dem Tilher aus Nürnberg im J. 1586 die Städte Elbogen, Joachimsthal, Schlackenwald und Karlsbad wegen großer Forderungen als Bürgschaft verschrieben (Derselbe I. 303).

König Ferdinand I. beschäftigte sich im J. 1549 während seines Aufenthaltes zu Augsburg mit dem reichen Konrad Mayer aus Memmingen, der mit Euphrosyne Walterin das Bürgerrecht erheirathet hatte und später Bürgermeister wurde, über den Verkauf sämmtlicher Zinne einen

---

1) Kaiser Heinrich II. schenkte 1007 Villach in Ober- und Wolfsberg ꝛc. in Unterkärnthen seiner Stiftung dem Bisthum Bamberg und verlieh ihm wahrscheinlich schon damals das Münzrecht. Kaiser Friedrich II. gab dem gelehrten Bischofe Heinrich 1242 das Recht, zu Villach und zu Griffen nach dem Münzfuße von Friesach zu münzen.

2) Ulrich Fugger's älteste Tochter Anna († 1535) war mit Georg v. Turso oder Turzo und ihr Vetter Raimund († 3. Dec. 1535) mit Katharina von Turso seit 1513 vermählt; sie starb am 31. Jänner 1535. Johann († 1508) nach Sinapii Schles. Curiositäten II. 260, und nicht Georg brachte mit Lebensgefahr das bis dahin Venedig ausschließend eigene Geheimniß die edlen Metalle zu scheiden nach Ungarn. Diese ungarischen Tursonen sind mit dem uralten, längst erloschenen österreichischen Geschlechte Turso von Tyrnstein, in keiner Blutsverwandtschaft. Vgl. des Freih. v. Hormayr hist. Taschenbuch 1824, S. 20 ff.

Vertrag abzuschließen, wodurch dann ein für Böhmen nachtheiliges Zinn-monopol begründet wurde [1]).

Als im Gebirge bei Ratiboritz im Taborer Kreise im J. 1568 ein neues Bergwerk eröffnet wurde, belehnte K. Maximilian II. mit demselben drei Wiener Bürger, Bernhard Ziegler, Blasius Bischof nebst Felix Fabian, und ertheilte ihnen eine vierjährige Zehentfreiheit [2]).

Dasselbe, was wir über die Verwendung tirolischer Bergleute in Böhmen sagten, dürfte auch für Ungarn gelten. Ausführlichere Belege fehlen, da wir keine Geschichte des ungarischen Bergbaues, wie des tirolischen von Joseph Freiherrn von Sperges und des böhmischen von dem oft erwähnten gelehrten Grafen Kaspar von Sternberg besitzen.

Wir wissen, daß mehrere Tiroler als oberste Kammergrafen dem Bergwesen in den sieben Bergstädten Ungarns vorstanden. So Bernhard Beheim und Johann Matthäus von Gin [3]) (vgl. oben S. 8), unter K. Rudolph II. David Hagen; später Johann Andreas Freiherr von Joanelli, Herr zu Telvana und Stein am Calian; Johann Andreas Wiechter Freiherr von Grub; Ludwig Albrecht Freiherr von Thavonat, aus einer Ronsberg'schen Familie, Herr zu Sachsengang in Niederösterreich, alle drei unter K. Leopold I.; im XVIII. Jahrhunderte Johann Andreas und Franz Freiherren v. Sternbach zu Stock und Luttach. Des Erstern Lob ist in Johann Georg Keyßler's neuesten Reisen durch Deutschland, Böhmen und Ungarn rc. im J. 1730 gedruckt, Bd. II. 1271 zu lesen. Ludwig von Hegengarten aus Kitzbühel war (nach von Sperges, S. 249), daselbst k. Unterkammergraf und stand in großem Ansehen. So sind andere geborne Deutsche oder deutscher Abkunft die ungarischen Kammergrafen vor Bernhard Beheim (S. 26) als: Georg Köndl um 1478; Veit Oeder 1520; später Wilhelm von Scheuchenstuel 1580; Georg Egger 1589; Lorenz Rottendorfer 1596; Lorenz Sommer 1599; Christoph von Rappach aus Oesterreich um 1600; Matthias von Pönstein 1608; Johann von Wendenstein 1626; Gabriel Freiherr von Dietrichstein und Rabenstein 1633; Johann Schock 1634; Georg Andreas von Sonnau 1650; Johann Konrad von Richthausen [4]), und viele montanistische Unterbeamte und Arbeiter, die in diesem metallreichen Lande die ersprießlichsten Dienste leisteten.

Nun zu Erzherzog Sigmund und der Münzstätte zu Hall.

Erzherzog Sigmund, der im J. 1449 seine ersten Bergwerksgesetze gegeben hatte, eröffnete im Jahre 1450 für den Metallreichthum Nordtirols die Münzstätte zu Hall (S. 16) und erließ dd. Innsbruck am 10. Februar desselben Jahres ein Münzpatent [5]) des Inhalts, er

---

1) Vergl. Graf von Sternberg, I. 289 und 290; dann S. 291 und 436.

2) Derselbe I. 183.

3) Von diesem Geschlechte hat der Edelsitz Gün bei Schwaz, der nachher an die Füeger oder Fieger kam, seinen Namen

4) Johann Konrad von Richthausen, Freiherr von Chaos, eigentlich Richthauser, geb. zu Wien 27. November 1604, vielgereister und versuchter Chemiker, von K. Ferdinand III. mit dem neugeschaffenen obersten Erbmünzmeisteramt in Oesterreich am 21. Jänner 1654 belehnt, ward 31. Dec. 1658 Oberstkammergraf, machte die große v. Chaos'sche Stiftung für arme Waisen in Wien und starb 25. Juli 1663 zu Schemnitz.

5) Die ganze Verordnung ist in Chmel's österr. Geschichtsforscher, Wien 1841, Bd. II, 471 abgedruckt.

habe nun eine neue Münze schlagen lassen, daß 37 Stück neuer Kreuzer für einen rheinischen Gulden, und 49 für einen Dukaten, der neuen Vierer fünf per einen Kreuzer [1]) und der alten Vierer sieben für der neuen fünf gegeben und genommen werden sollen, mit dem weitern Befehle, daß — da noch alle Käufe und Pfennwerte (d. i. Verkaufsartikel, Waaren) nach den sieben Vierern geschehen — künftighin dieselben nach dem Anschlage der neuen Münze, die schwerer und besser als die alte ist, erfolgen, und daß man das, was man bisher für sieben alte Vierer gegeben und genommen hat und jetzt gibt und nimmt, von nun an für fünf neue Vierer gebe und nehme, wie auch daß sieben alte Kreuzer des alten Vierers für fünf des neuen angeschlagen werden sollen, bei Strafe von hundert Mark Berner in die landesfürstliche Kammer. Ferner wird verordnet, es soll keine fremde Münze fürbaß genommen werden oder gehen, bevor er festgesetzt habe, wie sie soll genommen und gegeben werden. — Diese Münzordnung macht wohl die erste Epoche des hallischen Münzwesens; die nachfolgenden Thaler und Gulden von den Jahren 1484 und 1486 bilden die zweite. Nach diesen beiden Epochen dürften sich die kleineren Münzen dieses Fürsten, die ohne Jahrzahl sind, sondern und ordnen lassen.

Er münzte vor allen gleichzeitigen Fürsten Deutschland's das schönste Geld und setzte auf die größeren Stücke sein Bildniß nebst vierzehn Wapenschildchen. Man kennt von ihm doppelte Guldengroschen (Unciales), d. i. $1^{13}/_{16}$ Loth wiegende Thaler von den Jahren 1484 und 1486, welche mit mehr Recht vom Innthale, in welchem Hall liegt, ihrer Namen führen, als von St. Joachimsthal, dessen Bergwerk erst 1516 eröffnet wurde, dann ließ er auch einfache Gulden von $\frac{14-15}{16}$ Loth, Dukaten, Groschen und Kreuzer von verschiedener Größe schlagen. Das reinste Gepräge trugen die Zwölfkreuzer- oder Pfunlstücke, wie man sie in Tirol nannte [2]).

---

1) Hiemit widerlegt sich Dr. Schmieder's Annahme, der in seinem Handwörterbuche der Münzkunde S. 261 sagt: daß die Kreuzer in Edicten vor 1490 nicht vorkommen, und die ältesten die Etsch-, d. i. die Meraner Kreuzer seyen. Ihr Alter und ihr Name ist etwas älter als die Meraner Münze, die zwischen 1250 und 1260 begonnen haben dürfte. In der von mir in diesen Jahrbüchern Bd. LXXXVI, Anzeigebl. herausgegebenen poetischen Erzählung »vom Mayr Helmprechte,« um 1240 in Oesterreich gedichtet, heißt es von seiner Leinwand S. 8, V. 1333—1336:

» der aine (Sack) ist vol vnuerschnitten,
klain leynentuoch in den siten.
wer sein ze kauffe gert.
die elle ist wol fünftzehen Krentzer wert.«

Der Name Kreuzer (crucifer vel cruciger sc. nummus) ist vom christlichen Kreuze. Schon die Münzvorschrift Karl's des Kahlen († 878) lautet: »Denarius ex una parte nomen nostrum habeat in gyro, et in medio nostri nominis monogramma, ex altera vero parte nomen civitatis, et in medio CRVCEM.« Capitul. Carol. Calvi, §. XI, ap. Baluz. II, 178, edit. Paris. 1780. Die Größe und Gestalt des Kreuzes und der Werth des Kreuzers war in verschiedenen Zeiten und Ländern verschieden.

Carantano, die italienische Benennung des deutschen Kreuzers, ist wahrscheinlich aus Kärnthen und Tirol durch welsche Gewerke und Münzleute nach Oberitalien verpflanzt worden.

2) Was man ehedem ein Pfund Berner (s. S. 11, Anm. 1) hieß, ist jetzt gerade ein Conventionsthaler, und ein damaliger Kreuzer jetzt 12 Kreuzer rheinisch. In Praxi gilt 1 Pfund Berner (in Südtirol un trono) 12 kr, dann 1 Pfund rheinisch (ital. un ragnese) $4^{1}/_{2}$ troni = 54 kr. Reichswährung.

Der erste bekannte Münzmeister zu Hall ist Hermann Grünhofer, der nach S. 18 von 1470 bis 1483 auch unter den Schmelzherren erscheint. Größer war sein Nachfolger, der diese Epoche machenden Münzen schuf und das Münzwesen in ganz Oberdeutschland verbesserte, nämlich Bernhard Behem (auch Beham, Bechem und Böheim rc.), Stämpelschneider aus dem kunstgepriesenen Nürnberg, der Vaterstadt Peter Vischer's, Albert Dürer's und so vieler Goldschmiede, z. B. Wenzel Jamnitzer's rc. Aus Nürnberg und Augsburg, den damaligen Centralpunkten deutscher Kunst, ging hauptsächlich die ältere deutsche Modellir- und Medaillirkunst hervor. In Beheim's Jugendzeit, der um 1435 geboren seyn soll, beginnt mit dem Maler Vittore Pisano oder Pisanello von St. Vigilio sul Lago im Veronesischen († am 1450), Paolo di Ragusio, Matteo Pasti oder de Pastis, Antonio Maroscotto, Giovanni Boldu und Andern in Italien [1]) das Formen und Schaffen der Medaillen, was bei dem damaligen starken Verkehr mit Süddeutschland den kunstsinnigen und kunstfertigen Meistern jener beiden Städte, wie andere Schöpfungen der bildenden Kunst nicht lange verborgen bleiben konnte. Behem widmete sich frühzeitig der Graveurkunst, und wurde dann Münzmeister des Erzherzogs Sigismund. Als solcher brach er die Bahn zur schönern Gravirung, und wenn er auch als Künstler noch nicht vollendet dastand und selbst manche Mängel fühlte, so verdient er dennoch bleibende Anerkennung. Er gab das Prototyp für die deutsche größere Münze [2]).

Als Tirol an den römischen König Maximilian kam, nahm ihn dieser zum ordentlichen Münzmeister von Oesterreich und Tirol auf. Behem blieb beständig an der Münzstätte zu Hall, wo er am 2. September 1507 starb und ein sehr schönes Grabmal aus schwarzem Marmor hat, das den Oelberg vorstellt. Aus seiner Schule ging sein gleichnamiger Sohn hervor, den K. Maximilian 1511 zum obersten Münzmeister in Oesterreich und Tirol ernannte. In demselben Jahre erwirkte er die Zuschreibung in die tirolische Adelsmatrikel. Schon im J. 1516 gründete er mit seinem Bruder Johann die St. Veitskapelle auf dem Gottesacker zu Hall, der im October 1524 in einem Gedenkbuch

---

1) Bolzenthal's Skizzen zur Kunstgeschichte der modernen Medaillen-Arbeit (1429—1840). Berlin 1840, S. 86 ff. Leider blieb Bernhard Beheim ganz unerwähnt.

2) Des Erzherzogs Sigmund Vetter, Maximilian I. ließ bald darauf ähnliche Thaler ohne Angabe des Jahres schlagen; jedoch nicht vor 1486, indem er auf der Vorderseite den Titel ROMANOR. REX. führt, den er nicht vor seiner Wahl am 16. Febr. 1486 annehmen konnte. Dessen erster Thaler mit der Jahreszahl ist von 1487, dann von 1495 mit zwanzig Wapenschildchen auf der Rückseite, vergl. von Schultheß Thaler-Kabinett, Bd. I. Nro. 1—8 Die sächsischen Klappmützen-Thaler der Herzoge Friedrich und Albert fallen zwischen die Jahre 1486 u 1500, vgl. Madai I. Nro. 483 und Köhler's histor. Münzbelust. Vorrede §. 19 Von Bern kennt man Thaler von 1493 und 1494, vom Bischofe zu Sitten, Nikolaus Schiener, einen sehr schönen Thaler vom J 1498, der auf der Kehrseite sechzehn Wapenschildchen hat. (Vergl. v. Schultheß Bd II, Nro. 4752 und Madai Nro. 892); der Meßthaler seines Neffen und Nachfolgers Matthäus Schiener ist vom J. 1501. Der erste Thaler des münzreichen Nachbarn von Tirol, des salzburgischen Kirchenfürsten Leonhard von Keutschach, ist vom J 1504. — In Sam. Reyheri dissert. de tribus argenteis numis iisque Uncialibus antiquissimis. Kiliae 1696, 4to, sind schlecht abgebildet und beschrieben. a) Thaler vom Erzherzoge Sigmund, S. 21; b) der sächsische Klappenmützen-Thaler, S. 25, und c) der Schlicken- oder St. Joachimsthaler Thaler vom J. 1526, S. 36. — So folgten allmälig geistliche und weltliche Münzherren.

als Münzmeister gemeinschaftlich mit Thoma Beham erscheint, welchen wir nach v. Bucholtz's Geschichte K. Ferdinand's I., Bd. IV, 521, im J. 1530 und den folgenden als Münzmeister zu Wien kennen. Vom 28. März 1525 aber findet sich »ein Paßbrief für Bernhardt Behaim, der genädigen Frawen der kunigien von Hungern (Erzherzogin Maria [1]) Camergrafen auf Haußrat, so er gen Ofen zu fürn willens.« Im Jahre 1529 folgte ihm in dieser Würde Johann Dubrawitzky, im J. 1536 lesen wir wieder unsern Bernhard in voriger Eigenschaft; im folgenden Jahre Peter Matthäus von Gin, wahrscheinlich vom Geschlechte des oben S. 18 erwähnten Wolfgang von Gynn, Schmelzherrn zu Schwaz. Beham zog sich darauf nach Oesterreich zurück und starb 1547 auf seiner Herrschaft Langenfeld bei Langenlois im Viertel ob dem Manhartsberge [2]). Unbestreitbar ist sein Einfluß auf die schönern und bessern Münzen in Ungarn vom J. 1525 an. Man vergleiche die Münzen und Medaillen dieses und des Jahres 1526 mit den früheren desselben Königs. Sein Name erscheint auf einem schönen Schauthaler vom J. 1525; unten: * KREMNICZ * BERNHART * BECHEM * S. Monn. en arg. pag. 103 und Catal. Imper. p. 150; dann Madai Nro. 314 und von Schultheß-Rechberg I. Nro. 2366. Jene prachtvolle Medaille auf K. Ludwig's II. Tod bei Mohacz am 29. August 1526 in Gold, Silber und Bronce, wie auch jener schöne Schauthaler oder vielmehr jene thalerförmige Huldigungs-Medaille [3]) vom J. 1528 dürften durch sein Wissen und Einwirken entstanden seyn.

---

1) König Ludwig II. hatte seiner Gemahlin Maria, Erzherzogin von Oesterreich, dd. Ofen 2. Februar 1522 die ungarischen Bergstädte als Mitgift verschrieben.

2) Ohne Zweifel gehört der am 10. März 1613 in die tirolische Adelsmatrikel eingeschriebene Wilhelm von Beham zu Behamsthurm dem nämlichen Geschlechte an, das aber seit 1663 die tirolischen Landtage nicht mehr besuchte. Wißgrill in seinem Schauplatze des niederösterr. Adels I. 336, theilt unsern Bernhard Behaim irrig den österreichischen Behaimb zu Heggenberg und Prinzendorf zu.

3) FERDINAND : o D : G. HVNG. BOEM. DAL CROA. ZC REG : i INF anti * Um K. Ferdinand, der gekrönt und sceptertragend zu Pferde — dessen Brust der österreichische Bindenschild schmückt — das Haupt rechts wendend sitzt, gruppiren sich rechts und links Männer in demüthiger huldigender Stellung, von denen einer rechts die böhmisch-ungarische und einer links die österreichische Fahne trägt, außerdem kniet zu jeder Seite ein Männerpaar mit empor gehobenen Händen, und vor diesen gewahrt man zu des Pferdes Füßen zwei Hunde, als Symbol der Treue. Rev HISP. aniarum ARCHID. uei AVST. riae DVC. i BVRG. undiae ZC. COMIT i TIROLIS * Das quadrirte ungarisch-böhmische Wapen mit einem Mittelschilde von acht Wapen und dem Herzschildchen von Tirol; oben: 1.5.2.8. Der Hauptinhalt ist meines Erachtens: Die Männer mit den Fahnen und Wapen von Ungarn, Böhmen und Oesterreich sammeln sich um Schutz flehend und Treue gelobend — huldigend — um den Fürsten des Stammlandes Oesterreich, der durch Erbrecht und Verträge Herr dieser Lande geworden war. In Hinsicht auf Ungarn ward nach des Gegenkönigs Zapolya Niederlage am 8. März 1528 bei Szinye unweit Kaschau, der nun zu seinem Schwager K. Sigmund I. nach Polen floh, baldiger Friede gehofft! Dieses Stück, das sich die Ungarn und Böhmen bis auf Adauct Voigt zu eignen, welcher es im III. Bde, 162 S. seiner Beschreibung böhmischer Münzen wegen des Herzschildchens Tirol zutheilt, scheint mir nicht auf K. Ferdinand's Befehl gemacht zu seyn, indem der bescheidene Fürst sich selbst nicht so darstellen lassen konnte. Der Dativ der Inschrift verräth eine Dedication und stämpelt das Monument zu einer Geschichts- oder allegorischen Medaille, an der unser Beheim, der im J. 1528 noch in Diensten der Königin-Witwe von Ungarn stand, Antheil genommen haben dürfte, daher mit Vorliebe der Tiroler Adler im Herzschilde, wenn auch die Medaille, welche die Vereinigung der er-

Cinquecentisten-Kaméen des k. k. Münz- und Antiken-Kabinetes.

Beschrieben von Joseph Arneth.

Cinquecentisten (Cinque cento, d. h. Mille cinque Cento) pflegt man die Arbeiten der Künstler aus dem Ende des 14ten, dann des 15ten, 16ten und selbst dem Beginne des 17ten Jahrhunderts zu nennen; es sind dieß die wundervollen Kunstprodukte, deren Mittelpunkt die Zeiten der Kaiser Karl V. und Ferdinand I., der Könige Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England, des Papstes Leo X. und des Herzogs von Toscana, Lorenzo Medicis bilden. Diese Zeiten sind in ihrem Enthusiasmus für die Künste in der Weltgeschichte nur dem 6ten, 5ten, 4ten, 3ten Jahrhunderte vor Christi Geburt vergleichbar, deren Mittelpunkt wieder nur Perikles, Alexander der Große. und seine Nachfolger in Griechenland, Syrien, Aegypten und der nordafrikanischen Küste, bloß mit dem Unterschiede bilden daß diese der Vorgenannten das Große, Naturfrische. Erhabene und Feine zwanzig Jahrhunderte früher auf eine Weise vorgezeigt haben, daß sie fast die Hoffnung benahmen, es ihnen je gleich thun zu können.

Die meisten Cinquecentisten im k. k. Münz- und Antiken-Kabinete, und besonders deren Fassungen sind gewiß von der Künstlerschaar entstanden, die Kaiser Rudolph II. um sich versammelte; wer die bestimmt von diesem Fürsten herrührenden Kunstwerke, z. B. die Hauskrone, das Scepter mit dem Monogramme seines Bruders Matthias, in der k. k. Schatzkammer, mit den Fassungen der meisten Steine vergleicht, dürfte eine Bestätigung dieser Vermuthung finden.

Es wird sich jedem aufmerksamen Leser der folgenden Beschreibung die Bemerkung aufdringen, daß auch in den geschnittenen Steinen der Einfluß des Wiederauflebens der klassischen Literatur und Kunst zu erkennen, und zwar im nicht minderen Grade, als bei den Dichtern und sonstigen Künstlern dieser Periode; denn wie Dante, Tasso, Ariost, Boccaccio, wie Raphael, Michael Angelo und besonders deren Nachfolger christliche und heidnische Vorstellungen unter einander mischten, aus der heidnischen Profan-Geschichte mehr darstellten als aus der christlichen, ein solches und zwar ein noch größeres Verhältniß zeigt sich bei den im Folgenden beschriebenen 117 Steinen, von denen 79 der Mythologie und heidnischen Profan-Geschichte entlehnt sind, 13 aber christliche Ideen und die übrigen 25 sowohl Porträte aus der christlichen Zeit wie vermischte Gegenstände, die jedem Cultus angehören könnten, vorstellen.

Nun sind die Cinque-cento-Kaméen im fünften Zimmer des k. k. Münz- und Antiken-Kabinetes, neben dem Salzfasse des Benvenuto Cellini, neben den antiken Gold- und Silber-Gefäßen und neben den prachtvollen antiken Kaméen in zwei Kästen aufgestellt, und drücken auf eine anschauliche Weise den Geist und die Kräfte ihrer Zeit aus, wie diese größtentheils unübertreffliche Zeugen griechischer und römischer Kunst, ihrer Macht, Vortrefflichkeit und Pracht sind, so daß also dieses Zimmer Monumente vom fünften Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung bis auf diesen Tag enthält, welche auf dem kostbarsten Materiale so viele Jahrhunderte charakterisiren.

I. Kasten.

1. Die durch's rothe Meer gezogenen Israeliten frohlocken über den Untergang des Pharaonischen Heeres. — Die Israeliten sind in drei

Abtheilungen über einander, meistens nackt; Moses und mehrere andere sind bekleidet. Goldene Fassung mit einer Perle. — 1", 8½''' hoch, 2" 3½''' breit; Muschel.

2. Zwei Tritonen, ein jeder hält eine Nymphe; der zweite noch in der rechten Hand eine Leier; rückwärts ein Wasserfall, Figuren und eine Bergfestung. — G. F. schwarz und weiß emaillirt. — 1", 3¼''' hoch, 1", 7¼''' breit; Chalcedon.

3. Zwei gegen einander stehende Brustbilder eines Jünglings und eines Mädchens. — G. F. — 1", 2" hoch, 1", 6¾''' breit; Onyx.

4. Triumph des Bacchus, der, in der linken Hand das Füllhorn, in einem von zwei Ochsen gezogenen Wagen fährt. Das Bild ist in zwei Abtheilungen getheilt; in der Mitte der obern ein Tempel auf einer Terrasse von vielen Säulen. — G. verg. F. — 1", 2''' hoch, 1", 2''' breit; Muschel.

5. Jupiter in den Wolken von Göttern umgeben, aus denen Apollo und Diana herabschweben, und die Kinder der Niobe mit Pfeilen erlegen. — G. verg. F. — 1", ¼''' hoch; 1", 7¾''' breit; Muschel.

6. Diana und die Nymphen im Bade. — G. verg. F. —", 10''' hoch, 1", ¼''' breit; Muschel.

7. Brustbild, angeblich Kaisers Karl V.?, seiner Gemahlinn Isabella? und deren Sohnes Philipp? Das Brustbild des Kaisers ist mit einem Helme bedeckt, auf dessen Schirm eine Maske angebracht, an der Seite drei Kornähren; die Brust ist mit dem goldenen Vließe geschmückt, vom Haupte des Kaisers wallt ein sehr langer Federschmuck herab; Philipp's Kopf ist mit einem Helme bedeckt, auf dessen Schirme eine Maske mit einer Krone angebracht ist. Gestochen: Herrgott M. A. D. A. Pinacotheca. Frib. Brisg. 1760. Tab. LI. 3. jedoch nicht mehr in der alten Fassung. Vom Cardinal Alexander Albani Kaiser Carl VI. verehrt. Herrgott l. c. p. 194. — Mit Carl V. kann ich jedoch durchaus keine Aehnlichkeit finden, eher noch mit Philipp III., wie dieser auf den Münzen von Mailand vorgestellt ist; auf deren Rückseite der h. Ambrosius zu Pferde so geistvoll erscheint. — PHILIPPVS III. REX. HISPANI 1614. Rev. DE CAELO FORTITVDO.*) Der Spanisch-Habsburgische Zug jedoch im Carl V. und Philipp II., das hervorragende Kinn tritt hier auffallend zurück. — 2", ¾''' hoch; 1", 6''' breit; Lager-Chalcedon.

8. Mars und Venus, über die Vulcan das Netz zusammenzieht; im Olymp Jupiter; es erscheint Helios, unten Neptun. — G. u. verg. F. — —, 9½''' hoch; 1", 1¾''' breit; Muschel.

9. Das Urtheil des Paris, Jupiter sieht vom Olymp herab zu, von Göttern umgeben. — G. und verg. F. — 1", ½''' hoch; 1", 7''' breit; Muschel.

10 Ein Gastmahl von Satyren, Faunen. — G. und verg. F. — 1", 1/12''' hoch, 1", 9½''' breit; Muschel.

11. Horatius Cocles zu Pferde vertheidigt gegen zwei zu Fuße andringende Feinde die Brücke, welche hinter ihm ein Mann mit einer Axt abzuhauen im Begriffe ist. — G. F. mit 16 Diamanten und 9 Rubinen. — —, 11¼''' hoch; 1", 1½''' breit; Chalcedon.

12. Proserpina fährt auf einem mit zwei Drachen bespannten Wagen in die Unterwelt; vor ihr ist tiefer Charon, der Cerberus, Ixion

*) Herrgott. Monumenta A. D. A. Numotheca. XL. 13. Original im k. k. Münz- und Antiken-Kabinete.

u. s. f. sichtbar. — G. und verg. F. — 1'', $5\frac{1}{2}$''' hoch; 2'', $1\frac{3}{4}$''' breit; Heliotrop.

13. Schlacht der Israeliten von vielen Figuren; oben strecket knieend Moses seine Wunderruthe aus. — G. F. H. S. R, im Monogramme — 1'', $10\frac{1}{4}$''' hoch; 2'', $5\frac{1}{2}$''' breit; Muschel.

14. Leda mit dem Schwane. Sehr schöne goldemaillirte Fassung mit einer Perle; rückwärts sehr schönes Email von Vögeln, Schmetterlingen, Blumen; die Fassung erinnert sehr an jene der Hauskrone in der k. k. Schatzkammer. — 1'', 4''' hoch; $10\frac{1}{4}$''' breit; Chalcedon Achat.

15. Jupiter in einem Walde mit dem Adler auf der Erde sitzend, neben ihm Jo als Kuh; über beiden hält Juno im Pfauenwagen. (Vergleiche mit dieser Darstellung die vortreffliche Abhandlung Panofka's: »Panoptes.« Berlin 1838.) Sehr schöne goldemaillirte Fassung mit einer Perle. 2'', $\frac{1}{2}$''' breit; Chalcedon.

16. Unbekannter belorbeerter Kopf — G. F. mit 21 Diamanten und 9 Smaragden. — —, 2''' hoch, 8''' breit; Hyacinth.

17. Vorwärts gewendetes Brustbild eines Mohren. — G. F. 1'', $1\frac{3}{4}$''' hoch; 1'', $\frac{1}{2}$''' breit; Onyx.

18. Belorbeertes Brustbild, welches dem Vespasian ähnlich sieht. — G. F. — 1'', 2''' hoch; $11\frac{1}{2}$''' breit; Onyx.

19. Brustbild eines Mädchens mit Diadem, mit der rechten Hand die wallenden Haare anfassend. — G. F. mit 23 Diamanten und 14 Smaragden. — $10\frac{1}{2}$''' hoch, $6\frac{1}{4}$''' breit; Chalcedon.

20. Jason ganz bewaffnet, bezaubert mit einem Tranke den Drachen. An dem Baume hängt das Vließ; hinter Jason stehen zwei angespannte Ochsen, ferner ein Tempel, an dessen Fuße schlafende Männer, das Schiff Argo; im Abschnitte M. (Misuroni?) *) schwarz emaillirt. — G. F. — 2'', $2\frac{1}{4}$''' hoch, 2'', 4''' breit; Achat.

21. Verschleiertes Brustbild der Mutter Gottes, die rechte Hand auf die Brust legend. Sehr schön emaill. G. F. rückwärts emaill. Vögel, Schmetterlinge. — 1'', $7\frac{3}{4}$''' hoch, $11\frac{1}{2}$''' breit; Achat.

22. Ariadne in einer bergigen Gegend auf einem von zwei Löwen gezogenen Wagen, voran schreitet ein Genius mit einer Weintraube, neben gehen ein Satyr, ein Bacchant, eine Bacchantin, von einer zweiten ist nur der Kopf sichtbar, oben schwebt Amor. — G. emaill. schwarze F. — 1'', $1\frac{1}{2}$''' hoch, 2'' breit; Chalcedon.

23. Der Erzengel Michael herabschwebend tritt mit den Füßen den bösen Dämon; in der erhobenen rechten Hand hält er ein Schwert; auf

---

*) Außer den Kunstwerken der Mailänder Ambrosius und Stephanus Carrioni, den Florentinern Alessandro und Antonio Abbondio, lieferte besonders die Mailändische Künstler-Familie Misuroni viele Steinschneider, unter denen am Hofe Kaiser Rudolphs II., Octavius, Dionysius — der in den Freiherrnstand erhoben wurde, — Ferdinandus, Eusebius, Alexander, Ambrosius und Caspar arbeiteten (Riggers Archiv, Thl 2, S. 250; Sandrart Teutsche Akademie, Nürnberg 1675, Fol. 1, S. 345: Dobrowsky, böhmische Literatur, Bd. 1, St. 2, S. 222, 232; Schaller Beschreibung der Stadt Prag, I. 459), sonst ist noch Hieronymus bekannt. (Vasari, II, 407.) Für Rudolph II. hatten noch Kunstsachen zu verfertigen: Zacharias Belzern, Boëtius de Boot, Costraci Giovanni, Lehmann Casper, Humberger Johann, Schwaiger Christoph, Schwanhard Heinrich, Spiller, Paulus von Vianen u. s. f. insbesondere war sein Hofbildhauer Hadrian Fries von Leyden ausgezeichnet, wovon das k. k. Münz- und Antiken-Kabinet noch zwei vortreffliche Büsten in Lebensgröße Kaiser Karls V. und Rudolph's II. v. J. 1603 bewahrt.

der Rückseite ist eingegraben: MICHAEL (QVIS SICVT) DEVS in hebräischer Sprache Jehova zwischen zwei Pentagonen SVPER. ASPIDEM (ET BASILISCVM) AMBVLABIS. ET CONCVLCABIS LEONEM. ET DRACONEM. in hebräischer Sprache Adonai. — Sehr schöne g. und emaill. F. — 1″, 6¾‴ hoch, 1″, 3¼‴ breit; Onyx.

24. Latona am Fuße eines feuerspeienden Berges, die Hände bittend zu einem Bauer erhebend; einige Bauern sind in Frösche verwandelt, rückwärts Latona mit den Zwillingen auf den Armen, neben ihr Juno im mit Chimären bespannten Wagen (im Abschnitte A. M. F.) (Ambros oder Alexand. Misuroni?) — Schöne g. emaill. F. mit 4 Diamanten. — 10¾‴ hoch, 1″, 3‴ breit; Chalcedon.

25. Mars und Venus sitzend, neben ihnen Amor auf einem Helme stehend. — G. emaill. F. mit 4 Rubinen, rückwärts schöne Emails. — 1″, 8‴ hoch, 1″, 4‴ breit, Chalcedon.

26. Das Christuskind in der Krippe, das die Hirten anzubeten kommen, innerhalb eines Tempels. — Noch ungefaßt. — 3″, 5‴ hoch, 2″ 4½‴ breit; Onyx.

27. Die Arche Noah's, in welche die Thiere hineingehen, oben Gott Vater, welchen Noah und seine Frau anbeten, über ihnen der Regenbogen und die Sonne. — G emaill. F. — 1″, 2″ hoch, 1″, 5‴ breit; Achat.

28. Die Arche Noah's, aus welcher die Thiere herausgehen, oben Gott Vater; rückwärts vertieft der englische Gruß AVE GRATIA PLENA. — Sehr schöne gold. emaill. F. Auf der Vorseite Masken, auf der Rückseite Thiere aller Art. — 1″, 5¼ hoch, 1″, 6¼‴ breit; Achat.

29. Weibliches Brustbild mit Kornähren? in den Haaren, aus verschiedenen harten Steinen zusammengesetzt (Commesso). Schöne gold. emaill. F. — 2″, 2¾ hoch, 1″, 7½‴ breit.

30. Pluto raubt die Proserpina auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen; vor ihm öffnen sich die Pforten der Unterwelt. — Schöne g. emaill. F. mit 2 Diamanten, 2 Rubinen. — 1″, 2½‴ hoch, 1″, 7″ breit; Chalcedon Achat.

31. Brustbild der schwermuthsvollen Mutter Gottes. — Schöne gold. emaill. F. — 1″, 3½‴ hoch, 10‴ breit; Achat.

32. Diana nackt leitet auf Wolken einen von zwei Hunden gezogenen Wagen, in welchem Bellona? sitzt; drei Figuren mit Hörnern umstehen den Wagen, unten in dem Meere ist ein Triton und ein Delphin. — Vorwärts G. und schwarze F. von Email, rückwärts Email mit Thieren. — 1″, 1½‴ hoch, 1″, 4‴ breit; Chalcedon.

33. Das Christuskind in der Krippe, innerhalb eines Tempels, welches die Mutter Gottes anbetet, rückwärts kömmt der h. Joseph. Schöne g. emaill. F. — 1″. 6¼‴ hoch, 1″ 2½‴ breit; Onyx.

34. Brustbild der Minerva mit der Aegis. — G. verg. F. — 1″, 11½‴ hoch, 1″, 5½‴ breit; Onyx.

35. Kopf des Galba, in der Fassung die Köpfe des Titus und Domitian. — G. emaill. F. mit zwei Onyxen. — 1″. 8¾‴ hoch, 1″, 3½‴ breit; Onyx.

36. Curtius stürzt sich in den Flammenschlund. — G. emaill. F. mit 1 Diam. 10 Rub. 3 Blumen von Achat. — 10‴ h. 11¾‴ br. Chalc.

37. Köpfe des Herkules und der Omphale, — G. emaill. F. mit Perle. — Zirkelrund, 1″, 1½‴ Durchmesser; Onyx.

38. Urtheil des Paris. Venus wird von einem auf Wolken schwebenden

Amor bekränzt. — Sehr erhobene Arbeit mit fast freistehenden Figuren. S. verg. F. — 2″, 8¾‴ hoch, 2″, 6‴ breit; Achat.

39. Salomon's Urtheil. Ein aus 10 Figuren bestehendes Gemälde, unten eine Schildkröte. — Vorzüglich schöne G. F. mit Emaille und 12 Diam. auch rückwärts emaillirt. — 1″, 7½‴ h. 1″, 8½‴ br. Onyx.

40. Brustbild eines Mädchens, die Haare mit einem Faden zusammen gebunden. S. F. mit 4 Diam. und 4 Rub. — 8½‴ h. 7½‴ br. Chalc.

41. Ein Hahn aufwärts-, und eine Henne abwärts sehend. — 1″ hoch, 1″, 2⅓‴ breit; Achat.

42. Die Mutter Gottes von Strahlen umgeben, vorwärts gewendet stehend, hält mit der linken Hand das Christuskind, in der rechten Hand Blumen, die Füße ruhen auf dem halben Monde. — Goldene, rückwärts weiß emaillirte Fassung mit zwei aus 67 Rubinen bestehenden Rahmen eingefaßt. Vortreffliche alte deutsche Arbeit. — 1″, 4‴ hoch, 11½‴ breit; Onyx.

43. Kopf, dem des Scipio Africanus ähnlich. — 1″, 8¾‴ hoch, 1″, 3‴ breit; Onyx.

44. Brustbild des Johannes Pico, Herzogs von Mirandola, der die linke Hand auf ein Buch legt, mit der rechten auf etwas weiset, unterhalb zwei Füllhörner, worauf rechts und links ein weiblicher Genius, welcher mit der rechten Hand einen Kranz, mit der linken Zweige über das Haupt des Herzogs hält. Zur Inschrift, die aber nicht vorhanden ist, ist der Raum ausgespart. — S. und verg. F. — 1″, 6¼‴ hoch, 1″, 2¾‴ breit: Achat.

45. Belorbeerter Kopf, dem des Nerva ähnlich. — 1″, 6¾‴ hoch, 11½‴ breit; Onyx.

46. Kopf des Laokoon mit einer Schlange, auf der rechten Achsel: der Name des Künstlers GAETTANO TONICCINI. — G. F. — 1″, 3‴ hoch, 10½‴ breit; Gelber Chalcedon.

47. Ein liegender Löwe mit vorwärts gewendetem Kopfe. — G. F. — 1″, 2‴ hoch, 1″, 9‴ breit; sehr schönes Katzenauge.

48. Brustbild der Pomona mit einem Füllhorne. — G. F. — 1″, 1‴ hoch, 11¼″, breit; Chalcedon.

49. Brustbild der Minerva mit Harnisch? Aegis? Die Nase ist beschädigt. — G. F. — 1″. 3½‴ hoch, 10¾‴ breit; Onyx.

50. Belorbeertes Brustbild, dem des Domitian ähnlich. — G. F. — 1″, 7‴ hoch, 1″, 2¾‴ breit; Onyx.

51. Brustbild des aufwärts sehenden Tiber Flusses, mit Schilf in den Haaren. — PISTRVCCI; ich halte diesen Künstler für den ersten jetzt lebenden — im Stein- und Stahlschnitte. — 1″, 10½‴ h. 1″, 5‴ br. Onyx.

52. Büste, jener des Julius Cäsar ähnlich. — G. weiß und schwarz emaill. F. — 1″, 10‴ hoch, 1″ 2¼‴ breit; Onyx.

Die nun im I. Kasten folgenden Kameen, welche sämmtlich Porträte des a. h. Kaiserhauses vorstellen, sind schon beschrieben im Bde. LXXXIV dieser Jahrbücher. Zu dieser Beschreibung können noch folgende Porträte hinzugefügt werden:

Nach Nro. 67. Brustbild des Erzherzogs Matthias. 1563. HIK. Kamée. Blutjaspis. — 1″ hoch, 9½‴ breit. Goldene, der Lorbeer grün emaillirt, geschmackvolle Fassung.

Nach Nro. 72. Aehnliche Kamée. 1″, 10¾‴ hoch, 1″, 5½‴ breit. Krystall.

Nach Nro. 85. Brustbild Kaisers Leopold I. Kamée. 4″, 4⅓‴ hoch, 2″, 10¾‴ breit. Amethyst. Silb. verg. F.

Nach Nr. 86. Belorbeertes und geharnischtes Brustbild Kaiser Karl VI. von P. C. B. (Philipp Christoph Becker) geschnitten. Intaglio. 11''' hoch, 9''' breit. Carneol.

II. Kasten.

1. Concordia? auf Waffen sitzend, opfert, hält in der rechten Hand das Füllhorn. — Der Name des Künstlers: PONPEVS. FECIT. beigeschrieben. Vielleicht POMPEVS der Sohn des Leo Aretinus, der Medaillen auf Don Carlos schnitt. cf. Herrgott. Numoth. Tab. XXXVII n. 1. 2. Cicognara, Storia della Scultura II. Tav. LXXXVI n. III. p. 410. Im k. k. Münz-Kabinete sind vom Pompejus, einem von Vasari. III. p. 434. 435 sehr gerühmten Künstler nächst dem Medaillon auf Don Carlos, noch welche auf Ferdinand Gastaldo, Hercules II. v. Este vorhanden. Ungleich schöner sind die seines Vaters des Leon Leoni von Arezzo — sowohl auf Hippolyta Gonzaga als auf Kaiser Carl V. Auf der Rückseite dieses prächtigen Medaillons ist Jupiter, die Giganten vernichtend. »Discite justitiam moniti.« Die Worte Vasari's l. c. p. 432, lassen sich aber nicht genau auf unsere Medaille anwenden, da er sagt: »fece un conio grande per stampare medaglia di sua Maestà con il rovescio di giganti fulminati da Giove.« Die Medaille ist nicht ein Produkt des Stämpels, sondern der Ciselirung. Hat aber Leo wirklich einen Stämpel geschnitten, und wäre dieser vielleicht noch in Spanien vorhanden, wie wünschenswerth wäre es, dieß zu wissen, um Abprägungen erhalten zu können. Für die schöne Statue Carl's in Madrid, die eben genannte Medaille, erhielt Leo vom Kaiser 150 Ducaten jährlich, ein sehr schönes Haus zu Mailand in der Straße de' Maroni, für sich und seine Familie den Adel.

   Von Silber und Gold zusammengesetzt, erhoben gearbeitet, und in Chalcedon eingelassen. Zirkelrund, 1'', 7½''' im Durchmesser.
2. Gefecht zu Fuß und zu Pferd; im Hintergrunde eine Stadt, in welche Reiter einreiten. — G. F. — 1'' hoch, 1'', 4½''' breit; Schale.
3. Lucretia ersticht sich. Kniestück, mit sehr schöner goldener emaill. F. — 11⅓''' hoch, 1'', 4½''' breit; Achat.
4. SIPIO(sic)Scipio, dem vier römische Soldaten die Braut des Allucius zuführen, zu deren Füßen ein Lamm. — G. emaill. F. — 1'', ½''' hoch, 1'', 5''' breit; Chalcedon
5. LE SACRIFISE BVSIRE. (sic) Hercules innerhalb eines Tempels, in der rechten Hand die Keule, mit der linken auf den erschlagenen Busiris deutend. — Gold emaill. F. mit 4 Diamanten und 4 Rubinen. — 1'', 10½''' hoch, 1'', 10½''' br., Muschel, runde Form.
6. Gruppe des Laokoon mit seinen Söhnen. Copie des berühmten Marmorwerkes — G. F. — 1'', 3¼''' hoch, 1'', 7½''' breit; Schale.
7. Der Kopf des heil. Augustinus, zwischen zwei bärtigen Köpfen, unten ein brennendes Herz. Auf silb. vergold. F. aufgeschraubt. Email mit 14 Diamanten, 12 Smaragden, 12 Perlen. Schöne an Byzantiner erinnernde Arbeit.

   Der Kopf des heil. Augustin 1'', 2''' hoch, — 11''' in der größten Breite. Der bärtige Kopf links 1'', ½''' hoch, — 7''' in der größten Breite. Der bärtige Kopf rechts 1'', 2⅓''' hoch, — 6¾''' in der größten Breite. Das brennende Herz sammt der Flamme 10¾''' hoch, 7''' breit. Hyacinth.
8. Weibliches verschleiertes Brustbild, vielleicht Artemisia? Rückseite:

Der Kopf des Antinous erhoben in Gold gearbeitet. G. F. — 1″, 7 1/3″ hoch, 1″, 3 1/4‴ breit; Onyx.

9. Jupiter im Olympe thronend, in der rechten Hand den Scepter, in der linken den Blitz, seine Füße auf den Adler gestützt neben dem Amor, umgeben von eilf Gottheiten, über ihn wölbt sich der Zodiacus, unten ist die Erde. Gold emaill. F. mit 10 Rubinen, einer Perle. — 1″, 9 3/4‴ hoch, 2″, 1/2‴ breit: Onyx.

10. Zwei im Triumphe einziehende Feldherren, deren Soldaten zu Fuß und zu Pferd vorangehen, ihnen entgegen kommen zwei Männer ohne Waffen. G. F. (Vom nämlichen unbekannten Künstler, wie Nro. 2 und 4.) — 1″, 2‴ hoch, 1″, 4 1/2‴ breit; Chalcedon.

11. Pomona vorwärts gewendet stehend, die rechte Hand auf Weinranken, die linke auf ein Füllhorn gestützt. G. und emaill. F. — 1″, 7‴ hoch, 1″, 2 1/2‴ breit; Chalcedon.

12. Brustbild der Cleopatra mit der Schlange. G. F. — 1″, 4‴ hoch, — 11 1/2‴ breit. Sehr schöner Hyacinth.

13. 4 Brustbilder, etwa Heinrich II. König von Frankreich, und seine 3 Söhne, Carl IX., Heinrich III. und Franz. Goldene mit grün emaill. Lorbeer und Eichenkranze umgebene Fassung. — 1″, 3‴ hoch, 1″, 1/4‴ breit; Achat.

14. Brustbild einer Mohrin, vorwärts gewendet. Ganz erhobene Arbeit. G. emaill. Fassung mit 2 Diamanten und 2 Rubinen. 1″, 5‴ hoch, 1″, 1/2‴ breit; Achat.

15. Weibliches verschleiertes Brustbild. G. emaill. F. mit 2 Diamanten und 2 Rubinen. — 11 3/4‴ hoch, — 8 1/4‴ breit; Achat.

16. Brustbild der Mutter Gottes mit Strahlen umgeben, verschleiert und mit dem Christuskinde, unten der Halbmond. Altdeutsche Arbeit von Engelhart? [1]) vielleicht Albrecht Dürer? G. emaill. Faß. — 2″, 1‴ hoch, 1″, 6 1/2‴ breit; Onyx.

17. Triumph der Ariadne, in einem mit 2 Pferden bespannten Wagen, oben schwebt Amor, im Begriffe Ariadne zu krönen. G. emaill. Fass. mit 8 Rubinen. — 10 3/4‴ hoch, 1″, 2‴ breit; Chalcedon.

18. Das Christuskind innerhalb der Ruinen eines Tempels in der Krippe, welches Maria und Joseph anbeten. Altdeutsche Arbeit; die Auffassung, wie die Bilder van Eyk's und Schorell's. G. emaill. F. — 2″, 1‴ hoch, 1″, 5‴ breit; Onyx.

19 CVRCIO ROMANO S. P. Q. R. Curtius stürzt sich in den Flammenschlund, umgeben von vielen Personen zu Fuß und zu Pferde. Unten: F. TORTOR. F. [2]). Gold emaill. Fassung mit 4 Diamanten und 4 Rubinen, einer Perle. R. DVLCE DECVS PRO PATRIA MORI. — 11 1/2‴ hoch, 1″, 3 1/4‴ breit; Chalcedon.

20. Atalanta im Begriffe mit der erhobenen rechten Hand einen Apfel zu werfen, hält in der linken einen andern Apfel, worauf ein Amor? geschnitten. Aeußerst merkwürdige Benützung der Lagen des Steines. Schwarz und G. emaill. F. — 2″, 6 1/2‴ hoch, 1″, 9 1/2‴ br. Achat.

21. Hippomenes und Atalanta im Tempel der Cybele. Außerhalb desselben sind sie schon als Löwen (Theocrit III. 40). Sehr schöne

---

1) Sandrart, teutsche Akademie, I. 345.

2) Tortorino Franciscus aus der Mailänder Schule, welche im 16. Jahrhunderte noch die berühmten Meister Julian Taverna, Annibal Fontana, Philipp S. Croce, Pipo zugenannt, dann Dordoni, die Brüder Borzagna, Math. Benedetti, M. A. Moretti und Flaminius Natalis zu ihren Mitgliedern zählte.

Gold und emaill. Fassung mit Perle. — 1″, ⅓‴ hoch, 1″, 1‴ breit; Jaspis.

22. Brustbild mit rückwärts wallendem Schleier der Königin von England Elisabeth. Vielleicht von Coldoré? Mir scheint diese Arbeit schöner als jene der gleichen Königin in St. Petersburg. (S. Description des pierres gravées du Cabinet d' Orleans. II. planche, 74. p. 193. Mariette, Traité des pierres gravées, p. 135. Unser Stein ist größer.) Beide erwähnen des Dekretes der Königin vom J. 1568 von Niemand abgebildet zu werden, als bis nicht ein Prototyp des Porträts der Königin erschienen wäre, nach welchem sich alle Künstler richten müssen. Auf der Schale im Kasten II ist noch ein Nicolo mit dem Porträte der Königinn Elisabeth, welches ganz nach dem oben angeführten gehalten, nur viel kleiner ist. Auf den Münzen des k. k Kabinetes ist Elisabeth immer mit der Krone auf dem Haupte vorgestellt; bei vielen im Felde die Rose, welche auf unserem großen Steine über der l. Brust angebracht ist. Gold emaill. F. mit 8 Diam. — 2″, 6¼‴ hoch, 1″, 10¼‴ br.; sehr schöner Onyx.

23. Venus auf einem Delphine stehend in Begleitung zweier Tritonen fährt bei der Insel Paphos vorüber, oben zwei Genien des Windes. Gold emaill. Fass. — 10‴ hoch. 1″, ½‴ breit; Chalcedon.

24. Ein weibliches Brustbild, ganz erhoben gearbeitet, mit wallenden Haaren. Sehr schöne Gold emaill Fassung, oben und unten eine Maske. — 1″, 8¼‴ hoch, 1″, 4¼‴ breit; Chalcedon.

25. Entführung der Helena durch Paris; sowohl im Schiffe, als auf dem Lande sind mehre Figuren. Gold emaill. F., welche auch rückwärts den Stein bedeckt mit 4 Rubinen und 4 Perlen. — 10¼‴ hoch, — 11‴ breit; Muschel.

26. Brustbild einer Mohrin, auf der Stirne einen Diamant, im Ohre eine Perle, auf dem linken Arme eine Spange mit 4 Diamanten, vor der Brust einen Köcher mit 2 Diamanten. Sehr schöne goldene emaill. F. mit 8 Diam. — 1″, 7¾‴ hoch. 1″, ¾‴ breit; Onyx.

27. Brustbild einer zurücksehenden und sehr verschleierten Mohrin, sehr erhoben gearbeitet. Schwarz emaill g. F. nielloartig gearbeitet, wie das prächtige Niello in der Galleria Manfrin in Venedig. — 1″, 11‴ hoch, 1″, 1‴ breit; Achat.

28. Die vorwärts gewendete Venus in der rechten Hand einen Pfeil, in der linken einen Bogen, neben ihr Amor. G. emaill. Fassung unten ein Amor. — 10½‴ hoch, — 7½‴ breit; Chalcedon.

29. Leda sitzend mit einem goldenen Halsbande, hält mit der rechten Hand den Schwan, neben ihr steht Amor mit dem goldenen Bogen und Köcher sammt den Pfeilen. Leda's Körper mit dem vorstehenden rechten Fuße ist von Cachalong und bis auf den angesetzten Kopf antik, alles übrige sehr schön vergoldet und emaillirt, mit prächtiger von 4 Diamanten und 4 Rubinen geschmückter Fassung. Das mit Goldstaub bedeckte Kleid der Leda gehört zu den schönsten Arbeiten der Art des Benvenuto Cellini. » Il medaglione d'oro colla Leda ed il cigno feci pel Gonfalionere di Roma Gabriello Cesarini. Cicognara, Storia della Scultura T. II. p. 313. Vita di Benvenuto Cellini c. IV. Obschon der Beweis unmöglich mathematisch herzustellen ist, daß dieses Medaillon ungezweifelt von Benvenuto Cellini herrühre, so scheint doch für jeden, der ähnliche Arbeiten gesehen, aller Zweifel daran zu schwinden. Da dieser vorzügliche Stein nun aber neben dem berühmten Salzfasse steht, so kann sich jeder

Kunstfreund von der Aehnlichkeit beider Werke überzeugen, und auch die Münzen damit vergleichen; Oesterreich kann sich mit Recht rühmen, von diesem berühmten Künstler wenigstens zwei Werke erster Größe (wahrscheinlich sind auch 3 Becher und der Degen Carl V. *) Primisser Ambraser-Sammlung S. 230. n. 4. 231, n. 6 von Cellini) erhalten zu haben, da selbst Frankreich die meisten zu Grunde gehen ließ. Vielleicht geben genauere Nachrichten davon Kunde, und den Trost, daß weniger Werke Cellini's zerstört wurden, als Cicognara (l. c.) befürchtete. — 1", 9¾''' hoch, 2", 1¼''' breit; Cacholong.

30. Vorwärts gewendetes Brustbild eines Mädchens. Sehr geschmackvolle goldene schwarz emaill. mit Waffen aller Art und 4 Diamanten gezierte Fassung. — 1" hoch, 8¼''' breit; Chalcedon.

31. Neptun verfolgt auf einer von vier Seepferden gezogenen Muschel die Amphitrite; dem Neptun rückwärts reitet Amor auf einem Delphin; im Meere spielen Delphine, über den Wolken sitzt Jupiter, bei dem Thetis klagt, rückwärts steht Mercur. Stadt und Landschaft wird von der Sonne beleuchtet. S. verg. F. — 2", 8½''' hoch, 3", 1½''' breit; Achat.

32. Brustbild der Omphale mit der Löwenhaut bedeckt. G. F. — 1", 1''' hoch, — 9''' breit; Chalcedon.

33. Geharnischtes bärtiges Brustbild mit schön verziertem Helm. S. verg. F. — 3", 8½''' hoch, 2", 9½''' breit; Achat.

34. Weibliches Brustbild. G. F. — 1", ¾''' hoch, — 9⅓''' breit; Onyx.

35. Aeneas und Dido in der Unterwelt, neben ihnen der oben von der Sibylle herbeigeführte Virgil sitzend, mit einer Rolle; auf der andern Seite der Cerberus, die Furien, unten Charon und Prometheus; oben Salmoneus?, Ixion, Pirithous, Jo?, Helle, Orpheus, mehrere Ungeheuer. Eine ungemein mühsame Arbeit. Der Künstler scheint am meisten den VI. Gesang der Aeneide, V. 455—460, 585, 595—605 vor Augen gehabt zu haben. Um wie viel großartiger würde diese mühsame Arbeit ausgefallen seyn, wenn, statt diese Verse nach seiner eigenen Einbildungskraft darzustellen, der Künstler sich hätte nach den alten Vasenbildern halten können, von denen eines in München aus der Sammlung Murat's (Millin: Description des tombeaux de Canosa. Paris 1816, Fol. Tab. III.), das andere aus Ruvo in der Sammlung des Großherzogs von Baden (Braun Annali dell'Instituto arch. 1837, p. 219—252, Agg. H. T. Monum Vol. II, T. XLIX. L; Creuzer, Griechische Thongefäße. Heidelberg 1839. S. 124—30), die Unterwelt so ausdrucksvoll darstellen. Dem Dante schwebte offenbar Virgil vor, und dieser dem Maler Orgagna bei dem Bilde in der Kapelle Strozzi, Maria novella zu Florenz (d'Agincourt Peint. pl. CXIX) wie Homer dem Phidias, so schwebte Dante auch dem Künstler des Mosaiks in der Kirche auf der Insel Torcello bei Venedig und dem Maler (angeblich Giotto) des letzten Gerichtes auf der Außenseite der Kirche della Annunziata zu Padua vor (cf. Manin. Saggio sopra alcune figure simboliche. Ateneo di Venezia 1838, 4to, p. 257); aber wie anders verarbeiteten Phidias und Orgagna, wie die Maler der Vasen die Ideen der Dichter, als der Steinschneider die Virgil's. G. emaill. F. — 2", 9''' hoch, 2", 21¼''' breit; vielfärbiger Achat.

---

*) Joseph Arneth, Beschreibung des k. k. Münz- und Antiken-Kabinettes, S. 61, 62, 63.

36. Brustbild des Domitian. — 1″, 4¾‴ hoch, 1″, 1½‴ breit; Onyx.
37. Jupiter als Stier schwimmt mit der geraubten Europa durch's Meer; sie wird von einer oben herabschwebenden Gestalt gekrönt, bis an den Rand des Gestades sind 3 Mädchen gelaufen, im Meere sind 5 Tritonen. Amor reitet auf einem Seepferde voraus. Sehr schöne emaill. und goldene Fassung mit 2 Diamanten und 4 Rubinen, einer Perle. — 1″, 7½‴ hoch, 2″, ¾‴ breit; Chalcedon.
38. Vorwärts gewendetes Brustbild eines Mohren. G. emaill. F. mit 2 Diamanten, 2 Rubinen. — 9½‴ hoch, — 7½‴ breit; Onyx.
39. Weibliches Brustbild im orientalischen Kostume. Sehr schöne gold. und em. F. mit 2 Diam. 2 Rub. Schöne Arbeit. — 1″, 8‴ h., 1″ br. Agath.
40. Aurora (wahrscheinlich Hippolyta Gonzaga in ihrem 17. Jahre, nach Litta geb. 1535, also 1552) vom Pegasus gezogen, hält mit der linken Hand eine Fackel und streut mit der rechten Blumen auf die Erde und Stadt herab. Im Luftraum fliehende Wolken. Ein Hahn steht am Vordertheil des Wagens. Vermuthlich ein Werk des Jac. Trezzo; denn die nämliche Vorstellung ist auf einer Medaille der Hippolyta Gonzaga, Tochter Herzog Ferdinands von Gonzaga zu Guastalla, geschnitten. Van Loon I. 266 und Litta Famiglie celeb. Ital. Gonzaga fasc. XXXIII, Tab. VIII, n 48, 49, 50, wo auch ein schönes Werk des Leo Aretinus (auch im k. k. Kabinete in Silber vorhanden) abgebildet. Dieser Leo Aretino arbeitete die schöne Gruppe auf dem Platze zu Guastalla, welche Ferdinand Gonzaga, den Neid niedertretend, darstellt. Litta l. c. So hatte er eine kolossale Statue Kaiser Carl's V. für Madrid gemacht, von welcher man die Bekleidung wegnehmen kann, so daß wie Vasari (Vite dei Pitt. III. p. 432 ed. Bottari Roma 1760, 4to) sich ausdrückt, wenn der Harnisch weggenommen wird, sie nackt so schön ist, daß Niemand glauben würde, sie sei so gekleidet gewesen, und wenn sie mit dem Harnisch angethan ist, sie sei nackt so vorzüglich. — 1″, 5½‴ hoch, 1″, 7‴ breit; Chalcedon Onyx.
41. Die knieende Cleopatra? oder arcadische Atalanta? (Hygin f. 99, 270) und Meleager, der in der linken Hand einen Bogen hält, rückwärts der Cleopatra Amor und des Meleager 2 Hunde und ein Eberkopf; in den Wolken Venus von 2 Tauben gezogen. Sehr schöne gold. u. emaill. F. mit 8 Diamanten. — 1″, ½‴ hoch, 1″, ¾‴ br. Chalced.
42. Die knieende Latona mit den Zwillingen, oben Juno auf der Chimaera die Latona verfolgend, einige Bauern sind in Frösche verwandelt (Ovid. Metam. VI. 399), in der Mitte steht ein Löwe. G. emaill. Fass. — 1″, 9¾‴ hoch, 2″, 2½‴ breit; Heliotrop.
43. Brustbild mit einer Löwenhaut von Gold bedeckt. G. emaill. F. mit 4 Diam. und 18 Rub. einer Perle. — 11‴ hoch, 9½‴ br.; Chalced.
44. Brustbild des Antoninus Pius. G. emaill F. — 2″, 11¾‴ hoch, 2″, ¾‴ breit; Onyx.
45. Weibliches Brustbild. G. emaill. F mit 8 Diamanten. — 1″, ½‴ hoch, — 9‴ breit; Onyx.
46. Weibliches Brustbild aus verschiedenen harten Steinen zusammengesetzt, hält in der linken Hand einen Federstrauß. Rückwärts sehr schönes Email, in deren Mitte ein Hahn; oben Pfauen, Papageien, Waffen, Storch, Schmetterlinge, Eule, Eidechse, Schlange, Fledermaus. — 3″, 3¼‴ hoch, 2″, 5‴ breit.
47. Kniestück der Venus vorwärts gewendet, neben ihr Amor mit dem Bogen. Sehr schöne gold. u. em. F. — 1″, 2½‴ h. 10½‴ br. Chalc.
48. Brustbild des Herkules auf einer Seite, auf der andern das der Dejanira. G. F. — 3″, 2½‴ hoch, 2″ breit; Jaspachat.

49. Neptun und Pallas, zwischen ihnen der Oelbaum, unten eine Schlange. Sehr schöne gold. emaill. Fass. mit 4 Diamanten und 4 Rubinen. — 1″, 4¹/₄‴ hoch, 1″, ¹/₃‴ breit; Onyx.

50. Die liegende Danae und ihre Amme, welche den Goldregen auffassen, rückwärts der Danae Amor, welcher den Vorhang wegzieht. Sehr erhobene Arbeit. G. verg. Fass. — 1″, 8‴ hoch, 2″, 2¹/₂‴ br. Chalc.

51. Kleine Stierjagd. Vier Männer, zwei zu Pferde, zwei zu Fuße und drei Hunde und ein Stier. Sehr schöne gold emaill. Fassung mit 9 Diamanten. — 10¹/₂‴ hoch, 1″, 1‴ breit; Chalcedon.

52. Orpheus auf der Geige spielend, von vielen horchenden Thieren, als: Elephant, Pferd, Löwe, Strauß, Affe, u. s. f. umgeben. Sehr schöne gold emaill. F. mit 2 Diam. und 2 Rub. — 1″, 2¹/₃‴ h., 1″, 5¹/₂‴ br. Chalcedon Achat.

53. Diana mit sechs Nymphen, drei Hunden, über ihnen der Sonnengott mit vier Pferden. Sehr schöne gold emaill. F. mit 2 Diam. und 2 Rubinen. — 1″, 7¹/₂‴ hoch, 1″, 2‴ breit; Chalcedon Achat.

54. Brustbild, dem jungen Caracalla ähnlich. Blau emaill. Fassung von Gold. — 1″, 2³/₄‴ hoch, — 10¹/₂‴ breit; Chalcedon.

55. Weibliches Brustbild mit einem Diadem im ³/₄ Profil. Sehr schöne emaill. F. mit 2 Diamt. und 2 Rub. — 1″, 4¹/₂‴ hoch; Chalc. Achat.

56. Entführung der Helena durch Paris; oben versuchen Reiter in die Stadt einzudringen, denen sich ein Mann entgegensetzt. G. F. mit 35 Rub. (2 sind ausgefallen) — 1″, 2³/₄‴ hoch, 1″, 7³/₄‴ br. Chalc.

57. AETATES. Fünf Köpfe, die verschiedenen Altersstufen vom Kinde zum Greise vorstellend, drei Köpfe erhoben, zwei vertieft. G. F. — 2″, 4‴ hoch, 1″, 4³/₄‴ breit; Chalcedon.

58. Venus, Juno und Pallas stehend mit ihren Attributen. Sehr schöne gold em. F. mit 4 Diam 4 Rub. — 10¹/₂‴ hoch, — 11³/₄‴ br. Chalc.

59. Der Engel verjagt Adam und Eva aus dem Paradiese. Em. F. — 2″, 3¹/₃‴ hoch, 1″, 10‴ breit; Chalcedon.

60. Urtheil des Paris in Gegenwart des Mercur. Sehr schöne gold emaill. F. mit 4 Rubinen. — 8¹/₂‴ hoch, 1″ breit; Chalcedon.

61. Männliches Brustbild mit spitzem Bart; nicht unähnlich den Köpfen, welche auf den falschen Attila-Münzen mit der Stadt Aquileja vorkommen, jedoch sind auf dem Steine weder die spitzen Ohren, noch die Hörner, wie auf der Münze. G. verg. F. 2″, 4³/₄‴ h., 1″ 7¹/₄‴ br. Onyx.

62. Die kniende Cleopatra? oder arcadische Atalanta? (Hyg. f. 99, 270) und Meleager; jene mit dem Amor, dieser mit 2 Hunden und dem Eberkopfe sammt einem Bogen. Sehr schöne gold. emaill. F. mit 5 Diam. (einer ist ausgefallen), 6 Rub. — 1″, 2¹/₂‴ hoch, 1″, 5¹/₂‴ br. Onyx.

63. Weibliches Brustbild mit Kornähren in den Haaren. ³/₄ Profil. Sehr schöne gold. und emaill. F. mit 2 Diamanten und 2 Rubinen. — 1″, 7¹/₂‴ hoch, 1″, 2³/₄‴ breit; Chalcedon.

64. Hygieia mit halbem Leibe, in der linken Hand eine Schlange. G. F. 1″, 2‴ hoch, — 10″ breit; Chalcedon.

65. Hippomenes läuft der Meta zu, Atalante hebt indessen den ihr von Hippomenes zurückgeworfenen goldenen Apfel auf (Ovid. Metam. X. 560); dann scheinen sie die Meta zu besehen, und dem auf einer Anhöhe stehenden runden Tempel der Cybele, hinter welchem 2 Löwen ruhen, zuzuwandeln. Sehr schöne gold. emaill. Fassung mit 2 Rubinen. — 1″, 1¹/₄‴ hoch, 1″ 6¹/₂‴ breit; Achat.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Hundert vierzehnter Band.

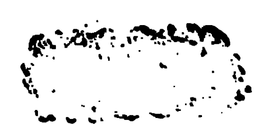
1846.

April. Mai. Juni.

Wien.

Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.





Inhalt des hundert vierzehnten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CXIV.

Jahrbücher der Literatur.

April, Mai, Juni 1846.

Art. I. 1) Université de France. — Académie de Paris. — Faculté des lettres. Thèse pour le doctorat. Études sur l'origine de la langue et des romances espagnoles, par M. E. Rosseeuw Saint-Hilaire. Paris, 1838, in 4°. 33 pag.

2) De primitiva cantilenarum popularium epicarum (vulgo Romances) apud Hispanos forma. Ad professoris ordinarii locum in facultate philosophica universitatis litterariae Berolinensis rite capessendum scripsit V. A. Huber, phil. Dr. et professor publ. ord. Berolini, typis academ. 1844, in 4°. 27 pag.

3) Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion histórico-literaria por D. V. A. Huber, catedrático de literatura moderna en la universidad de Berlin. Marburg, en casa de Bayrhoffer. 1844, gr. 8°. CXLVIII y 355 pag.

4) Romancero castellano, ó Coleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por G. B. Depping. Nueva edicion, con las notas de Don Antonio Alcalá-Galiano. Leipsique, F. A. Brockhaus, 1844. gr. 12°. Tomo I. LXXXIII y 418 pag. Tomo II. IX y 482 pag.

5) Rosa de romances, ó Romances sacados de las »Rosas« de Juan Timoneda, que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros asi antiguos como modernos, y especialmente al publicado por el señor don G. B. Depping; escogidos, ordenados y anotados por Fernando José Wolf. Leipsique, en casa de F. A. Brockhaus. 1846. gr. 12°. XXIV y 110 pag. (bildet auch den dritten Band zu dem vorhergehenden Werke).

Die in ganz Europa wiedererwachte Liebe zur Volkspoesie und die wetteifernde Sorge aller Nationen für Erhaltung und Verbreitung ihrer volksmäßigen Märchen, Sagen und Lieder sind gewiß eine eigenthümliche und bedeutsame Erscheinung unserer, sonst so unromantischen Zeit. Vor ungefähr siebzig Jahren hätte sich ein Akademiker oder Universitätsprofessor noch beleidigt gefunden durch die bloße Zumuthung, auch der Volksliteratur seiner Nation seine gelehrte Thätigkeit zuzuwenden, die er viel würdiger angewandt glaubte auf die Untersuchung über einen altgriechischen Topf oder eine lateinische Partikel; selbst die Gebildeten waren noch so sehr in Vorurtheilen befangen, daß sie Volkspoesie für gleichbedeutend mit Bänkelgesang und pöbelhaften Gassenhauern

— abgesehen von ihrem inneren freilich sehr ungleichen Werthe, auf den wir zurückkommen werden — schon durch die bloße Möglichkeit ihrer Erscheinung ein bedeutendes Factum! —

Aber die Deutschen begnügten sich nicht, das durch den Drang des Augenblickes, die Gewalt der Verhältnisse, die geänderte Richtung des Zeitgeistes und das wiedererwachte Selbstbewußtsein der Völker angeregte und verbreitete Interesse an der Volkspoesie überhaupt auch literarisch auszubeuten; sie begnügten sich nicht, bloß ihre eigene auch wissenschaftlich zu bearbeiten; sie wurden eben dadurch und durch die Universalität, die eine Eigenthümlichkeit ihres Geistes und die welthistorische Aufgabe ihrer vermittelnden Stellung ist, getrieben, ja genöthiget, sich auch mit der Volkspoesie der anderen Nationen zu beschäftigen *).

So hat namentlich um die spanische Volkspoesie auch ein Deutscher, der geniale Herder, durch seine »Stimmen der Völker in Liedern« und besonders durch seinen »Cid« sich das unbestreitbare Verdienst erworben, für sie das Interesse des gebildeten Europa angeregt zu haben, und er hat dies mit so viel Takt gethan, daß, trotz aller Mängel im Einzelnen, der Totaleindruck ein richtiger und bleibender wurde, und daß sein »Cid,« trotz aller späteren in manchem genaueren und vielfach vollständigeren Uebersetzungen, auch für die Deutschen ein Volksbuch im höheren Sinn geworden ist. So haben Deutsche, Jacob Grimm und Depping, zuerst in neuerer Zeit und außerhalb Spaniens Sammlungen von spanischen Romanzen (Romanceros) in der Originalsprache veranstaltet, wovon die des ersteren (Silva de romances viejos. Wien, 1815) schon die Elemente enthält von dem was eine solche Sammlung nach höheren, wissenschaftlich-kritischen Anforderungen leisten soll; die des letzteren durch verständige Anordnung und verhältnißmäßige Vollständigkeit wenigstens dem Bedürfniß der Gebildeten schon in der ersten Ausgabe (1817) genügte, und die — nachdem von einem Theile derselben ein Spanier selbst einen Nachdruck in London (1825) veranstaltet hatte — in der vorliegenden neuen Ausgabe (s. Nro. 4) noch befriedigender diese Aufgabe gelös't hat. So hat endlich — nachdem Bouterwek, die beiden Schlegel, Tieck,

*) Ueber diesen Beruf der Deutschen, die unabweisliche Nothwendigkeit dieser Forderung zu genügen, das verhältnißmäßig Viele, was hier noch zu thun ist, um dieses Studium in den Kreis der Wissenschaft zu erheben, und wie dies nur durch lebhaftern Antheil der Universitäten und thätigere Unterstützung der Regierungen geleistet werden kann und soll, darüber hat ebenfalls Hr. Prof. Huber (a. a. O.) sehr beherzigungswerthe Worte gesprochen.

und Sorge für diese unter allen gebildeten Nationen Europas, und erst nachdem sie das Beispiel gegeben, wetteifern die anderen nun mit ihnen in der Erhaltung und Sammlung dieser eigenthümlichsten Blüthen des Volksgeistes. Nun würde freilich ein Nicolai nur sich lächerlich machen, wenn er über die Sammler von Volksliedern spotten wollte, denen selbst sein ironisch gemeinter »feiner kleiner Almanach« zu gute kam; nun wiegt man alte seltene Sammlungen der Art fast mit Gold auf, während Aldiner und Klassiker-Ausgaben cum notis variorum zu Ladenhütern geworden sind; nun verschmähen es die ersten Dichter nicht mehr, die Sagen ihres Volkes auch volksmäßig zu bearbeiten und haben es kein Hehl, eben weil sie große Dichter sind, die einfach-tiefe Zaubergewalt der ächten Volkspoesie nicht mehr erreichen zu können; nun findet man es eines Walter Scott und eines Uhland ganz würdig, daß, nachdem sie durch Gedichte im Volksgeiste sich unsterblichen Ruhm ersungen, sie die Quellen, in denen sie sich begeistert, auch anderen zugänglicher machen; nun verwendet ohne Scheu ein Kritiker wie Lachmann eben so viele Sorge auf die Lieder von Günther's und Siegfried's Brautfahrt, wie auf die von dem Raube der Helena, und darf es wagen, die schönsten und ächtesten davon der Volkspoesie zu vindiciren; nun macht sich ein Sprach- und Alterthumsforscher im größten Styl wie Jacob Grimm nicht mehr zum Spotte kindischer Pedanten, wenn er für kindlich gebliebene Gemüther die »Kinder- und Hausmärchen« sammelt und mit allem Aufwande seiner Gelehrsamkeit, als wären es milesische, herausgibt und commentirt; nun wird an der »Université de France« selbst, dem einstigen Sitze des Hyper-Klassicismus, der Doktorgrad durch eine Disputation über »Volksromanzen« erlangt (m. s. die unter Nro. 1 angeführte Schrift); nun darf — mirabile dictu — sogar ein »Professor ordinarius« an einer der ersten Universitäten Deutschlands sich erkühnen, als solcher mit einer Abhandlung über »Cantilenas populares« sich einzuführen, wie unser Nro. 2 beweis't*). Diese beiden Abhandlungen sind daher

*) Daß trotz dieses unläugbaren Interesses der Gebildeten und selbst der Fachgelehrten an der Volkspoesie, diese noch vielfach in den Händen des bloßen Dilettantismus ist, und wie viel noch gethan werden muß, besonders von Seiten der Universitäten und Akademien, um das Studium dieses hochwichtigen Gegenstandes der Pflege der Wissenschaft anheimzugeben, hat der verehrungswürdige Verf. eben dieser Abhandlung erst neuerlich wieder eben so klar als eindringlich bewiesen (in seiner trefflichen Anzeige von Depping's Romancero in den »Blätt. f. lit. Unterh.« von 1845, Nro. 320). Möchte sein Mahnen bis zu den Ohren der hochgelehrten Universitäts-Curatoren dringen! —

Volkspoesie ein solches Moment geworden war, man den wichtigsten und das Nationalgefühl am meisten ansprechenden Theil derselben, die Romanzen, nicht bloß mehr der mündlichen Fortpflanzung überließ, sondern auch zu ihren Gunsten recht bald von der neuen Erfindung, das flüchtige Wort durch den Druck zu fixiren und zu vervielfältigen, Gebrauch machte. So wenig man aber dies bezweifeln könnte, auch wenn sich kein einziger Druck davon erhalten hätte, so sehr liegt es ebenfalls schon in der Natur der Sache, daß man anfangs nur einzelne — die gangbarsten, beliebtesten, neuesten — Romanzen abdruckte in fliegenden Blättern (en pliegos sueltos). Es wäre nun wahrlich kein Wunder, wenn von diesen fliegenden Blättern (pliegos impresos al vuelo), die ihren Namen nicht umsonst trugen und im eigentlichen Sinne zerlesen wurden, auch kein einziges der »Unbill der Zeit« und der Begierde der Leser entronnen und auf uns gekommen wäre! —

Und dennoch hat ein günstiger Zufall so viele von diesen Einzeldrucken erhalten, daß sie hinreichten, das Gesagte urkundlich zu beweisen, wenn es dessen bedürfte. Nur als interessante Beispiele wollen wir folgende uns bekannt gewordene Romances en pliegos sueltos aus jener, der Zeit der Sammlungen (Romanceros) vorhergehenden anführen; und zwar:

Romance de Rosa fresca con la glosa de Pinar: y otros muchos romances. 4 Bll. 2 Spalten; in 4°. gothisch, ohne Foliirung und Custoden; o. O. u. J. (aber aus den ersten Jahrzehnden des sechzehnten Jahrh.) Mit einem Holzschnitt. — Im Besitz der k.k. Hofbibliothek. — Außer der in der Aufschrift erwähnten, so beliebt gewordenen Romanze enthalten diese Blätter noch folgende: Romance: Estando desesperado, con villancico. — Romance de Nuñez: Durmiendo estava el cuidado, con villancico. — Fonte frida, fonte frida, con glosa de Tapia. — Romance: Dezíme vos pensamiento, con vill. — Rom. de Juan Manuel: Gritando va el cavallero. — Rom. de Juan de Leyva á la muerte de don Jorge Manrique de Lara: A veynte y siete de Março. — Rom. de Soria: Triste está el rey Menalao. Die beiden letzten: con Desecha. — Alle diese Romanzen kommen im Cancionero general wieder vor und rühren, außer den beiden glossirten, allerdings von Kunstdichtern her, denn es ist wahrscheinlich, daß gerade diese von Kunstdichtern glossirten oder im Volkston verfaßten, zuerst in Druck gelegt wurden. Diesen Romanzen sind in dem Exemplar der k.k. Hofbibliothek noch mehrere im Cancionero general wieder vorkommende Gedichte von [illegible] oder

höfischen Kunstdichtern des fünfzehnten Jahrhunderts in Einzeldrucken von Einem oder zwei Bogen beigebunden (darunter die: »Glosa del romance: Por el mes era de mayo que hizo Garcí Sanchez de Badajoz estando preso en una torre«), woraus ersichtlich wird, wie auch der Cancionero general zum Theil aus solch fliegenden Blättern entstanden ist.

Romance del Conde Alarcos y de la Infanta Solisa, fecho por Pedro de Riano. Otro rom. de Amadis, que dize: Despues que el esforzado, 4 Bll. 2 Sp. in 4°. goth. o. O. u. J. mit Holzschn. (bei Brunet, »Manuel«, letzte Ausg., angeführt, der hinzusetzt: » vers 1520; — il est ordinairement réuni à d'autres du même genre, tels que les pièces suivantes, qui sont également imprimées à 2 col. et de 4 feuill. chacune, avec fig. en bois: Romance, nuevamente hecho por Andres Ortiz en que se tratan los amores de Floriseo, y de la reina de Bohemia. — Aquí comienzan tres romances glosados, y este primero dize: Cautivaronme los moros, y otro á la bella malmaridada, y otro Caminando por mis males, con un villancico. — Romance del moro Calaynos. — Romance del conde d'Irlos. 12 Bll. 2 Sp. — Die meisten davon sind im Cancionero de romances wieder abgedruckt).

Romance de Amadis y Oriana, y otro del rey Malsin, con otro del infante Gayferos et otro que dize: En Jaen está el buen rey, con otros dos romances. o. O. u. J. mit Holzschn. in 4°, goth. (in Nodier's Catalog).

Glosa del romance de Don Tristan. o. O. u. J. — Rom. del conde Claros. Burgos, o. J. — Rom. del conde don Sancho. Ebend. o. J. (bei Böhl de Faber angeführt und dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zugeschrieben).

Ist schon aus diesen Beispielen von Romanzen in fliegenden Blättern ersichtlich, daß Anfangs hauptsächlich die von Kunstdichtern verfaßten, glossirten oder parodirten (contrahechos) beachtet und des Druckes werth gehalten wurden, so finden wir sie auch in Sammlungen zuerst nur in kleiner Anzahl, mit den Gedichten der höfischen Kunstdichter vermischt und von ihnen eben so überarbeitet oder entstellt, in den sogenannten Cancioneros, d. i. in den Sammlungen der kunstmäßigen Lieder der Trobadores*); denn bei der damals noch vorherrschenden

*) Canciones, im Gegensatz zu den eigentlichen Volksliedern oder volksmäßigen Liedern der Juglares, den Romances y Cantares; — von welch letzteren noch der Marques de Santillana in

Kunstpoesie konnten die Romanzen nur auf eine sehr bescheidene Stelle Anspruch machen und mußten sich begnügen unter den kunstmäßigen Liedern (Canciones) beiher als gelegentliche Spiele, zu denen sich die Trobadores herabließen, geduldet und in derlei Sammlungen gleichsam eingeschwärzt zu werden.

So finden sich Romanzen in dem:

Cancionero llamado Guirnalda esmaltada de galanes y eloquentes dezires de diversos autores, copilado y recolegido por Juan Fernandez de Constantina. O. O. u. J. (doch wahrscheinlich vor 1510) in 4°. (Ein Exemplar davon befindet sich in der Münchner Hofbibliothek; s. Huber in den Bl. f. lit. Unterh. 1845, Nro. 321; der dazu bemerkt, daß sich ebenda noch ein Exemplar von einem diesem »sehr ähnlichen doch kleineren« Cancionero de muchos y diversos autores recopilado por Juan Fernandez de Constantina, vezino de Belmez o. O. u. J. befinde.)

Und in dem berühmten:

Cancionero general de los mas principales trobadores de España; zuerst herausgegeben von Fernando del Castillo, wovon der älteste bekannte Druck zu Valencia 1511, in Folio erschien, und die zahlreichen späteren Auflagen sich durch Auslassungen und Zusätze von einander unterscheiden. In den meisten Ausgaben sind die Romanzen zusammengestellt, z. B. in der Ausgabe von Antwerpen, 1557: »Los Romances con glosas, y sin ellas son 38;« doch kommen ein paar Romanzen auch schon früher unter den geistlichen Gedichten und ein paar historische in den Zusätzen dieser Ausgabe vor; meist aber nur die Anfänge oder Bruchstücke der den Glossen, Nachahmungen oder Ergänzungen der Kunstdichter zu Grunde liegenden ältern Volksromanzen *).

---

seinem berühmten Briefe an den Connetabel von Portugal mit großer Verachtung spricht: Infimos son aquellos (Juglares) que sin ningunt órden, regla ni cuento facen estos romances é cantares de que la gente baja e de servil condicion se alegra.

*) Die k. k. Hofbibliothek besitzt drei Ausgaben von diesem Cancionero general, die von Toledo, 1527, in Folio (beschrieben bei Brunet, l. c. s. v. Castillo), und die beiden Antwerpner von 1557 und 1573 in 8°; — außerdem aber auch noch einen Theil dieses Cancionero in einer Ausgabe, die allen Bibliographen unbekannt geblieben zu sein scheint; sie hat den Titel: »Secunda parte del Cancionero general: agora nuevamente copilado de lo mas gracioso y discreto de muchos afamados trobadores. En el qual se contienen muchas obras y Canciones Villancicos Motes Glosas Preguntas Respuestas Galas: y Inuenciones etc. Impresso en Çaragoça. Por Steuan. G.

Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aber war das Interesse an den Romanzen schon so gestiegen, daß eigene Sammlungen derselben erschienen, die freilich anfangs noch den Titel: Cancionero usurpirten und sich mit einer Contradictio in adjecto: Cancionero de Romances nannten; — vielleicht um unter der Aegide dieses gangbar und sogar courfähig gewordenen Titels auch bei dem galanten, höfischen Publicum um so eher die den Producten der Kunstpoesie nicht ebenbürtigen Romanzen einzuführen und annehmbar zu machen — bis sie endlich auch ungescheut unter ihrem eigenen schmucklosen Namen als Romanceros auftreten konnten.

---

de Najara. Anno M. C. L. II. (sic; st. 1552) in 12° obl. gothisch mit Holzschnitten im Texte, mit Sign. a ij — q X i j. 192 foliirte Bll. Diese kleine Ausgabe scheint in der That nur eine Auswahl aus der größeren des Canc. gen. zu enthalten, und zwar finden sich in diesem Theile Gedichte aller Gattungen von den geistlichen bis zu den burlesken: doch enthält sie auch Gedichte, die in den größeren Ausgaben nicht stehen; so unter den Romanzen, die von Fol. XXV r° bis LXXXV r° stehen und nur die Ueberarbeitungen der Kunstdichter geben, folgende: Romance de Parnaso glosado por Juan Gonzalez de Rodil; Romance de Francisco Garcia de Çafra. Compuesto por Francisco de Vargas. Beginnt: Año de mil y quinientos — y cinquenta y dos corria (Relation einer Seeschlacht zwischen Christen und einem algierischen Kaperschiff); — Disparates de Grabiel (sic) de Saravia: los quales van glosando el romance del rey moro (Paseábase el rey moro); — Otros del mismo autor glosando muchas maneras de romances (die zwei letzten Verse jeder Copla sind Anfänge verschiedener Romanzen); — dann Fol. CXXIII. v°: Glosa sobre el romance que dize: Con ravia esta el Rey David; — Fol. CXXXIII. r°. Glosa del mismo autor (?) hecha por mandado de una donzella a cierta parte de un romance viejo que dize:

> Veo vos crescida hija
> Y en edad para casar
> La mayor pena que siento
> Es no tener que vos dar
> Calledes padre calledes
> No querades desir tal
> Que quien buena hija tiene
> Hecho tiene el axuar.

(Ist ein Bruchstück aus der Romanze von Juan de Ribera die anfängt: »Paseábase el buen conde,« abgedruckt in Böhl de Faber's »Floresta« und in Depping's »Romancero,« II. p. 448.) Von den anderen dieser Ausgabe eigenthümlichen Gedichten bemerken wir nur folgendes mit einem Datum versehenes: Fol. CLVIII, v°. Carta embiada de Don Hieronimo de Urrea al Duque de Sessa sobre la presa del Duque de Saxonia. En rima Española. Am Ende: Año 1547. En el mes de Junio.

Wir wollen nun alle uns bekannt gewordenen Romanzensammlungen — seien sie allgemeine oder auf einen besonderen Kreis sich beziehende — in chronologischer Ordnung verzeichnen, die zugleich die pragmatische ist, da sich daraus sowohl ihre Entstehungsart und ihr gegenseitiges Verhältniß als auch die Richtung und Aenderung des Geschmackes ihres Publikums von selbst ergeben wird; ein Verzeichniß, das unseres Wissens noch nirgends mit solcher, freilich immer noch relativer Vollständigkeit gegeben ward (man vergl. nur damit in Depping's »Romancero« den Abschnitt: »De las colecciones de romances«), die zu erreichen wir hauptsächlich durch die Schätze der k. k. Hofbibliothek in diesem wie in jedem Zweige der spanischen Literatur in den Stand gesetzt wurden, weßhalb wir auch alle in ihrem Besitz befindlichen Romanzensammlungen mit einem Sternchen (*) bezeichnen wollen *).

*1) Cancionero de romances en que estan recopilados la mayor parte de los romances castellanos que hasta agora se han compuesto. En Enveres (Amberes). en casa de Martin Nucio. o. J. 275 Bll. in 12°. Diese früher unbekannte erste Ausgabe wird von Depping (l c. T. I. p. LIII.) beschrieben, der sie in Paris auf der Bibliothek des Arsenals fand; der Herausgeber — Martin Nucio selbst, wie durch die weiter unten anzuführende Vorrede desselben zu seinem Abdrucke der Romances de Sepúlveda vom J. 1566 bestätiget wird — füllte die letzten Blätter dieser Ausgabe, weil sein Romanzenvorrath ausgegangen war, mit einem Gedichte, das den Titel: »Porque« trägt, aus, das in den folgenden Ausgaben wegblieb: wohl aber in der »Silva de romances viejos;« Barcelona, 1582, Fol. 146 wieder abgedruckt wurde (Romance a manera de porque). — Wiederholt mit dem Zusatz: Nueuamente corregido, enmendado y añadido en muchas partes (den alle folgenden Ausgaben tragen, die bloße Wiederabdrücke dieser zweiten zu seyn scheinen). Ebend. 1550, 300 Bll. in 12°. — Ferner: Ebenda, en casa de Philippo Nucio. 1554, 300 Bll. in 12°. (Diese Ausgabe besitzt die k. k. Hofbibliothek; in Nodier's Katalog wird eine von 1555, en casa de

*) Es versteht sich wohl von selbst, daß hier nur von Romanzensammlungen die Rede sein kann, die entweder eigentliche Volksromanzen oder Bearbeitungen und Nachahmungen im Volkston enthalten — wie sie denn auch vermischt in den meisten Sammlungen vorkommen; — daß daher die nur mehr der Form wegen den Namen der Romanzen tragenden Producte der späteren Kunstdichter, auch wenn besondere Sammlungen unter diesem Namen davon existiren, hier unberücksichtiget gelassen werden müssen.

Martin Nucio, von derselben Blätterzahl und Größe angegeben; wahrscheinlich also nur ein verändertes Titelblatt). — Dann noch zwei Antwerpner Ausgaben von 1568 und 1573; — endlich kennt man noch Ausgaben von Lissabon, 1581, 12° obl. — Barcelona, 1587 und 1626. — Martin Nucio's Vorwort ist für die Geschichte der Romanceros so wichtig, daß wir es ganz hieher setzen wollen:

El impressor.

He querido tomar el trabajo de juntar en este cancionero todos los romances que han venido a mi noticia, pareciendome que qualquiera persona para su recreacion y passatiempo holgaria de lo tener, porque la diuersidad de historias que ay en el dichas en metros y con mucha breuedad será a todos agradable. Puede ser que falten aqui algunos (aunque muy pocos) de los Romances viejos los quales yo no puze, o porque no han venido a mi noticia, o porque no los hallé tan cumplidos y perfectos como quisiera, y no niego que en los que aqui van impressos aurá alguna falta, pero esta se deue imputar a los exemplares de adonde los saqué que estauan muy corruptos: y a la flaqueza de la memoria de elgunos que me los dictaron que no se podian acordar dellos perfectamente. Yo hize toda diligencia porque vuiesse las menos faltas que fuesse possible, y no me ha sido poco trabajo juntarlos y enmendar, y añadir algunos que estauan imperfectos. Tambien quise que tuuiessen alguna orden y puse primero los que hablan de las cosas de Francia y de los doze pares, despues los que cuentan historias Castellanas, y despues los de Troya y ultimamente los que tratan cosas de amores, pero esto no se pudo hazer tanto a punto que al fin no quedasse alguna mezcla de vnos con otros. Querria que todos se contentassen y lleuassen en cuenta mi buena voluntad y diligencia. El que assi no lo hiziere aya paciencia y perdoneme que yo no pude mas.

Vale.

Aus diesem Vorwort wird es wahrscheinlich, daß Martin Nucio zuerst eine eigentliche Romanzensammlung veranstaltet hat, wozu ihn, als Buchhändler, gewiß das Bedürfniß des Publicums veranlaßte. Er hat aber seine Aufmerksamkeit nur, oder doch vorzugsweise auf »alte Romanzen« (romances viejos) gerichtet, welche »Geschichten« (historias) in »aller Kürze« (con mucha brevedad) erzählten, was »allen angenehm seyn werde« (será á todos agradable), und sie theils aus Einzeldrucken, fliegenden Blättern (exemplares), theils aber auch

aus mündlicher Ueberlieferung (de algunos que me los dictaron) mit vieler Mühe gesammelt und — weil beide Quellen sie ihm so uncorrect und unvollständig lieferten — »verbessert und ergänzt« (enmendar y añadir). Dies charakterisirt diese Sammlung und den Geschmack des Publicums, für welches sie veranstaltet wurde, schon hinlänglich; sie enthält in der That die ältesten auf uns gekommenen Romanzen, großentheils noch ganz im Volkston, oder doch in den volksmäßigen Bearbeitungen der Juglares, und nur in der hin und wieder schon modernisirten Sprache ist des Herausgebers »verbessernde und ergänzende« Hand zu erkennen. Er hat, wie er selbst im Vorwort sagt, die Romanzen aus dem Sagenkreise von Karl dem Großen und dessen Pairs vorangestellt, auf sie die aus der traditionellen Geschichte Spaniens (darunter schon mehrere maurische, jedoch noch ganz auf historischem Grund und wohl zu unterscheiden von den späteren rein erdichteten im maurischen Costüme) folgen lassen, dann jene die antike Stoffe nach mittelalterlicher Ueberlieferung behandeln und endlich die Liebesromanzen; doch ist, wie er eben selbst gesteht, die letzte Abtheilung vielmehr ein »Gemisch« (mezcla) eine Nachlese von Romanzen aller Gattungen, indem sich unter glossirten und parodirten Romanzen von genannten Kunstdichtern, großentheils aus dem Cancionero general [1]), auch noch mehrere Ritter- und historische Romanzen, ja schon einige, welche die gleichzeitige Geschichte (des sechzehnten Jahrhunderts) zum Gegenstande haben (z. B. Fol. 228 sig.), vorfinden, und die Sammlung mit ein paar biblischen (vom König David) schließt. Es ist daher in der That ein Kriterium für die Aechtheit, Volksmäßigkeit und das Alter einer Romanze, wenn sie schon in dieser Sammlung vorkommt.

*2) Silva de varios romances en que estan recopilados la mayor parte de los romances castellanos que hasta agora se han compuesto: hay al fin algunas canciones y coplas graciosas y sentidas Zaragoza, Estevan G. de Nagera, 1550, in 24°, 2 Bde., gothisch mit Holzschnitten [2]). —

---

[1]) Sogar eine portugiesische Romanze von Bernardim Ribeiro findet sich hier (Fol. 275) Und Fol 233 v°. — 241 v°. »Romances de Bartolomé de Torres Naharro.«

[2]) Bei Brunet angeführt und als die erste Ausg. bezeichnet; doch irrt er, wenn er hinzusetzt: »C'est d'après ce recueil qu'a été fait le Cancionero de romances;« denn außerdem, daß von diesem, wie wir gesehen, schon im J 1550 die zweite Ausg. erschienen ist, stehen in der »Silva« viele Romanzen, die im »Cancionero« fehlen und die Martin Nucio, hätte er die »Silva« nachgedruckt, gewiß nicht weggelassen hätte.

Zweite Ausg. mit dem Zusatz auf dem Titel: y agora nueuamente añadidos en esta segunda impresion que nunca an sido estampados. Hay al fin algunas canciones, villancicos y coplas, y tambien se an añadido en esta impresion algunas cosas sentidas, sacadas de diversos autores. (Barcelona), Jaume Cortey, 1557, in 12° obl. gothisch (bei Brunet angef.). — Dann: Silva de var. rom. recopilados, y con diligencia escogidos de los mejores romances de los tres libros de la Silva, y agora nueuamente añadidos cinco romances de la armada de la Liga, y quatro de la sentencia de don Alvaro de Luna .... y otros muchos. Barcelona, en casa de Joan Corten, 1578, in 12° obl. (Brunet und Nodier's Catalogue)[1]. — Silva de var. rom. recopilados, y con diligencia escogidos los mejores Romances de los tres libros dela Silua. Y agora nueuamente añadidos cinco Romances dela armada dela Liga, y quatro dela sentencia de don Albaro de Luna; uno del cerco de Malta, otro dela mañana de sant Juan, otro mira Nero de Tarpeya y otros muchos. Vendense en Barcelona en casa de Geronym Genoues. Und am Ende: Fue impressa la Silua de Romances en la muy insigne, y leal ciudad de Barcelona, en casa de Jagme Sendrat. Año 1582, in 12°, obl. 172 Bll; im Besitz der k. k. Hofbibliothek, die außerdem von den vielen Wiederabdrücken aus dem siebzehnten Jahrhundert [2]) noch folgende Ausgabe besitzt: Sylva de var. rom. ..... y añadidos los de la Liga, con ciertas canciones, y chistes nueuos. Con licencia impressa en Çaragoça, por Juan de Larumbe, 1617, (am Ende wiederholt) in 12° obl.; — die Druckliženzen sind von Zaragoza, 1604, 166 Bll. und 2 Bll. Tabla de los rom. — Schon aus den Titeln erhellt, daß alle späteren Ausgaben Zusätze haben und zwar meist historische Romanzen

[1]) Brunet führt auch noch aus dem sechzehnten Jahrhundert eine Sammlung an unter dem Titel: Silva de varios rom., recopilados por Juan de Mendano. Granada, Hugo de Mena, 1588, 2 part. en 1 Vol. 12°, von der es zweifelhaft bleibt, ob sie nur eine neue Ausgabe der in Rede stehenden »Silva« sey? —

[2]) So: Barcelona, 1602; — 1611; — 1617 (in den beiden letzteren ist der Herausgeber Juan Tiarte genannt); — 1636; — 1645. Huesca, 1623. — Zaragoza, 1673. — Jaen, 1696 (mit dem Zus. a. d. T.: En esta ultima impresion van añadidos el de la muerte del rey Felipe II. etc.). — Der Zusatz auf dem Titel der späteren Ausgaben: escogidos de los mejores romances de los tres libros de la Silva, läßt schließen, daß ursprünglich die einzelnen Theile besonders erschienen waren und erst später in Einem Band vereint wurden; doch findet sich in den vorliegenden Ausgaben wenigstens keine Spur mehr von der Eintheilung in Bücher.

über gleichzeitige Begebenheiten (des sechzehnten Jahrh.), doch auch manchmal aus älterer Zeit (so z. B. hat die Ausg. v. 1617 eine Romanze von Reinaldos die in der Ausg. von 1582 fehlt); hingegen fehlt es auch nicht an Weglassungen von alten guten Romanzen (z. B. in der Ausg. von 1617 finden sich nicht mehr die in der Ausg. von 1582 stehenden Romanzen von Reinaldos, Fol. 94, Alarcos, Fol. 80, Doña Isabel, Fol. 125 und 127, und die Rom. à manera de porque, Fol. 146).

Auch dieser Romancero enthält noch größtentheils Romanzen aus dem Sagenkreise Karl's des Großen, aus der sagenhaften Geschichte Spaniens und des klassischen Alterthums. Viele der Ritterromanzen — die ein Hauptkriterium abgeben — sind der Silva und dem Canc. de rom. gemeinsam, und stimmen auch in der Redaction so zusammen, daß man auf eine beiden gemeinsame Quelle (fliegende Blätter) schließen kann; doch hat — kleinerer Abweichungen nicht zu gedenken — auch jede dieser beiden Sammlungen ihr eigenthümliche, besonders ist der Cancionero reicher; manchmal hat die eine nur ein Bruchstück von einer Romanze, die in der andern sich ganz findet (wie z. B. Cata Francia Montesinos, welche Romanze in der Silva vollständig steht, während der Canc. kaum die erste Hälfte davon hat); manchmal gibt sie der Canc. mit Zusätzen und fügt die Nachahmungen der Kunstdichter bei (wie z. B. in den Rom. vom Conde Claros). wogegen die »Silva«, in den älteren Ausgaben wenigstens, weder solche noch überhaupt eigentlich lyrische Romanzen enthält. Diese Gemeinschaft und Verschiedenheit der beiden Sammlungen beweisen also, daß sie zwar vielfach aus denselben Quellen geschöpft, sich aber doch unabhängig von einander fast gleichzeitig gebildet haben. Jedenfalls enthalten diese beiden Sammlungen die ältesten, am meisten volksmäßigen Romanzen *), und zeigen, daß gerade diese dem Bedürfniß und Geschmack des damaligen Publikums noch am meisten entsprachen.

*3) Romances nueuamente sacados de historias antiguas de la cronica de España, compuestos por Lorenzo de Sepulveda. Añadiose el Romance de la conquista de la ciudad de Africa en Berueria, en el año M.D.L. y otros diuersos, como por la Tabla parece. En Anuers, en casa de Juan Steelsio, 1551, in 12°. — Davon ist, mit

*) Merkwürdig ist es, daß die »Silva« nur Eine Cid-Romanze enthält (Helo, helo por do viene), während schon im »Cancionero« die ältesten und ächtesten derselben stehen; eben so finden sich von maurischen Romanzen in der »Silva« nur erst ein paar und davon eine (La mañana de san Juan) nur als Fragment.

genauer Wiederholung des Titels, ein bloßer Wiederabdruck die Ausg. von: Anvers, en casa de Pedro Bellero, 1580, in 12°.

Eine theils durch Weglassungen, theils durch bedeutende Zusätze und andere Anordnung davon verschiedene Ausgabe erschien unter folgendem Titel: Romances nuevamente sacados de historias antiguas de la Cronica de España por Lorenço de Sepulveda vezino de Seuilla. Van añadidos muchos nunca vistos, compuestos por un cauallero Cesario, cuyo nombre se guarda para mayores cosas. En Anvers. En casa de Philippo Nucio. 1566, in 12°. — Die k. k. Hofbibliothek besitzt alle drei Ausgaben *).

Der »Prólogo del autor á un su amigo,« in welchem Sepúlveda sich über die Quellen, Motive und den Zweck seines Unternehmens ausspricht, enthält folgende für die Geschichte der Romanzensammlungen merkwürdige Stelle: »Y si las hystorias gentiles y prophanas dan tan grande contentamiento a los lectores, con ser muchas de ellas fictiones y mentiras afeytadas, quanto mas sabor dará la obra presente, que no solamente es verdadera y sacada de hystoria la mas verdadera que yo pude hallar, mas va puesto en estilo lo que vuestra merced lee. Digo en metro Castellano y en tono de Romances viejos que es lo que agora se usa. Fueron sacados a la letra de la cronica que mandó recopilar el serenissimo señor rey don Alonso, que por sus buenas letras y reales desseos y grande erudicion en todo genero de sciencia fue llamado el Sabio.... Saqué las mejores materias que pude, y mas sabrosas, para ponerlas en el estilo presente. Servirá para dos provechos. El uno para leerlas en este traslado, a falta del original de donde fueron sacados, que por ser grande volumen, los que poco tienen carecerán dél, por no tener para comprarlo. Y lo otro para aprovecharse los que cantarlos quisieren, en lugar de otros muchos que yo he visto impressos harto mentirosos, y de muy poco fruto. Fue mi principal intencion sacar a luz tan varios aconteci-

*) Depping sagt (l. c. Tomo I. p. LXIII), daß von Sepúlveda noch eine andere, mit dieser nicht zu verwechselnde Romanzen-Sammlung existire, unter dem Titel: Recopilacion de romances viejos sacados de las cronicas españolas, romanas y troyanas. Alcalá, 1563, in 12°, welche 112 Romanzen enthalte. Vergl. auch Brunet, s. v. Sepulveda, der von dieser Sammlung bemerkt, daß sie nur einige Romanzen mit der oben angeführten gemein und sie ganz anders geordnet habe. Auch hält er eine im »British Bibliographical Repository« angeführte Ausgabe der »Recopilacion« von 1553 für identisch mit der von 1563.

mientos, por aver acontecido en nuestra España, y por ser de cronica tan aprovada como es la del dicho señor rey etc.« Diesem »Prólogo« des Verf. fügt in der neuen veränderten und vermehrten Ausgabe von 1566, der Drucker »Martin Nucio al benigno lector« folgende für die Geschichte der Romanceros nicht minder interessante Angaben über seine Verfahrungsweise bei: »Como yo avia tomado los años passados el trabajo de juntar todos los Romances viejos (que avia podido hallar) en un libro pequeño y de poco precio (d. i. in dem oben angeführten »Cancionero de romances«; vergl. Martin Nucio's Vorwort dazu mit diesem), con protestacion hecha en el prologo dél, que yo avia hecho en él no lo que devia sino lo que podia, veo que he abierto camino a que otros hagan lo mesmo, porque aunque es cosa que facilmente se pudo comencar, no será possible poderse acabar, ni aun demediar, por ser las materias diferentes, y en que cada dia se puede añadir, y componer otros de nuevo. Agora ha venido a mis manos un libro nuevamente impresso en Sevilla*), el qual me pareció imprimir por seguir el intento con que esto comencé y trabajé que en él se pusiessen algunos romances no como estavan sino como deven, porque aviendo en él muchos que tratan de una mesma persona no me pareció justo que estuviessen derramados por el libro como estavan, mas que se juntassen todos en uno, porque de esta manera la hystoria dellos será mas clara y al letor será mas aplasible, y tambien hize añadir otros muchos assi de cosas de la sagrada escritura como de historias de España, los quales

---

*) Daraus und aus Sepúlveda's Vorwort wird klar daß es eine von diesem selbst veranstaltete Sevillaner-Ausgabe geben müsse, die älter als alle diese hier angeführten Antwerpner Nachdrücke ist, obgleich sich nirgends eine Angabe davon findet. Martin Nucio hat aber, wie es scheint, als besonderer Freund der Romanzen und noch mehr als speculativer Buchhändler, der sich den Zeitgeschmack zu Nutze zu machen verstand, bald auch dieser Sammlung sich bemächtiget. Daß er aber nur jene unbekannte Sevillaner Originalausgabe bei seinem Nachdruck benützt habe, geht auch daraus hervor, daß darin alle jene auf dem Titel und in der »Tabla« als »Zusätze« (añadiose) angeführten Stücke der Antwerpner Ausgabe von 1551 fehlen. Es sind dies aber, außer der auf dem Titel genannten langen Romanze, noch folgende Stücke: eine prosaische Paraphrase eines angeblich arabischen Gedichtes auf das vom Cid bedrängte Valencia (darnach die Romanze: »Apretada está Valencia« im »Cancionero de rom.«); — die Romanze: Del saco de Roma — »A los Alpes y altas sierras« in Quintillas; — und vier Liebesromanzen (darunter die alte: »La bella malmaridada«).

van señalados en la tabla con esta señal * el nombre del autor de los añadidos se calla porque se guarda para cosas mayores que conformen con su persona y habito, etc.«

Wir sehen also, daß uns diese Sammlung eine ganz andere, von jener der beiden vorhergehenden Sammlungen durchaus verschiedene Art von Romanzen bringt, deren Erfinder Lorenzo de Sepúlveda (nicht zu verwechseln mit dem gleichzeitigen berühmten Historiographen Karl's V. Juan Ginesio de Sepúlveda) zu seyn scheint. Denn er hat ja diese Romanzen ausdrücklich in der Absicht verfaßt, um jene »alten lügenhaften« aus der Gunst des Publicums zu verdrängen, und sie nur »im Tone der alten Romanzen« gedichtet, weil »dies der nun einmal gebräuchliche sei.« Seine Quelle ist nicht die Volkssage, nicht die mündliche Tradition, sondern »die durchaus wahrhafte Geschichte«, wie er sie in jener »probehältigen Chronik« fand, die auf Befehl Alfons des Weisen niedergeschrieben wurde, aus welcher er »die anziehendsten Stoffe gewählt und in dem nun üblichen Romanzenstyl bearbeitet habe, damit auch die Unbemittelten, die sich dieses kostbare Werk nicht kaufen können, einen Ersatz darin fänden, und diese Romanzen statt jener nutzlosen und fabelhaften absängen.« Freilich hat der gute Mann dabei, ohne es zu ahnen, einige glückliche Griffe gethan, und dem Volksgesang zurückgegeben, was aus ihm hervorgegangen; denn gerade die anziehendsten Partien der »Crónica general« beruhen auf Volkssagen und tragen in Abfassung und Ton so unverkennbare Spuren ihrer früheren Gestalt als Volklieder, daß es nur einer ganz geringen Nachhülfe bedurfte, um die Romanzen wieder herzustellen. So enthält denn auch diese Sammlung noch manche Romanzen mit ächter Grundlage, wenn auch die Mehrzahl in der That nichts anderes mehr ist, als eine in Romanzenform umgesetzte Chronik, und Sepúlveda's Producte bei seinem poetischen Unvermögen wirklich oft neben den guten »alten Romanzen« die sie verdrängen sollten, als die »nüchternsten prosaischen Geschichten« erscheinen.

Martin Nucio, der, wie er selbst sagt, »einige Jahre früher mit seinem Cancionero de romances die Bahn im Sammeln der Romanzen gebrochen und damals alle alten Romanzen, deren er habhaft werden konnte, in einem kleinen wohlfeilen Büchlein zu vereinen gesucht hat,« rühmt sich, bei seinem Wiederabdruck von Sepúlveda's Sammlung die denselben Gegenstand behandelnden Romanzen zusammengeordnet, und durch einige (21) von einem »kaiserlichen Ritter« verfaßte vermehrt zu haben. Doch ist auch hier weder eine strenge chronologische Ordnung eingehalten, noch finden sich immer alle auf

dieselbe Person bezüglichen Romanzen zusammengestellt (wie z. B. Fol. 18 v° bis 31 v° stehen einige Romanzen von Bernardo del Carpio und Fol. 144—147 wieder zwei von ihm); und die neu hinzugekommenen Romanzen sind in demselben Geiste wie Sepúlveda's Producte gemacht. Außer den Romanzen, deren Stoffe aus den spanischen Chroniken entnommen sind*), finden sich auch einige über antike und biblische Gegenstände und sogar schon eine allegorische (»Fiction«, Fol. 265 v°).

*4) Libro de los quarenta cantos, que compuso vn Cauallero llamado Alonso de Fuentes, natural de la ciudad de Sevilla, diuididos en quatro partes. La primera es de Hystorias de la Sagrada Escriptura. La segunda, de hechos Romanos. La tercera, de casos de diuersas naciones. La quarta, de Hystorias de Christianos. Con las cosas que acaecieron en la conquista de Malaga y Granada. Sevilla, 1550, in 4°. — Neue Auflagen mit dem Zusatz auf dem Titel: Agora nueuamente corregido y emendado y con licencia impresso: Granada 1563, 8°, — Zaragoza, 1564, 4°. — Alcalá, en casa de Juan Gracian que sea en gloria. 1587, 8°. (Die ersten drei Ausg. bei Brunet; die letzte im Besitz der k. k. Hofbibliothek; — in Blankenburg's Zusätzen zu Sulzer wird eine Ausg. von Burgos, 1579, in 12° erwähnt, die ein Auszug aus dieser größeren seyn soll.)

Am Ende der: »Epistola dirigida por el autor a un cierto señor que le embió estos cantos, para que se los declarasse: el qual murió antes que se acabasse esta obra;« kommen folgende für unseren Zweck beachtenswerthe Stellen vor: »Resta agora por el autor destos Cantos satisfazer a algunos, que son mas amigos del consonante con saya y capa que les hincha los oydos, que no del proposito de la hystoria, que no dexarán de poner objectos en ellos: diziendo que fuera mejor compostura, segun el hilo de sus consonantes limados o travados (y algunos segun vuestra señoria apunta lo hayan dicho). Y a estos digo que el intento deste autor fue querer mostrar estas hystorias con el origen destos cantos viejos: y que toda

*) Eine der hier vorkommenden Romanzen: »De la duquesa de Loreina;« die anfängt: »En la ciudad de Toledo,« kommt jedoch genau nach derselben Redaction schon im »Cancionero de rom.« und in der »Silva« vor, und behandelt nur mit Veränderung der Namen und einiger Nebenumstände dieselbe Sage, wie jene ebenfalls in der »Silva« stehende: »Del conde de Barcelona;« die beginnt: »En el tiempo que reinaba;« beide Versionen sind aus den catalonischen Chroniken entnommen.

aquella cosa que se contrahaze y assimula a otra será mas perfecta, quanto mas se llegare o pareciere a aquella de quien se saca. Y assi imitando estos cantos a los de nuestros antiguos, aquella rusticidad de vocablos y consonantes mal dotados: les da la autoridad y lexos: que les quitaran los consonantes travados o limados*).

---

*) Man hat also noch zu dieser Zeit die Assonanzen nur als unvollkommene Reime (consonantes mal dotados), im Gegensatz zu den kunstmäßig gemachten und gefeilten (consonantes travados ó limados, con saya y capa), angesehen, was sie in der That auch waren, und diese Unvollkommenheit so wie die »rusticidad de vocablos« wurden geflissentlich den alten Romanzen nachgebildet, um diesen Nachahmungen Autorität und Aehnlichkeit (lexos) mit ihnen zu geben. — In eben dieser »Epistola«, welche, um das Unternehmen des Verf. zu rechtfertigen, die Nothwendigkeit und den Nutzen der Poesie und des Gesanges nachzuweisen sucht, wird als Beleg dazu angeführt, wie selbst König Alfons der Weise, als er von seinem Sohne sich bekriegt und vertrieben, von den Großen seines Reiches verlassen sah, sich durch Gesang zu trösten gesucht und eine Romanze gemacht habe (hizo un canto o romance), die der Verf. dann mittheilt, ohne seine Quelle zu nennen, und die auch wir hieher setzen wollen; denn wenn sie auch höchst wahrscheinlich nicht von Alfons dem Weisen selbst herrührt, so ist sie jedenfalls alt und schon der in ihr noch veränderten Assonanz, oder vielmehr unvollkommenen Consonanz, wegen merkwürdig:

Yo sali de la mi tierra
para yr a Dios servir,
y perdi lo que avia
desde Mayo hasta Abril,
todo el reyno de Castilla
hasta alla a Guadalquibir,
los obispos y periados
cuyde que metien pas
entre mi y el mio hijo
como en su decreto jaz,
estos dexaron aquesto
y metieron mal assaz:
non a escuso mas a vozes
bien como el añafil faz,
fallecieronme parientes
y amigos que yo avia
con averes y con cuerpos
y con su cavalleria,
ayudeme Jesu Christo
y su madre sancta Maria
que yo a ellos me encomiendo
de noche y tambien de dia,
no he mas a quien lo diga
ni a quien me querellar
pues los amigos que avia
no me osan ayudar,
que por miedo de don Sancho
desamparado me han
pues Dios no me desampare
quando por mi a embiar,
ya yo oy otras vezes
de otro rey asi contar
que con desamparo que uvo
se metio en alta mar
a se morir en las ondas
o las venturas buscar:
Apolonio fue aqueste,
e yo hare otro que tal.

Die Quelle dieser Romanze ist vielleicht in jener handschriftlichen Chronik von Alfons dem Weisen zu suchen, woraus Mondejar (Memorias hist. del rey D. Alonso el Sabio y observaciones à su Chrónica. Madrid, 1777. in 4°) Stellen mittheilt; wenigstens kommen in den Anführungen daraus über die in der Romanze geschilderte Situation (pag. 402) sogar einige wörtlich damit zusammenstimmende Stellen vor. — Man vergl. auch die denselben

Diese Sammlung wird schon durch den Titel sowohl der Form als dem Inhalte nach hinlänglich charakterisirt; sie enthält, wie die Sepúlveda's lauter gemachte, und zwar, wie der Verf. selbst ausdrücklich in der »Epistola« sagt, den »alten« nachgemachte Romanzen, die sich aber von jenen Sepúlveda's noch dadurch, und nicht zu ihrem Vortheil unterscheiden, daß selbst die zehn Romanzen der letzten, den »Historias de Cristianos,« d. i. der Spanier gewidmeten Abtheilung des sagenhaften Grundtones und schon aller volksmäßigen Färbung entbehren. Ueberdieß folgt hier auf jede Romanze eine lange historisch-antiquarische »Erläuterung« (Declaracion) voll pedantischer Gelehrsamkeit und eine breite »Moralisation« (Moralidad) in Prosa. Fuentes' und Sepúlveda's Romanceros beweisen aber, daß zu jener Zeit die Romanzenpoesie sich schon so sehr in der Gunst des Publicums, selbst des literarisch gebildeten, festgesetzt hatte und so sehr zur Mode geworden war, daß, wenn früher die höfischen Kunstdichter sich nur manchmal herabließen, die Romanzen zu ihren lyrischen Tändeleien zu benützen, nun sogar die zünftigen Gelehrten ihre pedantischen Spielereien in die Romanzenform einzukleiden anfingen. Von solchen nicht einmal mehr von einer poetischen Intention ausgehenden, sondern nur einen didaktischen Zweck im Auge habenden Fachgelehrten konnte freilich von jenen alten ächten Volksromanzen eben nur die ganz äußerliche Form nachgeahmt werden, die, weil sie so volksthümlich ist, von jedem nur etwas sprachmächtigeren Spanier so leicht gehandhabt werden kann, daß sie wenig mehr Anstrengung kostet als Prosa; die aber auch, wenn sie im Stoffe ihr nationales, im Tone ihr volksmäßiges Colorit verliert, wie in den Romanzen des Fuentes, zum baaren Prosaismus herabsinkt.

*5) Cancionero de Romances sacados de las Coronicas antiguas de España con otros hechos por Sepulveda. Y algunos sacados de los quarenta cantos que com-

---

Gegenstand behandelnde Romanze in den Zusätzen zu Sepúlveda: »El viejo Rey Don Alfonso« (Ausg. v. 1566; — auch bei Depping, l. c. Tomo I, p. 300), worin auch des Königs Klagelied mitgetheilt wird (Estas trovas fué á trovar), mit dem aber nur die oben durchschossen gedruckten Verse fast wörtlich zusammenstimmen. Der in beiden Romanzen erwähnte König »Apolonio« ist der in den mittelalterlichen Sagen vielgefeierte Apollonius von Tyrus (s. meine Anzeige der span. Uebers. von Bouterwek's Gesch. der span. Poesie, in diesen Jahrb. Bd. LVI, S. 255—58; das dort erwähnte spanische Gedicht von Apollonius ist seitdem ganz herausgegeben worden von Pidal in der Revista de Madrid, und wiederabgedruckt in Ochoa's Nachdruck von Sanchez' Coleccion).

puso Alonso de Fuentes. Impressa (sic) en la noble villa de Medina del campo, por Francisco del Canto. Año 1570, in 16°. Der Titel mit lateinischer, alles übrige mit gothischer Schrift; die ersten vier Blätter enthalten außer dem Titel die Druckliзenzen (datirt von Madrid, 29. April 1569 und 27. Februar 1570) und die »Tabla«; dann folgt der Text mit Signatur A v bis R x und der Blattzahl V bis CCII; auf der Stirnseite des letzten Blattes werden Druckstätte und Druckjahr wiederholt.

Das Exemplar, welches die k. k. Hofbibliothek davon besitzt, ist vielleicht das einzige erhaltene; wir fanden wenigstens nirgends auch nur eine Notiz von der Existenz dieses »Cancionero de romances [1]), der wegen des gleichen Titelanfanges nicht mit jenem unter Nro. 1 erwähnten von Martin Nucio zu verwechseln ist. Er ist aber in der That mehr als bibliographische Seltenheit als durch seinen Inhalt merkwürdig, indem alle darin aufgenommenen Romanzen auch in anderen Sammlungen sich finden; nämlich außer in den beiden auf dessen Titel angegebenen von Sepúlveda (von diesem die größte Anzahl) und Fuentes, in dem »Cancionero de rom.« des Martin Nucio, in der »Silva«, und in den gleich zu erwähnenden »Rosas« von Juan Timoneda [2]). Doch ist zu bemerken, daß dieser »Cancio-

---

[1]) Nic. Antonio (Bibl. hisp. nova, s. v. Laurentius Sepúlveda) führt eine Romanzensammlung, zwar mit demselben Druckort und Verleger, aber mit ganz anderem Titel an: »Romances sacados de la historia de España del rey don Alonso. Medina del Campo, por Franc. del Canto. 1562, in 8°; und schreibt sie dem Sepúlveda (s. Nr. 3) zu.

[2]) Es versteht sich übrigens von selbst, daß die hier wiederabgedruckten Texte nicht immer wörtlich mit jenen der anderen Sammlungen zusammenstimmen und oft nur auf eine gemeinsame Quelle schließen lassen. So finden sich, abgesehen von kleineren Abweichungen, manchmal mehrere Romanzen in Eine verschmolzen, wie z. B. die Cidromanzen: Despues que Vellido Dolfos; — Arias Gonzalo responde; — Ya se sale por la puerta; — und Doña Urraca aquesa Infanta; in eine einzige verschmolzen sind, mit dem Titel: Romance nueuamente hecho de la muerte que dio el traydor de Vellido Dolfos al rey don Sancho estando sobre el cerco de Çamora, y dela batalla que ouo don Diego Ordoñez con los hijos de Arias Gonçalo: y como en el rey don Alonso succedio al reyno (in Martin Nucio's Canc. de rom. findet sich zwar auch die erste mit demselben Titel; dann aber ist zwischen sie und die anderen drei, die auch hier in Eine Romanze verschmolzen sind, die Romanze: Ya cabalga Diego Ordoñez« eingeschoben, die schon wegen der veränderten Assonanz nicht hineingehört; wahrscheinlich waren diese Romanzen, so wie sie der Canc. de Medina gibt und es der Titel bestätiget, als pliego suelto früher erschienen). Dieser Romanze geht hier un-

nero« gar keine lyrischen Romanzen enthält; wohl aber außer jenen, die sich auf die sagenhafte Geschichte Spaniens beziehen, viele, die das klassische Alterthum, und einige, die die neuere Geschichte zum Gegenstande haben, wie denn auch schon der Zusatz auf dem Titel: »sacados de las coronicas antiguas de España« darauf hinweiset, daß auch diese Sammlung vorzugsweise nur mehr durch eine historische Autorität beglaubigte Romanzen aufzunehmen suchte. Daher schon in ihr so wie in den folgenden Sammlungen die eigentlich epischen Ritterromanzen nicht mehr aufgenommen sind.

6) Cancionero llamado Flor de enamorados, sacado de diversos autores, agora nuevamente por muy lindo orden y estilo copilado por Juan de Linares. Barcelona, 1573, am Ende: Estampat en Barcelona, en casa de Pedro Malo. Vendese en casa de la compañia, in 12°. — Spätere Auflagen: Barcelona, en casa de Sebastian de Cormellas al Call. 1608, 8°, oblong. (in Nodier's Katalog); — Barcelona 1645, 1647, 1681; sämmtlich in 12°.

Diese Sammlung trägt in der That noch mit mehr Recht, als die vorhergehenden, den Titel: »Cancionero«; denn in ihr bilden rein lyrische Gedichte, wie Canciones, Endechas, Villancicos, Lamentaciones, Coplas, und verliebte oder witzige Tändeleien, wie Preguntas, y Respuestas, Motes, Chistes,

---

mittelbar voraus, die anfängt: »De Zamora sale el Dolfos,« welche in den älteren Sammlungen noch nicht, und erst im »Romancero del Cid« wieder vorkommt. — So fehlen hier bei einigen Romanzen mehrere Verse des Eingangs, wie ihn die anderen Sammlungen geben, während übrigens die Texte doch so sehr sich gleichen, daß sie auf dieselbe Quelle schließen lassen (ein Fall, der auch sonst öfter vorkommt); wie z. B. die Romanze, die im »Canc. de rom.« anfängt: En Burgos está el buen rey, hier gleich mit dem Verse: Cada dia que amanece, beginnt; eben so beginnen die Romanzen, deren Anfänge dort: Por Quadalquivir arriba und: En los campos de Alventosa, lauten, hier mit Hinweglassung der Eingangsverse gleich mit den späteren: Abenamar, Abenamar (diese Romanze ist überhaupt hier sehr verstümmelt) und: Por la matanza va el viejo (wie auch die hier und im Canc. de rom. darauffolgende Parodie dieser Romanze mit dem Verse: Por la dolencia va el viejo beginnt); — endlich finden sich auch hier, wie in anderen Sammlungen, Bruchstücke von Romanzen als abgesonderte ganze gegeben; wie z. B. von der berühmten Romanze aus dem Kreise »De los siete Infantes de Lara,« die im Canc. de rom. anfängt: A Calatrava la vieja, hier das Bruchstück von dem Verse: Yo me estando en Barbadillo an bis zum Schluß, das freilich so berühmt geworden ist, daß andere Romanzen Stellen davon wörtlich aufgenommen haben und Trovos oder parodische Romanzen bloß darüber gemacht worden sind.

worunter sich viele in catalanischer Mundart befinden, bei weitem die Mehrzahl, und der Zusatz: »sacado de diversos autores,« zeigt schon an, daß viele darunter von Kunstdichtern herrühren; selbst das anderthalb Dutzend Romanzen, das sich hier findet, enthält fast lauter »Romances muy sentidos de amores,« wie die Rubrik sagt, unter welcher die meisten zusammengestellt sind. Einige von den Romanzen finden sich schon im »Canc. de rom.« und in der »Silva«; die Mehrzahl aber sind dieser Sammlung und den »Rosas« von Juan Timoneda eigenthümlich, was sich leicht daraus erklärt, daß beide Sammlungen nicht nur gleichzeitig, sondern auch an nahe gelegenen Orten (Barcelona und Valencia) entstanden sind. Unter diesen sind allerdings ein paar durch Alter und Volksmäßigkeit ausgezeichnete Romanzen; wie z. B. die einzige aber sehr merkwürdige Cid-Romanze dieser Sammlung: »Ese buen Diego Laines;« — die: »Del duque de Berganza: Lunes se decia lunes;« u. s. w.

*7) a. Rosa de amores. Primera parte de Romances de Joan Timoneda, que tratan diuersos, y muchos casos de amores. Dirigidos al discreto Lector. Impressos con Licencia. Año 1573. Vendense en casa de Joan Timoneda, am Ende: Fue impressa esta primera parte de Romances en la Insigne ciudad de Valencia. En casa de Joan Nauarro. Año 1572. 70 foliirte Bll. und 2 Bll. Tabla; dieser so wie die nachstehenden drei Theile in 12° und mit gothischen Buchstaben.

b. Rosa Española. Segunda Parte de Romances de Joan Timoneda, que tratan de Hystorias de España. Dirigidos al prudente Lector. Impressos con Licencia. Año 1573. Vendense en casa de Joan Timoneda. 95 fol. Bll.

c. Rosa Gentil. Tercera parte de Romances de Joan Timoneda, que tratan hystorias Romanas y Troyanas. Dirigidos al curioso Lector. Impressos con Licencia. Año 1573. Vendense en casa de Joan Timoneda. Am Ende: Imprimiosse en Valencia, en casa de Joan Nauarro, 1573. 71 Bll.

d. Rosa Real. Quarta Parte de Romances de Joan Timoneda, que tratan de casos señalados de Reyes, y otras personas que han tenido cargos importantes: assi como Principes, Visorreyes, y Arçobispos. Impressos con Licencia. Año 1573. Vendense en casa de Joan Timoneda. Am Ende: Imprimiosse esta quarta y ultima parte de Rosa de Romances en Valencia, en casa de Joan Nauarro. Año 1573. 83 Bll. und 1 Bl. Tabla.

Von diesen vier Theilen der Romanzensammlung des be-

kannten valencianischen Buchhändlers und Dichters Juan Timoneda befindet sich, zusammengebunden in Einen Band mit vier kleinen »Cancioneros« desselben, ein Exemplar auf der k. k. Hofbibliothek, das wohl ebenfalls ein Unicum zu seyn scheint, da kein Bibliograph dieser Ausgaben erwähnt, ja nicht einmal die Existenz dieser Werke Timoneda's seinen fleißigen Biographen (Rodriguez, Ximeno, Fuster, Verfassern von »Valencianischen Bibliotheken«) bekannt geworden ist. Diese Romanzensammlungen zeichnen sich aber nicht bloß als große bibliographische Seltenheit, sondern auch durch ihre literarische Wichtigkeit aus; denn sie enthalten eine nicht unbedeutende Anzahl von Romanzen, und darunter mehrere unbezweifelt alte und volksmäßige, die sich in keiner der früheren oder späteren Sammlungen finden. Dies bewog den Verf. die dieser Sammlung eigenthümlichen Romanzen von poetischem oder literarischem Werth als Nachlese zu allen bisherigen Romanceros herauszugeben (m. s. Nro. 5 der dieser Anzeige vorgesetzten Werke) *). Indem wir daher wegen einer mehr ins Einzelne gehenden Charakteristik und Würdigung dieser Sammlung auf unsere Ausgabe verweisen, wollen wir nur im Allgemeinen bemerken, daß sie schon mehr den gemischten Charakter der Romanceros des siebzehnten Jahrh. trägt, neben manchen ächten viele gemachte (nicht nur von Timoneda selbst, sondern auch mehrere von Sepúlveda und Alonso de Fuentes), besonders in der ersten Abtheilung viele rein lyrische und sogar schon einige mythologisch-allegorische und Schäferromanzen, und in der letzten Abtheilung fast lauter Relationen über gleichzeitige Ereignisse in Romanzenform enthält; nur jene Gattung pseudomaurischer Liebes-Romanzen findet sich hier noch nicht, wohl aber viele historische, die sich auf die Fehden mit den Mauren beziehen. Was endlich das Verhältniß dieser Sammlung zu den bisher angeführten betrifft, so hat sie zwar viele Romanzen mit ihnen gemein; doch auch diese häufig mit solchen Abweichungen, daß sie Timoneda kaum unmittelbar aus ihnen nachdruckte, sondern wohl meist aus dem Gedächtniß niederschrieb, oder aus mündlicher Ueberlieferung schöpfte. Timoneda's eigene Producte zeigen von keiner großen poetischen Kraft; doch ist ihnen eher zu große Nüchternheit und Trockenheit als Schwulst, Sentimentalität und Manier vorzuwerfen. Wohl zu bemerken ist

*) Verf. hat — um sich von der Wichtigkeit seines Fundes zu vergewissern — sich auch an mehrere spanische Gelehrte gewandt, und von ihnen die Nachricht erhalten, daß auch dort weder in einer öffentlichen Bibliothek noch in den reichsten Privatsammlungen der Art (wie z. B. in der Duran's) ein Exemplar von diesen Romanceros zu finden und überhaupt ihre Existenz unbekannt geblieben sey.

aber, daß auch die von Timoneda herrührenden historischen Romanzen wohl schon mehr den chronikenartigen als den epischen Ton haben, aber noch nicht, wie so viele im siebzehnten Jahrh. gemachte dieser Gattung, lyrisch-descriptiv sind.

8) Echeguiar (Fr. Raymundo de), El héroe christiano y la vitoria mas dura, Trofeos de Juan d'Austria, Romances. Milan, por Simon Tini. 1578. in 8°. — Da wir nur den Titel dieser Sammlung kennen, so müssen wir uns auf die Vermuthung beschränken, daß sie wahrscheinlich die schon in der »Silva,« in der »Rosa real« von Timoneda, u. a. a. O. zerstreut vorkommenden Romanzen, die sich auf die Heldenthaten Juan's de Austria beziehen, in einer, vielleicht mit einigen eigenen des Herausgebers vermehrten partiellen Zusammenstellung enthalte, welche Romanzen dann jedenfalls den Charakter jener trockenen, wenn auch mit einigen pomphaften Phrasen aufgeputzten, Zeitungsberichte in Romanzenform aus den letzteren Jahrzehenden des sechzehnten Jahrhunderts tragen.

9) Romancero historiado, con mucha variedad de glosas y sonetos y al fin una floresta pastoril; hecho y recopilado por Lucas Rodriguez. Alcalá, por Ramirez. 1579. in 8°. — 2ª ed. Alcalá, en casa de Querino Gerardo. 1582. in 12°. mit Holzschn. — So viel man aus dem von Brunet, Depping u. A. angeführten Titel schließen kann, scheint dieser Romancero theils noch historische Romanzen der erst bezeichneten Art, theils schon viele lyrische Beigaben, wie sie im siebzehnten Jahrh. noch mehr Mode wurden, zu enthalten.

10) Padilla (Pedro de), Romancero en el qual se contienen algunos sucesos que en la Jornada de Flandres los Españoles hizieron, con otras historias y poesías diferentes. Madrid, por Franc. Sanchez. 1583. in 8°. — Da wir auch dies Buch nur aus Anführungen kennen, so können wir nicht entscheiden, ob es bloß reine Kunstproducte des zu seiner Zeit berühmten Dichters Padilla (starb nach 1599) enthalte [1]); jedenfalls scheinen auch diese Romanzen der vorerwähnten Klasse historischer anzugehören [2]).

*11) Guerras civiles de Granada, por Ginés Perez

---

[1]) S. über ihn Navarrete, Vida de Cervantes, p. 396 — 402.

[2]) Noch weniger als Padilla's Romancero ist der Cueva's (Coro Febeo de romances historiales. Sevilla, 1588. 8°.) hier zu berücksichtigen, der lauter Kunstproducte, und noch dazu meist altklassische Geschichte und Mythologie zum Gegenstande habend, enthält.

de Hita, vecino de Murcia. Parte primera y segunda*). Dieses Buch gehört allerdings unter die bekanntesten der spanischen Literatur; hat aber das Schicksal gehabt, vom Publikum einst mit Begierde verschlungen, von den Gelehrten verachtet, dann nach langer Vernachläßigung wieder von den Belletristen über Gebühr erhoben, von den Historikern unter seinen Werth hinabgedrückt zu werden. Insbesondere wurde der erste Theil, der gelesenste und außerhalb Spaniens fast allein bekannt gewordene, bis auf die neueste Zeit von den Einen zwar für einen historischen Roman, aber mit authentischer Grundlage und durchaus ächtem Kostüme gehalten; von den Andern aber nicht nur die offenbar romantische Ausstattung, sondern auch jedes nur hierin vorkommende und nicht anderwärts beglaubigte Factum, jede Berufung auf spezielle arabische Quellen, und namentlich der

---

*) Nach Brunet erschien die erste Ausgabe des ersten Theils zu Zaragoza, por Miguel Ximeno Sanchez. 1595. 8°; — und der zweite Theil wurde wahrscheinlich zuerst im J. 1610 gedruckt (vom 10. April d. J. datirt die »Aprobacion«). Vom ersten Theile erschienen viele Ausgaben (m. s. Brunet; die k. k. Hofbibl besitzt davon folgende: Barcelona, 1610; — Lisboa, 1616; — Madrid, 1631; — ebenda, 1652; — Valencia, 1659; — Paris, 1660; — Madrid, 1662 und 1674; — Valencia, 1681); vom zweiten so wenige, daß er eine Seltenheit wurde (Brunet führt davon die Ausgabe von Barcelona, por Estevan Liberos, á costa de Miguel Manescal 1619. 8°., als die älteste ihm bekannt gewordene an; die Hofbibl. besitzt zwei alte Ausg., beide von Cuenca, por Domingo de la Iglesia. 1619 und 1626; in beiden findet sich, wie in der von Brunet erwähnten, die »Aprobacion« des Dr. Molina vom 10. April 1610, in der, wiewohl sie sich offenbar auf das ganze Werk bezieht, doch folgende etwas räthselhafte Stelle vorkommt: He visto el libro de las Guerras civiles de Granada, y de las batallas particulares que huvo en la Vega entre Moros y Christianos, y de la rebelion de la dicha Ciudad y Reyno: el qual libro tiene tres (?) partes y en los originales que se me entregaron, la primera y tercera parte estan escritas de mano, la primera en 559 hojas, y la tercera en 466 y la segunda parte impressa en Alcala de Henares, por Juan Gracian, año de 1604 etc. — Die Ausg. von 1619 enthält, wahrscheinlich aus der von 1610, die Widmung des Druckers Andres Miguel an Alonso del Pozo Palomino, und drei Sonette an Miguel gerichtet, worin er gelobt wird, diesen zweiten Theil endlich in Druck gelegt zu haben; denn, heißt es in einem dieser Sonette: En el centro de olvido sepultada.... Estuvo un siglo la segunda parte de las guerras civiles de Granada; Hita sagt aber selbst am Schlusse seines Werkes, daß er es »vollendet und in's Reine geschrieben den 22. Nov. 1597«). Von beiden Theilen erschien ein guter moderner Abdruck, Madrid, impr. de Leon Amarita. 1833. 8°.

Hauptinhalt dieses Theiles, die Parteikriege der Abencerragen und Zegries, als reine Fiction verworfen [1]). Und doch scheint uns das, was Hita selbst über sich und seine Quellen in dem Buche sagt, zusammengehalten mit den Zeitverhältnissen, das rechte Maß für dessen Würdigung zu geben. Hita, wahrscheinlich aus Mula in der Provinz Murcia gebürtig (s. Thl. I der Madrider Ausg. v. 1833, S. 385: otros caballeros naturales de la villa de Mula, llamados Perez de Hita), kämpfte gegen die rebellischen Moriscos in den Alpujarras unter dem Marques de los Velez (1568—70), und zeichnete sich nicht nur durch Menschlichkeit gegen die Mauren in diesem mit aller Wuth und Grausamkeit geführten Kriege aus (Thl. II. S. 127), sondern beweist überall, trotz seines Patriotismus und seiner Rechtgläubigkeit, große Vorliebe für diese Unglücklichen. Eben so sprechen viele Stellen, in denen er Anspielungen auf die altklassische Geschichte und Mythologie macht, oder die spanischen Chronisten zitirt, für seine gelehrte Bildung, und er scheint außer diesem Buche noch ein anderes geschrieben zu haben (Thl. II. S. 540). Was war also natürlicher, als daß der gelehrte Soldat diese so wichtigen miterlebten, sein und seiner Zeitgenossen Interesse im hohen Grade ansprechenden Ereignisse aufzuzeichnen begann? Zugleich besaß er handschriftliche oder traditionelle Mittheilungen aus arabischen Quellen über die inneren Spaltungen im granadischen Reiche kurz vor dessen Eroberung durch die katholischen Könige, worüber sich bei den christlichen Chronisten nichts fand [2]);

---

[1]) Am besten charakterisirt ist Hita's Werk in historischer Beziehung in des Grafen Albert de Circourt, Histoire des Mores Mudejares et des Morisques, ou des Arabes d'Espagne sous la domination des Chrétiens. Paris, 1846. 8°. Tome III. p. 345 — 348.

[2]) Bekannt ist die selbst auf dem Titel der alten Drucke des ersten Theiles vorkommende und gegen Ende desselben ausführlicher wiederholte (Thl. I. S. 412—413) Angabe, daß dieser Theil die Uebersetzung eines arabischen Chronisten (moro coronista) enthalte; wahrscheinlicher aber ist es, daß die eigentliche arabische Quelle jene an derselben Stelle und früher öfter erwähnte (zuerst wo sie der des Treubruchs angeklagten Sultanin den Rath gibt, christliche Ritter zu ihrer Vertheidigung aufzufordern, S. 304 — 305) Landsmännin und Verwandte des Verf., Esperanza de Hita (natural de la villa de Mula), gewesen sei, die sieben Jahre als Sklavin der Sultanin von Granada diente, ihre Vertraute wurde, und erst nach der Eroberung Granada's zu den Ihrigen zurückkehrte, deren Mittheilungen sich schriftlich oder mündlich in der Familie erhalten haben mochten; um so mehr, als der Verf. sie mit dem angeblichen maurischen Chronisten zusammen hauptsächlich als Zeugen für die Geschichte der inneren Spaltungen Gra-

es war also eben so natürlich, daß er diese als Einleitung zu seinen eigenen Denkwürdigkeiten zu bearbeiten beschloß. Zu der Zeit aber, als er dies Buch zu schreiben begann, waren die bezwungenen Morisken schon nach Castilien und nach der Mancha versetzt *); viele von ihnen ließen sich taufen und traten in Familienverbindungen mit den christlichen Spaniern, und durch dieses friedliche Nebeneinanderleben wurden diese mit maurischen Sitten und Traditionen nicht nur inniger vertraut, als früher während der mehr kriegerischen Berührungen, sondern es war auch schon unter den Dichtern und Höflingen von Madrid selbst Mode geworden, die eigenen Galanterien und Festspiele unter maurischen Masken zu besingen, so daß schon damals neben den traditionell-historischen Romanzen aus den Maurenkriegen die von Kunstdichtern gemachten Liebesromanzen unter maurischen Namen und in einem maurisch seyn-sollenden Kostüme immer beliebter und verbreiteter wurden. Denn in einem Gemische von Siegesfreude und großmüthiger Achtung

---

nada's und der Anklage und Vertheidigung der Sultanin anführt (man vgl auch die Stelle S. 380), welche Umstände geheim gehalten wurden und »nicht zur Kenntniß des Chronisten der katholischen Könige Hernando del Pulgar kamen;« diese aber bilden gerade den Hauptinhalt seines Buches, und nur in so fern gibt er selbst es für eine Uebersetzung aus dem Arabischen, da er sich sonst auch öfter auf spanische Chronisten beruft. Daß übrigens dieß nicht, wie man geglaubt, eine reine Erdichtung sei, und wirklich arabische Quellen davon berichten, hat in neuester Zeit Don Pascual Gayangos in seiner »History of the Mohammedan Dynasties in Spain.« London, 1843. 4°. Vol. II. p. 370 und 541 nachgewiesen.

*) Er begann es jedenfalls erst nach 1571, da in diesem Jahre erst die Chronik von Estevan Garibay y Zamalloa herauskam, die er gleich im ersten Kapitel zitirt. Merkwürdig ist der Freimuth, mit dem er sich am Ende des zweiten Theiles über diese grausame Versetzung der Mauren ausspricht, vorzüglich wenn man bedenkt, daß diese Stelle noch zu Lebzeiten Philipp's II. geschrieben wurde: »Finalmente los moriscos fueron sacados de sus tierras; y fuera mejor que no se les sacara, por lo mucho que han perdido de ello Su Magestad y todos sus reinos. — Sowohl durch fanatische Intoleranz als durch Mangel an aller Poesie sticht dagegen folgende, auch in Romanzen abgefaßte Flugschrift über die gänzliche Vertreibung der Mauren unter Philipp III. ab: »Relacion verdadera de las causas que S. M. a hecho aberiguar, para hechar los moriscos de España, y los bandos que se publicaron en el Reyno de la Andalucia, por el Marques de San German, y de los moros que auia en Seuilla para leuantarse. Comp. por el licenciado Antonio de Salinas.« Impr. en Valladolid. 1610. in 4°. 4 Bl. 4 Romanzen.

des tapferen Feindes kleideten sich nun die Spanier, nachdem der Geist des Islamismus vernichtet, in seine glänzenden Hüllen und glühenden Farben; spielten, nachdem das Schwert des Propheten zerbrochen, mit den zierlichen Rohrstäben und den Schimpfwaffen ihrer ritterlichen Gegner; nannten, nachdem so viele Mauren christliche Namen hatten annehmen müssen, sich wohl den schönen Maurinnen zu Ehren Gazuls und Tarfes, seufzten für Zaiden und Lindarajen, und brachen, wenn auch nur in poetischen Spielen, Lanzen für die Damen ihres Herzens auf der Bivarambla, um durch den Druck von schönen Händen beim Zambratanze belohnt zu werden. Nur muß man diese Masken, die, wie alle, einen outrirten Charakter annahmen, nicht für historisch-treues Kostüme halten *). Hita war aber nicht nur von der Romanzenmanie seiner Zeit angesteckt, sondern auch selbst Dichter (außer den Romanzen beweisen dieß viele, offenbar von ihm verfaßte, seiner Erzählung eingewebte lyrische Gedichte, poetische Reden, ja der ganze Ton seines Werkes), und schrieb sein Buch eben sowohl zur Unterhaltung als zur Belehrung. Dieses mußte daher bei solchen persönlichen, stofflichen und zeitlichen Verhältnissen natürlich den Charakter und die Färbung bekommen, die es trägt, nämlich die von poetisch ausgeschmückten Denkwürdigkeiten, einem Mittelding von romantischer Geschichte und historischem Roman, das eben so sehr dem historischen wie dem poetischen Gebiete angehört, das aber,

---

*) Daß aber nicht Hita Verfasser oder gar Erfinder dieser pseudomaurischen Romanzen gewesen sei, wie Manche geglaubt haben, beweis't das Vorkommen vieler derselben, theils unverändert, theils mit geringen Abweichungen, in den ersteren Abtheilungen des Romancero general, die früher oder gleichzeitig (unter dem Titel »Flor;« s. die nächste Nummer) mit seinem Buche erschienen; so z. B. der Romanzen: Galiana está en Toledo; — Di Zaida de que me avisas; — Afuera, afuera, afuera; — Ensillenme el potro rucio; — Ocho á ocho, diez á diez; — Estando toda la Corte; — Por la plaza de San Lucar; — Sale la estrella de Venus. — Beachtet man nun einerseits, daß diese ersteren Abtheilungen des Rom. gen. in Einzeldrucken zwischen 1585 und 1595 erschienen, und um dieselbe Zeit der erste Theil von Hita's Buch herauskam; andrerseits daß selbst in den im J. 1573 gedruckten Sammlungen Nr. 7 und 8, die doch in Barcelona und Valencia entstanden, wo stets mit den Mauren häufiger verkehrt wurde, noch keine solchen pseudo-maurischen Romanzen vorkommen, so kann man mit ziemlicher Gewißheit die Entstehung und Verbreitung dieser Mode in die J. 1575—1585 setzen, und Castilien und vorzugsweise Madrid als ihre Heimat bezeichnen.

kehrte man nur die eine Seite hervor, natürlich einseitig und schief beurtheilt werden mußte, während es — um gerecht gewürdigt und seinem vollen Werthe nach benützt zu werden — stets in seiner Ganzheit sowohl in Hinsicht auf Entstehung als Ausführung aufgefaßt werden muß. Allerdings sind aber bei der Beurtheilung der Einzelnheiten seine verschiedenartigen Bestandtheile kritisch zu unterscheiden. So zeigt sich vor Allem ein bedeutender Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Theile; denn der erste erzählt nur wieder Ueberkommenes, sei es aus schriftlicher Aufzeichnung, sei es aus mündlicher Tradition; hier hatte also die Phantasie freieren Spielraum, das poetische Element konnte vorwalten, und hat, durch die dichterische Anlage des Verfassers, die poetische Natur des Stoffes, die sagenhafte Färbung der Quellen und jene zur Zeit seiner Abfassung schon herrschende Moromanie begünstigt, in der That so vorgewaltet, daß, sobald man den historischen Charakter und Plan des Ganzen darüber vergaß, man leicht diesen Theil für reine Dichtung halten konnte, wie es auch wirklich geschehen ist. Ja selbst den zweiten Theil haben darüber die Historiker bisher fast gänzlich vernachläßigt, und doch ist dieser Theil eine wichtige authentische historische Quelle für die Geschichte des Morisken-Aufstandes unter Philipp II.; der Verf. erzählt theils Selbsterlebtes, theils von Augenzeugen Mitgetheiltes (wie cap. XX und XXI die von dem »Alferez Perez de Hevia« ihm mitgetheilte Beschreibung der Belagerung und Einnahme von Galera), und daher sind diese Denkwürdigkeiten durch die vielen Einzelnheiten, die sich nur in ihnen finden, und noch mehr durch die ächte lebendige Färbung ein kostbares Monument selbst für den strenge prüfenden Geschichtschreiber, der leicht die hier ohnehin lose genug angefügte poetische Zuthat ausscheiden wird. Weil aber eben das historische Element in diesem Theile so vorwiegt, das Gewicht der mit der Gegenwart noch so eng verbundenen Ereignisse und der Ernst des Selbsterlebten die Phantasie niedergehalten haben, ist dieser Theil auch von dem bloß Unterhaltung suchenden Publikum und von den Belletristen minder günstig aufgenommen und beurtheilt worden, als der erste, der ihm auch in dieser Beziehung die verdiente Würdigung entzogen hat; denn trotz aller sonstigen Verschiedenheit theilt dieser Theil mit dem ersten — der eigentlich nur eine Art Einleitung dazu ist — künstlerische Intention und poetische Auffassung *).

*) So ist der Styl in den erzählenden Partien des zweiten Theiles viel frischer und malerischer und doch einfacher und naiver; so ist die Geschichte des Morisken Tuzani (Cap. XXII und XXIV), obgleich keine erfundene, doch so voll poetischen Interesses, daß es

Wir haben dieses Werk Hita's umständlicher zu charakterisiren versucht, weil es trotz seiner Berühmtheit doch unseres Bedünkens nirgends allseitig gewürdigt und vom genetischen Standpunkt aus kritisch beleuchtet wurde; und weil zu unserem Zwecke, den Werth und das Verhältniß der darin enthaltenen Romanzen zu bestimmen, dieß unerläßlich war. Je nachdem nämlich Hita dabei der Tradition, dem Modegeschmack oder seiner eigenen dichterischen Stimmung gefolgt ist, sind auch die zahlreichen, seinem Werke beigegebenen Romanzen theils noch ächte volksmäßige, theils von Kunstdichtern seiner Zeit in dem damaligen pseudo-maurischen Modetone verfaßte, theils endlich von ihm selbst gedichtete. So enthält der erste Theil, in dem, wie bemerkt, die sagenhafte Geschichte und das poetische Element vorwiegen, und der bereits unter dem Einflusse jener galanten Moromanie geschrieben wurde, Romanzen der ersten beiden Arten, die aber — wenn auch nicht Hita selbst sie meist ausdrücklich gekennzeichnet (se hizo aquel viejo ó antiguo romance; — und dagegen no faltó otro poeta que compusiese otro romance, oder un poeta que hizo otro nuevo, etc.), oder die meisten traditionellen auch nicht das Vorkommen in älteren Sammlungen schon als solche documentirt hätte *) — durch Stoff, Ton,

---

nur eines Dichters wie Calderon's bedurfte, um ein treffliches Stück (Amar despues de la muerte) daraus zu machen; so sind selbst unter den Gedichten, der schwächsten Partie dieses Theiles, noch ein paar sehr ansprechende (wie z. B. das schöne Maurenlied: Muy tarde viniste, Zaide, p. 31).

*) Wie ehrlich Hita in der Angabe seiner Quellen ist, beweist, daß folgende durch »viejo« oder »antiguo« von ihm bezeichnete Romanzen in der That schon in älteren Sammlungen vorkommen: »Abenámar, Abenámar,« im »Canc. de Rom.« vollständiger mit dem Anfang: »Por Quadalquibir arriba.« — »Ay Dios qué buen caballero,« hier nur die zehn Eingangsverse, ganz in Timoneda's »Rosa española« (s. unsere Ausg. p. 87); Hita bemerkt dazu: »Famoso romance.« — »La mañana de san Juan,« ein Fragment davon in der »Silva« (die Ausgabe von 1566 von Sepúlveda's Romances und die »Rosa española« von Timoneda haben eine ganz historische Romanze, welche nur die vier ersten Quartette mit dieser gemein hat; denn die übrigen erzählen die Einnahme Antequera's durch den König Fernando und die Rache, welche der König von Granada dafür an den Christen bei Alcalá la Real nimmt; — eine moreske Romanze, die bloß den Anfangsvers mit dieser gemein hat, steht im »Romancero general«). — »De Granada sale el moro,« die ältere Version mit bedeutenden Abweichungen und anderem Schluß in Timoneda's »Rosa esp.« (in unserer Ausg. p. 89). — »Muy revuelto anda Jaen,« wozu Hita

Farbe, Styl einem etwas geübteren Blick sich als wesentlich verschieden darstellen. Die traditionellen gleichen in all diesen Beziehungen den übrigen volksmäßigen Romanzen aus der sagenhaften Geschichte Spaniens, und gehören gewiß mit diesen in eine Klasse; die galanten pseudomaurischen hingegen haben gar keinen, oder doch einen bis zur Unkenntlichkeit entstellten historischen Grund, tragen durchaus schon die Farbe der christlich-ritterlichen Galanterie des sechzehnten Jahrhunderts, verrathen durch ihren bald sentimental-überschwänklichen, bald conceptistisch-manierirten Ton sich hinlänglich als höfische Kunstproducte, wenn auch ihre blühendere Diction voll von Gleichnissen, detaillirten Beschreibungen und mythologischen Anspielungen, ihr eleganterer Styl, ihr fließenderer Versbau und selbst ihre genauer gehaltene Assonanz nicht schon hin-

bemerkt: »Aqueste romance se compuso en memoria de esta escaramuza, aunque otros la contaron de otra suerte:.... El otro romance dice asi: »Ya repican en Andujar,« etc. Die erstere Romanze rührt wohl von Hita selbst her, oder ist wenigstens von ihm, seinen Abencerragen zu Liebe, stark interpolirt; die letztere aber ist ein, wenn auch stark verstümmeltes Bruchstück von jener berühmten alten Romanze auf den Bischof von Jaen, Don Gonzalo de Zúñiga, wovon sich mehrere Versionen, theils ganz, theils fragmentarisch erhalten haben, ganz mit dem Anfang: »Un dia de San Anton« im »Canc. de rom.,« und mit geringen Abweichungen, aber besseren Lesarten bei Ortiz y Zúñiga, Discurso genealogico de los Ortizes de Sevilla. Cadiz, 1670. 4°. Fol. 89—90, der dazu bemerkt: »Lo hallo yo diverso en un Romancero, que se imprimió en Sevilla el año de 1573 de que ya cité otro romance (nämlich Fol. 15 eine Romanze von Doña Blanca, der unglücklichen Gemahlin Peters des Grausamen, worin sie des Ehebruchs mit dem »Maestre« beschuldigt wird; diese Romanze, die anfängt: »Entre las gentes se dice,« findet sich in keinem der uns bekannten Romanceros, noch paßt auf einen derselben die obige Angabe des Druckortes und Druckjahres; also ein, so viel wir wenigstens wissen, nun unbekannt gewordener Romancero!). Diese von Ortiz erwähnte Verschiedenheit bezieht sich auf die Version, die ebenfalls ganz Argote de Molina in seiner »Nobleza del Andalucia« (lib. II. cap. 206) von dieser Romanze mittheilt, und die einen ganz anderen Schluß hat. Bruchstücke von noch anderen Versionen führen Ortiz (l. c.) und Pedraza, Hist. de Granada (Granada 1638. in Fol., Fol. 133, mit demselben Anfangsvers wie bei Hita) an. — Die so berühmt gewordene Romanze auf Alhama's Verlust: »Paseabase el rey moro,« im »Canc. de rom.« — »Moro Alcaide, moro alcaide,« ebenda. — Endlich die nicht minder berühmte Romanze auf den Tod Alonso de Aguilar's und Sayavedra's: »Rio verde, rio verde,« wovon Hita zwei Versionen gibt; die älteste aber findet sich im »Canc. de rom.«

länglich ihr mehr kunstmäßiges Princip bezeichneten, und sie wesentlich von jenen noch rein aus dem volksmäßigen hervorgegangenen unterschieden [1]). Nicht mit diesen, sondern mit den maurischen des Romancero general, den Romanzen im Style der Jugendperiode Góngora's und Lope de Vega's, gehören sie in eine Klasse. Doch hat jede dieser beiden Romanzengattungen des ersten Theiles so bedeutende, wenn auch verschiedenartige poetische Verdienste, daß dadurch die im zweiten Theile enthaltenen Romanzen ganz verdunkelt wurden, und diesem Umstande hauptsächlich hat der zweite Theil die sonst unverdiente Ungunst des Publikums und selbst die Vernachläßigung der Gelehrten zu danken. Die Romanzen des zweiten Theiles sind nämlich fast alle von Hita selbst verfaßt [2]), der wohl recht vielen poetischen Sinn, aber nur geringes Dichtertalent hatte, und doch glaubte, auch diesem Theile Romanzen beigeben zu müssen, um, wie er ganz naiv sagt, »die Einheit des Styles mit dem ersten nicht zu vernichten« (por no quebrar el estilo de la parte primera); denn seiner Absicht nach sollten beide Theile als Ein Ganzes betrachtet werden. Diese Romanzen sind in der That nur eine versificirte Wiederholung der prosaischen Erzählung, ganz im Styl der Reim-Chroniken, und nicht besser, aber auch nicht schlechter, als die Relationen der Art über gleichzeitige Begebenheiten in Romanzenform von Sepúlveda.

[1]) Wer unterscheidet nicht auf den ersten Blick von jenen in der vorhergehenden Anmerkung angeführten die Romanzen von Zaida und Zaide, auch wenn Hita nicht dazu bemerkt hätte:» que compuso un poeta;« die von Sarracino und Galiana, die von Gazul, die solche Anachronismen enthalten, daß Hita zu den künstlichsten Auslegungen sich gezwungen sieht, um sie nur einigermaßen plausibel zu machen (s. S. 423 ff.; ja von der so berühmten Romanze: Sale la estrella de Venus, sieht er sich genöthigt zu gestehen: el que le compuso no entendió la historia, und von der Adornado de preseas sagt er selbst S. 430: »Este romance dicho, y su principio va fuera del blanco de la historia, y ahora, salvo paz de su autor, va enmendado, declarando fielmente la historia; etc.).

[2]) So sind die meisten Romanzen dieses Theils durch die Schlußverse, die auf die Fortsetzung hinweisen, mit der prosaischen Erzählung verbunden. Er selbst bezeichnet als fremdes Eigenthum nur die Romanzen: Despues de aquella vitoria (p. 209: »un romance que hizo un servidor de S. E,« nämlich des Marques de los Velez; wenn er nicht etwa doch sich darunter meint?); und: Mastredages marineros (p. 469: »que sobre el levantamiento de Galera escribió un amigo nuestro«). — Die Romanze: En Purchena está el Malch (p. 465) könnte vielleicht traditionell seyn?

Alonso de Fuentes, Timoneda u. A. — Kurz, das im zweiten Theil vorherrschende historische Element hat die geringen poetischen Kräfte des nun auf sich selbst beschränkten Verfassers paralysirt.

*12) *a.* Flor de varios romances nuevos. Primera, segunda y tercera parte. Agora nuevamente recopilados, puestos por su orden: y añadidos muchos romances que se han cantado despues de la primera impression. Y corregidos por el Bachiller Pedro de Moncayo, natural de Borja. Madrid, por la viuda de P. Madrigal. 1595. in 12°. [1]).

b. Septima parte de Flor de varios romances nuevos. Recopilados de muchos autores. Por Francisco Enriquez. Madrid, en casa de la viuda de Alonso Gomez. 1595. in 12°. [2]).

Unter diesem Titel erschienen bald einzeln, bald mehrere zusammen die ersteren neun Theile des gleich zu erwähnenden »Romancero general;« die vorliegenden Theile der »Flor« stimmen auch mit den betreffenden des »Rom. gen.« nicht nur in der Anzahl, sondern auch in der Ordnung der Romanzen großentheils zusammen (einige wenige Romanzen sind versetzt; so kommen z. B. mehrere der »Septima parte« der »Flor« in der neunten Abtheilung des »Rom. gen.« vor, der am Ende der dritten

---

[1]) Bei Brunet finden sich folgende Ausgaben angegeben: Flor de var. rom. nuevos, y canciones, agora nuevamente recopilados de diversos autores, por el Bach. P. Moncayo. Huesca, Juan de Perez de Valdiveso. 1589, in 12°. — Perpiñan, 1591. in 12.° — Von allen drei Theilen: Alcalá de Henares, 1595. in 12°. — Madrid, viuda de Madrigal. 1597, in 12°. — und Duran führt die nachstehende Ausgabe an: Flor de var. y nuevos rom., primera y segunda parte, ahora nuevamente recopil. y puestos en orden por Andres de Villalta, natural de Valencia. Añadiósc ahora nuevam. la tercera por Felipe Mey, mercader de libros. Valencia, 1593. in 12°.

[2]) Brunet gibt davon eine Ausgabe: Toledo, 1595. in 12°. an. — Uebrigens fanden wir weder bei Brunet, noch sonstwo Ausgaben von den übrigen Theilen der »Flor« angeführt, die jedoch unbezweifelt eben so in Einzeldrucken erschienen sind, wie schon aus dem Titel des Rom. gen. erhellt; aus der Ueberschrift der sechsten Abtheilung desselben: »Sexta Parte de Flor de Romances;« und aus dem Kolophon der ersten Ausgabe: »Fin del Romancero general en que se contienen las nueve partes que hasta ahora han sido impressas.« — Ob der von Nic. Antonio, s. v. Sebastianus Velez de Guevara angeführte: Romancero, primera, segunda y tercera parte, s. l. 1594. 8°. hieher gehöre, ist aus einer so ungenügenden Angabe nicht abzunehmen.

um ein paar Romanzen mehr hat als die »Flor,« und im Ganzen correcter ist; doch sind auch einige Romanzen der »Flor« im »Rom. gen.« nicht wieder abgedruckt).

*13) Romancero general en que se contienen todos los romances que andan impresos en las nueve partes de Romanceros. Aora nuevamente impresso, añadido, y emendado. Medina del Campo, por Juan Godinez de Millis. A costa de Pedro Ossete y Antonio Cuello, libreros de Valladolid. 1602. in 4°. — Die »Licencia« ist von Valladolid, 14. Juli 1601, und sagt von diesem Romanzenbuche, wohl mit Beziehung auf die vorausgehenden Einzeldrucke u. d. T. »Flor« etc. (s. Nr. 12): »que otras vezes ha sido impreso,« da keine ältere Gesammtausgabe des Rom. gen. bekannt ist. Unter den »Erratas« steht das Datum: Valladolid, 22. Dec. 1601, und die »Tassa« ist vom 14. Jänner 1602 datirt. Davon erschien die zweite, mit vier Abtheilungen (13 partes) vermehrte Ausgabe: Ahora nuevamente añadido, y enmendado. Madrid, por Juan de la Cuesta. Véndese en casa de Francisco Lopez. 1604. in 4°. — Die »Licencia« ist von Madrid, 6. Febr. 1601, die »Erratas« von Alcalá, 25. August 1604, und die »Tassa« von Valladolid, 11. Sept. 1604 datirt *).

Von dieser ist ein bloßer Wiederabdruck die von Pedro Flores besorgte Ausgabe: Madrid, 1614. in 4°. Die k. k. Hofbibliothek besitzt alle drei Ausgaben, von denen besonders die erste sehr selten ist (unsere Citate beziehen sich auf die letzte).

Der Verleger der zweiten Ausgabe, Francisco Lopez, sagt in dem sehr gut geschriebenen Vorwort, »Al Lector«: »En este volumen, o Lector, se contienen repartidos en treze partes, los romances que han sido oydos y aprovados generalmente en España. Y de aqui he cobrado animo para esponerlos a la mas rigorosa censura que es la de la leccion, pues agora escritos y desnudos del adorno de la musica por fuerça se han de valer por si solos, y de las fuerças de su virtud. Si fueres aficionado a la lengua Española, aqui la hallaras acrecentada sin asperezas: antes con apazibilidad de estilo, y tan mañosamente que no te ofenderá la novedad: porque como este genero de poesia (que casi corresponde a la Lyrica de los Griegos y Latinos) no lleva el cuydado de las imitaciones y adorno de los antiguos, tiene en ella el artificio y rigor rethorico

*) Darunter befindet sich noch die merkwürdige Angabe des ursprünglichen Preises dieses nun so kostbaren Buches: »Tiene este libro ciento y veinte y cinco pliegos, que conforme a su tassa monta un ducado (!).

herrschten. Nun diente allerdings schon der Titel: »Romancero general,« zur Empfehlung, die Romanzen waren so in Gunst gekommen, daß Gelehrte und Kunstdichter, Chronisten und Höflinge in die Wette Romanzen machten, die Einen ihre Moralisationen und Relationen, die Anderen ihre Herzensangelegenheiten und Intriguen im nun einmal fashionablen »estilo de romances« schrieben; aber eben deßhalb waren auch die Romanzen eine bloße Form, ein bloßes Modekleid geworden; man hatte gefunden, daß der »Paleto« (d. i. der grobe, ungeschliffene Bauer), der Mann des Volkes, eine sehr altnationale, sehr bequeme Tracht beibehalten habe; man zog sie nun auch an, nannte sie auch noch nach ihrem Ursprung »Paletot;« aber es war kein ächter Bauernrock mehr, vom Schnitt war wohl einiges geblieben, aber die Form mußte zierlicher seyn, der Stoff feiner, mit Sammt und Seide geschmückt, und vor allen schlug unter dem Kleide ein ganz anderes Herz, von ganz anderen Freuden und Leiden, fast ausschließend nur von seinen eigenen bewegt; so war es gekommen, daß den Inhalt des »allgemeinen Romanzenbuches« großentheils Situationsgemälde, Gefühlsergießungen, kurz Lieder mit überwiegender Subjectivität und vorherrschendem rhetorisch-lyrischen Element bilden, die nur mehr die äußere Form der Romanzen haben, und von jenen alten volksmäßigen so wesentlich verschieden sind, wie vom schlichten Landmanne der Modeherr oder der Höfling, mag er nun auch ein Kleid nach dem Paletot-Schnitt und dazu noch den pastoralen »Cayado,« oder den maurischen »Alfange« tragen. Weil aber eben diese Umgestaltung der Romanzenpoesie eine nothwendige Folge ihrer Verpflanzung in andere Kreise und ihrer kunstmäßigen Kultur war, so konnten jene alten, schlichten, rein objectiv gehaltenen Romanzen keine »generalmente aprobados« mehr seyn, und daraus allein erklärt sich hinlänglich die sonst auffallende Erscheinung, daß nicht auch der Rom. gen. Romanzen aus älteren Sammlungen wiederholt; dagegen finden sich in ihm, trotz seines Titels, rein lyrische, nicht einmal in der Romanzenform abgefaßte Gedichte genug aufgenommen, wie Canciones, Letras, Letrillas, Glosas, Bueltas, Chaconas, Lyras. So enthält er nicht nur viele komische und satyrische*) Romanzen (darunter

*) Unter den satyrischen ist eine merkwürdige, gegen die bizarren Kleidermoden im J. 1593 gerichtete Romanze, Sexta parte, Fol. 198: »Prematica nueva del año de 93 a los cuellos, y excessivos trages de España,« worin folgende Stellen beweisen, daß man auch in der Wirklichkeit sich a la morisca zu tragen angefangen:

auch Ensaladillas, d. i. Quodlibets), sondern auch mehrere, welche das Romanzenmachen überhaupt, oder einer bestimmten Gattung parodiren, eine Selbstironie, die immer das sicherste Zeichen einer auf dem Culminationspunct angelangten Richtung, oder einer hohl gewordenen Form ist *).

Dejad ya los pespuntados,
Lechuguillones fruncidos,
Diferenciados en sedas,
Que es trage de los Moriscos.
— — — — — —
Quiten ya los chapiteles,
Compuestos con bucarillos:
Dejen que traigan las Turcas
Los tocados muy subidos.

*) So findet sich unter den satyrischen Romanzen eine gegen diese Tadler der damals Mode gewordenen neuen Romanzengattungen gerichtete (onzena parte, Fol. 387; sie fängt an: Que se me da á mi que el mundo), die den Inhalt des Rom. gen. so gut charakterisirt, das Entstehen mehrerer Gattungen, wie der moresken und Schäferromanzen, so bezeichnend angibt, die Ansichten der Kunstdichter von der Romanzenpoesie so naiv ausspricht, und daher nicht nur für die Geschichte dieser Sammlung, sondern der Romanzenpoesie überhaupt so interessant ist, daß wir sie fast ganz hiehersetzen wollen, um so mehr, als keiner der modernen Herausgeber von Romanzen sie bisher berücksichtigt hat — Die Absicht des Dichters ist nämlich, die Schäferromanzen, und besonders die unter »Belardo's« Namen gehenden, deren auch der Rom. gen. eine große Anzahl enthält, zu vertheidigen; denn wie er sich nicht um den Geschmack Anderer bekümmere, so wolle er auch den seinen unangefochten wissen, und nachdem er dieses Thema in den ersten zwölf Quartetten in Bezug auf die neuen Kleidermoden ausgeführt, geht er zu den Romanzenmoden über, indem er die Anfänge der beliebtesten Romanzen jeder Gattung parodirend anführt:

Que se me da que Belardo,
Caballero en una yegua,
Se vaya á casar alegre
Con su Filis al aldea.

Ni que se haja hortelano
En las huertas de Valencia,
Ni cortesano en la Corte,
Ni pastor allá en la aldea.

Que se me da á mí que Azarque
En Ocaña viva ó muera,
Desterrado de Toledo,
Por zelos que el rey le tenga.

Ni que dejando el armada
De su rey á Baza vuelva
Á buscar su Felisalva,
El sobrino de Zulema.

Que se me da á mí que Audalla
Vaya la vuelta de Thebas,
Ni que con tres mil ginetes
Reduan corra la tierra.

Que se me da á mí que pida
Para su Zambra licencia,
Ni que Bravonel aloje
Su compañía en Tudela.

Que se me da que el Zegri
Diez años en una cueva
Se sustente como bruto
De frutas verdes, y secas.

No se me da que el forzado
De Dragud en las galeras
Esté de noche, y de dia
Amarrado á una cadena.

Que se me da que de espacio
El Cordobes se entre tenga,
Cantando con su bandurria,
Ni que llore Melisendra.

Ni que rabiando de zelos,
Antes que el cielo amanezca
Deje Maniloro á Ronda
Lleno de cifras, y letras.

*14) Segunda Parte del Romancero general, y Flor de diuersa Poesia. Recopilados por Miguel de Madrigal. En Valladolid, por Luis Sanchez. Vendese en casa de Antonio Garcia. 1605. in 4°. Die Licencia ist vom 20. October 1604. — In dem vom 12. Nov. 1604 datirten Privilegium heißt es: »Por quanto por parte de vos Miguel de Madrigal estudiante, nos ha sido fecha relacion, que vos

---

Ni que esté un cautivo ausente
Donde se acaba la tierra,
Y el mar de España principia,
Llorando lágrimas tiernas,

No se me da finalmente
Que en Granada hagan mil fiestas
Los moros, y que mañana
Higos y buñuelos vendan.

Que salgan á jugar cañas,
Vestidos de mil maneras,
Ni que traigan alquiladas
En sus Zambras las libreas.

Ni que cuando el sol se ponga
Salga de Venus la estrella,
Y que el potro rucio ande
Echando brincos, y piernas.

Que se me da á mí, que Tajo
Corra por do suele apriesa,
Ni que se meta en dibujos
El uno y otro poeta.

Que zapateros, y sastres
Todos quieren tener vena
Ni que un asno tire coces,
Si con ninguna me acierta.

Solo no puedo sufrir,
Que una maliciosa lengua
Ose murmurar, sabiendo,
Que hay gustos de mil maneras.

Que tengo por ignorante,
Y que está cerca de bestia
Quien en materia de gustos
Solo su opinion aprueba.

Porque cada cual escribe
Lo que le dicta, y enseña
En su idea el pensamiento
Con fantásticas quimeras.

Pues saben que las ficciones
Son de causa que nos fuerzan
Á disfraces los sujetos.
No por falta de materia,

Sino porque en un sujeto
Hay mil cosas encubiertas
Que nos impiden las causas,
Y no es justo que se sepan.

No porque le falte al Cid,
Ni á don Pelayo, Fruela,
Á Bernardo, ni á otros muchos,
Quien bien decir dellos sepa.

Y ansi como sus hazañas
Son historias verdaderas,
Tienen muchos escritores
Que en España las celebran.

Y porque para escribir
Romances, coplas, y letras
De tan sabidas historias
Es menester menos ciencia.

Pues un ficto pensamiento
Arguye mas eloquencia,
Mayor ingenio descubre,
Mas saber, y mas prudencia.

Y sin mirar al objeto
Se advierte de un buen poeta
El estilo, el pensamiento,
El concepto, y la sentencia.

Y pues queda mi argumento
Probado en esta materia,
No es bien que de los que escriben
Nadie á murmurar se atreva,

Y en especial de Belardo,
Pues saben que es cosa cierta,
Que son celebres sus obras,
Y que el mundo las celebra.

An dem letzteren Ausspruch wird auch in der That Niemand zweifeln, der weiß, daß unter dem Namen »Belardo« Lope de Vega viele, auch im »Romancero gen.« befindliche Schäferromanzen geschrieben hat! — Denn gewiß sind viele von den im »Rom. gen.« enthaltenen Romanzen von Lope de Vega, Cervantes, Góngora (wahrscheinlich hier unter dem »Cordobes« gemeint) und anderen berühmten Kunstdichtern jener Zeit, die aus persönlichen Rücksichten oder aus Mode sich unter jenen »Disfraces« verbargen, und deren Romanzen als Kunstproducte ihnen gewiß keine Schande machten; nur aber von jenen alten volksmäßigen in Entstehung und Absicht, dem Inhalt, Geist und Ton nach natürlich schon himmelweit verschieden waren.

auiades compuesto y recopilado vn libro intitulado, Segunda parte del Romancero general, y Flor de diuersa Poesia, en el qual auiades puesto mucho estudio y trabajo,« etc. — Darauf folgt das Dedicationsschreiben: »A Doña Catalina Gonçalez, muger del Licenciado Gil Ramirez de Arellano, del Consejo supremo de su Magestad.« — IV und 224 Bl. *).

Die Ueberschrift von Fol. I lautet: »Segunda parte del Romancero general. En la qual se contiene mucha variedad de Romances, y otras Rimas, que nunca hasta aora han sido impressas.« Und so ist es auch; diese Sammlung enthält in der That sehr »verschiedenartige Romanzen,« nicht nur unter sich bunt gemengt, sondern auch mit rein lyrischen Gedichten »anderer« Form (wie Letras, Endechas, Juguetes, Ensaladas etc.), welche »noch nie gedruckt waren,« denn es sind lauter neugemachte, sei es von dem »Studenten« Miguel de Madrigal selbst, sei es von seinen Freunden und Zeitgenossen, und von ihm nur gesammelt (wie es in dem ihm verliehenen Privilegium heißt: »que vos aviades compuesto y recopilado«). Auch in Bezug auf den Charakter der Romanzen nennt sich diese Sammlung mit Recht den »zweiten Theil« jenes erstbesprochenen »allgemeinen Romanzenbuches;« auch die hier enthaltenen Romanzen tragen alle mehr oder minder schon kunstmäßiges Gepräge, mit allen Vorzügen in der Technik, allen Nachtheilen der subjectiven Auffassung; nur darin unterscheidet sich diese Sammlung von jener, daß sie verhältnißmäßig weniger moreske und mehr historische und Ritterromanzen enthält, d. h. solche, die einen historischen, traditionellen oder chevaleresken Stoff, den Chroniken, alten Volksromanzen oder Ritterromanen und Rittergedichten entnommen, als Thema in lyrisch-rhetorischen Variationen verarbeiten. So finden sich hier allerdings viele Romanzen, die dem Stoffe nach den Sagenkreisen vom König Roderich, Bernardo del Carpio, von den sieben Infanten von Lara, dem Cid u. s. w. sich anreihen; aber sie nehmen daraus nur ein vereinzeltes Factum, eine Situation, um sie in Beschreibungen des äußeren Apparates oder in Schilderungen der Gefühls- und Gemüthszustände weiter auszumalen; vorzüglich aber um mit allem declamatorischen Pathos die Reden der

*) Nic. Antonio (s. v. Petrus de Flores) und Viele, die ihm nachschrieben, haben fälschlich angegeben, daß auch diese »Segunda parte« im J. 1614 von Pedro Flores wieder herausgegeben worden sei; es existirt aber davon nur die Eine Ausgabe, was ihre Seltenheit noch mehr erhöht.

handelnden Personen anzufügen [1]). Doch sind auch unter den historischen Romanzen dieser Sammlung mehrere, die gleichzeitige Begebenheiten zum Gegenstande haben, wie z. B. vier Romanzen auf die Vermählung Philipp's III. mit Margarethe von Oesterreich im J. 1598 (Fol. 28, 29, 52, 66); eine Romanze auf den Seesieg der Spanier über die Franzosen bei der Insel San Miguel im J. 1582 (Fol. 70; — vgl. Mariana, Hist. gen. de Esp. publ. y cont. por Don José Sabau y Blanco. Madrid, 1820. 4°. Tomo XVI. p. 100). — Die Romanzen enden aber schon in der ersten Hälfte des Bandes; denn, von Fol. 117 bis 120 gibt er »Enigmas diferentes« (Gedichte zu Emblemen) in Redondillas (auf Fol. 120 steht auch: »Fin de los Romances y Enigmas«), und von Fol. 121 bis zu Ende enthält er bloß lyrische, beschreibende oder satyrische Gedichte in verschiedenen anderen Formen; wie Octavas, Sonetos, Canciones, Tercetos, Liras, Elegias, Cartas (unter letzteren, Fol. 207, eine satyrische von Lope de Vega mit der Antwort Liñan's, Fol. 210).

15) Juan de Ribera, Nueve romances. s. l. 1605. in 4°. So angeführt von Böhl de Faber in seiner »Floresta de rimas antiguas castellanas; doch scheint Ribera nicht der Verfasser, wenigstens nicht aller dieser Romanzen zu seyn; denn von den beiden von Böhl de Faber daraus mitgetheilten Romanzen (Tomo I. Nro. 124 und 142) kommt die letztere als Glossenthema schon in jenem oben erwähnten Auszug aus dem Cancionero general von 1552 vor, mit dem Zusatz: »Glosa hecha .... á cierta parte de un romance viejo« [2]).

16) Romances del Marques de Mantua. Alcalà, 1608; kennen wir nur aus Anführungen; aber unbezweifelt ein Wiederabdruck der aus dem Canc. de rom. und der Silva bekannten alten Ritterromanzen, die wahrscheinlich nur mehr unter dem

---

[1]) Sehr häufig fangen derlei Romanzen gleich mit einer Rede an, und am Schlusse wird erst die redende Person genannt; — dieß aber ist allein hinlänglich, um solche Romanzen als moderne und mehr kunstmäßige zu charakterisiren; denn hier ist nicht mehr das Ereigniß oder die That Hauptsache, sondern die Situation oder das Gefühl, mithin die Auffassung schon vom Standpunkte der Subjectivität, wenn auch noch fremder, aus gemacht.

[2]) Hingegen ist kein Zweifel, daß folgendes Werk: »Primera parte de Romances nuevos nunca salidos á luz, compuestos por Hieronimo Francisco de Castaña, natural de Zaragoza.« Zaragoza, 1604, nur vom Verf. selbst componirte Romanzen enthält (s. Huber's Ausg. d. »Crónica del Cid,« p. LXXIX).

Volke gangbar waren, wie eben der vereinzelte Abdruck in fliegenden Blättern beweist.

*17) **Romances de Germania** de varios autores, con el vocabulario por la orden del a. b. c. para declaracion de sus terminos y lengua, compuesto por **Juan Hidalgo**. Barcelona, Sebastian Cormellas. 1609. in 12°. — Wiederholt aufgelegt zu Zaragoza, Juan de Larumbe. 1624. 1644. 1654. in 12°. — Zuletzt mit folgenden Zusätzen, die der Titel angibt: El discurso de la expulsion de los gitanos que escribió Don Sancho de Moncada, y los Romances de la Germania que escribió Don Francisco de Quevedo. Madrid, por Ant. de Sancha. 1779. in 8°. (Diese neue Ausgabe nur besitzt die k. k. Hofbibliothek).

Der Herausgeber sagt in der Vorrede »al curioso Lector,« daß er diese Zigeunerromanzen (esos Germanicos romances) theils zum Zeitvertreib, theils zum Nutzen der Justizbeamten gesammelt und verfaßt habe, um sie mit den Sitten und der Sprache der Gauner bekannt zu machen. Unter diesen Romanzen befindet sich eine, die, freilich mit bedeutenden Abweichungen, schon in der »Rosa de amores« von Timoneda vorkommt (De Toledo sale el Jaque); in dieser und mehreren der hier gegebenen Gaunerromanzen, wie überhaupt in vielen komischen, ist der Anfangsvers einer alten Volksromanze parodirt. Sechs Romanzen sind aber von Juan Hidalgo selbst verfaßt, wie er ausdrücklich angibt: »Estos seis Romances son de un autor, y el que recopiló el Vocabulario de la Germanía.« — Dieß ist wohl die älteste Sammlung von den nachher so beliebt gewordenen und von namhaften Dichtern nachgeahmten (wie die, dieser letzten Ausgabe zugegebenen von Quevedo beweisen) Zigeuner- und Gaunerromanzen, die so anwuchsen, daß sie eine eigene Gattung (el género picaresco) bilden. Daß übrigens diese sogenannten Zigeunerromanzen der ursprünglichen Form und Sprache nach so wenig von den Zigeunern herstammen, als die moresken von den Mauren und die Schäferromanzen von den Hirten, hat noch neuerlichst Borrow in seinem interessanten Werke über »die Zigeuner in Spanien«*) nachgewiesen. Es ist nur eben eine andere Gattung von poetischer Maskerade oder Liebhaberei (aficion), wie sie eben die Mode mit sich brachte, und wohl zu unterscheiden von den später

*) The Zincali; or, an Account of the Gypsies of Spain. With an original Collection of their Songs and Poetry, and a copious Dictionary of their language. London, 1841. 2 Vols. 8°. — Ueber Hidalgo's Sammlung insbesondere s. Vol. II. p. 143 — 146.

zu erwähnenden Räuber- und Spitzbubenromanzen über wirkliche Vorfälle.

*18) Primera parte del Jardin de amadores. En el qual se contienen los mejores, y mas modernos Romances, y Letrillas que hasta oy se han sacado. Recopilados por Juan de la Puente. Zaragoza, Juan de Larumbe. 1611. in 12°. oblong. — Neue Ausgabe (im Besitz der k. k. Hofbibl.), mit dem Zusatz auf dem Titel: »Y añadidos en esta ultima impression muchos romances nuevos nunca impressos. En Çaragoça, en el Hospital Real y General de nuestra Señora de Gratia.« Am Ende nach Wiederholung des Druckortes: Año MDCXLIV (1644) in 12°. oblong. — 94 Bl. und 2 Bl. »Tabla.« (Es scheint nicht mehr als dieser »erste Theil« erschienen zu seyn; wenigstens findet sich nirgends eine Notiz von einer Fortsetzung.) *).

Auch diese Sammlung sucht sich schon auf dem Titel dadurch zu empfehlen, daß sie die »modernsten, neuesten, nie gedruckten« Romanzen enthalte; sie stellt auch in der That mehrere ihr eigenthümliche Romanzen über fast gleichzeitige Begebenheiten voran (wie »Testamento del Rey« (Felipe II); — von Fernan Cortés; Apostrophe eines Madrileño an seine Vaterstadt, als im J. 1601 die Residenz nach Valladolid verlegt wurde; »Romance á la muerte del Rey don Felipe el segundo«); doch kommt bei weitem der größte Theil ihrer Romanzen schon im »Romancero general« vor, mit dem sie daher auch im Ganzen denselben Charakter theilt. Nur enthält sie verhältnißmäßig mehr Romanzen über historisch-traditionelle Themen (darunter auch einige ihr eigenthümliche, wie Fol. 16 die von den Comendadores de Cordoba; Fol. 31: »En Tunez estaba Enrique;« — Fol. 36 vom Cid auf dem Todbette: »Banderas antiguas tristes;« — Fol. 41 — 47 mehrere vom König Roderich), als moreske (von diesen jedoch eine ziemliche Anzahl) und ein paar ihr eigenthümliche satyrische, Schäfer- und Liebesromanzen, in welch letzteren Gattungen der culteranistische Styl schon vorherrscht. Als besondere Merkwürdigkeiten dieser Sammlung wollen wir noch anführen, daß sie, Fol. 20, die schon in der »Silva« und in den »Rosas« des Timoneda befindliche mythologische Romanze: »En el tiempo que Mercurio.« wiederholt, und, Fol. 90, auch eine »Novela« in »Redondillas« gibt, welche das »Fabliau du meunier d'Arleux« zum Gegenstande hat.

*) Velazquez (deutsche Uebers. S. 444) erwähnt eines »Jardin de Amadores,« von Lorenzo de Ayala. Valencia, 1588.

19) Historia del muy valeroso Caballero el Cid Ruy Diaz de Vivar en romances en lenguage antiguo, recopilados por Juan de Escobar. Alcalá, 1612. in 12°. Wiederholt in vielen Auflagen; die letzte: Barcelona, 1757. in 8°. erschien in zwei Bänden und enthält 102 Romanzen. — Darnach wurden neuere Abdrücke veranstaltet von D. Vicente Gonzalez del Reguero u. d. T.: *Romancero e Historia del...Cid; en lenguage antiguo, recopilado por Juan de Escobar, nueva edicion reformada sobre las antiguas, añadida é ilustrada con varias notas y composiciones del mismo tiempo y asunto para su mas fácil inteligencia, y adornada con un epítome de la historia verdadera del Cid. Madrid, 1818. in 16°. — Enthält nur 78 Romanzen; denn der Herausgeber hatte den lächerlichen Einfall, alle Romanzen wegzulassen, welche mit der, seiner Meinung nach »wahrhaften Geschichte« nicht übereinstimmten. Diese Auswahl des Reguero, mit einem Supplement der von ihm weggelassenen 24 Romanzen und der spanischen Uebersetzung von Johann von Müllers Leben des Cid gab Dr. Julius zu Frankfurt, 1828, in 12°. heraus; und einen Wiederabdruck von Escobar's Sammlung mit Benutzung von Depping's und Duran's allgemeinen Romanzensammlungen veranstaltete Professor A. Keller in zwei Bänden, Stuttgart, 1840. in 8°. — Die k. k. Hofbibliothek besitzt leider keine der alten Ausgaben Escobar's; so viel sich aber nach den neueren Abdrücken urtheilen läßt, nahm er ohne alle kritische Auswahl die in den früheren Sammlungen von Romanzen vorgefundenen vom Cid auf, und vermehrte sie durch eine bedeutende Anzahl (45) nachgelesener. So stehen hier in bunter Mischung — wenn auch in Beziehung auf die Ereignisse in einer Art chronologischer Ordnung — neben einigen alten volksmäßigen *), viele (24) aus dem Romancero general und fast eben so viele (23) von Sepúlveda, und unter den dieser Sammlung eigenthümlichen sind auch die meisten moderne, halb kunstmäßige Producte. Doch ist dieser »Romancero del Cid« jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung; denn seine vielen Auflagen beweisen, daß die Spanier, trotz aller kunstmäßigen Aus- und Verbildung und dem Einflusse der fremden Literaturen, nie aufgehört haben, sich für ihren wahren Nationalhelden und die ihn im Volkston besingenden Lieder zu interessiren. Dafür zeugt auch folgende Sammlung von Cid-Romanzen, die mit der Escobar's in Com-

*) So finden sich einige davon schon im »Cancionero de rom.« und in den »Rosas« des Timoneda, das sicherste Kriterium ihrer Alterthümlichkeit und Volksmäßigkeit; hingegen fehlen einige Cid-Romanzen dieser Sammlungen in der Escobar's.

petenz trat, und die wir deßhalb gleich hier, außer der chronologischen Ordnung, anführen wollen, da wir sie ohnehin nur dem Titel nach kennen: »Tesoro escondido de todos los mas famosos romances asi antiguos como modernos del Cid, por Fr. Metge; con romances de los siete Infantes de Lara.« Barcelona, por Seb. de Cormellas. 1626, in 12°, oblong.

20) Romancero historiado sobre la fundacion del reino de Portugal; por Francisco de Segura. Lisboa 1614, in 12°. — Kennen wir ebenfalls nur aus Anführungen [1]).

*21) Primavera y Flor de los mejores romances que han salido aora nueuamente en esta Corte, recogidos de varios Poetas, y añadidos otros en esta ultima impression. Por el Licenciado Pedro Arias Perez. Madrid, por la viuda de Alonso Martin. A costa de Domingo Gonçalez; 1626, in 8°, VIII. und 140 Bll. — Fol. 120 v° steht: »Fin«, und Fol. 121: »Mas romances añadidos« — Die ursprüngliche Censur-Erlaubniß ist datirt von Madrid, 16. September 1621 und von dem berühmten Dichter Juan de Jáuregui unterzeichnet [2]). Diese Ausgabe ist dem dramatischen Dichter:

---

[1]) Eben so kennen wir die »Villancicos y Romances à la Navidad del niño Jesus, Nuestra Señora, y varios sanctos. Compuestos por Manuel de Pino. Lisboa, 1615. 8°, nur aus Salvá's Katalog (Paris, 1843); zweifeln aber nicht, daß diese Romanzen, wenn auch im Volkston componirte doch nur von Einem Kunstdichter »componirte« (compuestos) sind, und daher strenge genommen nicht in unsere Reihe gehören.

[2]) Die erste Ausgabe erschien auch zu Madrid 16$^{21}/_{22}$, und soll nach Depping's Angabe 160 Romanzen enthalten. Auf einem offenbaren Irrthum aber beruht, was er von dem »hohen Alter« dieser Sammlung sagt (p. LII): »Una de las colecciones mas antiguas (!) y de alguna importancia es sin duda (!) la publicada en el siglo XV (!!) con el titulo de: »Primavera y flor de los mejores romances,« la cual ha venido à ser tan rara, que se encuentran de ella poquisimos ejemplares, à pesar de haber sido reimpresa varias veces en los siglos siguientes con adiciones considerables.« Er weiß aber selbst nur, außer der Ausgabe von 1621, die von Sevilla, 1626 und 1627, und Madrid, 1659 anzugeben, die nach ihm 281 (?) Romanzen enthalten sollen. Außer diesen und der obigen im Besitz der k. k. Hofbibliothek sind davon noch folgende Ausg. bekannt: Lisboa, Math. Pinheiro. 1626, in 8°; — Barcelona 1626, in 8° (wohl einerlei mit unserer Madrider und der Sevillaner von 1626, und nur mit verschiedenen Titeln nach den am Debit theilnehmenden Buchhändlern ?); — die Ausgabe von Madrid, 1659 in 12°, muß allerdings nach den von Böhl de Faber

»Maestro Tirso de Molina« (Gabriel Tellez) gewidmet. — In dem »Prólogo al Lector« sucht sich der Herausgeber gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß dieses sein Erstlingswerk nur »Kinder anderer Väter« (hijos de otros padres) enthalte, er verdiene deßhalb um so weniger getadelt zu werden: »Quanto y mas que gigantones en fama tiene esta Corte que autorizando poemas, con oficiales y aprendizes, cuyas Musas son de alquiler, los escriven despues en carteles por propios, y se atreven a dezir en ellos: Fulano me fecit, contra los quales aun tienen fama los versos de Virgilio, pues no falta quien despues se quexa, diziendo: Hos ego etc. De cuya restitucion quedo absuelto, pues no los vendo por mios, puesto que les doy la avanguardia, para que cebandote en ellos no tengas despues alientos contra los que se les siguieren. A lo segundo digo, que se llaman Primavera: porque aunque te pese tienen de dar fruto, sino sazonado, porque tu diras que no lo está, a lo menos generoso y calificado, por la voluntad que de acertar tengo. Y satisfaziendote a lo ultimo concluyo, que saco deste hospital de niños expositos, a la plaça de tu censura, porque aunque prohijados por mi, reconociendolos sus padres tengan mas defensores: etc. Diese Sammlung enthält also jedenfalls Gedichte von verschiedenen und meist wohl unbekannten Verfassern, welche sich gerade einer besondern Popularität erfreuten. Dieß und die meist nationalen Formen geben ihnen allerdings einen Anstrich von Volksmäßigkeit; doch verrathen sie durch ihren Inhalt, die Flüssigkeit des Versbaues, die Regelmäßigkeit der Assonanz überhaupt, so wie einzelne durch den spielenden tändelnden Ton, den Culteranismus und Conceptismus die nachahmende Hand der Kunstdichter und die moderne Entstehung; womit durchaus nicht gesagt ist, daß nicht einige sehr anmuthige, ächt nationale, wenn auch nicht mehr eigentlich volksmäßige Lieder sich darunter befinden (m. s. nur das in Böhl de Faber's »Floresta«, Tomo I. daraus mitgetheilte Halbdutzend). Von den 138 Gedichten der vorliegenden Ausgabe sind 90 Romanzen, die hier schon in Quartette abgesetzt gedruckt sind, und alle den rein lyrischen Gattungen

daraus mitgetheilten Stücken, wovon zwei in unserer Ausgabe fehlen, und der von ihm angegebenen Blattzahl zu urtheilen, bedeutend vermehrt seyn. Huber erwähnt (in den Blättern für lit. Unterh. 1845, Nro. 322) noch einer Ausgabe mit den Worten: »Primavera de varios rom. nuevos,« 1944 (sic); die erste Ausgabe scheint von 1526 (wohl 1626) zu seyn; Valencia, por Silvestre Esparsa.«

der Schäfer- und Liebesromanzen oder der satyrisch-burlesken (unter den letzteren ist die auch in der obenerwähnten Ausgabe der »Romances de Germania« vorkommende Zigeuner-Romanze in Endechas: »Aqueste Domingo«) angehören. Mehreren von den Schäfer- und Liebesromanzen, worunter auch einige Romances cortos und einige mit einem Estribillo, sind Letrillen angehängt. Aus solchen, Letras, Redondillas, Endechas, Chaconas, Canciones, Quintillas bestehen die übrigen Gedichte, welchen auch schon ein paar in den unnationalen Formen der Octavas und Décimas beigesellt sind. Kurz auch diese Sammlung beweis't, daß der Modegeschmack der Residenz und die ihm huldigenden Kunstdichter wohl noch an den volksmäßigen Formen Gefallen fanden, aber mit ihnen mehr tändelten und coquettirten, als aus innerer Nothwendigkeit in ihnen dichteten und sangen *).

*22) Maravillas del Parnaso y Flor de los mejores Romances graues, burlescos, y satiricos que hasta oy se han cantado en la Corte. Recopilados de graues autores por Jorge Pinto de Morales, Capitan entretenido. Barcelona, en casa de Sebastian y Jayme Mathevad, a costa de Jusepe Prats. 1640, in 8°. 99 Bll. und 2 Bll. »Tabla.« Diese Sammlung hat denselben Charakter, wie die vorhergehende; auch sie legt das Hauptgewicht darauf, daß die in ihr enthaltenen Romanzen: »en la Corte« gesungen wurden, und fügt sogar noch bei, daß sie alle von »graves autores« herrühren. Auch dieselben Gattungen hat sie mit der vorigen gemein, wie schon der Titel bezeichnet: »graves (dazu wohl die sentimentalen Liebes- und Schäferromanzen zu rechnen sind), burlescos, y satiricos;« und alle Romanzen sind auch hier schon in Quartette abgetheilt gedruckt und mit anderen lyrischen Gedichten, wie Letrillas, Endechas, Jugaetes, u. s. w., untermischt. Mit einem Wort, derselbe Geschmack noch an den Nationalformen;

*) Der chronologischen Ordnung nach sollten wir hier die »Romanceros espirituales« von Lope de Vega (Madrid, 1635) und José de Valdivielso (Madrid, 1648) einreihen; sie haben aber, als von Einem Kunstdichter herrührend und also in Hinsicht auf Verfasser und Gegenstand Ein Kunstwerk ausmachend, mit den in unseren Bereich gehörenden Sammlungen nur mehr den Namen gemein, und zeigen nur, daß die Form der Romanze, eben weil sie eine so durchaus nationale war, sich bald jedem Inhalt, jeder Behandlung fügte, dabei aber freilich ihren rein-epischen oder höchstens lyrisch-epischen Grundcharakter eingebüßt hatte. — Nicht einmal dem Namen nach gehören die beiden von Huber (a. a. O.) erwähnten »Cancioneros espirituales«, »por un religioso de la orden de S. Geronimo« und von Fray Ambrosio de Montesinos hieher, von denen wir nicht wissen, ob sie überhaupt Gedichte in der Romanzenform enthalten?

aber auch unter demselben Einfluß der Kunstdichtung spricht sich hier aus. — Unter den 69 Gedichten sind 49 Romanzen, und unter diesen sind doch noch drei, die ein historisches Thema behandeln; nämlich Fol. 70: Al tiempo que andava el mundo, worin der »alte Zayde« seinem Neffen an dem Rathe, den Cato dem Brutus gab, zeigt, wie er sich in den inneren Parteikämpfen Granada's zu benehmen habe: — Fol. 79: Llorando mira Rodrigo, das so beliebte Thema von Roderichs Klage um den Verlust Spaniens variirend; — und Fol. 81 bis zu Ende: »Salsas recuperada. Romance heroyco.« Fängt an: Vanamente conducidas, welche Romanze die Wiedereroberung Salsas im J. 1639, als die Spanier mit den Franzosen um das Roussillon kämpften, zum Gegenstande hat, und halb chronikenartig, halb im Posaunenton diese Waffenthat besingt [1]).

*28) Romances varios de diversos autores. Añadidos y enmendados en esta ultima impression. Madrid, por Pablo de Val, a costa de Santiago Martin, 1655, in 12° obl. [2]). Auf die alphabetisch geordnete »Tabla,« die mit Titel, Licencia und Tasa fünf Blätter und Eine Seite füllt, folgen auf den übrigen sechs unpaginirten Blättern fünf satyrische, in der Tabla nicht angeführte Romanzen; dann beginnen mit pag. 1 die »Romances varios.« 477 S. enthaltend 113 Romanzen (also in allem 118) alle in Quartette abgetheilt gedruckt, darunter 48 von Quevedo und Eine von Góngora (»Entre los sueltos caballos«). — Von den beiden vorhergehenden unterscheidet sich diese Sammlung darin, daß sie keine eigentlich lyrisch-sentimentale Schäfer- oder Liebesromanzen, und keine lyrischen Gedichte anderer Formen (etwa mit Ausnahme von ein paar mit der Romanzenform ohnehin nahe verwandten Letrillen und Quintillen) enthält, sondern nur Romanzen meist saty-

[1]) Unter den übrigen Gedichten ist eines Fol. 61, »Bayle« überschrieben, merkwürdig, indem es eine den mittelhochdeutschen leichartigen Tanzreihen ähnliche Form hat. Man vgl. auch die »Bayles« von Quevedo, u. A.

[2]) Es soll auch eine Ausgabe von Sevilla, 1655, in 12° existiren. Eine frühere, die es doch dem Titel nach geben müßte, haben wir nirgends angezeigt gefunden. Spätere sind: Romances var. de div. aut. agora nuevamente recogidos por el Licenciado Antonio Diez. Zaragoza, 1663, in 8° und Madrid, 1664, in 12°. Brunet gibt wenigstens diese Sammlung von Diez als einen Wiederabdruck der bei Pablo de Val gedruckten an, und sagt von der Madrider von 1664: »Réimpression mal exécutée du recueil de Diez lequel renferme 110 romances et letrillas, dont 46 de Quevedo: parmi les autres à peine s'en trouve-t-il une douzaine de remarquables.«

zu besingen; es konnte daher keine Volks- und Nationallieder im höchsten Sinne (wie jene vom Cid, Bernardo del Carpio, u. s. w.), sondern eben nur mehr Dorf- und Tanzlieder, Gassenhauer oder Bänkelgesänge hervorbringen, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß selbst das niedere Volk in Spanien nie zu der Gemeinheit herabsank, wie in andern Ländern, und nie ganz stumpf wurde gegen Nationalehre und Nationalruhm. Die auch den gemeinsten Spanier noch am meisten belebenden Gefühle sind, außer den allgemein menschlichen, das religiöse, das der persönlichen Unabhängigkeit verbunden mit Trotz gegen Gewalt und Hang zum Abenteuerlichen, und das des Nationalstolzes Fremden gegenüber. Daher haben die Romanzen der fliegenden Blätter des siebzehnten und achtzehnten Jahrh., außer den allgemein menschlichen Freuden und Leiden, besonders Legenden und Wunder (milagros), Räuber- und Mordgeschichten (von Bandoleros und Facinerosos wenn im kleinen, Guerillaführern, wenn im größeren Style), und die Siege der spanischen Waffen über die fremden, vorzüglich über die Franzosen im Kampf um das Roussillon und über die ausländischen Verbündeten jeder Partei im Successionskriege zum Gegenstande. Diese Romanzen — nicht mehr von reichbeschenkten Juglares, sondern von bettelnden Blinden, nicht mehr an Höfen und auf Burgen, sondern an Straßenecken nnd in Dorfschenken, nicht mehr im Kreise von Caballeros und Damas, sondern von Picaros und Chulas gesungen — haben natürlich weder die Naivetät und Frische der alten Volksromanzen noch die Eleganz und technische Vollendung der modernen von den Kunstdichtern nachgemachten, sondern sind in der Regel so platt und roh, daß »Romance de ciego« zur sprichwörtlichen Bezeichnung trivialen Bänkelgesanges geworden ist. Doch sind auch unter diesen, vorzüglich unter den komischen und satyrischen, noch einige durch kühne Derbheit, beißenden Spott, oder jene den Spaniern angeborne anmuthige Ironie (sal y donaire) bemerkenswerthe.

Depping gedenkt (Tom. I, p. XLIX — L, und in den Anm. dazu; — und Tom. II. p. 475) einiger solch fliegender Romanzen-Blätter; Huber spricht (a. a. O.) von Sammlungen derselben in den Bibliotheken von London und Paris; auch die k. k. Hofbibliothek besitzt ein paar Bände mit solchen »Romances en pliegos sueltos,« woraus wir beispielsweise folgende anführen wollen: »Romances que se han cantado en el Convento de la Passion, de la orden de Santo Domingo desta villa. En los misereres que ha celebrado esta Quaresma de 1657 la Congregacion y Diputacion real de N. S. de las Angustias. Madrid, 1657, in 4°. — Eine Sammlung von »famosas, ó

curiosas Xácaras«, »Relaciones verdaderas« und »Romances devotos« aus den J. 1670—74; z. B. »Xácara del gracioso desafio que tuvieron el chocolate y el vino;« — »Xácara de un Frances que rubó la Custodia del S. Sacramento en Colmenar,« 1673. — »Relacion verdadera de un mancebo que cautivaron en Argel,« 1670—72; — »Aqui se contiene un maravilloso milagro que obró Dios en la ciudad de Argel, por lo qual se convertieron un renegado y una mora,« 1673; —»Romance a lo divino, a la inmaculada concepcion de N. S.;« — »Declaracion de un milagro,« 1673; — u. a. m. meist von Banditen und Wundern; darunter auch einige von genannten Verfassern, wie: »Relacion verdadera en que se descriven la prision, muerte, delitos,... de Pedro Navarro .... que se ajusticia en Sepulveda, año de 1673, compuesta por Pedro Gutierrez, medico de dicha villa;« — »Curiosa Xácara nueva de la prision, y muerte de Pedro Andres, y Juana Martinez.... ajusticiados en el año de 1673,« por Lucas Antonio de Bedmar; — »Curiosa Xácara nueva de la vida, prision, y muerte de Francisco de la Sera, en el año de 1673,« por Antonio de Robledo; — »Romance de un milagro,« comp. por Juan de Rivera; — »Epitome del ... auto general de fe que el Tribunal del S. O. de la Inquisicion de Granada celebró en ella, año de 1672,« por el Licenciado D. Carlos de Moya; u. s. w. Ferner ein Bändchen mit Romanzen aus dem Successionskrieg; wie: »Carta en que se da cuenta del despedimiento del Duque de Borgoña y Berri;« — »Matraca en romance, coplas en verso, El abate que voy, el coco de las Sardinas, y espantajo de los pezes. A la derrota de la armada Inglesa.« — »Proezas del General Guido Estaremberg, quando passó a Madrid a coronar por Rey al Señor Archiduque Carlos de Austria« (Spottgedicht gegen die österreichische Partei); — »Carta christiana que el piadoso discurso del Dr. Santa-Cruz presume aver escrita el Rey de Francia Luis XIV. a Phelipe V. luego que supo avia entrado en los dominios de España,« u. s. w. sämmtlich für die Bourbonische Partei.

Daß aber von diesen den Interessen des Tages oder der Mode huldigenden Romanzen die alten ächt volksmäßigen weder beim Volke noch bei den Gebildeten damals noch nicht gänzlich verdrängt waren, beweisen die neuen Abdrücke derselben in »fliegenden Blättern von diesem Jahr« für das Volk, und die bis ans Ende des siebzehnten Jahrh. reichenden neuen Auflagen des »Cancionero de romances,« der »Silva« u. s. w. für die Bemittelteren; ja noch am Ende dieses Jahrhunderts oder zu

Anfang des achtzehnten erschien folgende neue Sammlung solch alter Romanzen:

25) Floresta de varios romances sacados de las historias antiguas de los hechos famosos de los doce Pares de Francia, agora nuevamente corregidos por Damian Lopez de Tortajada. Valencia, s. a. in 16°. — Wiederhohlt aufgelegt: Madrid: 1711; — 1713; — 1746; — 1764. — Nach der letzten Ausgabe abgedruckt in: *»History of Charles the Great and Orlando, ascribed to Archbishop Turpin; translated from the Latin in Spanheim's Lives of Ecclesiastical writers. Together with the most celebrated ancient Spanish Ballads relating to the Twelve Peers of France, mentioned in Don Quixote; with English metrical versions, by Thomas Rodd.« London, 1812. 2 Vols. 8°. — Diese Ausgabe Rodd's — die uns allein zur Hand ist — enthält 22 Romanzen [1]), wovon sich mit Ausnahme der letzten (der bekannten Cid-Romanze: Helo, helo por do viene. die sich im »Cancionero de rom.«, in der »Silva« und in der »Rosa esp.« von Timoneda schon findet) alle auf den Sagenkreis von Carl dem Großen und seinen Pairs beziehen, und die meisten mit geringen Abweichungen (das »corregidos« des Tortajada besteht großentheils in Modernisirungen veralteter Ausdrücke und Wendungen) schon im »Cancionero de rom.«, in der »Silva« und in den »Rosas« von Timoneda stehen und dadurch hinlänglich als »alte« (historias antiguas) sich legitimiren. Doch enthält die »Floresta« auch einige ihr eigenthümliche Romanzen, die freilich schon moderneres Gepräge haben [2]).

Mit dieser Sammlung schließen die uns bekannten von jenen eigentlich für das Bedürfniß des singenden und lesenden Romanzenpublikums unternommenen; der Zeitraum von fast Einem Jahrhundert, der diese von der nächstfol-

[1]) Daß Rodd's Abdruck nicht alle Romanzen der »Floresta« wiedergibt, wie Depping behauptet, hat uns die von Duran und Depping selbst aus der »Floresta« abgedruckte Romanze von König Roderich: »Los vientos eran contrarios« (findet sich auch in Timoneda's »Rosa esp.«)bewiesen, die hier fehlt.

[2]) Es sind folgende in Rodd's Abdruck: »Gran estruendo de campanas« (Baldovino's Begräbniß), — »Por la parte donde vido;« — »Por el rastro de la sangre;« — »En Francia estaba Belerma;« — Sobre el corazon difunto« (sämmtlich von Montesinos, Durandarte und Belerma; die zu diesem Kreis noch gehörige Romanze: »Muerto yace Durandarte« befindet sich, jedoch mit anderem Schluß, schon in Timoneda's »Rosa de amores«; s. unsere Ausg. p. 63).

genden neuen Romanzensammlung trennt, beweis't schon, daß nun ganz andere Interessen eintraten, daß sie für einen anderen Leserkreis bestimmt war, und von einem anderen Standpunkt aus beurtheilt werden muß. Das Volk, das, je mehr sich die Gebildeten davon absonderten, sich auf je engere und je niedrigere Kreise beschränkt sah und fast mit dem Pöbel gleichbedeutend wurde, hatte zwar auch im achtzehnten Jahrhundert die Lust an den Romanzen so wenig als die am Gesange gänzlich verloren; aber bei seiner immer wachsenden Theilnahmslosigkeit an allem öffentlichen politischen und Nationalleben, bei seiner durch die Trennung, ja Entgegensetzung der Gebildeten zunehmenden Rohheit und Ausgeschlossenheit hatte es weder die Kraft noch den Trieb, neue Nationallieder aus sich selbst zu produciren, ja nicht einmal das Bedürfniß, solche schon gemacht zu erhalten, und da seit dem Successionskriege kein Fremdenhaß den Nationalstolz, keine Parteikämpfe die Spott- und Rachsucht aufgestachelt hatten, um in Sieges- und Schimpfliedern auszubrechen, so begnügte sich das Volk, Liebes- und Tanzlieder selbst zu singen, und Dorf- und Stadtgeschichten, Wunder- und Räuberromanzen [1]) und etwa auch einige alte traditionelle von Blinden und Bänkelsängern sich vorsingen zu lassen oder in fliegenden Blättern zu kaufen. Bei den Gebildeten aber waren einerseits eben dadurch die Romanzen als pöbelhaft in Verruf gekommen, andrerseits hatte die Mode mit der hohlgewordenen Romanzenform ausgetändelt, die Kunstpoesie vernachläßigte durch den Einfluß der klassisch-französischen Schule noch mehr als früher die alten volksmäßigen Nationalformen überhaupt, und verwarf insbesondere die Romanzen als zum Ausdruck des Ernsten, Würdigen, d. h. eigentlich des rhetorischen Pathos, untauglich [2]), so entstanden weder neue Romanzen-Gattungen, noch wurden die alten der Beachtung und Nachahmung mehr würdig gehalten. Daher war es eben so wenig

---

[1]) Alcalá Galiano führt in den »Bemerkungen« zu Depping's Einleitung (p. LXXIX) als damals unter dem Volke eben so beliebt gewordene als bei den Gebildeten ihres rohen Inhalts und Styls wegen berüchtigte Räuberromanzen die von dem Bandolero Francisco Estéban und von der Mörderin und Räuberin Doña Josefa Ramires an.

[2]) So sagt Don Angel de Saavedra duque de Rivas in der Vorrede zu seinen »Romances históricos« (Paris, 1841, 8°, pag. 9) von der damaligen Verachtung der Romanzenform bei den Gebildeten: »Desacreditándose hasta tal punto, que fué últimamente mirado como el verso escrito solo para el vulgo, y como el que podia permitirsele al vulgo en sus groseras composiciones; y los hombres literatos comenzaron á asquearlo y á desdeñarlo.«

zelnen zu verfallen, die nirgend leichter ist, als bei derlei Sammlungen, können wir doch nicht umhin, zu rügen, daß er manchmal den Flitter aufgelesen und das Gold liegen gelassen hat*); daß er gegen die noch volksmäßigen historischen Romanzen des sechzehnten und siebzehnten Jahrh. (z. B. in der »Silva« und den »Romances varios«, s. Nro. 23) allzu spröde gewesen ist; und daß die letzte Abtheilung: »Romances sobre varios asuntos« doch gar zu bunt und im Verhältniß zu den anderen zu unvollständig ist; denn hier hätte durch Unterabtheilungen (wie die herkömmlichen: doctrinales, amatorios, jocosos, satiricos, u. s. w) doch mehr Ordnung und Uebersichtlichkeit hineingebracht werden können; dann wären dem Princip und der Zeit nach so disparate Romanzen, wie z. B. »La moza gallega« und unmittelbar darauf: »Rosa fresca«, »Fonte frida« und dann wieder: »Una zagaleja«, u. s. w. nicht zusammengekommen; dann hätte er durch Weglassung der ohnehin nicht strenge in einen Romancero gehörigen »Letrillas« (die er, wenn er sie aufnehmen wollte, in einem Anhang und dann in viel reicherer Auswahl hätte geben müssen) Raum für einige mit Unrecht übergangene Romanzengattungen (wie z. B. die »Xácaras«) gewonnen. Daß er die idyllischen, die Schäfer-, Hirten-, Fischer-Romanzen u. s. w. absichtlich (s. Einleitung, pag. XLIX) ganz ausgeschlossen hat, können wir auch nicht billigen; denn so sehr wir seinen Ekel vor diesem pastorilen Gewinsel theilen und sie für eben so unvolksmäßig halten als die moresken, so haben sie doch in der Geschichte der Romanzenpoesie — in soferne auch die mehr kunstmäßige berücksichtigt werden soll — eine zu wichtige Rolle gespielt und in mancher Hinsicht eben so große Ansprüche wie die moresken, um nicht wenigstens durch einige Muster in einer Sammlung vertreten zu werden, die nicht bloß das ästhetische, sondern auch das literarhistorische Interesse befriedigen soll. Daß Hr. D. vorzugsweise das erstere im Auge hatte, haben wir, wie billig, berücksichtiget; denn wäre die Sammlung als vom literarhistorischen Standpunkt aus unternommen und als vorzugsweise für den wissen-

*) So z. B. gibt er von jenem vielbesungenen Ausfall des Bischofs von Jaen nur die verstümmelten und interpolirten Versionen Hita's (Tomo I, pag. 370—71), während er die köstlichen alten ächt volksmäßigen Romanzen im »Canc. de rom.« (Un dia de San Anton), bei Argote de Molina (Nobleza de Andalusia, lib. II, cap. 206) und Ortiz de Zuñiga (Discurso genealogico de los Ortizes, pag. 89—90) übersehen hat. So hat er eine der ältesten und ächtesten Volksromanzen, die vom »Prior de San Juan« in der »Silva« nicht aufgenommen (s. unsere Ausg. der »Rosa de Romances,« pag. 41).

schaftlichen Gebrauch bestimmt anzusehen, dann müßten wir allerdings ganz andere Anforderungen stellen. Dann müßten wir eine kritische Scheidung der Romanzen nach dem Princip (dem volks- oder kunstmäßigen) fordern; eine nur davon und von dem literarhistorischen Werthe bestimmte Auswahl (also von den alten Volksromanzen alle, von den neueren volks- und kunstmäßigen nur die charakteristischen Muster jeder Gattung); eine nach dem genetischen Moment, der Zeit ihrer Abfassung, und nicht nach dem bloß äußeren, dem Verlauf der in ihnen behandelten Geschichten, wornach das Heterogenste zusammenkommt, möglichst streng chronologische Anordnung (dann können allerdings die gleichzeitigen desselben Ursprungs nach Gattungen, Stoffen und Sagenkreisen, und inner denselben nach den gleichen Assonanzen gruppirt werden); eine genaue Vergleichung der verschiedenen Versionen und Recensionen und einen nach philologischen Grundsätzen gereinigten und dem ursprünglichen möglichst nahe gebrachten Text; und vor allen die Angabe der Quellen. Daß Hr. D. die letztere großentheils vernachläßigt und weder nach den Anfangsversen alphabetisch geordnete, noch nach den Materien klassificirte Indices beigegeben hat (er hat nur jedem Bande einen nach den Hauptabtheilungen und den Anfangsversen der Romanzen, wie sie in der Sammlung auf einander folgen, geordneten Blattweiser vorgesetzt), erschwert den wissenschaftlichen Gebrauch seiner Sammlung um so mehr, als man sich nicht immer auf ihre Korrektheit verlassen kann. Dagegen hat er für die Bequemlichkeit der Dilettanten durch die den Romanzen vorgesetzten Argumente und durch großentheils sacherläuternde Anmerkungen (die, wenn sie sich auf Text-Kritik einlassen, freilich vielfacher Berichtigungen bedürfen, und zum Theil in den beigefügten Bemerkungen Hrn. Alcalá-Galiano's schon erhalten haben) gut gesorgt. Auch in dieser neuen, übrigens viel schöner ausgestatteten Ausgabe sind die Romanzen in vier- bis sechszeilige Strophen abgetheilt abgedruckt, was wir, bei den nicht kunstmäßigen wenigstens, nur für sinnstörend und raumvergeudend halten (wir werden später die Nothwendigkeit oder Berechtigung dieser strophischen Abtheilung ausführlicher zu besprechen Gelegenheit haben). — Trotz all dieser Ausstellungen aber — wir wiederhohlen es noch einmal — ist diese neue Ausgabe von des verdienstvollen Depping's Sammlung, die bis jetzt reichste und zweckmäßigste für den allgemeinen Gebrauch, und selbst für den wissenschaftlichen unentbehrlich. — Und so haben auch auf diesem Felde zwei Deutsche sich durch ächt nationale Vorzüge als Muster bewährt: der Eine durch kritischen

zelnen zu verfallen, die nirgend leichter ist, als bei derlei Sammlungen, können wir doch nicht umhin, zu rügen, daß er manchmal den Flitter aufgelesen und das Gold liegen gelassen hat*); daß er gegen die noch volksmäßigen historischen Romanzen des sechzehnten und siebzehnten Jahrh. (z. B. in der »Silva« und den »Romances varios«, s. Nro. 23) allzu spröde gewesen ist; und daß die letzte Abtheilung: »Romances sobre varios asuntos« doch gar zu bunt und im Verhältniß zu den anderen zu unvollständig ist; denn hier hätte durch Unterabtheilungen (wie die herkömmlichen: doctrinales, amatorios, jocosos, satiricos, u. s. w.) doch mehr Ordnung und Uebersichtlichkeit hineingebracht werden können; dann wären dem Princip und der Zeit nach so disparate Romanzen, wie z. B. »La moza gallega« und unmittelbar darauf: »Rosa fresca«, »Fonte frida« und dann wieder: »Una zagaleja«, u. s. w. nicht zusammengekommen; dann hätte er durch Weglassung der ohnehin nicht strenge in einen Romancero gehörigen »Letrillas« (die er, wenn er sie aufnehmen wollte, in einem Anhang und dann in viel reicherer Auswahl hätte geben müssen) Raum für einige mit Unrecht übergangene Romanzengattungen (wie z. B. die »Xácaras«) gewonnen. Daß er die idyllischen, die Schäfer-, Hirten-, Fischer-Romanzen u. s. w. absichtlich (s. Einleitung, pag. XLIX) ganz ausgeschlossen hat, können wir auch nicht billigen; denn so sehr wir seinen Ekel vor diesem pastorilen Gewinsel theilen und sie für eben so unvolksmäßig halten als die moresken, so haben sie doch in der Geschichte der Romanzenpoesie — in soferne auch die mehr kunstmäßige berücksichtigt werden soll — eine zu wichtige Rolle gespielt und in mancher Hinsicht eben so große Ansprüche wie die moresken, um nicht wenigstens durch einige Muster in einer Sammlung vertreten zu werden, die nicht bloß das ästhetische, sondern auch das literarhistorische Interesse befriedigen soll. Daß Hr. D. vorzugsweise das erstere im Auge hatte, haben wir, wie billig, berücksichtiget; denn wäre die Sammlung als vom literarhistorischen Standpunkt aus unternommen und als vorzugsweise für den wissen-

*) So z. B. gibt er von jenem vielbesungenen Ausfall des Bischofs von Jaen nur die verstümmelten und interpolirten Versionen Hita's (Tomo I, pag. 370—71), während er die köstlichen alten ächt volksmäßigen Romanzen im »Canc. de rom.« (Un dia de San Anton), bei Argote de Molina (Nobleza de Andalusia, lib. II, cap. 206) und Ortiz de Zúñiga (Discurso genealogico de los Ortizes, pag. 89—90) übersehen hat. So hat er eine der ältesten und ächtesten Volksromanzen, die vom »Prior de San Juan« in der »Silva« nicht aufgenommen (s. unsere Ausg. der »Rosa de Romances,« pag. 41).

schaftlichen Gebrauch bestimmt anzusehen, dann müßten wir allerdings ganz andere Anforderungen stellen. Dann müßten wir eine kritische Scheidung der Romanzen nach dem Princip (dem volks- oder kunstmäßigen) fordern; eine nur davon und von dem literarhistorischen Werthe bestimmte Auswahl (also von den alten Volksromanzen alle, von den neueren volks- und kunstmäßigen nur die charakteristischen Muster jeder Gattung); eine nach dem genetischen Moment, der Zeit ihrer Abfassung, und nicht nach dem bloß äußeren, dem Verlauf der in ihnen behandelten Geschichten, wornach das Heterogenste zusammenkommt, möglichst streng chronologische Anordnung (dann können allerdings die gleichzeitigen desselben Ursprungs nach Gattungen, Stoffen und Sagenkreisen, und inner denselben nach den gleichen Assonanzen gruppirt werden); eine genaue Vergleichung der verschiedenen Versionen und Recensionen und einen nach philologischen Grundsätzen gereinigten und dem ursprünglichen möglichst nahe gebrachten Text; und vor allen die Angabe der Quellen. Daß Hr. D. die letztere großentheils vernachläßigt und weder nach den Anfangsversen alphabetisch geordnete, noch nach den Materien klassificirte Indices beigegeben hat (er hat nur jedem Bande einen nach den Hauptabtheilungen und den Anfangsversen der Romanzen, wie sie in der Sammlung auf einander folgen, geordneten Blattweiser vorgesetzt), erschwert den wissenschaftlichen Gebrauch seiner Sammlung um so mehr, als man sich nicht immer auf ihre Korrektheit verlassen kann. Dagegen hat er für die Bequemlichkeit der Dilettanten durch die den Romanzen vorgesetzten Argumente und durch großentheils sacherläuternde Anmerkungen (die, wenn sie sich auf Text-Kritik einlassen, freilich vielfacher Berichtigungen bedürfen, und zum Theil in den beigefügten Bemerkungen Hrn. Alcalá-Galiano's schon erhalten haben) gut gesorgt. Auch in dieser neuen, übrigens viel schöner ausgestatteten Ausgabe sind die Romanzen in vier- bis sechszeilige Strophen abgetheilt abgedruckt, was wir, bei den nicht kunstmäßigen wenigstens, nur für sinnstörend und raumvergeudend halten (wir werden später die Nothwendigkeit oder Berechtigung dieser strophischen Abtheilung ausführlicher zu besprechen Gelegenheit haben). — Trotz all dieser Ausstellungen aber — wir wiederhohlen es noch einmal — ist diese neue Ausgabe von des verdienstvollen Depping's Sammlung, die bis jetzt reichste und zweckmäßigste für den allgemeinen Gebrauch, und selbst für den wissenschaftlichen unentbehrlich. — Und so haben auch auf diesem Felde zwei Deutsche sich durch ächt nationale Vorzüge als Muster bewährt: der Eine durch kritischen

Takt und feines Gefühl für das Volksthümliche, der Andere durch redlichen Sammlerfleiß und poetisches Gemüth. Sehen wir nun noch, wie dieses Beispiel auf andere Nationen, auf die Spanier selbst gewirkt. Die Franzosen, die in neuester Zeit endlich auch und vorzugsweise durch den Einfluß der deutschen Kritik von ihrer klassischen Marotte etwas geheilt worden sind, und Sinn für Volksthümlichkeit und fremde Nationalität bekommen haben, haben außer einigen Uebersetzungen der Romanzen vom Cid, Rodrigo, u. a.*), zur Reihe der Romanceros in der Originalsprache nur folgendes Büchlein beigesteuert:

*29) Romancero e historia del Rey de España Don Rodrigo, postrero de los Godos. En lenguage antiguo; recopilado por Abel Hugo. Paris, 1821. 8°. — Der Herausgeber, der Bruder des berühmten Dichters Victor Hugo, sagt in dem »Aviso al lector«: »En esa recopilacion no van solamente los buenos romances de Rodrigo, sino todos«; er gibt aber nicht nur nicht alle (Depping's Sammlung enthält fünf, die hier fehlen; hier sind allerdings auch zwei aus dem »Jardin de amadores,« die bei Depping fehlen, aber solche, die dieser mit Recht weggelassen), sondern gerade ein paar von den besten ältesten nicht, die doch in Hauptsammlungen, im »Canc. de rom.« und in der »Floresta« stehen (nämlich: En Ceuta está Don Julian, und Los vientos eran contrarios, beide auch in der »Rosa esp.« des Timoneda, die in allem sechs Romanzen vom König Roderich enthält und darunter Eine, die in allen anderen Sammlungen fehlt; s. unsere Ausgabe, pag. 5—6).

---

*) Bei weitem die treueste und in den Geist der Originale am besten eingehende französische Uebersetzung, wenn auch nur in Prosa, und die mit der meisten Kenntniß und Unbefangenheit getroffene Auswahl enthält folgender: »Romancero espagnol, ou Recueil des Chants populaires de l'Espagne, romances historiques, chevaleresques et moresques, traduction complète avec une introduction et des notes, par M. Damas Hinard.« Paris, 1844, 2 Vols, 8°. Der durch seine Uebertragungen von Schauspielen Calderon's und Lope de Vega's rühmlichst bekannte Uebersetzer hat in diesem, von dem k. Institut mit einem Preise betheilten Werke, besonders auch in der Einleitung und den Anmerkungen, neue Beweise von seiner gründlichen Kenntniß der spanischen Sprache und Literatur gegeben. — Unter den Italienern hat sich die meisten Verdienste um die spanischen Romanzen der ebenfalls durch seine Uebersetzungen von Schauspielen Calderon's und Lope de Vega's ausgezeichnete Pietro Monti durch seinen »Romancero del Cid,« traduzione dallo spagnuolo, con illustrazioni.« Milano, 1838, 8°, erworben. Bekannt sind die Uebersetzungen der Engländer Lockhart, Bowring, u. s. w.

*80) I. Romancero de romances moriscos, compuesto de todos los de esta clase que contiene el Romancero general, impreso en 1614. Por Don Agustin Duran. Madrid, 1828, 8°.

II. Romancero de romances doctrinales, amatorios, festivos, jocosos, satíricos y burlescos, sacados de varias colecciones generales, y de las obras de diversos poetas de los siglos XV, XVI y XVII. Por el mismo. Madrid, 1829, 8°.

III. Cancionero y Romancero de coplas y canciones de arte menor, letras, letrillas, romances cortos y glosas, anteriores al siglo XVIII., pertenecientes á los géneros Doctrinal, Amatorio, Jocosa, Satírico, etc. Por el mismo. Madrid, 1829, 8°.

IV, V. Romancero de romances caballerescos é históricos anteriores al siglo XVIII., que contiene los de Amor, los de la Tabla Redonda, los de Carlo Magno y los Doce Pares, los de Bernardo del Carpio, del Cid Campeador, de los Infantes de Lara, etc. ordenado y recopilado por el mismo. Madrid, 1832, 2 Vols. 8° (alle fünf Theile auch mit dem Schmutztitel: Coleccion de Romances Castellanos anteriores al Siglo 18). — Nachdem endlich die deutschen kritischen Ansichten von dem hohen Werth der Volkspoesie und insbesondere dem der spanischen Volksromanzen über Frankreich auch nach Spanien selbst gedrungen waren, nachdem dort die nationale Reaction so weit vorgeschritten war, daß man die Werke des Lope de Vega nicht mehr als monströse Ausgeburten, die Romanzen nicht mehr als pöbelhafte Trivialitäten, sondern die alte eigentliche Nationalliteratur mit Unbefangenheit, ja sogar wieder mit Stolz ansah, konnte eine Romanzensammlung, nicht mehr bloß vom einseitig-ästhetischen, sondern vom volksthümlichen Standpunkt aus unternommen, wieder auf ein theilnehmendes Publikum rechnen. Und in der That trat Don Agustin Duran — der sich schon in anderer Beziehung als Vorkämpfer der nationalen Partei ausgezeichnet hatte — nun mit einem solchen Romancero auf. Aber wie vorsichtig mußte auch er noch dabei verfahren! Zuerst gab er dem Publicum — — um es zu sondiren und vorzubereiten — eine Sammlung von moresken Romanzen; dann ließ er noch zwei Theile mit lyrischen, großentheils kunstmäßigen Romanzen, mit anderen Gedichten derselben Art vermischt, erscheinen; dann erst fand er es gerathen mit der Sammlung der eigentlichen, episch-historischen Romanzen aufzutreten, die, freilich noch mit vielen späteren kunstmäßigen gemischt, doch auch die alten

volksmäßigen Romanzen so gab, wie sie waren, in ihrer »nackten Rohheit«, ohne alle Schönpflästerchen der modernen Retouche, ohne alle ästhetische Appretur. Vergleicht man dies Verfahren mit dem Quintana's, seines unmittelbaren Vorgängers in Spanien, so wird man, trotz der günstigeren Verhältnisse, doch Duran's Verdienste, seinen Takt, seine Unbefangenheit, sein Nationalgefühl, ehrend anerkennen müssen. Von diesem Standpunkt aus muß man, um billig zu seyn, auch Duran's Sammlung beurtheilen; sie war nicht bloß, oder vorzugsweise für den wissenschaftlichen Gebrauch berechnet, sie sollte die Romanzen wieder zu Ehren bringen, wieder in das größere Publikum einführen, wieder Liebe für die alte Volkspoesie erwecken*). Und dieß hat er auch mit viel Geschick und Umsicht gethan; sowohl in Hinsicht auf die Erscheinungsweise der Sammlung, die Wahl und Anordnung, als auf die jeder Hauptabtheilung vorgesetzten Prologe und Einleitungen, unter denen sich vorzüglich die zu der letzten Abtheilung durch gesunde kritische Ansichten von dem Alter und Werth der Volkspoesie auszeichnet, die freilich unter uns längst gang und gebe sind, die aber dem damaligen spanischen Publikum gegenüber neu und kühn waren. Aber auch abgesehen von diesen bloß zeitlichen und nationalen Verhältnissen, und vom allgemein wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet (ein Standpunkt, gegen den sich der Herausgeber sogar ausdrücklich verwahrt hat), muß man diese Sammlung, nächst der Depping'schen, für die bis jetzt beste anerkennen. Ja sie hat vor dieser viele eigenthümliche Vorzüge voraus, sie ist im Ganzen besser und übersichtlicher geordnet, in den lyrischen Gattungen viel reicher, und wenn man

*) So sagt er selbst, am Ende seiner Unternehmung angelangt, im »Discurso preliminar« zu den »Romances históricos y caballerescos:« »Teniendo que transigir con una generacion educada y reglamentada por la crítica y la filosofia del siglo XVIII, no quise hacer una obra meramente erudita, y asi empecé mis tareas por las galas de los Romances moriscos, antes que por las sencillas y rústicas narraciones de los caballerescos é históricos que ahora publico. Redactando nuestros antiguos romances, he procurado presentarlos como propios para el estudio filosófico de la historia del arte, de los progresos de la lengua, del caracter de nuestra poesia original, y del de la nacion á que pertenece. Si acabo pues mi tarea por donde debió empezarse, ha sido con el fin de darla un punto de vista que halague la imaginacion de los lectores, que excite la pública curiosidad, y que ofreciendo rosas antes que espinas, no rechaze los ánimos ni los retraiga de la lectura.«

da einmal andere als eigentliche Romanzenformen zuläßt, viel umfassender und im Einzelnen streng chronologisch gegliedert, sie hat »Indices por materias« und »alfabéticos« mit genauer Angabe der Quellen, alles Vorzüge, die sie zum wissenschaftlichen Gebrauche viel geeigneter machen. Wahr ist es, daß unter den historischen und Ritterromanzen, der beliebten stofflichen Vollständigkeit zu Liebe, viel Mattes und Unächtes aus Sepúlveda, dem »Romancero general« und ähnlichen späteren Sammlungen aufgenommen ist, und dagegen mehrere gute alte Sammlungen, wie z. B. die »Flor de enamorados«, u. s. w. gar nicht benützt wurden (billig muß man aber fragen, ob derlei Seltenheiten wirklich in Madrid so leicht aufzutreiben waren? Die »Rosas« von Timoneda z. B. kannte man in Spanien nicht mehr!). Ja eine ganze Gattung, die der historisch-maurischen Romanzen fehlt hier (wohl mit Absicht, aber mit Unrecht, ausgeschlossen, da die historischen mit Alvaro de Luna schließen?). Ebenso wenig als Depping hat Duran historische und volksmäßige Romanzen aus den späteren Jahrzehnden des siebzehnten Jahrh. gegeben*), aber für sein Publicum wäre das zu gewagt gewesen! — Kurz in Hinsicht auf die epischen Romanzen steht Duran's Sammlung nur der Depping'schen nach; in Rücksicht der lyrischen ist sie aber bei weitem die reichste und zweckmäßigste. Dabei ist der Text sehr correct, die alten Sprach- und Assonanzformen sind respektirt, und nützliche kritische Bemerkungen beigefügt. Die Romanzen sind nicht in Quartette abgetheilt.

Einen sehr unbedeutend vermehrten Abdruck der Duran'schen Sammlung in Einem Groß-Oktavband veranstaltete der als Dichter bekannte Don Eugenio de Ochoa unter dem Titel: »Tesoro de los Romanceros y Cancioneros Españoles, históricos, caballerescos, moriscos y otros. Paris 1838. — Und von diesem »Tesoro« erschien wieder ein vermehrter Abdruck in Spanien: »Tesoro de Romanceros y Cancioneros españoles, hist., cab., morisc., y otros, recog. y ord. por D. Eug. de Ochoa, y adicionado con el poema del Cid, y otros varios romances, por J. R. Barcelona, libreria de A Pons y comp. 1840, un tomo en 4°, 640 pagg.

Während diese Sammlungen beweisen, daß die Gebildeten in Spanien wieder ein ästhetisches und literarisches Interesse an den Romanzen, und zwar nicht nur an den modernen kunstmäßigen, sondern auch an den alten volksmäßigen fanden, während einige der neuesten und talentvollsten Dichter, wie Lista, Angel

*) Doch gibt er in einer Anmerkung Tom. IV, pag 14, eine gute traditionelle Romanze aus dem Successionskrieg.

de Saavedra Duque de Rivas, Roca de Togores, Romero y Larrañaga, Zorrilla Moral, u. a [1]) es sogar versuchten, wieder ernste historische Stoffe im alten Romanzenton zu behandeln, sind die Romanzen der unteren Volksklassen, die sich selbst, den Blinden und Bänkelsängern überlassen blieben, in unserem Jahrhundert nur wenig verschieden von denselben aus den beiden vorhergehenden geworden, und werden von den Gebildeten noch mit derselben Verachtung angesehen. Es mögen — wie Depping (Tomo I, pag. XXXIV—XXXV) etwas zu sanguinisch behauptet, Alcalá-Galiano aber (ebenda, pag. LXXIX) bedeutend ermäßiget hat — allerdings einige historische und politische Romanzen in dem Befreiungs- und dem späteren Bürgerkriege unter dem Volk entstanden oder in Umlauf gekommen seyn; aber im Ganzen gleichen die Volksromanzen des neunzehnten Jahrh. den früheren in Stoff und Ton, bilden noch immer devote, burleske, Liebes- und Räuberromanzen im Bänkelsängerton bei weitem die Mehrzahl; ja die sie enthaltenden fliegenden Blätter »gedruckt in diesem Jahr« sind oft nur immer wieder neu aufgelegte Abdrücke viel älterer; denn das Volk ist, wenn es sich selbst überlassen bleibt, wie in seiner Tracht so in seinem Geschmack, sehr zähe am Althergebrachten haltend. Zu dieser Annahme berechtiget uns wenigstens eine Sammlung von ungefähr 800 solch fliegenden Blättern, meist zu Córdoba (auch zu Madrid, Valencia, Barcelona, Valladolid, u. s. w.) »en la imprenta de Rafael García Rodriguez« im zweiten Jahrzehend dieses Jahrh. (1822 ff.) gedruckt, welche in zwei Quartbände zusammengebunden die k. k. Hofbibliothek besitzt. Die Mehrzahl dieser Romanzen sind komische (burlescos, wie die Relaciones burlescas, compuestas por D. Agustin Nieto), ein paar im Volksdialekt der andalusischen Bauern (gansos) [2]);

---

[1]) Doch findet es einer dieser Dichter, D. Manuel Maria Del Mármol, der seinen »Romancero« (Sevilla, 1834, 2 Vol. 32°) der Akademie der schönen Wissenschaften von Sevilla widmet und ihn unter ihre Aegide stellt, noch für nöthig, sich und die Akademie deßhalb zu entschuldigen, indem er von letzterer rühmt: »no se espanta con el nombre (d. i. der Romanzen)«, und als einen Hauptbeweggrund, sich zum Romanzendichten herabzulassen, angibt, daß auch die Ungebildeten durch die Cultur dieser ihnen geläufigsten Dichtart am leichtesten zu den höheren Stufen der Kunstpoesie emporgehoben werden könnten! —

[2]) In mehreren Versionen kommt auch die von Depping, Tomo II, pag. 477, mitgetheilte Romanze vom Schlaraffenlande (»Isla de Jauja,« oder »Tierra de Tartanea«) vor. Auch eine Erzählung: »El Molinero de Arcos,« nach einem französischen Fabliau, wiewohl der Verfasser am Ende sagt:

abenteuerliche Geschichten von Verliebten (darunter noch mehrere von Christensclaven, welche maurische Prinzessinen entführen und bekehren, und öfter nennt sich am Ende als deren Verfasser:

> Y ahora Pedro Marin
> Advierte que no es novela
> Que por testigo de vista
> Pone al ciego de la peña.

Ueberhaupt haben auch diese Jongleurs des neunzehnten Jahrhunderts die Sitte beibehalten, sich zu Anfang oder Ende an ihre Zuhörer zu wenden, sie im Eingang um Aufmerksamkeit, am Schluß um Nachsicht zu bitten, wo sie sich dann manchmal nennen. In den devoten Romanzen insbesondere rufen sie zu Anfang meist auch die Jungfrau Maria um Beistand an, dieses Wunder würdig zu erzählen. — Die Anrede an das Publicum richtet sich nach dem Stoff ihres Vortrags, ist er ernst, so sagen sie z. B. »Audite, Señores mios, Atencion, noble teatro; sind es die Heldenthaten eines Räubers, so wenden sie sich an die »Jaques« oder »Guapos,« z. B. in folgendem charakteristischem Eingang zu der »Romance, en que se declaran los hechos, valentias y arrojos del andaluz mas valiente llamado Francisco Correa:

> Oid, mancebos valientes,
> Los que blasonais de guapos,
> Los que andais con bizarrias,
> Ocupados todo el año
> Con la espada y la rodela,
> Armados de punta en blanco.
> Calle aqui Francisco Estéban,
> Aunque fué tan alentado,
> Y don Agustin Florencio
> No blasone de bizarro,
> Cuelgue Romero la charpa,
> Las escopetas, y frascos,
> Mientras paso á referir
> Los hechos, y los estragos
> Del mas valiente Andaluz,
> Y del tigre mas bizarro.

Die hier genannten, die der »mas valiente Andaluz« alle übertrifft, sind nämlich lauter berüchtigte Räuber. — In den burlesken Romanzen ist diese Anrede oft mit ironischem Selbstlob verbunden, wie in folgender, die zugleich die Haupteigenschaften eines solchen Bänkelsängers angibt, in der »Relacion burlesca intitulada del Caballo. Compuesta por D. Agustin Nieto:

> Una vez, que ustedes quieren,
> Que en esta sala me plante
> A divertir las Madamas,
> Y alegrar á los galanes,
> Ya estoy puesto en pie derecho,
> Como palo de estandarte:
> Dispongan de mi persona
> Lo que quisieren mandarme,
> Canto, bailo, ó represento? etc.

Eben so charakteristisch ist der Schluß, in dem, wie gewöhnlich, um Verzeihung für »die Ungeschicklichkeiten« des Vortragenden oder Verfassers gebeten wird:

Alonso de Morales); devote Romanzen von Heiligen und Wundern, Zigeunerromanzen, vorzüglich aber Räuber- und Kriminalgeschichten. Diese Volkshelden des jetzigen Jahrhunderts lassen denen der früheren nur wenig Raum mehr, und wie rari nantes finden sich unter der Masse der vorliegenden Romanzen noch ein paar von Garcilaso de la Vega, Hernando del Pulgar, »Doña Ines de Castro, cuello de garza de Portugal,« Griselda, und diese verhalten sich zu den alten Volksromanzen, wie die elenden Holzschnitte der vorliegenden Blätter zu den köstlichen Miniaturen der Handschriften des Mittelalters. Dagegen lernen wir aus diesen Blättern doch eine neue, merkwürdige Erscheinung in der Volkspoesie kennen; nämlich die Rückwirkung der dramatischen Poesie auf die volksmäßige Romanzenpoesie, und wir sehen auch an diesen Beispielen, wie gerade der Theil der modernen spanischen Kunstpoesie, der am tiefsten in der Volksthümlichkeit wurzelt, von Anfang an mit den Romanzen enge verbunden war, so häufig aus den Volkssagen und Romanzen seine Stoffe entlehnt, und selbst die Romanzenform adoptirt und am beharrlichsten cultivirt hat*), auch am ersten wieder volksmäßig wird und sich mit den Romanzen amalgamirt. Ein guter Theil der vorliegenden Blätter ist nämlich nichts weiter, als ein Abdruck der in Form und Ton der Romanzen verfaßten Stellen der beliebtesten Comedias, und zwar nicht nur der in ihnen enthaltenen Erzählungen, sondern selbst auch der Dialoge. Die ersteren führen den Titel: »Relacion«, und je nachdem sie von einem Mann oder einer Frau im Stücke vorgetragen werden, mit dem Zusatz: »de hombre«, »de galan« oder »de muger«; so z. B. »Relacion de la comedia: La vida es sueño, de Calderon. De galan (die Erzählung Basilio's, in der Jornada 1ª: »Ya sabeis, estadme atentos«); — Relacion de hombre. El mayor monstruo los zelos. De Calderon.« (Die Rede des Tetrarca, Jornada II. »Si todas cuantas desdichas«); — »Relacion de muger. El Maestro de Alejandro. De don Fernando de

---

Perdonadme, Señoritas,
La porreria tan grande,
Que si estoy un poco mas
En caballo he de tornarme:
Con que así, abur Madamitas,
Caballeritos, mandarme,
Con vuestra grata licencia
Lo mejor será sentarme.

*) Vgl. Depping, l. c. Tomo I, pag. XXI—XXII. — v. Schack, Geschichte der dramatischen Lit. und Kunst in Spanien. Berlin 1845, 8°, Thl. I, S. 104—108.

Zárate (»Escuchame atentamente«). Sind es Dialoge, so führen sie den Titel: »Pasillo«; z. B. »Pasillo del Cid Campeador. Personas. El Rey. El Cid« (aus der von Depping, Tomo I, pag. 273, erwähnten Comedia: »Vida y muerte del Cid Campeador, y noble Martin Pelaez;« worin eben die von Depping als besonders volksthümlich bezeichnete Stelle vorkommt); — »Pasillo de la Comedia intitulada El animal de Ungría« (von Lope de Vega); — »Pasillo de La prudente Abigail, por Don Antonio Enriquez Gomez.« — Auch aus »Autos;« z. B. »Relacion del Auto sacramental intitulado: El veneno y la triaca. Por Calderon.« — Aber auch von den Volksdichtern selbst componirte ähnliche »Relaciones« und »Pasillos« kommen vor; wie: »Relacion nueva de muger. La vengada Madrileña. Compuesta por Juan García Valeros, vecino de la villa del Arahal.« — »Pasillo. El Moro y el Christiano.« — »Pasillo. Juan Rana y Anton Rapao (beide mit Anweisung für die Darsteller, und das letztere mit dem Schluß: »Y yo suplico rendido — Un victor para los dos« — d. i. ein Plaudite für die beiden Darsteller). Auch unter dem Titel: »Dialogo«; wie: »Dialogo entre Galan y Dama, cuyo titulo es: Cobrar la fama es nobleza, y desempeñar su agravio« (ebenfalls mit Anweisungen für die Darsteller; am Ende: Juntos (Alle). »Y Juan García Valeroso — De estos discretos renglones — Un victor pide al senado — Si lo merecen sus voces«). — Von dieser Nachahmung war nur ein Schritt zur Parodie; und er geschah auch, wie z. B. in folgenden Parodien: »Relacion nueva jocosa. Trovada (d. i. parodirt) de la Comedia intitulada: La fuerza del natural« (von Moreto); — »Relacion burlesca intitulada: Los amantes de Teruel, para cantar y representar, compuesta por un aficionado« (eine Parodie der auch hier als Romanzenblatt vorkommenden Erzählung des Diego de Marsilla, am Ende der zweiten Jornada der eben so betitelten Comedia von Montalván: »En Teruel, Principe augusto«). — Ja sogar eine Parodie dieser dramatischen Romanzengattung überhaupt und der Art, sie vorzutragen und darzustellen, kommt vor: Relacion nueva jocosa de Olvidos« (ein sehr unfläthiges Quodlibet, in welchem der Bänkelsänger seine Vergeßlichkeit und sein Mißgeschick beim Vortrag von dergleichen »Relaciones« ironisch beklagt und am Ende sich trunken stellt)*). — Beachtenswerth ist es übrigens, daß — wie

*) Zur Charakteristik dieser Art von Volkskomödianten und ihres Pu-

schon die Titel der angeführten zeigen — alle diese »Representaciones« und »Pasillos« nur aus den älteren Stücken der ächt spanischen Nationalbühne gewählt sind, und daher das Volk wenigstens dieser immer treu geblieben ist. — Außer Romanzen enthält die vorliegende Sammlung wohl auch Gedichte in anderen Formen, doch verhältnißmäßig nur in kleiner Anzahl; wie Matracas, Seguidillas, und besonders Trobos oder Glosas (Glossenlieder meist in Quintillas, verliebten Inhalts zu Ständchen oder zum Tanz, über eine Copla aus einem älteren beliebten Liede); auch Räthsel, »Enigmas« in der Romanzenform (wie: El pensamiento del hombre, Enigma curioso, en un discreto Romance, compuesto por Lucas del Olmo Alfonso, dessen Name, so wie Lobo's, in Spanien sprichwörtlich geworden ist, um schlechte Romanzenmacher zu bezeichnen), und in anderen Formen (wie: Enigmas descifrados. De don Diego de Torres, in kleinen Coplas verschiedener Art, mit der Auflösung darunter) kommen vor. —

So schließen wir mit dieser Sammlung *) — bei der wir

blicums mag folgende Stelle dienen, in der er angibt, warum er zu solchem »Representar« nicht tauge:

Y así por mi natural
Soy muy malo para esto,
Por muchas cosas: La una,
Es en cuanto á lo primero,
Que eso requiere viveza,
Y yo viveza no tengo,
Que es para representar
Lo esencial, esto supuesto,
Se han de saber menear
Las manos, y yo no puedo,
Porque me canso los brazos,
De abofetear el viento,
Ya colérico, ya activo,
Ya tímido, ya resuelto:
Esto ha menester donaire,
Y yo donaire no tengo,
Mas aunque lo tenga, y sepa
Hacer muy bien todo aquesto,
De imaginar de lo que
Quedarán en mí diciendo
Algunos murmuradores,
No representar es cierto;
Pues nunca falta que digan:
Si algo se escucha, qué necio,
Si mira, qué presumido,
Ridículo, si es pequeño,
Si es alto, qué paja larga,
Y aunque no haya nada de esto,
No falta nunca por donde
Dejen de quedar diciendo,
Por esto yo no quisiera
Obedeceros; mas puesto,
Que ya estoy á la vergüenza,
Salga malo, ó salga bueno,
Diré una Relacion, que
No la ha oido nadie, siendo
De Comedia, que no ha
Dos dias, que la hicieron
Entre tres amigos mios,
Escuchen, que ya comienzo
Á decirla, que no sé
Yo lo que me estoy diciendo,
Y si luego han de meterme
Meteréme desde luego.
Siéntase, y vuelve á levantarse, etc.

*) Es versteht sich von selbst, daß sich Sammlungen von Romanzen und Volksliedern nicht nur in der zur Schriftsprache gewordenen castilianischen Mundart, sondern auch in den übrigen provinziellen Mundarten machen lassen. Aeltere Proben der Art erwähnen Depping (l. c. Tomo I, pag. XXIV y LX—LXI und Duran (l. c. Tomo IV, pag. XLI—XLII); eine kleine Sammlung von ganz modernen Romanzen und Volksliedern in catalanischer Mundart besitzt die k. k. Hofbibliothek. Auch sie besteht aus fliegenden Blättern, gedruckt zu Barcelona, theils Romanzen theils

uns länger aufhielten, weil derlei Sammlungen auf deutschen Bibliotheken nicht viel minder selten zu treffen seyn dürften, als die alten Romanceros — unsere Romanzenschau, wie wir sie begonnen: mit fliegenden Blättern aus dem Walde der Volkspoesie. Wohl sieht an ihnen, der sie zu sammeln versteht, daß die Zeitstürme diesen Wald noch nicht gänzlich entblättert haben; wohl künden sie dem, der sie nicht unbeachtet verwehen läßt, daß das Volk noch nicht ganz die Lust verloren hat, dem kunstlosen Liede seiner Waldsänger zu lauschen; aber es sind nicht mehr saftige, duftige, frischgrüne Frühlings-Blätter aus dem naturwüchsigen, unentweihten Urwalde, sondern halb von der Treibhaushitze der Kunst versengte, halb von dem Schmutze der Gemeinheit besudelte Herbstblätter aus den gelichteten Gemeindeforsten oder den staubigen Alamedas der Arrabales; aber die Lieder, die sie künden, sind nicht mehr der Siegeston des kampflustigen Aars, das Liebesgirren der scheuen Turteltaube, der sehnsuchtsvolle Schlag der einsamen Nachtigall, oder der freudig aufwirbelnde Triller der himmelwärts strebenden Lerche, sondern das Gekrächze raubsüchtiger Raben, das lüsterne Gezwitscher geiler Sperlinge, das melancholische Pfeifen des eingesperrten Gimpels, oder der übeltönende Ruf des im eigenen Kothe wühlenden Wiedehopfs, und dazu noch das alle parodirende Geschrei des Spottvogels! —

Jedenfalls ergeben sich schon aus dieser Uebersicht des uns bekannt gewordenen Romanzen-Materials und dessen Aufspeicherung in Sammlungen — so unvollständig sie auch noch seyn mag, und so sehr wir wünschen, daß mehr Begünstigte diesem Mangel recht bald abhelfen mögen — zugleich die Umrisse der äußeren literarischen Geschichte der Romanzenpoesie einerseits, andrerseits die Ueberzeugung, daß trotz diesem Reichthum und diesen Vorarbeiten ein umfassender kritisch-pragmatischer, kurz den jetzigen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechender Romancero (wovon wir bei Besprechung des Depping'schen einige

Gedichte in anderen Formen (Trobos, Decimas, Cuartillas, u. s. w.) enthaltend, meist burlesken oder devoten Inhalts, und auch darunter mehrere in dialogischer Form, wie z. B. »Gustos Colloqui, entre un enamorat lacayo, y una hermosa cuynera, en que, despues de alguns requiebros, refereix ella sos treballs, y las raresas de una Mestresa;« — und schon ganz dramatisch z. B. »Representacio y conversio de la Semaritana. Interlocutors: Jesus, Judas, San Pere, San Joan, La Semaritana,« — und: »Lo Estudiant magich, o l'anima del Señor Libori. Personas: March, marit., Laya, muller, Don Juan, Estudian.« Beide mit Anweisung für die Darsteller.

Andeutungen gegeben haben) noch immer ein frommer Wunsch bleibe, zu dessen Erfüllung aber uns ein vor allen dazu berufener Gelehrter, Hr. Prof. V. A. Huber, Hoffnung gemacht hat, so daß wir eigentlich nur wünschen können, es möge ihm zur baldigen Realisirung dieses Vorhabens Zeit, Lust und Unterstützung werden.

Die eben so sehr durch umfassende gründliche Quellenkenntniß als durch Scharfsinn und wissenschaftlichen Geist ausgezeichneten Untersuchungen dieses Gelehrten über die innere genetische Geschichte der Romanzenpoesie werden hauptsächlich die Grundlage der folgenden Abschnitte unseres Aufsatzes bilden.

(Schluß folgt.)

Art. II. 1) Dr. C. Zachariä's, correspondirenden Mitgliedes des archäologischen Instituts zu Rom, Reise in den Orient in den Jahren 1837 und 1838. Ueber Wien, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Malta, Sicilien und Griechenland nach Saloniki, dem Berge Athos, Konstantinopel und Trapezunt. Mit einer Karte des Berges Athos. Heidelberg, 1840. Octav. 344 S.

2) Reise durch Rumelien und nach Brussa im J. 1839 von A. Grisebach, Dr. med., Privatdocenten an der k. Universität zu Göttingen, der Regensburger botanischen Gesellschaft, des Göttingischen Vereins für Natur- und Heilkunde und des naturwissenschaftlichen Vereins des Harzes Mitglied. Göttingen, 1841. Groß-Octav. I. Bd. 361 S., II. Bd. 373 S.

3) Fragmente aus dem Orient. Von Dr. Jakob Ph. Fallmerayer. Stuttgart und Tübingen, 1845. Octav. I. Bd. 344 S., II. Bd. 512 S.

Drei Reisen in die europäische Türkei und ihre Hauptstadt (nur der zweite hat auch die Bithyniens besucht) von drei Deutschen (einem Rechtsgelehrten, Naturforscher und Geschichtschreiber), deren jeder ein Pilger nach dem heiligen Berge Athos (Agion Oros) *), und zwei derselben (der erste und dritte) auch Besucher von Trapezunt, wo nach der Eroberung Konstantinopels das byzantinische Kaiserthum noch einige Zeit lang in einem Ableger fortgesiecht, bis es von den überwältigenden Osmanen verschlungen, acht Jahre nach dem Falle der Hauptstadt dem Eroberer der letzten, Mohammed II., als leichte Beute in die Hände fiel. Diese drei reisenden Deutschen gehören nicht in die Klasse englischer Touristen, deren Fußstapfen in der jüngsten Zeit

---

*) Dr. Grisebach schreibt Häjion-Oros, was aber auch der Vulgar-Aussprache, die Ajon lautet, nicht gemäß.

aber auch viele Franzosen und Deutsche in der Türkei ausgetreten haben, sondern sind alle drei Professoren und gelehrte Männer, deren jeder die Wissenschaft seines Faches vor anderen in's Auge fassend, für dieselbe neue Ausbeute in's deutsche Vaterland zurückzubringen gestrebt. Vor den zwei ersten hat der dritte den Vortheil voraus, nicht nur wie sie des Altgriechischen, sondern auch vorzüglich des Neugriechischen und sogar des Türkischen, in so weit es gesprochen wird, kundig zu seyn. Ein ungeheurer Vortheil für einen Reisenden, dessen sich nur Wenige derer, so ihre Reisen in der Türkei beschrieben, zu erfreuen haben, und seit vierzig Jahren unseres Wissens Niemand als Hr. Professor Fallmerayer. Wie er die obigen Beiden an Kenntniß der beiden vorzüglichsten Landessprachen, so besiegt er nicht nur dieselben, sondern auch andere deutsche Reisebeschreiber, seine Vorgänger, durch die Kraft des Wortes, den Fluß der Rede und die Lebendigkeit des Styls, dem durchaus das Siegel genialer Originalität aufgeprägt und die seltene Gabe bald heiterer, bald strafender Ironie gewährt ist; diese durchzieht, mit Ausnahme einiger Stellen von statistischem, ethnographischem und historischem Ernst, fast das ganze Werk, und durchgährt die ganze Reisebeschreibung, die, wie Gibbon's Meisterwerk, ironisch durchgeknetet ist. Der Vorwurf, den diesem die Kritik macht, durch Ironie der hohen Würde der Geschichtschreibung etwas vergeben zu haben, trifft den Reisebeschreiber nicht, dessen Persönlichkeit mit dem Interesse, welches seine Reisebeschreibung den Lesern einflößt, immer auf das innigste verwebt ist; reine Objectivität, ohne alle Beimischung des Persönlichen, wie sich deren der Recensent in seinen *topographischen Ansichten auf einer Reise in die Levante* und in seinem *Ausfluge nach Brussa, Nicäa und Nikomedien* beflissen, ist zwar dem Geographen und Statistiker willkommener, gewährt aber den Lesern, welche durch Reisebeschreibungen nicht nur belehrt, sondern auch unterhalten seyn wollen, bei weitem minderen Genuß, als die Theilnahme an den Schicksalen und Abenteuern des Reisenden und die Subjectivität desselben, besonders wenn sie, wie dieß bei Hrn. Professor Fallmerayer der Fall, mit Witz und Humor gewürzt, noch überdieß sich in den Blumenfesseln des anmuthigsten Periodenbaues leicht und lieblich bewegt. In dieser Hinsicht sind Hrn. Prof. *Fallmerayer's Fragmente* ein wahrhaft klassisches Werk, das, wie die von *Lessing* herausgegebenen *Fragmente*, in der deutschen Literatur Epoche machen und fortleben wird. Eine mit der Reisebeschreibung keineswegs unmittelbar zusammenhängende Zugabe ist die Vorrede, welche im vollsten Sinne eine geharnischte, und

deren Inhalt sich schon durch den Titel: **Was der Fragmentist über die gegenwärtigen Zustände Deutschlands, besonders über die Revolution, über die Andächtigen und über die Russen denkt**, ausspricht, und deren ersten Absatz wir zugleich als Stylprobe hieher setzen wollen:

»Vergeblich sucht man es noch länger zu verdecken und zu vertuschen, es bricht überall durch die Rinde hervor und drängt sich in alle Gemüther ein: Wir Deutschen sind in der öffentlichen Meinung Europas auf Null herabgesunken, sind außerhalb der heimischen Gränzen als Nationaleinheit für nichts geachtet und im großen Wechselspiel der Weltgeschäfte von Niemand mehr in Rechnung gebracht. Wir sind nur noch gemeinsames Object und gleichsam Materie des großen Völkermarktes, wo der Fremde auf das »fleisch« und knochenreiche Thier ohne Kopf« spekulirt und seine Fonds auf die Deutschen legt als Guano für Befruchtung des Ackerbodens in Texas, am Pruth, am Kur- und Amazonenstrom. Politisch, wir wissen es wohl, hat uns der dreißigjährige Krieg getödtet. Daß aber in Folge wiederholter Niederlagen auf dem Gebiete practischer Wissenschaft, der letzten philosophischen Restauration zum Trotz, auch das geistige Falliment in Aussicht stehe, wo nicht gar — wenigstens im Sinne der Fremden — schon ausgebrochen und öffentlich angeschlagen sei, zeigt sich erst jetzt allmälig im Hintergrund. Unsere Zeit will die That, nicht die unfruchtbare Idee und das leere Wort, wie es von jeher in Deutschland üblich war. Das größte Kleinod selbstständiger Nationen — den äußeren Kredit und das öffentliche Zutrauen auf nachhaltige innere Kraft und expansive Wirksamkeit — haben wir verscherzt. Nicht daß es uns in der Meinung der Nachbarn an physischen Hülfsmitteln, an materiellen Kräften und nervigem Arm gebräche, um eine der ersten Rollen im europäischen Drama auszufüllen; nein, das geistige Geschick und die Fähigkeit, die natürliche Kraft nach Sinn und Tact fruchtbar anzuwenden, und zu rechter Zeit und in schicklicher Weise thätig zu seyn, sprechen sie uns völlig ab; ja sie berechnen schon voraus den Termin, wann das Wort »Deutschland« auf der Mappe des Welttheils nicht mehr zu sehen ist. Und während man bei uns fast stündlich mit Sorge dem Erlöschen des osmanischen Sultanats entgegensieht und sich vorläufig über die, ohne unsere Mitrede zu vollziehende Beutevertheilung unmaßgebliche Conjecturen macht, erwägen die freundlichen Nachbarvölker für sich in der Stille, welche Trümmer des zerfallenden germanischen Staatskörpers dem Interesse eines jeden der Adspiranten am besten stünden. Denn daß wir in der zerbröckelten Ordnung zwischen zwei rührsamen Kolossen eingeengt in die Länge unzermalmt bestehen können, glaubt außer den Deutschen selbst in Europa Niemand mehr.«

Daß der edle Unwille, mit welchem der Verfasser seinen Landsleuten den Mangel an praktischer Wissenschaft und politischer Thätigkeit vorwirft, nur in der reinsten Vaterlandsliebe wurzele, bedarf wohl keiner weiteren Versicherung; aber selbst die Vorwürfe der reinsten Liebe sind manchmal übertrieben und bedienen sich härterer Worte, um eingeschlafene Kräfte so gewisser aus ihrem Schlummer zu wecken. Die vorsorgende Liebe

thut eher etwas zu viel als zu wenig, als daß sie sich gänzliches Schweigen zu Schulden kommen lassen will, und spricht sich um so klarer und deutlicher aus, wenn sie schon einmal mißverstanden zu werden Gefahr lief; dieß ist dem Verfasser vor einigen Jahren mit einem von der allgemeinen A. Z. aufgenommenen Artikel begegnet, nach welchem er wenigstens zu München lange für einen erklärten Slavomanen und Russenfreund ausgeschrieen und gehalten worden; um jeden Zweifel zu heben, daß er ein solcher nicht sei, konnte nichts geeigneter seyn, als diese geharnischte Vorrede, welche vielleicht eben aus dem obigen Grunde die Wörter auf das Allerschärfste betont, und deren herber und bitterer Ernst der entschiedenste Gegensatz zur ironischen Schalkhaftigkeit, welcher als rother Faden die Reisebeschreibung selbst durchzieht. Wir möchten diese Vorrede weniger eine geharnischte (der Harnisch dient mehr zur Vertheidigung als zum Angriff) als eine durchpfeilende nennen, indem ihre schärfsten Pfeile vorzüglich wider zwei Hauptfeinde äußerer und innerer Sicherheit und Ruhe des deutschen Vaterlandes gerichtet, wie die Pfeile, welche der erzürnte Phöbos in's Lager der Danaer sandte, sicher und tödtlich verwunden. Den Feind der innern Ruhe, welcher mit unterirdischen Minen die europäischen Staaten zu untergraben unablässig bemüht ist, greift er unter dem Namen Vibius Tartuffius an, welcher das Schändlichste, was die römische Geschichte und die französische Bühne von Angeberei und Verläumdung, von Gleißnerei und von Scheinheiligkeit uns kennen gelernt, in einer einzigen Person zusammenfaßt. Der Beiname des Tartüffe hat keiner weiteren Erläuterung nöthig, was aber den Vornamen Vibius betrifft, so dürfte es nicht überflüssig seyn, den Lesern (sowohl der Reisebeschreibung als der Recension) aus Tacitus in's Gedächtniß zu rufen, daß der Vorname Vibius so unter der Regierung Tibers als unter der Domitians durch zwei der schändlichsten Angeber für immer gebrandmarkt worden, nämlich unter dem ersten durch Vibius Serenus und unter dem zweiten durch Vibius Crispus, welche Beide delatores genus hominum publico exitio repertum, et poenis quidem nunquam satis coërcitum. Wider diesen Vibius Tartuffius als Personificirung der Verdächtigung und Verstellung sind die schärfsten Pfeile der Vorrede gerichtet: »Denn Vibius hat nur den Einen Gedanken, sich um jeden Preis wieder auf die verlorne Höhe weltlicher Macht hinaufzuschwingen und mittel- oder unmittelbar die oberste Leitung der öffentlichen Dinge in Europa, ja wo möglich in der ganzen Welt in seine Hand zu bringen.« Kein Wunder also, daß dieser Vibius Tartuffius den höchsten politischen Zorn des

Verfassers in seiner ganzen Tiefe aufgeregt, so daß auf den Zürnenden und den Gegenstand seines Zorns ganz die Worte des Tacitus passen: Tantum irae P. Egnatius concivit, — habitu et ore ad exprimendam imaginem honesti exercitus, ceterum animo perfidiosus, subdolus, avaritiam et libidinem occultans *). Von diesem Vibius Tartuffius ist namentlich in der Reisebeschreibung keine weitere Rede, aber in derselben steigt überall der andere in der Vorrede angegriffene Hauptfeind auf, als das Schemen des Byzantismus, d. i. des byzantinischen auf dem Lotterbette asiatischer Verweichlichung unter dem Thronhimmel des finstersten Aberglaubens die Völker europäischer und asiatischer Gränze gängelnden Herrschergeistes, ein Nachtgespenst, das keineswegs mit der Eroberung Konstantinopels und dem Untergange des byzantinischen Kaiserthums verschwunden, sondern vom geistersehenden Auge des Verfassers noch heute, wo es in der Politik so heller Tag geworden, noch in der Türkei, so wie in Rußland, spukend erblickt wird. Der Byzantismus, dessen Fortdauer der Verfasser noch vierhundert Jahre über den Untergang des byzantinischen Reiches hinaus annimmt, ist in der Geschichte wohl mit dem Reiche selbst untergegangen; die Osmanen sind nicht, wie sie der Verfasser darstellt, die Fideicommißerben desselben, sondern asiatischer Despotismus und Formalismus hat schon seit der Berührung der christliebenden Kaiser mit den Chalifen durch Feldzüge und Gesandtschaften mehrere Jahrhunderte früher das neue römische Reich in seinen Elementen zersetzt, höchstens kann die Fortdauer des Byzantismus noch in der altgriechischen Kirche so in der Türkei als in Rußland mit gutem historischen Grunde behauptet werden, die Formen byzantinischer Herrschaft aber, als deren Erben der Verfasser die Türken erklärt, sind am Hofe der Seldschuken längst vor der Eroberung Konstantinopels da gewesen, und von diesen und nicht von den Griechen auf den Ableger ihres Stammes, nämlich auf die Osmanen vererbt worden. Wenn diese von den Byzantinern einige Trachten ihrer Leibwachen und hydraulische Vorrichtungen ihrer Wasserleitungen überkommen haben (die Bewaffnung der Ssolak und die Einrichtung der Ssu terasu), so ist doch die ganze osmanische Einrichtung des Hofstaats und der Staatsverwaltung keine byzantinische, sondern rein orientalische, wie sie die Mongolen von den Schahen Chuaresm's und diese von den Chalifen und älteren persischen Dynastien als Erbe erhalten hatten. Von der Pentarchie der byzantinischen Hof- und Staatswürden, deren Reste sich nur noch in der Einrichtung des

*) Annalium, Liber XVI. 32.

moldauischen und walachischen Diwans erhalten haben, ist in der Gliederung osmanischen Hof- und Staatswesens (in welcher ursprünglich die Vier und Sieben vorherrscht) keine Spur vorhanden. Da wir so eben die Wörter Hof und Staat ausgesprochen, so sind einige Bemerkungen über die Benennungen desselben in Vorderasien hier um so mehr an ihrer Stelle, als Hr. Prof. F. in der Vorrede dem Worte Salthanet eine Bedeutung beilegt, die demselben eigentlich nicht zukömmt, und daher diesem Worte wie dem Byzantismus ein zu weiter Kreis eingeräumt wird. Die bezeichnete Stelle ist die folgende:

»Nur zu häufig hat man im christlichen Europa auf Etwas verzichtet, was die Osmanli unter dem Bilde der Abwesenheit gemeinen Haschens nach Besitz und Gut von jeher als nothwendiges Attribut öffentlicher Gewalt erkannten und mit dem Ausdruck »Saltanat« als angebornes Erbtheil ihres Regentenhauses bis auf den heutigen Tag betrachtet und gepriesen haben.«

Es scheint, daß in dieser nicht ganz klaren Stelle dem Worte Salthanet hier die Bedeutung uneigennütziger Herrschaft und Regierung beigelegt wird. Die Bedeutung desselben (bei Freytag und Meninski dominium, regnum, imperium, bei M. noch praevalentia, auctoritas, majestas, bei Kieffer autorité, puissance, règne, empire) ist im ursprünglichen Sinne die von Gewaltherrschaft, aus der Wurzel salitha, durus vehemens fuit *); diese Bedeutung erhellt am Besten aus der zum Sprichworte gewordenen Ueberlieferungsstelle: sallithallahu chinsiren ala kelbin, d. i. Gott hat dem Schweine Uebermacht über den Hund gegeben. Dieß ist das ursprüngliche Wort, womit jener osmanische Wesir den Dolmetsch abfertigte, der ihm über die Schlachten zwischen Peter I. und Carl XII. Bericht erstattet hatte. Ein anderer wie dieser von den Türken häufig im Munde geführter Spruch, in welchem aber das Wort Salthanet gar nicht vorkömmt, bezeichnet als das angeborne Erbtheil (von dem oben die Rede) des osmanischen Regentenhauses die Pracht (Hischmet); der Spruch lautet: aakl fi Frengistan, mal fi Hindostan, hischmet lil Ali Osman, d. i. der Verstand ist zu finden in Frengistan (Frankenland), der Reichthum in Hindostan, die Pracht in der Familie Osman. Nichts spricht so klar die Ueberzeugung der

---

*) Dieselbe Bedeutung hat das hebräische שָׁלַם und שׁלים, der Entscheidende, Mächtige, Herrscher. S. Dr. Ernst Meier's hebräisches Wurzelwörterbuch. Mannheim, 1646. S. 155. Ein schätzbares Werk, das aber in den arabischen Etymologien viel zu weit ausgreift.

Verfassers in seiner ganzen Tiefe aufgeregt, so daß
nennen und den Gegenstand seines Zorns ganz .s, als
Tacitus passen: Tantum irae P. Egnatius co .hanet,
et ore ad exprimendam imaginem hone .alt bedeu-
rum animo perfidiosus, subdolus, av errschaft und
occultans *). Von diesem Vibius Te .. i. das Haus
der Reisebeschreibung keine weitere R . Hauptstadt
überall der andere in der Vorrede nach unseren Be-
als das Schemen des Byzant .nd persischen Wer-
auf dem Lotterbette asiatischer , gebraucht, weil das
Himmel des finstersten Aber .aftslehre von der Staats-
asiatischer Gränze gängel .echischen Werken entnommen
das keineswegs mit .on πολις mit Medinet und die
Untergange des byz .der Stadt in den des Staats zu-
dern vom geisterf .mgangssprache aber, so wie in der diploma-
es in der Polit für Hof und Staat nur ein und dasselbe Wort,
so wie in R Dewlet *) gebraucht, weil nach orientalischen Be-
dessen Vor der Staat im Hofe aufgeht. Nach diesen Begriffen ist
Unterp der Inbegriff des Hofes nicht der Staat, sondern der andere
der des Reichs und der Herrschaft ist die Religion, daher die
D bekannten Ehrennamen Naßireddin, d. i. der Helfer der Re-
ligion, Naßireddewlet, d. i. der Helfer des Hofes, Ka-
wameddin, d. i. die Stütze der Religion, und Kawamed-
dewlet, d. i. die Stütze des Hofes, Schemseddin, d. i.
die Sonne der Religion, und Schemseddewlet, d. i. die
Sonne des Hofes u. s. w. Wenn einerseits in der Türkei in der
gewöhnlichen und diplomatischen Sprache Hof und Staat im
Worte Dewlet in Eins verschmelzen, so waren doch von der
ältesten Zeit her die Würden des Hofes und die Aemter des Staa-
tes scharf von einander getrennt, wie dieß aus Mouradjea
d'Ohsson's Tableau de l'empire Ottoman und des Recensen-
ten Werk: Des osmanischen Reichs Staatsverwal-
tung und Staatsverfassung, am besten zu ersehen.
Eine in beiden dieser Werke fehlende Bemerkung wollen wir je-
doch hier beifügen, weil sie unseres Wissens auch nirgends an-
derswo gedruckt worden ist, nämlich daß das Wort Republik
(Dschunhur) das allgemein übliche für das Gemeinwesen des
Staats, sogar in den Titeln der Wesire gleich Eingangs vor-
kömmt: Mudebbiri umuril-Dschumhur bil fikris-
sakib, d. i. Leiter der Geschäfte des Gemeinwesens mit durch-
dringendem Gedanken. Dieser allgemein gäng und gäbe ämt-

*) Dieß ist die einzig wahre und richtige Aussprache, wie sie bei Meninski und Kieffer zu finden, und weder Döwlet oder Döv-let, und noch weniger Dowla, wie die Engländer schreiben, oder Daula, wie so viele deutsche Orientalisten.

Gebrauch des Wortes Republik in einem despotischen
ist eine seltsame Erscheinung und einer der vielen von den
[illegible]hreibern noch nicht erschöpften Contraste, in denen die
[illegible]ernunft und das richtige Gefühl von dem Wesen des
den Pflichten der Regierung die Satzungen despoti-
[illegible]uf die glänzendste Weise besiegt. Einer der auf-
[illegible] Contraste mit dem Geiste nicht nur einer despo-
[illegible]uch rein monarchischen Regierung ist das all-
[illegible]srecht, dessen noch keiner der Schriftsteller,
[illegible] das osmanische Reich geschrieben, nicht einmal Ur-
[illegible], welcher demselben eine utopische Gemeindeverfassung an-
gedichtet, erwähnt hat. Während in rein monarchischen Staa-
ten das Petitionsrecht nur den Landständen oder von der Regie-
rung anerkannten Körperschaften zugestanden wird, genießt des-
selben durch altes Herkommen im osmanischen Reiche die Ge-
sammtzahl aller Einwohner eines Dorfes, Fleckens oder Stadt,
ohne Unterschied des Standes und der Religion. Diese allge-
meinen, von allen Einwohnern, Großen und Kleinen, Vor-
nehmen und Niederen, Reichen und Armen, Moslimen und Ra-
jas unterschriebenen Bittschriften haben in der Geschäftssprache
den besonderen Namen Aarsi Mahsar, d. i. Vorträge der
Gemeine, wodurch sie sich von den gewöhnlichen Bittschriften
(Aarsihal) unterscheiden. Die im J. 1832 zu Konstantinopel
im Drucke erschienene vortreffliche Sammlung Debbaghsade's,
eines halben Tausends gerichtlicher Urkunden und Geschäftsauf-
sätze enthält ein besonderes Hauptstück von Formularen solcher
allgemeiner Petitionen, deren Eingang der folgende: »Der Vor-
trag dieses Wohlwünschers der hohen Pforte (des Richters) ist:
Die in der Stadt N. N. wohnhaften gelehrten und frommen
Männer, die Scheiche und Scherife, die Imame und Chatibe
(Kanzelredner), die Armen und Raja; Alle insgesammt sind vor
der edlen Gerichtsbehörde erschienen, und haben sich geäußert
wie folgt« *). Dem Richter als Ortsobrigkeit ist nur das Recht,
die allgemeinen Beschwerden im Namen der Gemeine vorzutra-
gen, und die Unterschriften der Einwohner mit der seinen zu be-
stätigen, vorbehalten, die Unterschriften und Siegel aber aller
Beschwerdeführer, Groß und Klein, Moslimen oder Nichtmos-
limen sind der Beschwerdeschrift beigesetzt, welche dem Princip
nach eben so gut zu gleicher Größe anwachsen könnte, als eine
im Hause der englischen Gemeinen niedergelegte Pétition monstre.

Wir beginnen nun unsere Anzeige der drei vorliegenden Rei-
sebeschreibungen nach der chronologischen Ordnung der Reisen

*) S. 344, 346, 348 u. s. w.

Türken von der geistigen Ueberlegenheit der Europäer aus, als dieser in der Türkei gäng und gäbe Spruch. Salthanet, wiewohl es ursprünglich nur die Herrschaft durch Gewalt bedeutet, wird heute insgemein für nichts anderes als Herrschaft und Reich gebraucht, daher Dar es-salthanet, d. i. das Haus der Herrschaft, der gewöhnliche Ausdruck für Hauptstadt oder Residenz. Für das Wort Staat nach unseren Begriffen wird in wissenschaftlichen arabischen und persischen Werken das Wort Medinet (urbs, civitas) gebraucht, weil das Wenige, was die orientalische Wissenschaftslehre von der Staatswissenschaft oder Politik kennt, griechischen Werken entnommen ist, wo also die Uebersetzung von πολις mit Medinet und die Erweiterung des Begriffes der Stadt in den des Staats zunächst lag, in der Umgangssprache aber, so wie in der diplomatischen wird für Hof und Staat nur ein und dasselbe Wort, nämlich Dewlet *) gebraucht, weil nach orientalischen Begriffen der Staat im Hofe aufgeht. Nach diesen Begriffen ist der Gegensatz des Hofes nicht der Staat, sondern der andere Pol des Reichs und der Herrschaft ist die Religion, daher die bekannten Ehrennamen Naßireddin, d. i. der Helfer der Religion, Naßireddewlet, d. i. der Helfer des Hofes, Kawameddin, d. i. die Stütze der Religion, und Kawameddewlet, d. i. die Stütze des Hofes, Schemseddin, d. i. die Sonne der Religion, und Schemseddewlet, d. i. die Sonne des Hofes u. s. w. Wenn einerseits in der Türkei in der gewöhnlichen und diplomatischen Sprache Hof und Staat im Worte Dewlet in Eins verschmelzen, so waren doch von der ältesten Zeit her die Würden des Hofes und die Aemter des Staates scharf von einander getrennt, wie dieß aus Mouradjea d'Ohsson's Tableau de l'empire Ottoman und des Recensenten Werk: Des osmanischen Reichs Staatsverwaltung und Staatsverfassung, am besten zu ersehen. Eine in beiden dieser Werke fehlende Bemerkung wollen wir jedoch hier beifügen, weil sie unseres Wissens auch nirgends anderswo gedruckt worden ist, nämlich daß das Wort Republik (Dschunhur) das allgemein übliche für das Gemeinwesen des Staats, sogar in den Titeln der Wesire gleich Eingangs vorkömmt: Mudebbiri umuril-Dschumhur bil fikris-sakib, d. i. Leiter der Geschäfte des Gemeinwesens mit durchdringendem Gedanken. Dieser allgemein gäng und gäbe amt-

*) Dieß ist die einzig wahre und richtige Aussprache, wie sie bei Meninski und Kieffer zu finden, und weder Döwlet oder Döblet, und noch weniger Dowla, wie die Engländer schreiben, oder Daula, wie so viele deutsche Orientalisten.

liche Gebrauch des Wortes Republik in einem despotischen Staate ist eine seltsame Erscheinung und einer der vielen von den Reisebeschreibern noch nicht erschöpften Contraste, in denen die gesunde Vernunft und das richtige Gefühl von dem Wesen des Staats und den Pflichten der Regierung die Satzungen despotischer Willkür auf die glänzendste Weise besiegt. Einer der auffallendsten dieser Contraste mit dem Geiste nicht nur einer despotischen, sondern auch rein monarchischen Regierung ist das allgemeine Petitionsrecht, dessen noch keiner der Schriftsteller, welche über das osmanische Reich geschrieben, nicht einmal Urquhart, welcher demselben eine utopische Gemeindeverfassung angedichtet, erwähnt hat. Während in rein monarchischen Staaten das Petitionsrecht nur den Landständen oder von der Regierung anerkannten Körperschaften zugestanden wird, genießt dasselben durch altes Herkommen im osmanischen Reiche die Gesammtzahl aller Einwohner eines Dorfes, Fleckens oder Stadt, ohne Unterschied des Standes und der Religion. Diese allgemeinen, von allen Einwohnern, Großen und Kleinen, Vornehmen und Niederen, Reichen und Armen, Moslimen und Rajas unterschriebenen Bittschriften haben in der Geschäftssprache den besonderen Namen Aarsi Mahsar, d. i. Vorträge der Gemeine, wodurch sie sich von den gewöhnlichen Bittschriften (Aarsihal) unterscheiden. Die im J. 1832 zu Konstantinopel im Drucke erschienene vortreffliche Sammlung Debbaghsade's, eines halben Tausends gerichtlicher Urkunden und Geschäftsaufsätze enthält ein besonderes Hauptstück von Formularen solcher allgemeiner Petitionen, deren Eingang der folgende: »Der Vortrag dieses Wohlwünschers der hohen Pforte (des Richters) ist: Die in der Stadt N. N. wohnhaften gelehrten und frommen Männer, die Scheiche und Scherife, die Imame und Chatibe (Kanzelredner), die Armen und Raja; Alle insgesammt sind vor der edlen Gerichtsbehörde erschienen, und haben sich geäußert wie folgt« *). Dem Richter als Ortsobrigkeit ist nur das Recht, die allgemeinen Beschwerden im Namen der Gemeine vorzutragen, und die Unterschriften der Einwohner mit der seinen zu bestätigen, vorbehalten, die Unterschriften und Siegel aber aller Beschwerdeführer, Groß und Klein, Moslimen oder Nichtmoslimen sind der Beschwerdeschrift beigesetzt, welche dem Princip nach eben so gut zu gleicher Größe anwachsen könnte, als eine im Hause der englischen Gemeinen niedergelegte Pétition monstre.

Wir beginnen nun unsere Anzeige der drei vorliegenden Reisebeschreibungen nach der chronologischen Ordnung der Reisen

*) S. 344, 346, 348 u. s. w.

selbst. Die Hrn. P. Zachariä's ist die erste der dreien. Von dem auf dem Titel aufgeführten Dutzend von Städten und Ländern liegen die ersten sieben (Wien, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Malta, Sicilien) und folglich die Hälfte der ganzen Reisebeschreibung außer dem Bereiche dieser Anzeige, welche sich nur mit Reisen in die Türkei beschäftigt. Zu Athen, worüber seitdem neuere Reisende berichtet haben, ist Hrn. Z.'s Aufmerksamkeit vorzüglich den Unterrichtsanstalten und dem Rechtszustande zugewendet, wiewohl er auch die Alterthümer und Umgebungen nicht unbesprochen läßt; er gibt die Namen der dreißig Professoren und Privatdocenten (Ἰδιωτικοὶ διδάκτορες) nach den vier Fakultäten; die ordentlichen Professoren heißen τακτικοι, die außerordentlichen εκτακτικοι, die Fakultäten heißen Schulen (σχολαι), wie vormals die Leibwachen der Byzantiner *). In dem Abschnitte des Rechtszustandes anerkennt der Verfasser vorzüglich des Hrn. Staatsraths von Maurer Verdienste um das griechische Justizwesen: »Nur wenige von der Regentschaft getroffene Einrichtungen und Maßregeln haben eine so wohlthätige Wirkung und einen bis auf die Gegenwart fortdauernden Bestand gehabt, wie die Organisation der Rechtspflege, welche Griechenland dem Herrn von Maurer verdankt.« Das Hauptwerk der griechischen Rechtsgelehrten war seit lange her die neugriechische Uebersetzung des aus den Basiliken compilirten Rechtshandbuches des Konstantinos Armenopulos, welcher in den Jahren 1305 — 1345 in Thessalonike gelebt und geschrieben zu haben scheint. Die neugriechische Uebersetzung des Armenopulos, im J. 1744 zu Venedig von Alexios Spanos aus Joannina herausgegeben und öfters nachgedruckt, war die vorzüglichste Rechtsquelle, nach welcher bis zum Ausbruche der griechischen Revolution Archonten und Geistliche sich in ihren Entscheidungen richteten. Die Organisation der heutigen Rechtspflege beruht auf der am 2. Februar 1834 in 813 Artikeln kundgemachten Gerichts- und Notariatsordnung; der am 22. März desselben Jahres in 570 Artikeln publicirte Criminalcoder regelt das Strafverfahren, und das in 1101 Artikeln am 14. April desselben Jahres sanctionirte Gesetzbuch das Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Die Polizeigerichte heißen πταισματοδίκαι, die Zuchtpolizeigerichte πλημμελειοδίκαι, die Assisengerichte für Verbrecher κακουργιοδίκαι, die Untersuchungsrichter ἀνακριταί, die Geschwornen ἔνορκοι, die Staatsprocuratoren εἰσαγγελεῖς; wie die letzten zur Benennung von Internuntien kommen, weiß Recensent sich nicht zu erklären. Da nach der bisherigen Gesetz-

*) Durch Druckfehler steht S. 119 σχολῆς statt σχολης.

gebung zu vermuthen, daß bei dem neuen bürgerlichen Gesetzbuche, dessen Abfassung angeordnet worden, der Code Napoléon zum Grunde gelegt werde, so wünscht Hr. Z. mit jedem Besonnenen, daß man sich damit nicht übereile.

»Die Bestimmungen des Code Napoléon über die Gewalt des Vaters über seine Kinder, über die Verhältnisse unter Ehegatten, über das Erbrecht, stehen mit den Sitten der Griechen durchaus im Widerspruche. Die griechischen Frauen stehen verhältnißmäßig auf einer noch tiefen Stufe der Bildung. Der griechische Familienvater übt eine weit größere Gewalt über seine Angehörigen aus, als jenes Gesetzbuch dem Vater gestattet, und schon deshalb möchte die Annahme des französischen Rechts in Griechenland als eine fast revolutionäre Maßregel zu betrachten seyn. Außerdem aber kann es überhaupt wohl nicht wünschenswerth seyn, nach einem Rechte zu leben, dessen Vorschriften über die älterliche Gewalt, über den den Kindern an dem älterlichen Vermögen nothwendig gebührenden Vorbehalt die engen Bande völlig aufzulösen geeignet sind, durch welche die Natur die Glieder einer und derselben Familie mit einander verbunden hat. Der übrige Inhalt des Code Napoléon stimmt im Wesentlichen mit dem römisch-byzantinischen Rechte überein, so daß wohl auch hier eine Nachahmung jenes Code auffallend erscheinen müßte, und das einheimische Recht am besten die unmittelbare Grundlage des künftigen Civilgesetzbuches bilden würde.«

Von den Alterthümern besuchte H. Z., wie alle gebildeten Reisenden, den Areopag und den Pnyx, die Propyläen und das Parthenon; von den Tempeln den der ungeflügelten Siegesgöttin (der Gegensatz der geflügelten von Brescia), den unregelmäßigen, aber schönen Tempel des Erechtheus. »Der Karyatidenbau des Pandrosions, eines Theiles des Erechtheums, ist durch die neuesten Restaurationen völlig verunstaltet worden.« Den Tempel, welcher bisher für den des Theseus galt, hat Professor Roß in einer eigenen Schrift dem Ares vindicirt. Trotz der festen Anhaltspunkte bekannter alter Monumente, wie das choragische des Lysikrates, der Thurm des Cyrrhestes, des Theaters des Dionysos, des Odeons des Herodes u. a. m., trotz der topographischen Untersuchungen eines halben Dutzends brittischer Reisebeschreiber und Topographen (Spon und Wehler i. J. 1675, Stuart und Revett i. J. 1751, Chandler i. J. 1764, Leake i. J. 1821), ist die Topographie des alten Athen noch immer nicht gehörig aufgeklärt, und die Resultate ihrer Forschungen sind durch neuere Untersuchungen, wie z. B. durch das Schreiben Professors Roß an Oberst Leake über das Denkmal Eubulides' im Keramikos, in wesentlichen Punkten erschüttert worden.

Hr. Prof. F. ist zwar auch in Arkadien, das heißt hier zu Athen gewesen, belehrt in seinem Reisewerke aber die Leser nicht über die Topographie der Stadt, sondern über die Ethnographie

derselben und des Peloponnesos; da dieß die Lebensfrage und der Schlußstein seines ganzen Werkes, dessen beide Hauptpole Trapezunt und der Berg Athos, so wollen wir auch jene Lebensfrage zum Schlusse dieser Anzeige aufbehalten, und da in Hrn Dr. Grisebach's Reise nach Rumelien (Rumili) und nach Brussa Athen und Trapezunt leer ausgehen, jetzt gleich der trapezuntischen Reise Hrn. Zachariä's, des Vorläufers Hrn. Prof. Fallmerayer's, erwähnen, deren Beschreibung aber nicht mehr als zehn Tage und sechs Blätter umfaßt; er gibt die Zahl der Einwohner von Trapezunt auf 25,000 an, darunter nur wenige Franken und keine Juden, und bemerkt, daß das ganze Leben und Treiben zu Trapezunt weit mehr türkischen Charakter an sich trägt als zu Konstantinopel.

»Von Merkwürdigkeiten aus alter Zeit besitzt die Stadt nur noch ein verstümmeltes altgriechisches Basrelief, welches außen an einer griechischen Kapelle eingemauert ist, und hohe Festungsmauern, die zum größten Theil von den trapezuntinischen Kaisern aufgeführt, zum Theil aber älter sind. An diesen Mauern finden sich vielerlei Wappen und Inschriften: einige in Stein gehauen, andere auf Metallplatten eingegraben, noch andere in erhabenen Buchstaben aus Backsteinen zusammengesetzt, die in die Mauern eingefügt sind. Die eine dieser Inschriften nennt den Großkomnenen Alexius als Erbauer der Festungsmauer, die andere das Jahr 6832 von Erschaffung der Welt, d. h. das Jahr 1324 n. Chr. als Jahr der Gründung der Mauer. Ueber dem Thore, durch welches man aus der Stadt in die Festung geht, ist auf einer Metallplatte in ziemlicher Höhe die bekannte justinianische Inschrift eingemauert, die jedoch noch von keinem älteren Reisenden richtig copirt worden ist.«

Die aus eilf Zeilen bestehende Inschrift wird richtiger als von früheren Reisenden gegeben, und die chronologische Merkwürdigkeit der dritten Indiction und das Jahr 483 in der Regierung Justinians hervorgehoben, und durch eine andere trapezuntische Inschrift in einem Kloster oberhalb der Stadt bestätigt. Der Metropolit von Trapezunt gebraucht als Quelle des geistlichen Rechts das Steuerbuch der griechischen Kirche (Πηδάλιον), als Quelle des bürgerlichen Rechts aber den zu Jassi 1816 in Folio gedruckten politischen Codex der Moldau. Die kleine Bibliothek der von ihm unterhaltenen griechischen Schule ist die in der Metropole aufgestellte, sie zählt nur wenige Bücher und Handschriften, unter den letzten sechs juridische, einen unvollständigen Dioskorides und eine halbverbrannte Pergamenthandschrift aus dem eilften Jahrhundert, welche Fragmente der Kirchengeschichte des Eusebius enthält. Von den drei in der Umgegend von Trapezunt gelegenen bedeutenderen Klöstern des h. Johannes, des h. Georg und Sumela besuchte Hr. Dr. Z. die beiden letzten in Begleitung des Didaskalos der Metropo-

litanschule, mit welchem aber, weil die griechische Aussprache zu Trapezunt eine von anderen Griechen verschiedene und weil die Trapezunter in ihrer Sprache noch mehrere altgriechische Wörter erhalten haben, schwierig und hart verständlich war; das Merkwürdigste daran ist, daß die Trapezunter die Diphtongen als solche und nicht wie die anderen Neugriechen ει und οι als ein ein einfaches I, sondern wirklich als e i und o i aussprechen, wie das Altgriechische noch heute in europäischen Schulen gelehrt wird, was in jedem Falle harmonischer und wohlklingender, als die gewöhnliche neugriechische, welche alle Diphtongen, in denen das ι vorkommt, als ein einfaches i ausspricht. Im Kloster Sumela leben gegen zwanzig Mönche, deren Einnahmen hauptsächlich aus den Geschenken der Pilger bestehen, die in großer Anzahl dahin wallfahrten, um das vom Apostel (Evangelisten) Lucas eigenhändig gemalte Bild zu verehren und anzubeten.« Auf einer Leiter ward eine Kammer erstiegen, in welcher die Bibliothek, die nur aus wenigen gedruckten Büchern und einigen unbedeutenden Handschriften bestand, das einzige Werthvolle in derselben die Pariser Ausgabe der Byzantiner. Von Sumela begab sich der Reisende nach dem acht Stunden davon östlich im Gebirge gelegenen Kloster des h. Georg. Der Weg führt über einen Bergrücken, auf dessen Gipfel nach der Erzählung des Didaskalos die Zehntausend Xenophons zuerst das Meer erblickt, und mit dem Ausruf »Θάλαττα« begrüßt haben sollen. Der h. Georg, Patron des Klosters, führt den Beinamen ὁ Περιστερᾶς, weil der erste Ansiedler ein großer Taubenliebhaber war. Die zwölf Mönche, aus denen die ganze Gemeine bestand, waren freundlicher als die in Sumela, und ihre Bibliothek reicher, wiewohl auch in derselben keine alte und wichtige Handschrift. Dieß ist Alles, was seit Tournefort und vor Hrn. Prof Fallmerayer ein Reisender über Trapezunt, welches die Neugriechen Trabisonda, die Türken aber Thrabesun aussprechen, gemeldet hat. Ein neuer Entdecker dieser seit Tournefort so gut als verschollenen Stadt ist der Geschichtschreiber des trapezuntischen Kaiserreichs, Hr. P. Fallmerayer, welcher hauptsächlich zum Behufe einer zweiten Ausgabe seiner Geschichte eine zweite Reise nach Konstantinopel unternommen, von wo aus er, wie Hr. D. Zachariä, den Abstecher nach Trapezunt machte. Da Beide von Konstantinopel aus dahin gingen, welches Dr. Grisebach gar nicht berührt, und auch jene Beide Konstantinopel nicht als den Hauptzweck ihrer Reise betrachten, so wollen wir uns mit ihnen, noch ehe wir uns mit Hrn. P. F. in Trapezunt und seinen Umgebungen lustwandelnd ergehen, zu Konstantinopel einen Augenblick umsehen, und wäre es auch nur um des herrlichen Anblicks

der zwischen zwei Meeren auf zwei Erdtheilen thronenden Kaiserstadt noch einmal in Erinnerung zu genießen, eines Anblicks, auf den der Vers Pope's: Just to look about and than to die, bessere Anwendung findet, als auf dem Köschke des vormals Birkenstock'schen Gartens auf der Landstraße, wo denselben Recensent vor einem halben Jahrhundert zuerst verwundert gelesen. Dr. Zachariä setzt mit Recht die Wasserleitungen, Wasserbehälter, Denksäulen, Kirchen und Moscheen Konstantinopels als hinlänglich bekannt voraus. Seine Vermuthung, daß dem Obelisk des Hippodrom, welcher Pharao Thutmosis III., unter dem die Juden aus Aegypten zogen, errichtet worden seyn soll, unten und nicht oben ein Stück fehle, wird in der Note durch Hrn. Lepsius bestätigt, und die Meinung desselben, daß sich zu Konstantinopel zwei Obelisken befinden, in der Note dahin berichtigt, daß unter dem zweiten im Serai befindlichen nur die dortige korinthische Säule gemeint seyn könne. Wenn Thutmosis III. wirklich der Pharao ist, unter welchem die Juden aus Aegypten zogen, so bleibt es noch zu erklären, wie sich dieser Name mit dem, welchen alle Quellen arabischer Geschichte ihm beilegen, vereinigen läßt, nach diesen war sein Name: el-Welid Ben Moßaab Ben Rijan Ben Serwan Ebul Abbas el-Kibthi *). Eben so bekannt, als die eben erwähnten Gebäude Konstantinopels, sind die Bibliotheken des Serai, aber minder die anderen, deren Schätze dermalen Baron Mac Guckin Slane so eben als Gelehrter durchforscht, und die des heiligen Grabes am Patriarchate, auf welcher Hr. D. Z. eine rescribirte Handschrift der Basiliken, des Armenopulos entdeckte, welche er in der Folge durch die Vermittlung der k. k. österreichischen Internuntiatur und durch das großherzoglich badensche Ministerium erhielt und entzifferte. Auf der zu Kurutscheschme befindlichen Bibliothek der patriarchischen Schule fand Hr. D. Z. zwei Handschriften als Curiositäten erwähnungswerth, die eine: Auszüge der Institutionen des Theophilus und der Basiliken, die andere eine Abschrift des Textes von Lewenklau's Jus Graeco-Romanum. Auch auf den Prinzeninseln interessirten Hrn. D. Z. vorzüglich die Klosterbibliotheken, auf denen er eben so wenig etwas Interessantes fand, als Recensent vor acht und vierzig Jahren, worüber er damals in einem Briefe an seinen Freund Böttiger Bericht erstattete. Beim hochwürdigen Herrn Athanasios, dem Vorsteher des Klosters auf Sinai, fand der Reisende mehrere von dessen gedruckten Werken, unter denen eine Topographie des

*) S. Hamami's im verflossenen Jahre zu Konstantinopel gedruckten Commentar über die Sure Hense S. 32.

alten und neuen Konstantinopels, die Recensent nicht kennt und daher auch nicht weiß, ob sich daraus seine Topographie Konstantinopels und des Bosporos, wie Hr. D. Z. meint, bereichern ließe. Ueber die Bibliothek des Klosters der h. Katharina auf Sinai erhielt er die Auskunft, daß sich dort nicht griechische, sondern nur orientalische Handschriften befänden; über ihren Inhalt hat noch kein Reisender, welcher das Katharinenkloster auf Sinai besuchte, Auskunft gegeben. Auch Hr. P. Fallmerayer ist über Konstantinopel nur kurz:

»Wir könnten ja ebenfalls Hammer plündern und hundertmal Gesagtes als Variante wiedergeben; — wir haben uns nun aber einmal vorgenommen, dem Leser ohne Sykophantenkunst nur Selbstgesehenes und Selbstempfundenes in möglichst treuem Bilde vorzumalen.«

Was er aber über die ersten Züge der Russen nach dem Bosporos, vom Jahre 879 angefangen, und den Begebenheiten zwischen den beiden Friedensschlüssen, von Selistria i. J. 971 und Adrianopel i. J. 1829, Beherzigungswerthes bemerkt, findet sich in keiner anderen Reisebeschreibung Konstantinopels.

»Wer trübsinnige Eindrücke im erhabensten Style liebt, der betrachte nur im Schein der Abendsonne die konstantinopolitanischen Stadtmauern vom goldenen Horn bis zum Marmorameer. Der riesige, über Thal und Höhen majestätisch ziehende Bau, das schwärzliche Gestein, die Oede, das dunkelgrüne Epheugeranke um halbeingestürzte Zinnen und Thürme, der Drang der Zeit, Noth und Verlassenheit der Gegenwart und die Erinnerung an alles, was seit fünfzehn Jahrhunderten im Schooße dieses ältesten Bollwerks der christlichen Welt geschehen, erfüllt das Gemüth des Wanderers mit Ernst und Melancholie. Erde und Thiere um Stambul, sagt man, seien von bewunderungswürdiger Güte und Sanftheit; man finde kein giftiges Thier, das Pferd schone den mitten auf dem Wege schlafenden Hund, und sogar der Falke niste friedlich mit der Turteltaube auf demselben Baum und suche seinen Raub anderswo (?), nur der Mensch sei in Stambul böse — ein hartes, aber vielleicht nicht ganz ungerechtes Wort, das die Begebenheiten der Stadt von Konstantin dem Großen bis Sultan Abdul-Medschid Chan eher zu bekräftigen als zu widerlegen scheinen. Und vielleicht ist auch die Zeit nicht fern, die Lokalsage auf's Neue durch die That bewährt zu sehen. Was die Byzantiner unter Anastasius und Andronikus I. waren, sind sie heute noch; das Glaubensbekenntniß macht keinen Unterschied.«

Der letzte Ausspruch mag wohl von den Fanarioten gelten, aber die Türken sind doch von ganz anderem Schlage, als diese und jene Byzantiner aus der Zeit Anastasius und Andronikus I. Bei seiner Rückkehr von Trapezunt kam Hr. P. F. wieder nach Konstantinopel zurück, so daß die beiden letzten Abschnitte des ersten Bandes von Konstantinupel handeln.

»Stambul, die Metropolis des Erdbodens, ist nicht etwa bloß der mit Mauern und Thürmen eingeschlossene, drei Stunden Umfang haltende und auf zwei Seiten vom Meere bespülte ungeheure Triangel

zwischen dem Thore von Adrianopel und der Kanonenspitze des großherrlichen Palastes. Die Vorstädte zu beiden Seiten des Goldhorns, die Häuserfluth um Scutari und den langen, grünen, schlangengewundenen, tief eingeschnittenen Doppelstreif der Bosporusenge vom Thurm des Leander bis hinab zu den fluthenden Cyaneen der Fabelwelt — ein unübersehbares Gewimmel von Hohlziegeldächern und Holzgezimmer, von Gärten, Cypressenwäldern, Kegelbergen und Lustthälern, von bleigedeckten goldblitzenden Spitzthürmen und Tempelkuppeln, im Ganzen über sechs Stunden lang und über zwei Stunden breit — schließt der Name Stambul ein. Es ist eine Welt für sich, eine Atlantis der Glückseligkeit, ein Vorrathshaus irdischer Wonne, Sitz der Widersprüche, bewegungsvoll und einsam, Land und Wasser, das große Welt-Amphibium voll Blumenduft, Licht und Schatten und langer Karavanenzüge, voll musikalisch-sausenden Wogenspiels, voll Gondelndrang und vorüberschiffender Delphine. Es ist die ungeheure Burg des alten Kontinents, nach Ost und West durch weite Landöden, nach Süd und Nord durch tosende Sunde von fremder Zone losgetrennt. Wer hier mit Kraft regiert, dem gehorcht die Welt.«

Wir haben diese Stellen aus dem Vorworte Hrn. P. F.'s über Konstantinopel zum Theil als Stylprobe ausgehoben. Der Verfasser der deutschen Sprachmeisterschaft in der ersten Beilage der A. A. Z. von diesem Jahre, welchem aus derselben die Aufsätze Hrn. P. F.'s wohl bekannt seyn mußten, hätte diesen den Gelehrten, welche zugleich gute Stylisten, füglich zuzählen können. Sowohl das Vorwort über Konstantinopel, als der folgende Abschnitt, dessen Ueberschrift: Ueber die weltgeschichtliche Bedeutung der byzantinischen Monarchie im Allgemeinen und der Stadt Konstantinopel insbesondere, enthält keine neuen topographischen, aber desto gewichtigere politische Bemerkungen, die wir hier nicht wiederholen, sondern nur den Leser darauf verweisen, und als Eingang zu denselben die folgende Stelle herausheben können:

»Drei verhängnißvolle Städte gibt es auf der Erde, drei Weltringe, an die sich die Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechts hängen: Jerusalem, Rom und Konstantinopolis: das eine die Wiege, das andere der Sitz, das dritte der Gegensatz des universellen, weltbeseligenden Christenthums. So lange unser Geschlecht die Erde bewohnt, ist und bleibt es unauflösbar dem magischen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan. Biographie der Erde ist das Christenthum: oder haben wir eine andere Aufgabe, als Lebendigmachung, Incarnirung des himmlischen Geschenks in Leidenschaft und Wechselspiel irdischer Verhältnisse? Alle Geschichte ist seit bald achtzehn Aeonen nur Resultat des Kampfes der beiden Grundelemente, in welche diese Eine göttliche Urkraft von Anbeginn auseinanderging: beweglicher Lebensprozeß auf der einen Seite und formlos unausgegohrenes Insichverharren auf der andern. Sinnbild des ersten ist die ewige Roma mit dem ganzen dahinter liegenden Occident, Sinnbild des andern Konstantinopel mit dem erstarrten Morgenland.«

Hierauf entwickelt der Verfasser seine Lieblingshypothese, nach welcher der Geist des osmanischen und byzantinischen Kaiserthums nur einer und derselbe.

»Schon früher hat man irgendwo bemerkt, daß etwa nicht bloß einige Praktiken der türkischen Staatsverwaltung byzantinisches Gepräge tragen: das ganze Gezimmer der osmanischen Monarchie, die Eintheilung der Provinzen, die Hierarchie des öffentlichen Dienstes, die obersten Justiztribunale in Ost und West vom Hellespont, »in Europa und Anatolien,« Namen der Aemter, Form der Polizei- und Municipalverwaltung, Lug, Trug und öffentlicher Diebstahl der Obrigkeiten, Erbarmungslosigkeit und permanente Verschwörung des kaiserlichen Fiskus gegen Gut und Eigenthum der Unterthanen sind bis auf diese Stunde — — nur mit türkischer Benennung — byzantinisch geblieben. Die hohe Pforte von Ikonium und die Kaiserhöfe der christlichen Sultane von Byzantium und Trapezus haben sich in Blut und Leben gegenseitig durchdrungen, und es ist heute nicht mehr gestattet, türkisches und byzantinisches Nationalleben als zwei widersprechende, sich feindlich gegenüberstehende Elemente auszuscheiden.«

Dieser Identität des Geistes byzantinischer und osmanischer Herrschaft kann Recensent nur in so weit beipflichten, als die Symptome eines sinkenden und verderbenden Reichs überall dieselben; wenn der Geist der byzantinischen Herrschaft derselbe bei der Gründung wie bei dem Untergange des Reichs gewesen, so kann Gleiches nicht von den Osmanen behauptet werden, welche ein eroberndes Volk, neues Leben in die vertrocknenden Adern des byzantinischen Reichs gossen, und damals durch Kriegskunst und Kriegszucht Europa mit ihrer Herrschaft bedrohten. Hr. P. F. hat das byzantinische Reich nicht nur in dessen Geschichtschreibern, sondern auch in den Ruinen seiner Städte an Ort und Stelle studirt. Wenn er über die erste Hauptstadt desselben kürzer als die Leser wünschen möchten, so befriedigt er dieselben so mehr durch die umständliche Beschreibung der letzten Hauptstadt des byzantinischen Nachsommers, nämlich Trapezunt, das die Türken heute gar Trabesan aussprechen, und deren Anblick ihn, nach den malerischen Schilderungen von Clavigo (1401), Eugenicus (1418) und Bessarion (1440) nichts weniger als befriedigte.

»Heute sieht man weder in der Citadelle noch in der baumreichen Außenstadt Bauten von mehr als einem Stockwerke; häufig sind es gar nur Erdgeschosse, so daß in mancher Straße nichts als braune Ziegeldächer und rauchlose Schornsteine aus Schieferplatten — denn im Griechen- und Armenierviertel kochen sie wenig — hie und da auch ein stumpfes, weitmündiges Byzantinerthürmchen ohne Glocken, überall aber Baumwipfel, wiegende Cypressen, Feigenlaub, Epheu und Weinranken über das Gemäuer ragen. Aber die Lage der Stadt selbst und das Wechselvolle ihrer Steilabhänge, ihrer felsigen Vorsprünge, ihrer Thalrisse und terrassig ansteigenden Ebenen, ihre Schatten und die er-

glänzend vom Pontus heraufwehenden Lüfte lassen den Gedanken an die melancholische Einförmigkeit der trapezuntischen Architektur nicht lebendig werden.

Römisch-katholische Armenierfamilien sind dermalen in Trapezunt nur neunzig, die mit acht abendländischen Consular- und Handelshäusern eine katholische Gemeine von 600 Seelen bilden. Die Bekanntschaft mit dem armenischen Oberhirten der katholischen Gemeine, Don Owanes, war für Hrn. P. F. von großem Nutzen, indem er von ihm viele Einzelnheiten über die Stämme von Kolchis die Lasen, Tzanen, Chaldier, Urum (Griechen) und Hajk (Armenier) erfuhr. Don Owanes eiferte mit großer Energie gegen die nach seiner Ansicht sündhafte Sitte katholischer Mädchen und Weiber von Trapezunt, ihre Nägel mit Henna *) roth zu färben. Die Frage, warum die Mutter nicht wie das Kind die Nägel roth bemale, beantwortete jene verdrießlich Keschisch koiwermes, d. i. der Pfaffe erlaubt es nicht. Trapezunt zählte i. J. 1840 5800 Wohnhäuser mit eben so vielen Familien, was im Ganzen eine stehende Bevölkerung von 30—33,000 Seelen gibt; von diesen 5800 Familien sind 98 katholische Armenier, 300 schismatische, 400 griechische, 5000 türkische. Die persönliche Schilderung des griechischen Erzbischofs Constantios, der nichts weniger als ein Gelehrter, ist eine eben so lebendige und anschauliche, als die des Don Owanes. Die historische Ausbeute, die der Verfasser der Geschichte von Trapezunt zur Bereicherung einer neuen Ausgabe derselben aus dem Munde des nichts weniger als gelehrten Erzbischofs erhielt, war so viel als Null. Von der Felsenterrasse des russischen und damals noch österreichischen Konsuls, Herrn Ghersi, aus, wird die trapezuntische Pflanzenwelt und die Aussicht auf den Wasserspiegel des Pontus Euxinus reizend beschrieben:

»Hier wiegt überall die Myrte, prangt die Nelke und der Granatenstrauch, rankt das Immergrün und die Weinrebe, duftet wilder Thymian, drängt sich der Feigenbaum hervor aus allen Ritzen und gedeiht ungepflegt der Oleander und der Lorbeerstrauch. Wie viele Stunden, besonders während der Abwesenheit Herrn Ghersi's in Erzerum, habe ich etwa auf dieser Plattform zugebracht und gedankenvoll in den Pontus hinabgeblickt, wie sich die Welle kräuselte und an der Klippe brach, wie die Barke vorüberstrich, wie der Istambol, das Dampfschiff, hinter dem waldigen Vorgebirge Joros (Hieron Oros) hervorbrechend, die Rauch-

*) Im Texte heißt es: mit Chna (arabisch gelbroth); dieses Chna ist nur verderbte Aussprache des türkischen Kina, nach welchem ein berühmter türkischer Dichter Kinalisade heißt. Das türkische Kina ist aber selbst nur verderbte Aussprache des arabischen Henna.

säule gegen Trabisonda trieb! Von besonderer Wirkung war der Anblick des Nachts, wenn der Mond, über den Waldschatten des Lasengebirges hangend, sein melancholisches Licht auf den Pontus-Wasserspiegel goß, und vom Strande herauf jenes dumpfmatte, nur Seeanwohnern zu erklärende Gemurmel der selbst in heiterster Stille vom Hauche der Abendlüfte in langen Schwingungen an das Land getriebenen und regelmäßig wiederkehrenden Welle zum Ohre drang. Diese trapezuntischen Mondnachtscenen hatten etwas Sorgenstillendes für das Gemüth, und ich meinte zuletzt, wenn ich auch mit leeren Mappen Kolchis verlassen müßte, im Grunde doch gewonnen zu haben. So leicht sind die Deutschen über den Verlust ihrer Glücksgüter und über getäuschte Hoffnungen zu trösten!«

Der Name von Trapezus (Tafelstück) ist ein die Oertlichkeit aussprechender, welchen Hr. P. F. mit »Stein- und Erdparallelogramm« oder mit »länglich tafelförmiges Felsenplateau« verdeutscht und aus der Oertlichkeit erklärt.

»Für den Schirm der beiden Langseiten des Gesammtparallelogramms hat die Natur allerdings besser gesorgt, da sich die tiefen Schluchten links und rechts als hohle, steile und schattige Thäler zum Meere hinabziehen und die Doppelburg vom Continent der gegenüberliegenden Gärtenvorstädte mit ihren Hügeln, Erdrissen, Gärten und dichtbelaubten Gruppen trennen. Diese furchtbaren, von der Natur selbst aufgethürmten Festungsgräben sind voll Dunkelgrün, voll Quellen, voll hochwüchsiger, zum Theil immergrüner Bäume, hoch über deren Wipfel in kühnem Bogen die schmale Brücke hinüberspringt; ein romantischer Anblick, wenn der Epheu blüht, das Wasser im Gebüsche rauscht und die reife Traube überall unter dem Laube hervorblickt. Besonders prachtvoll ist die Schlucht auf der Abendseite, unmittelbar am rund aufgethürmten, baum- und quellenreichen Thalschlusse und am Fuße des buschbewachsenen Burgfelsens, von dessen oberster Spitze, wenigstens 300 Fuß senkrechter Höhe über dem Schattendunkel des Abgrundes, der Comnenenpalast und die neun großen, heute leeren Bogenfenster des Kaisersaales in Doppelreihen niederschauen.«

Die Note S. 80: »Subaschi,« Wasservorstand, ist im Türkischen der amtliche Ausdruck für »Unterpolizeichef,« enthält philologischen Irrthum. Subaschi der Polizeivogt hat nichts gemein mit Ssubaschi dem Wasservorstand; jenes Su wird mit einem Sin, dieses ßu mit einem Ssad geschrieben; ßu heißt das Wasser, su das Böse; durch gleichen Irrthum sind die Su Mongol, d. i. die schlechten oder uneigentlichen Mongolen (im Gegensatze der rechten oder eigentlichen Mongolen), von europäischen Reisebeschreibern oder Geschichtschreibern als Wassermongolen *) übersetzt worden, und selbst Kieffer's Wörterbuch verfällt in den Irrthum, subaschi mit ßubaschi zu vermengen, so daß Hrn. P. F.'s Irrthum ein sehr verzeihlicher. Lange sträubte sich die mit allem Reichthume byzantinischer Geschichten genährte Erwartung Hrn. F.'s, den Versicherungen,

*) Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak S. 37.

aus der Zeit, wo Xenophon mit den Zehntausend durch diese Gebirge zog?« dürfte wohl schwerlich bejahend zu beantworten seyn. Der Verfasser kehrt zur Pflanzenwelt zurück.

»Es wird den Leser ermüden, wenn wir nach wiederholten Lobreden auf die Kolchisvegetation noch einmal vom Riesenwuchs der Nuß- und Kastanienbäume, von der ungewohnten Buchen-, Ulmen- und Platanenpracht, noch einmal und zwar in gesteigertem Accent von der luxurianten Fülle des oftgepriesenen Pontusschmuckes der Azalea und des Rhododendron, von der saftigen Ueppigkeit des fettgrünen Lorbeerstrauchstrauches, der Myrte mit dickem Schaft, des wucherischen Laubwerks aller Art in dieser zaubervollen Wildniß reden. Und doch drängt sich das Wort aus der Brust. Der Pyrites brauste dumpf über Katarakten, Schnellen und niedere Sturzfälle, zwischen Granitblöcken, dichtem Laubgewirre und geilem, selbst das Rinnsal überwucherndem und beengendem Geschlinge mühevoll sich hinauswindend, die lange Schlucht hinab. Von den beiden Seitenwänden plätscherten die Alpenbäche durch Busch und Gehölze in langen Streifen und in kurzen, beinahe regelmäßigen Zwischenräumen in den Pyrites hinab. In dieser romantischen Oede überfiel uns die Nacht, und plötzlich — wir beugten um einen dunkelbewaldeten Felsensprung — schaute die Vollmondscheibe vom nahen Alpeneinschnitt des innersten Thalwinkels zwischen hohen Ulmen und Riesenkastanien durchscheinend, in die Tiefe herab. — Man denke sich die Scene, das Abgeschiedene im innersten Winkel der grünen Schlucht, die steilen, mit geringer Spaltung rasch ansteigenden, wenigstens sechsthalbtausend Fuß hohen Waldwände, eine riesige Vegetation, voll Laub, voll Bäche, die Silberfäden der Alpenkatarakten im Mondlicht aus dem Laube glitzernd, unten der rauschende Bach, stille Waldeinsamkeit, ein milder Septemberabend, stundenweit keine menschliche Wohnung, oben auf der Gränzscheide zwischen Laubholz und Nadelwald, mitten in der grünen Bergseite, in Form eines aufrechtstehenden Parallelogramms, eine senkrecht abgeglättete, aus dem Waldgrün herausspringende Felsenwand mit einer halbkreisförmigen Höhle in der Mitte; oberhalb der Wand, so wie unterhalb und zu beiden Seiten, rechts und links Alles mit Wald und Grün bedeckt. Wir standen voll Verwunderung still und schwiegen.«

In später Nacht wurden die Reisenden noch in's Höhlenkloster eingelassen, wo sich der Verfasser nicht gleich als Franke zu erkennen gab, »weil er die Art und Weise kennen wollte, wie sich dieses byzantinische Volk unter sich selbst behandelt;« denn der byzantinische Grieche ist, nach Hrn. P. F.'s Urtheil, »in Allem das Gegentheil von uns, er ist hart gegen sich und gefühllos gegen den Nebenmenschen wie gegen das Thier. Erwerben und besitzen, ohne zu genießen, ist seine größte Lust.« Der Dolmetsch des Klosters stellte sich den Reisenden als ein Kosmogyrismenos, d. i. einen, der sich in der Welt herumgetrieben, vor. Der interessanteste Charakter unter den Mönchen war der nach Sumela wegen gebrochenen Fastenmandats verbannte Bischof von Samokóvo, der dem Reisenden sowohl über den Sitz seines Bisthums, als über die Ränke und Um-

Die ganze Artillerie des Schlosses von Trabosan bestand aus einer Feldschlange und einer von Rost zerfressenen Kanone, beide ohne Laffeten; die Schildwache, die in bürgerlicher Kleidung, ohne Bewaffnung und militärisches Abzeichen, daneben stand, starrte in's Gebirge hinaus, von wo Paskewich im letzten Kriege Trapezunt bedrohte. Das Gespräch, welches Hr. F. mit dieser Schildwache im besten Türkisch gibt, ist höchst charakteristisch: »Was schaust du so starr nach der russischen Gränze hin, Kanonier, jetzt kömmt der Russe nicht.« — »Was weiß ich, kömmt er oder nicht, ich schaue hin, es schadet ja nichts.« — Vom Thurme herab unterscheidet man noch die Stellen des Theaters, des Rennplatzes und der Belustigungsplätze, welche der Nomophylar Eugenicus im fünfzehnten Jahrhundert beschrieben; die große Moschee der mittleren Citadelle ist die ehemalige Domkirche Chrysokephalos. Die Architektur ist höchst einfach, eine treue Copie der Aja Sophie in verjüngtem Maßstabe, ohne die Kunst- und Marmorpracht des Baumeisters aus Tralles. Diese alte Kirche heißt heute die große Moschee, die alttrapezuntische St. Eugenius die neue Freitags-Moschee (Jeni dschumaa); wenn diese der neue Freitag heißt, so ist's gut, um sie von der wirklich neuen Moschee (Jeni dschamii) zu unterscheiden, welche sich i. J. 1840 mit andern Bethäusern (Mesdschid) zu Trapezunt erhob. In der alten Kirche St. Eugenius sind noch die Reste eines Freskogemäldes zu sehen, welches die Kaiserporträte von Alexius I., dem Gründer des trapezuntischen Kaiserthums, bis Alexius III., dem Wiederhersteller verfallenen Kirchenthums, vorstellt. Auch hier ließ sich Hr. F. mit einem Tscherkessen über die Zustände von dessen Vaterland in ein türkisches politisches Gespräch ein. Der alte Mithrashügel heißt heute Bosdepe (Grauhügel), was im Vorbeigehen gesagt richtigere Aussprache und Uebersetzung als bei Kieffer, wo das Wort Buf ausgesprochen und mit Couleur de verglas übersetzt wird; ein Grauschimmel heißt auf Türkisch Bosat und nicht Busat.

»Die Höhe (von Bosdepe) ist eine blumige Au, und in ihrer Mitte sind die Ruinen einer von den Türken zerstörten Kirche des Prodromus, um welche sich jetzo wie in der Comnenenzeit die Handelskaravanen von und nach Iran lagern. Hier athmet der Mensch gesunde Lüfte, und das Auge überschauet mit einem Blick die unten liegende Stadt und die unermeßliche Wasserfläche bis in den innersten Winkel des Pontus, wo kaum kennbar am Horizont die blaue Linie des Kaukasus streift. Die Azalea pontica, die Steinnelke, die Myrte, der Lorbeerstrauch, wilder Rosmarin und Thymian bedecken allenthalben die Seitenabhänge, und auf halber Berghöhe unmittelbar ober der Gartenvorstadt erhebt sich das Frauenkloster zur »Gottverhüllten Panagia« (Παναγία Θεοσκέπαστος), ärmliches Fach- und Hüttenwerk, Felsenkämmerchen, verwilderte Gemüsegärten, Cypressen und eine kleine troglodytenartig in

lebenden Gestein ausgehauene Kirche mit zerfallener Zinkenkuppel und weggebrochenem Glockenthurm, augenscheinlich jünger als der Felsengrund, noch im Verfalle noch schön.«

Auf den Grottenwänden von Theoskepastos und auf der Außenseite sind in den halberloschenen Mauerfresken noch die Porträte des ganzen Hauses der Comnenen zu erkennen, von denen Tournefort i. J. 1701 zuerst gesprochen und aus einem Granitfenster des ausgebrannten Saales dieses Höhlenklosters seine Vue de Trébisonde gezeichnet.

»Ein vollkommen ähnliches Bild, auf dem aber wegen der Natur des Standpunktes weder das Citadellen-Parallelogramm, noch die dreifache Burg, noch die romantischen Thalschluchten an beiden Seiten, noch die Erdrisse, Steinlehnen und Abhänge der Gartenvorstädte deutlich zu unterscheiden sind.«

Oefter noch, als zur Theaterruine und zum Bau des Kalo-Joannes, ging Hr. F. nach St. Sophia, dem vielbesuchten und reizenden Belustigungsorte zur Comnenenzeit auf dem baum- und gartenreichen Hochufer, eine gute halbe Stunde von der westlichen Vorstadt entlegen. Neben der Kirche steht, wie die Baptisterien der Dome in Italien, dasselbe Gebäude in verjüngtem Maßstabe; das Ganze dieser niedlichen Halle ein Freskenfeld, eine wahre Pökile, dergleichen, Weniges auf Hagion-Oros ausgenommen, nirgend mehr in byzantinischen Ländern zu finden. Der Bau aus den Zeiten der Groß-Comnenen, und nicht, wie die Volkssage will, gleichzeitig mit dem der Aja Sophia zu Konstantinopel. Das Wapen der Comnenen war der aufrecht stehende einfache Adler, das des byzantinischen Reiches der Doppeladler, der sich aber schon auf den pontischen Ruinen von Tavium und auf uralten indischen Münzen befindet, wie dieß aus Sir William Ouseley's persischer, Hamilton's und Texier's anatolischer Reisebeschreibung bekannt. Höchst anziehend ist die Wanderung nach dem schon oben berührten Höhlenkloster Sumela durch den immergrünen Buschwald von Kolchis beschrieben und der Aufenthalt im Kloster erzählt.

»Trachyt und Basaltgestein in Säulenform brachen überall zwischen Buschwerk und Baumschlag zu Tage, und nicht ohne Verwunderung über die sonderbaren Gebilde sahen wir auf dem anderen (linken) Ufer kurz vor Karydia eine über vierhundert Fuß hohe steile Felsenwand ganz von regelmäßig und im schönsten Ebenmaße über einander geschichteten Lagen dünngeschnittener Basaltsäulen aufgethürmt.«

Der Name des türkischen Dorfes Dschewislik ist nur die Uebersetzung des griechischen Karydia, d. i. Nußdorf. »Karydia ist das Koblenz von Kolchis, ein Centralpunkt und Trivium im großartigsten Maßstabe, in welchem gewissermaßen

drei streng geschiedene und scharf ausgeprägte Thalungen mit ihren vier- bis fünftausend Fuß hohen waldbekränzten Wänden und zwei krystallhellen Wasserströmen zusammenlaufen.« Die türkischen Dere-Bege waren Territorialherren mit Souveränitätsrecht über ihre Erbdistricte, und waren nach Zerstörung des trapezuntischen Reichs in die Fußstapfen jener turbulenten Archonten getreten, deren verrätherischer und meuterischer Sinn in der Chronik von Trapezunt eine so traurige Rolle spielt. Die Reste ihrer Burgen im Nußbaumthal werden sehr malerisch beschrieben:

»Isolirte Rundthürme und Burgtrümmer mitten im Gehölze der waldigen Steilhalde, bald auf buschichten Vorsprüngen, bald auf abgeglätteten und nur gleichsam mit Flügeln zu erklimmenden, oben spitz zusammenlaufenden Felsennadeln mit unbegreiflicher Kühnheit hingezaubert, machen im schweigsamen, lieblich-öden Thale voll wilder Oelbäume und Steinranken mit Epheu, voll Azaleen, Feigenstauden und kolossalen Nußbäumen auf europäische Gemüther einen süßschwärmerischen, heimatlichen, Leuten ohne Gefühl nicht zu erklärenden Eindruck. Man glaubt sich plötzlich unter die gebräunten Kastellruinen eines rhätischen Alpenthales versetzt, und wer seit Ulysses Irrfahrten hätte ohne Melancholie der fernen Heimat und ihrer waldgeschmückten Berge gedacht! Das Thal selbst, in der Sohle eng und flach, in den Seitenwänden aber kühn aufsteigend, ist voll romantischer Scenen; Laubwald mit immergrünem Gestrüppe überdeckt bis zur Region des Nadelholzes und der kahlen Alpenweiden hinauf den Waldrand, an welchem die Ruinen sind und der Weg vorüber führt, während auf der Seite gegenüber Basaltriffe mit wundervollem, von der Natur selbst im Geschmacke eines gothischen Tempels ausgemeißeltem Gethürme, mit Schnörkelei und Höhlenwerk mitten unter Buschgrün zu Tage stehen.«

Die Beschreibung des Weges und der Pflanzenpracht gehört unter die meisterhaftesten des Buches.

»Wie auf Hagion-Oros zieht sich der Weg über Gestein und Sturzabhänge in wucherndem Gebüsche, oft in Felsen ausgehauen, oft unter dem Laubdach überhängender Bäume und immergrüner Schlingpflanzen in langen Windungen durch das Laubmeer der Thalwand hinauf. Welche Pracht, wenn sich die Blüthendecke zur Frühlingszeit über die Bäume legt, wenn fragranter Azalea- und Rhododendronduft die Lüfte schwängert, die Bienen summen, die Bäche rauschen und tief aus dem rankenumschlungenen Felsenbett das Tosen des Pyrites musikalisch durch die blüthenbeschneiten Wälder dringt! Welche Ernte, welcher Genuß für einen Griesebach! Denn hier wie auf Hagion Oros und überall im Wald der mildern Zone macht das Unterholz, der Busch, die Schlingpflanze, die Schattenblume den größten Reiz.«

Die Weiber, welche dem Reisenden auf dem Wege nach Sumela begegneten, hatten von vorne und von rückwärts wohlgefaltete türkisch-rothe Schürzen umgebunden, und zwischen beiden Schenkelseiten guckte das weiße Pantalon hervor. Die vom Verfasser aufgeworfene Frage: »Ist das alte Kolchistoilette

aus der Zeit, wo Xenophon mit den Zehntausend durch diese Gebirge zog?« dürfte wohl schwerlich bejahend zu beantworten seyn. Der Verfasser kehrt zur Pflanzenwelt zurück.

»Es wird den Leser ermüden, wenn wir nach wiederholten Lobreden auf die Kolchisvegetation noch einmal vom Riesenwuchs der Nuß- und Kastanienbäume, von der ungewohnten Buchen-, Ulmen- und Platanenpracht, noch einmal und zwar in gesteigertem Accent von der luxurianten Fülle des oftgepriesenen Pontusschmuckes der Azalea und des Rhododendron, von der saftigen Ueppigkeit des fettgrünen Lorbeerstrau- strauches, der Myrte mit dickem Schaft, des wucherischen Laubwerks aller Art in dieser zaubervollen Wildniß reden. Und doch drängt sich das Wort aus der Brust. Der Pyrites brauste dumpf über Katarakten, Schnellen und niedere Sturzfälle, zwischen Granitblöcken, dichtem Laubgewirre und geilem, selbst das Rinnsal überwucherndem und beengendem Geschlinge mühevoll sich hinauswindend, die lange Schlucht hinab. Von den beiden Seitenwänden plätscherten die Alpenbäche durch Busch und Gehölze in langen Streifen und in kurzen, beinahe regelmäßigen Zwischenräumen in den Pyrites hinab. In dieser romantischen Oede überfiel uns die Nacht, und plötzlich — wir beugten um einen dunkelbewaldeten Felsensprung — schaute die Vollmondscheibe vom nahen Alpeneinschnitt des innersten Thalwinkels zwischen hohen Ulmen und Riesenkastanien durchscheinend, in die Tiefe herab. — Man denke sich die Scene, das Abgeschiedene im innersten Winkel der grünen Schlucht, die steilen, mit geringer Spaltung rasch ansteigenden, wenigstens sechsthalbtausend Fuß hohen Waldwände, eine riesige Vegetation, voll Laub, voll Bäche, die Silberfäden der Alpenkatarakten im Mondlicht aus dem Laube glitzernd, unten der rauschende Bach, stille Waldeinsamkeit, ein milder Septemberabend, stundenweit keine menschliche Wohnung, oben auf der Gränzscheide zwischen Laubholz und Nadelwald, mitten in der grünen Bergseite, in Form eines aufrechtstehenden Parallelogramms, eine senkrecht abgeglättete, aus dem Waldgrün herausspringende Felsenwand mit einer halbkreisförmigen Höhle in der Mitte; oberhalb der Wand, so wie unterhalb und zu beiden Seiten, rechts und links Alles mit Wald und Grün bedeckt. Wir standen voll Verwunderung still und schwiegen.«

In später Nacht wurden die Reisenden noch in's Höhlenkloster eingelassen, wo sich der Verfasser nicht gleich als Franke zu erkennen gab, »weil er die Art und Weise kennen wollte, wie sich dieses byzantinische Volk unter sich selbst behandelt;« denn der byzantinische Grieche ist, nach Hrn. P. F.'s Urtheil, »in Allem das Gegentheil von uns, er ist hart gegen sich und gefühllos gegen den Nebenmenschen wie gegen das Thier. Erwerben und besitzen, ohne zu genießen, ist seine größte Lust.« Der Dolmetsch des Klosters stellte sich den Reisenden als ein Kosmogyrismenos, d. i. einen, der sich in der Welt herumgetrieben, vor. Der interessanteste Charakter unter den Mönchen war der nach Sumela wegen gebrochenen Fastenmandats verbannte Bischof von Samokovo, der dem Reisenden sowohl über den Sitz seines Bisthums, als über die Ränke und Um-

triebe, wodurch man in der griechischen Kirche zu Ehren und Würden gelangt, hinlängliche Auskunft gab, welcher Hr. P. F. das Lob europäischer Kirchenfürsten entgegensetzte.

»Die Gelegenheit war gar zu schön, auf Kosten griechischer Episkopal-Ignoranz und weltlicher Geschäftigkeit die Tugenden unserer lateinischen Kirchenfürsten anzupreisen, ihr profundes Wissen, ihren heiligen Wandel, ihre Verachtung irdischen Pompes, ihr versöhnliches Wesen und besonders ihren Abscheu gegen jegliches Einmengen und Uebergreifen in weltliche und mit dem Seelenheil nicht unmittelbar zusammenhängende Dinge in's glänzendste Licht zu stellen.«

Der Bischof sah Hrn. F. ganz verwundert darüber an, daß im Frankenlande die Bischöfe am weltlichen Regiment keinen Theil haben und nicht im Diwan sitzen sollten; er meinte, das Leben eines lateinischen Episkopos müsse etwas Trübseliges und höchst Langweiliges seyn, da er nicht wisse, wie man an ihrer Stelle den langen Tag herumzubringen vermöge. Der Bischof von Samokóvo konnte eben so wenig, als ein anderer byzantinischer Christ, diese Scheidung der Kirche vom weltlichen Polizeistaat begreifen. Hr. F. besah zuerst die Schätze des Klosters, die alten Fresken auf der rauchigen, staubkrustigen Tempelwand, in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ausgeführt; dann das angeblich vom Evangelisten Lukas eigenhändig gemalte Conterfei der Panagia. »Ich erschrack nicht wenig über St. Lukas Künstlertalent, ein byzantinisches Farbengekleckse auf Holz im gewöhnlichen Mönchsstyle.« Von den sechzig durch St. Lukas gemalten Madonnenbildern sind nach dem Glauben der morgenländischen Kirche nur drei bis auf unsere Zeit gekommen, das erste und berühmteste im großen Höhlenkloster auf Morea, das zweite im Kloster Kykos auf Cypern, das dritte die Heuschrecken-madonna von Sumelas. »Keine Gegend in der Welt eignet sich aber auch besser zu einer Wallfahrtsstätte und zu gläubiger Stimmung des Gemüthes, als diese ewiggrüne und zaubervolle Wildniß am kolchischen Melasberge.« In der Note wird bemerkt, daß das innerste Gebirge im Sellrainthale in Tirol ebenfalls Melas heißt, und daß Sumelas dem Doppelnamen des Indischen Meru und Sumeru entspricht. Nach dem St. Lukasbilde und dem von Manuel III. geschenkten großen Kreuzpartikel wurde Hrn. P. F. auch die Goldbulle Alexius III. gezeigt, die er mit archäologischer und philologischer Ehrfurcht betrachtete, aber sich mit der Entzifferung der byzantinischen Bullenschrift nicht den Kopf zu zerbrechen nöthig hatte, da eine vidimirte Abschrift beilag und er hernach noch eine gedruckte in der Bibliothek vorfand, unter deren zweihundert gedruckten Büchern nur eine geschriebene Klosterchronik der einzige interessante Fund. Von

Trapezunt aus entschloß sich Hr. P. F. nach einigen vorausgeschickten finanziellen Betrachtungen zum Ausfluge nach Kerasunt (der Kirschenstadt), wo das erste, was der Reisende vernahm, der Klageruf eines Raja über türkische Härte und Unerbittlichkeit im Steuersammeln: Sie tyrannisiren uns, sie erwürgen uns!

»Bei den Türken nimmt man es in solchen Gelegenheiten freilich etwas genau, aber auch der Grieche — man weiß es ja — nennt jede öffentliche Schatzung, jede Gabe, jede Leistung an die Staatsgewalt in Kolchis wie in Morea Tyrannei.«

Kerasunt zählt heute kaum siebenhundert Häuser, und darunter nur zweihundert griechische, während die Türken bei der Uebergabe der Stadt (1462) 1700 Wohnhäuser und 38,000 männliche Kopfsteuer zahlende Einwohner, deren Alter das von eilf Jahren überstieg, gefunden hatten. Schwarzes Wetter und strömenden Regen, »bei dem das Meer tief unten am Felsen aufrauschte, und vom hohen Küstenwald herüber die Blitze matt durch ölgetränktes Fensterpapier leuchteten,« gerieth Hr. P. F. mit seinem Miethsherrn, Hrn. Konstantides, in practische Gespräche, bei deren Gelegenheit er den Unsinn neuester deutscher Philosophie durchgeißelt:

»Der Leser glaube nicht, wir hätten vor Ueberschwänglichkeit der Gefühle nur etwa an La-Bruyère's meisterhafte Charakterschilderungen der Freude, der Besorgniß, der Hoffnung oder gar nur an die psychologischen Schemen des Weltweisen *** gedacht. Ach nein! Wir empfanden lebhafter als je, daß »das Nichtseiende nicht das Seiende, aber das Seiende seyn könnende, und darum das Seynkönnende und eben daher doch erst A + B + C das Existirende sei.« — Niemals empfanden wir so lebhaft, wie salbungsvoll und von antediluvianischem Geist und Witz übersprühend die Lesungen des weisen Uest-Köj und seiner gleichgestimmten andächtigen Mitgesellen auf der Großdorfschule zu Derwischabad sind. Ach! dieses Labsal allein mangelte dem kerasuntischen Abendglück!«

Für die des Türkischen unkundigen Leser sei hier dolmetschend bemerkt, daß Uest-Köi zu deutsch Oberndorf heißt, und daß Derwischabad, d. i. Derwischenbau oder Mönchsstätte, hier für München gemeint ist. Die Lage Kerasunts wird beschrieben:

»Der Verlauf der Küste ist aber auch kein linearer, wie das Land am phönizischen Libanon; sie bildet vielmehr eine zusammenhängende Kette und ein ungleiches Gemische bald weitmündiger und flacher, bald enggeschlossener und tiefeingeschnittener Hohlbusen, auf deren vorspringenden Sehnenenden häufig Kastelle, ummauerte Orte oder Ruinen mit steil abstürzenden Vorgebirgen dem Steuermanne der Küstenbarken als Richtungspunkte dienen. Diese in ungleichen Abständen auf einander folgenden, bald scharf zugespitzten, bald langgedehnten, bald lieblich

gerundeten, allzeit aber reich mit Laub und Grüngestrüpp bedeckten Vorsprünge verleihen der Pontusküste ihren eigenthümlichen und durch den Wechsel selbst stets erneuten Reiz. Auf einem dieser waldigen und hornförmig zwischen zwei Hohlbusen weiter als gewöhnlich hinausspringenden Strandzacken — dem sechsten von Trabisonda her — hat man das liebliche Kerasunt gebaut; doch mit dem eigenthümlichen Unterschiede, daß die Stadt nicht auf dem Promontorium selbst, wie etwa Tripoli und Coralla, sondern auf einem von der Wurzel des Vorgebirges in's Meer hinausstreichenden, kaum zwanzig Minuten langen und auf beiden Seiten eingebauchten Isthmus steht, an dessen Ende sich rund, kühn und voll, wie auf Hagion-Oros, eine kegelförmige, oben abgeplattete Steinkuppe aus dem Wasser in die Lüfte schwingt.«

Die Lage von Kerasunt wird mit der von Sinope verglichen. Auf den sanften Abhängen der Waldkuppen gegenüber von Kerasunt sah H. F. zuerst regelmäßig eingefriedigte Gärten von Haselstauden, die ihren Eigenthümern in guten Jahren bis 20,000 Zentner Nüsse geben, von deren bester Sorte der Zentner damals mit beiläufig drei Gulden Conventions-Münze bezahlt wurde. Der geographische Streit, ob Kerasunt wirklich das Kerasus Xenophons oder das Pharnacia Strabo's sey, wird dahin beigelegt, daß das alte Kerasus eine Zeit lang nach dem Großvater des Mithridates Pharnacia heißen konnte, daß der alte Name aber wieder zurückkehrte, und H. P. F. begegnet den Einwendungen, welche Cramer und Hamilton aus der von Xenophon angegebenen Ortsentfernung hernahmen, mit der Bemerkung, daß mehr als Ein Ort den Namen Kerasus getragen haben könne, daß aber die von Xenophon erwähnte Stadt nach dessen Angabe hart am Meere lag. Nach einer Inschrift, wodurch der Streit auf einmal zur Entscheidung gebracht worden wäre, wurde vergebens gesucht. Auf der Rückkehr wurde zu Tripolis längerer Halt gemacht als auf dem Hinwege, und die schöne Umgebung mit Bequemlichkeit und Ruhe genossen.

»Wenn die empfindsamen Bewohner des traurigen Spree-Revieres, sobald sie auf der Akropolis von Athen das verwitterte Burggestein zu ihren Füßen, und in der Ferne den kahlen Hymettus, die ausgebrannte Steinfläche von Attika, die abgeschälte geschmolzene Felsenklippe Salamis, die Staubwolken der Theseusstadt, den dürren, baumlosen, kalkigen Piräusstrand und die verkrüppelten Oelbäume am Cephissus sehen, schon über die Schönheit dieser Landschaft in dithyrambischer Begeisterung erglühen und durch ihre warmen Bilder das kunstsinnige Publikum der großen Stadt entzücken; welche Worte müßten diese schwärmerischen Seelen ihrem Gefühle leihen, hätten sie mit uns die wundervollen Scenen des schattigen Tripolis umwandelt?«

Das zwei bis drei Stunden stromaufwärts auf einem Steilfelsen mitten im Wald und gleichsam senkrecht ober dem Wasser schwebend, in lebendigem Gestein ausgehauene Kastell Petra

ist nach Hrn. F's. Ausspruch ohne Zweifel das aus der Chronik des Panaretos und aus dem Feldzuge der Trapezuntier gegen die Tzanen (1380 n. Chr.) wohlbekannte *Petroma*. Zu Clavigo's Zeiten (1400) war Tripolis noch eine große Stadt, »heute zählt es kaum 500 unter Baumgruppen und Buschwerk zerstreute, an Klippen hingehängte, in Einsenkungen versteckte und nur in der ärmlichen Marktgasse zusammenhängende Wohnhäuser, worunter etwa 100 christliche sind.« H. Fallm. suchte den von Chalkokondylas erwähnten Engpaß *Meliares* auf, welchen er auch in der Nähe von *Kereli* (das Koralla der Großcomnenen) fand; wiewohl er seinen Namen Meliares in *Fol* verwandelte, erkannte H. F. das *Viopoli* der Curiositätsfahrer des Mittelalters. Der folgende sechste Abschnitt handelt von den Sitten, Gebräuchen, Lebensweise, Verwaltung und öffentlichen Zuständen des Landes Trapezunt. In den Noten desselben ist Manches zu berichtigen, so z. B. sind die *Murusi* nicht aus Kolchis nach dem Bosporos gekommen, sondern der Stammvater derselben *Panajotti Nikusi*, welcher, ehe er Pfortendolmetsch geworden, in Diensten des römischen Kaisers als Dolmetsch stand, kam aus Cypern, wie schon sein Beiname Nikusi, d. i. der von Nikosia Gebürtige, besagt; S. 281. Das türkische Wort *Bes*, Leinwand, woher der Leinwandmarkt *Besestan*, ist nur das verstümmelte Griechische *Byssos*; S. 286. *Schürb* oder *Schürbet* heißt der Trank, Trinken *scherebe*. Hiezu bemerkt Rec., daß *Mischrebet* (insgemein *Meschrebet* ausgesprochen), d. i. ein Trinkgefäß, zweifache Bedeutung hat, indem es sowohl die gewöhnlichen Trinkschalen, in welchen die Scherbete gereichet werden, als auch in Aegypten die gewöhnlichen Trinkkrüge bedeutet, die auf Türkisch *Bardak* heißen. *Mischrebe* heißt auch in den arabischen Erzählungen der Geschichte des ägyptischen Joseph der silberne Becher oder Trinktasse, welchen Joseph in den Sack Benjamins legen ließ; in der arabischen Bibel der Bibelgesellschaft *) steht im 2. V. des 44. C. der Genesis statt des griechischen κόνδυ der Septuaginta und des Scyphus der Vulgata das Wort *Dscham*, was nicht einmal ein arabisches Wort, sondern das persische für Becher. Dieses Wort ist also, wie so viele andere unrichtige in einer künftigen besseren Bibelübersetzung mit dem richtigeren *Mischrebe* zu vertauschen. S. 288 muß es in der Note *bi pajan Ormanler*, d. i. Wälder ohne Ende, statt *Ormanleri* heißen, denn *Ormanleri* hieße: *seine unendlichen Wälder*, in Beziehung auf ein vorhergehendes Substantiv; was aber das Sonderbarste, ist, daß in den anderthalb

*) Newcastle-upon-Tyne, 1811.

Folioseiten, auf welchen das Dschihannuma Hadschi Chalfa's von Trapezunt handelt, diese Stelle gar nicht vorkommt. Der größte Vorwurf, welcher Hrn. P. F. von Seite geographischer und orientalischer Kritik trifft, besteht darin, daß er außer den dritthalb S. 289 in der Note gegebenen türkischen Zeilen von dem topographisch und naturhistorisch so lehrreichen und durch Nachforschungen an Ort und Stelle erst weiter aufzuklärenden oder zu berichtigenden trapezuntischen Artikel im Dschihannuma, gar keine Kenntniß genommeu. Rec. weiß sich dieß nicht anders zu erklären als, daß ihm der Auszug aus dem Dschihannuma, das er in Händen gehabt, abhanden gekommen seyn muß, und daß sich auf der Bibliothek zu München kein anderes befindet, aus welchem er den erlittenen Verlust wieder hätte ersetzen können; um diesen Verlust sowohl für Hrn. P. F., als für die Geographen gut zu machen, übersetzt Rec. den Artikel hier in seiner ganzen Länge, in der Hoffnung, daß es Hn. P. F. gefallen werde, in der zunächst versprochenen neuen Bearbeitung der Geschichte des Kaiserthums Trapezunt über die hierin berührten topographischen und naturhistorischen Merkwürdigkeiten näheren Aufschluß zu geben. Was die aus Ewlia's Reisebeschreibung in diesen Jahrbüchern gegebenen trapezuntischen Auszüge betrifft, so verweiset Rec. auf derselben XIV. Band (S. 39 und 40).

Beschreibung von Trapezunt.

»Dieses Land ist ein sehr schönes und fruchtbares, voll von Nüssen, Haselnüssen, Aepfeln, Jubeben *) und verschiedenem wilden Obst. Die Hauptstadt des Landes ist Thrabesun, eine im östlichen Winkel des schwarzen Meeres gelegene Stadt und Citadelle; die meisten Bewohner sind Lesgier, welche das Volk Lasen nennt; die südöstlich von Thrabesun gelegenen Berge sind das lesgische Gebirg, welches unter dem Namen von Thagistan bis nach Derbend ziehend, an die Berge der Kaitaken und den Kaukasus sich anschließt; dieses Gebirge zieht durch Georgien bis an die Ufer des Euphrates und Tigris, von vielen Völkerschaften bewohnt, wie: Mingrelier, Georgier, Abasen, Tscherkessen, Lasen, Moslimen und Ungläubige. Die Moslimen folgen dem Ritus Schafii. Die von diesen Völkern Thrabesun' zunächst wohnenden sind die Lasen. Die Berge auf der West- und Südseite Thrabesuns heißen Tschini und sind von Türken (Turkmanen) bewohnt, die mit Lasen untermischt; ihre Sprache ist türkisch und persisch, sie halten sich in ihrem Glauben an den Schah von Persien und sind schiitische Ketzer (Rewafidh). Die Mauern von Thrabesun sind fest; Sachum liegt gegen Nordost. Nachdem der Vater der Eroberung Sultan Mohammed II. die Stadt im J. 865 (1460) erobert hatte,. floh Kisil Ahmed Beg zum Usun Hasan. Kastemuni, Thrabesun und Sinope wurden in einem und demselben

*) Jkde nicht Jgde heißt Jubeben und nicht Steinobst, wie es H. F. S. 289 in der Note übersetzt hat.

entspringen die heißen Quellen. Die Lage der Quellen ist im Allgemeinen durch den dieser Beschreibung beigefügten Plan angedeutet. Streng genommen, kann man nur vier Hauptquellen unterscheiden, da die drei der Stadt zunächst gelegenen dicht unter ihrer Mündung communiciren. Diese versorgen das neue Badehaus, Jeni-Cablidscha (Kaplidscha).«

H. G. richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf die nicht mineralischen Quellen, von denen frühere Reisende (unter denen auch der Rec.) die Merkwürdigkeit hervorhoben, daß kalte und warme Quellen dicht neben einander hervorbrechen; dieß beruht aber nach den von Dr. G. vorgenommenen näheren Untersuchungen auf einem Irrthume, indem die kalten Quellen, welche neben den warmen hervorsprudeln, künstlich herzugeleitete sind. Die heißen Quellen von Brussa haben in so weit Aehnlichkeit mit denen von Carlsbad, als sie (die aus einem Kalkgestein entspringen) durch ihre festen Bestandtheile beweisen, daß sie den Granit des Olympos durchströmet haben, welcher feinkörnig und dicht gemengt, eine große Aehnlichkeit mit dem Carlsbader Granit hat. Die heißen Quellen von Brussa werden chronischen Kranken von den Aerzten insgemein als alterirende Heilmittel verordnet; sie sind aber, da eine längere Einwirkung des Wassers auf die Haut nicht Statt findet, mehr als schweißtreibende Mittel zu betrachten, so, daß die unmittelbare Nachwirkung des Bades bedeutender als das Bad selbst. Dieses wird, so wie hernach die Pflanzenwelt des Olympos umständlich beschrieben. Dasselbe ist der Fall mit dem Gesteine des Arganthonios, des Samanli und des Vorgebirges von Bosborun auf der Rückreise von Brussa nach Konstantinopel, wo er beim kaiserlichen Internuntius Freiherrn von Stürmer alle Unterstützung für seine wissenschaftliche Reise fand; diese ging durch Thrazien nach Enos. Zu Rodosto geschieht einer der größten Merkwürdigkeiten der Stadt, nämlich der Grabschriften ausgewanderter Ungarn in der dortigen katholischen Kirche, keine Erwähnung. Auf dem Wege von Ainadgik (sprich Ainedschik) fand H. G. den einzigen merkwürdigen Grabkegel, den er außer dem bei Heraklea in Thrazien gesehen. Malgara, eine Stadt von mehr als tausend Häusern, liegt kühn, auf einem Hügel mit fünf Minareten und einer hochgewölbten Moschee. H. G. nennt das Mangal einen tragbaren Ofen, wodurch eine falsche Vorstellung erweckt wird, indem ein Mangal nichts als ein tragbarer Kohlenherd, der, wenn er unter einen mit Tuch besetzten Tisch gesetzt wird, Tandur heißt. Zwischen Bulgarköi und Kesan durchschneidet die Straße eine Kette von zwölf Hügeln, welche die Fläche, an deren Westrande Kesan liegt, im Kreise umgeben. Die obere Hälfte der zweiten Kupfertafel stellt die Lage von Kesan und der zwölf Hügel, die untere

Hälfte den Plan und die Umgebung von Enos genauer dar. Im Chan (nicht Han) von Kesan werden zugleich in der Türkei alle andern Absteigquartiere dieser Art, die alle dieselbe Einrichtung haben, und die Vegetation von Kesan beschrieben.

»Eine bunte Welt von jährigen und dauernden Pflanzen niedrigen Wuchses, von Kräutern und Gräsern findet sich hier zusammen. Die Familien, welche in Griechenland die zahlreichsten Formen enthalten, sind auch hier am häufigsten vertreten. Zuerst kommen die Leguminosen, hierauf die Gräser, dann die Labiaten, Cruciferen, Caryophylleen und Compositen. Die letztere Familie freilich, sonst die artenreichste von Europa, tritt noch zurück, weil die Blüthezeit der meisten erst in eine spätere Periode des Jahres fällt. Indessen gehört zu ihrem Kreise eine der beiden an Zahl der Individuen vorherrschenden Arten, während die andere eine Malve ist.«

Die Maritzawiesen, welche der Reisende von den Hügeln Kesan's übersah, brachten ihm eine schon bei den süßen Wässern von Konstantinopel gemachte Bemerkung ins Gedächtniß.

»Die Physiognomie der Maritzawiesen gleicht eben so sehr dem Typus von Nordeuropa. Von vier Gräsern, welche die Hauptbestandtheile des Graswuchses bildeten, gehörten auch zwei zu den gemeinsten Arten unserer Wiesengräser: die beiden andern sind hingegen Glieder der südeuropäischen Flora. Unter diesen Gräsern kamen Trifolien und Ranunkeln nicht häufiger, als bei uns vor. Nicht minder bedeutend erschien eine solche Uebereinstimmung an sumpfigen Orten, wo Cyperaceen auftraten oder Alisma und Iris sich in den gewöhnlichen Formen zeigten.«

Die Stadt Enos, die nach Art der Lagunen durch einen schmalen Erdstreif geschützt ist, war von allen Städten, die H. D. G. bis dahin in der Türkei gesehen, die reinlichste und am besten gebaute.

»Die Häuser sind ansehnlicher und häufig mit Giebeln oder Erkern versehen. Nirgends stößt man, wie in Konstantinopel, auf die Trümmerstätten niedergebrannter Häuser, deren Reste dort nicht selten Jahre lang liegen bleiben, ehe man an den Wiederaufbau denkt. Auch in Enos sah ich die Spuren einer Feuersbrunst, aber die neuen Häuser waren schon wieder aufgerichtet. Die Stadt liegt auf einer Landzunge zwischen dem Hafen und einer der Lagunen; sie ist daher auf einen sehr engen Raum zusammengedrängt, aber dennoch besitzen die meisten Häuser einen Obstgarten, worin die edelsten Südfrüchte gedeihen. So erscheint in mehren der engen Gassen neben den dunkel gefärbten Wohnungen der Raja's eine freundliche, bunte Verzierung, wenn über die Gartenmauern blühende Granatäpfel- und Feigenbäume hervorragen, oder das silberfarbige Laub des wilden Oelbaumes sich an schlanken Zweigen über die Straße ausbreitet.«

Die Lagunenzungen, welche zu Venedig eine Mannigfaltigkeit von Gewächsen hervorbringen, sind zu Enos unfruchtbar und nur von wenigen geselligen Pflanzen bewachsen; auf einer derselben ist die Quarantaineanstalt von Enos. Die griechische Pap-

pel, die in gewaltigen Stämmen am Ufer der Lagune die ansehnliche Baumgruppe bildet, steht an Höhe der lombardischen nicht nach, und gleich an Wuchs und Laube der deutschen. In der Note werden 28 Arten von Pflanzen, die auf den Aeckern von Enos wuchern, aufgezählt, wovon 18 auch in Norddeutschland, die anderen in Italien gefunden werden. Die Durchsichtigkeit der griechischen Atmosphäre ist fast doppelt so groß, als die der norddeutschen, indem man von hier den Berg Athos in der Entfernung von 22 geographischen Meilen erblickt, während die Spitze des Brocken vom scharfsichtigsten Auge in den hellsten Tagen nicht weiter, als auf zwölf geographische Meilen ausgenommen wird. Das mit Inseln besäete ägäische Meer, in welchem immer irgend ein Inselberg oder eine Küste, für die Richtung des Schiffers sichtbar, ist die beste Schule derselben. Kaum sechs geographische Meilen von Enos erhebt sich die Bergkuppe von Samothrake, wahrscheinlich über 5000′ hoch, eine der großartigsten Erscheinungen. Die andere Insel, deren Gebirge nach Enos herüberscheinen, ist Thassos, sie ist über 15 g. M. entfernt, und bedarf daher, um deutlich zu erscheinen, wie der höhere Athos der Morgenbeleuchtung. H. G. widerlegt die Annahme, daß das doriskische Feld, auf welchem das große Heer des zweiten persischen Krieges gestellt wurde, ein Vorland sey, das sich von der Westmündung der Maritze bis zum Vorgebirge Makri erstrecke; H. G. widerlegt diese Annahme aus der Topographie jener Küste. Das doriskische Feld war eine große Ebene am Meere, es gibt keine andere an der thracischen Küste als das Maritzadelta, welches also das doriskische Feld. Der Reisende beschreibt als Geognost seine Wanderung von Enos nach dem Kloster P a n t e l e m o n (des Allerbarmenden) dessen Name P a n d e l e m o n a ausgesprochen wird. Die Gegend um Enos gab Hrn. G. Anlaß, eines der Hauptprobleme der Pflanzengeographie, nämlich die Frage, ob die Pflanzen sich nach der geognostischen Unterlage des Erdreichs, oder nach der oberen Schichte des Bodens richten, auf genügende Weise zu lösen.

»Da die Natur des Bodens durchaus nicht allein von seiner geognostischen Unterlage abhängt, sondern durch die leichte oder schwere Verwitterung benachbarter Gesteine, durch die Neigung der Oberfläche, durch Quellen, Flüsse und atmosphärische Niederschläge, so wie durch die Vegetation einmal vorhandener Gewächse gleichfalls bestimmt wird; da auf derselben Formation oft die verschiedensten Bodenarten wechseln, da aber zwei benachbarte, fremdartigste Formationen oft dieselbe Erdkrume ausgebreitet erscheint, so bildete ich die Hypothese aus, daß das Vorkommen der meisten Gewächse nicht von der geognostischen Formation, sondern von der Art des Bodens bedingt werde.«

Diese Hypothese wurde durch die Natur des Bodens und des

Pflanzenwuchses um Enos durchaus bestättiget. Die Gränzen der geognostischen Unterlage sind dort scharf abgeschnitten und die verschiedenen Arten des Bodens (sandiger Kiesboden, thonhaltiger, kiesreicher Lehmboden und humoser Thonboden) folgen sich ohne Rücksicht auf die geognostische Unterlage, und die Verschiedenheit der Pflanzenwelt wird nur durch die der oberen Bodenschichte und nicht durch die der geognostischen Unterlage bestimmt. An die Beschreibung des Klosters von Pandelemona knüpft der Verfasser allgemeine Betrachtungen über die Bedeutung der griechischen Klöster.

»Eine fröhliche Gesellschaft zieht über Land; Männer und Frauen, zu Roß und zu Fuße, in's Kloster, findet die Pforte stets geöffnet, und überläßt sich hier einem heitern Zusammenseyn, das kein Osmane zu stören wagt. Hier wenigstens leben sie für sich, ohne Furcht, ohne unterwürfige Demuth, ohne verschmitzte Anschläge und befreit von der Empfindung, vor Feinden und Bedrückern, und doch von Natur ihnen untergeordneten Menschen auf beständiger Hut seyn zu müssen. Da ist ihr Stillleben zu beobachten, die gemüthliche, edle Seite eines Charakters, dem so viel Sinn für die Ehre der Familie und für die Geschichte der Nation eigen ist. So kann man denn auch manche Klöster, die im Gebirge versteckt liegen und dem Auge der Welt entzogen sind, als Asyle der Heiterkeit und des Frohsinns betrachten, welche für den Griechen einen hohen Werth behalten müssen, zumal da er, wie der Orientale, den Genüssen der Natur ergeben, sich seines schönen Himmels zu erfreuen weiß.«

Chalkidike und Thessalonika durchreis'te auch H. P. F., der sich schon zu Trapezunt in der Nähe des anatolischen Erzdistriktes (Maaden) befunden, und über den rumelischen von Madenochoria Bericht erstattet.

»Ohne die drei Chersonese Kassandria, Sithonia und Athos, die man niemals zu Chalkidike rechnete, beträgt nach Grisebach die Länge des Minendistrikts von West nach Ost nicht mehr als etwa 10, die Breite aber durchschnittlich gar nur 6 geographische Meilen. Und doch blühten auf diesem kleinen Raume nach Aristoteles 32 freie Städte, der sogenannte Staatenbund von Chalkidike, von denen wir aber nur Chalcis, Olynthos, Akanthos, Apollonia, Stagira, Mekyberna, Torone, Angäus und Singus mit Namen historisch kennen. Das schöne und reiche Olynth galt als Hauptstadt und Sitz des Bundes.«

Seinen Vorgängern Cousinéry, Leake, Urquhart und Grisebach, welchen der Typus griechischer Schönheit auf Chalkidike besonders auffiel, räumt der Verfasser selbst den westlichen Theil mit dem größten Theil der 15 Freidörfer und der Halbinsel Kassandra als ein byzantinischem Griechenblut zu Gut zu schreibendes Land ein, der östliche District aber, das eigentliche Erzgebirge, ward vollständig slavinisirt; selbst der Name des Xerres-Kanales an der Landenge führt den slavischen Namen Probjati (Durchschnitt); Nizworo, der Hauptort der Minen-

flecken, hat seinen Namen von dem Slavischen Izwarak (Schlacke); Langaza, Langawichi (das polnische Lengi die Wiese), Zagliberi und Longomat sind rein slavisch. Die Frage, warum die Bewohner heute griechisch und nicht mehr illyrisch reden, beantwortet H. F. mit dem Deutschreden der Slaven zu Stargart in Pommern und zu Bergen (Gora) auf der Insel Rügen. Als Zeugen, daß im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert an den beiden Enden Griechenlands, nördlich in der Chalkidike, und südlich am Taygetos das Slavische noch Volkssprache war, werden Chalkokondylas und Belon aufgeführt. H. P. F., welcher mit dem Engel, d. i. dem Bischofe von Hierisso (die Bischöfe werden von den Neugriechen Engel oder Allerheiligste genannt) genachtmahlt hatte, besuchte nun auch dessen Residenz, wenn das gemauerte Heumagazin ohne Thurm und Glocke ein Dom, und das bescheidene, mit hölzernem Söller versehene Wohnhaus eine Residenz zu nennen ist. Die republikanische Verfassung der morgenländischen Kirche hat der Prachtliebe ihrer Vorsteher nur inner der vier Tempelwände vollen Spielraum gelassen.

»Wenn der demüthige Diener Gottes in vollem Ornate der alten Kaiser des Orients, in goldgestickten Purpurhalbstiefeln, in goldener Tunika, mit golddurchwirktem kaiserlichen Mantel, mit Scepter und blitzendem Diadem hoch über der erstaunten Menge und der glanzvollen Levitenschaar halb in Weihrauchwolken verhüllt auf dem Throne sitzt, wie könnte er noch an die Schmach seiner Kirche, an den Stolz des Islams oder auch nur an die schweren Summen denken, um die er seine berauschende Herrlichkeit erstanden hat? Mit dem Rang einer herrschenden (Staats-) Religion hatte die griechische Kirche auch ihren weltlichen Besitz verloren und ward auf Almosen und Stola der Gläubigen angewiesen.«

H. P. F. stellt beherzenswerthe Betrachtungen an über die Abhängigkeit des griechischen Clerus von der Gemeine, welcher die Erhaltung desselben ganz zur Last fällt. Von Deutschen will der griechische Clerus aus Furcht vor Reformen, welche das Eindringen deutschen Geistes mit sich bringen könnte, gar nichts wissen, »seit dem Zerfahren des letzten Freiheitstraumes« sagt H. F. »stehe alle Hoffnung der Neugriechen nur auf Rußland;« dieß war aber wohl schon weit früher und besonders seit dem Frieden von Kainardschi, durch welchen dem russischen Kaiser das Schutzrecht der griechischen Kirche in der Türkei zugestanden werden, der Fall.

»Sollte Gott je sterben,« sagen die nahe an fünf Millionen zählenden Bulgaren, »so wählen wir St. Nikolaus an seiner Stelle als unsern Gott.« Wie weit ist es doch von diesen, den St. Nikolaus zum Weltregiment erhebenden Bulgaren bis zu Feuerbach und den Philosophengöttern in Frack und Pantalon zu Berlin! Gebt diesen Leuten plötz-

lich Dr. David Strauß und die deutschen Jahrbücher in die Hand, und sehet selbst, ob sie dann zufriedener und glücklicher sind, als in ihrer Slaveneinfalt und mit ihrem Nikolaus?«

Ueber die Spaltungen unter den in der Türkei lebenden Katholiken selbst gibt H. F. eine einschneidende Anekdote der Stiftung eines Versorgungshauses zu Pera, welches zuletzt aller Beiträge entblößt, weil keine der streitenden Parteien weichen wollte, von einem türkischen Piket von 10 Mann besetzt ward, »damit sich die katholischen Christen nicht auf der Schwelle ihres eigenen Wohlthätigkeitstempels selbst unter einander erwürgten.« Der Verfasser schildert die zu Selanik herrschenden Sitten noch viel freier und ausgelassener als die von Smyrna. Thessalonika ist eben so wenig als Konstantinopel eine griechische Stadt, sondern vielmehr eine jüdische, weil von den 70,000 Einwohnern mehr als die Hälfte Juden; die ehmals berühmte Schule aber der Rabbiner mit 200 Lehrern ist längst eingegangen, so wie die Teppichfabriken, die Hadschi Chalfa rühmt; Türken sind mehr als 25,000, darunter die reichen Besitzer (Abkömmlinge der Bege und Feldherren des ersten Murad und Bajesid) der gewöhnlich an christliche Colonen verpachteten Ländereien an den Ufern des Wardar.

»Wie oft saß ich in sonnigen Dezembertagen einsam bei der magern Baumgruppe auf der halbzirkelförmigen, ausgebrannten, die obern Festungsmauern Saloniki's überragenden Hügelreihe, und blickte über die Stadt in den blauen Golf hinab, auf den schneereichen Olympus, auf den waldigen Ossa und auf die dunkle Tempespalte hinüber, oder auf die alten Städtchen und Weiler der Dorogobuten, der Sagudaten und anderer Slavenstämme in der nächsten Umgebung der Stadt! Ich durchlief ihre Geschicke von Ottfried Müllers Makeduern bis zu den »Solun« zu Wasser und zu Lande bestürmenden Darogobuten, Runchinen und Sagudaten der Byzantiner. — Orthodoxes Slaventhum ist mit Blut und Leben der Süd-Donauländer so innig verwachsen, daß man sich ein Romanien ohne Slaven-Element gar nicht mehr denken kann.«

Zum Schlusse des Abschnittes über den Aufenthalt in Thessalonika gibt H. P. F. das ehrenvollste Zeugniß dem k. k. Consul Hr. v. Mihanowitsch, dessen unbeugsame Gerechtigkeit zu Thessalonika »als unerhörte, der menschlichen Natur widersprechende und folglich utopische Neuerung gilt.«

»So war es in Saloniki nie;« so ist es in Saloniki nicht der Brauch! »Es ist ja ganz gegen das alte Gewohnheitsrecht unseres Platzes, und unmöglich können wir uns an ein Verfahren dieser Art gewöhnen.« »Seht nur einmal den Richter, der keine Geschenke nimmt und dem »Vermöglichen und Stärkern« gegen unangesehene Leute nicht allzeit und unbedingt Recht zuerkennt!« Man begreift auch gar nicht wie es solche Leute nur geben könne. Hr. v. Mihanowitsch und sein Kanzler, Hr. Dubrowitsch aus Ragusa, werden von den Eingebornen als Men-

schen höherer Art allgemein angestaunt und bewundert, von Niemanden aber nachgeahmt.«

Von Thessalonika aus machte der Verfasser einen zweimonatlichen Ausflug nach Thessalien, in welches er durch das seiner Naturschönheiten willen von früheren Reisenden so hoch gepriesene Thal Tempe einging. Die Schwärmereien des literarischen Occidents, der in Tempe Inbegriff und Sinnbild einer schönen Landschaft, eines irdischen Paradieses sieht, »über das die Natur ihren ganzen Reichthum an Pflanzenfrische, Waldschatten, vollufrigem Wellenspiel, Blumenflor und immergrünem Schmuck in idyllenhaftem Frieden ausgegossen hat,« ist der Levante fremd, man kennt dort nur die Paßenge (to stenon), den Schlund (to boghasi), die Thorsperre (to derweni*).

»Was ist Tempe? Ist es ein breites oder schmales, oder hoch eingerandetes, am Ende geschlossenes Wald- und Wiesenthal mit vollem Strom in der Mitte, wie Kaschmir? oder ist es eine wasserreiche Baumoase wie Damaskus? oder eine vor dem Blicke des Wanderers verborgene Waldöde voll Quellen, voll Stille, voll Lieblichkeit und hochwipfeliger Cypressen wie Gargaphie? Nichts von alle dem ist Tempe. Tempe ist ein Heerweg, ist ein tiefeingeschnittenes Rinnsaal, ist ein langes, hohes, busch- und schattenreiches Felsenthor ohne Decke; die Wolken schauen hinein und die Sonne, wenn sie durch die Mittagslinie von Thessalien geht. Doch muß das Bild dem Leser noch immer dunkel bleiben, wenn nicht zugleich ein anschaulicher Begriff des großen innerhalb dieser hohen Pforte liegenden Ringbeckens das Verständniß der romantischen Scenerie erleichtert. Schon das Wort »Ringbecken« erklärt die Natur des Landes, der ebenen, fetterdigen, in der Runde von Bergen eingeschlossenen Gartenmulde, die der Europäer Thessalien nennt. Nur denke man sich diesen thessalischen Bergring nicht glatt und senkrecht wie eine Wand. Es dacht sich nach innen langsam ab, bildet Halden, streicht stellenweise in Form niedriger Hügel und steiler Vorsprünge regellos in die Ebenen hinaus; auch an Höhe und Massenhaftigkeit sind sich die einzelnen Bestandtheile des Ringes, Olympus, Pindus, Ossa, Pelion und Othrys nicht einander gleich; nur die Wasser rinnen und von allen Seiten mit ihrer reichen Gabe an Schlamm in den Mittelpunkt herab. Ein riesenhaftes Amphitheater, ein Colosseum im größten Styl hat die Natur aufgebaut und inmitten der Arena steht Larissa die Metropole am tiefen wellenreichen Pennios.«

Die beiden Berge Ossa und Olympos, die beiden Riesenpylonen an der äußeren Tempepforte, stürzen nicht senkrecht ins Meer, sondern beugen sich rechts und links, wie die Mündung eines Trichters in lieblichen weit auseinandergreifenden krummen Linien aus einander; den Zwischenraum hat der schlammreiche Peneios mit einem fruchtbaren Delta ausgefüllt, das ein dichter, von Bächen und Canälen durchschnittener Busch- und

*) Das griechische Derweni ist das verderbte persische Derbend, dessen beide Bestandtheile rein germanisch, nämlich Thorband.

Laubwald, aus dem der Peneios breit, voll und ruhig hervorbricht. Laspochorion (Schlammdorf) ist die einzige Ortschaft dieser beglückten Oede, »die Häuser sind nicht einmal aus Holz gezimmert, sondern in Gestalt langgezogener Bienenkörbe aus Weiden geflochten und von innen mit Schlamm verkittet.« Von der Rundhalte des Olympos schauen die drei griechischen Flecken Crania, Pyrgetos und Rhapsana in malerischer Lage herab. Ohne Botaniker vom Fach zu seyn, wie Dr. Grisebach, gibt P. F. eine malerische Beschreibung der Pflanzenwelt von Tempe und des Quellenreichthums der Schlucht.

»Herrschender Baum an Menge, Pracht und ungeheurer Größe sowohl außerhalb der Schlucht als in ihrem Innern ist die morgenländische Platane. Sie zieht durch den ganzen Tempe-Spalt, füllt alle leeren Räume, engt die Strömung ein und steigt, nicht zufrieden mit trockenem Continent, in üppiger Fülle selbst aus dem vollen Wasserspiegel. Wetteifernd mit diesem schönen Baume drängen sich die Terebinthe, die Granate, der gelbe Jasmin, die Esche, die Steinlinde, Ilex, die immergrüne Eiche, der Kermes, der wilde Oelbaum. Arbutus Andrachne mit der röthlich feinen Rinde, Arbutus Unedo, Agnus Castus, besonders Lorbeer in ungewöhnlicher Fülle, Höhe und Pracht, ein unverwelklich grüner Blätterschmuck in die Uferdecoration, und bilden beiderseits ein dem Sonnenstrahl undurchdringliches, von Weinreben und lianenförmiger Clematis (Waldrebe) malerisch umschlungenes Schattendach, unter dem der breite volle Strom, an vielen Stellen durch die Ueppigkeit des Pflanzentriebes verdeckt, die sanfte Fluth vorüberwälzt. — Mehr noch vielleicht als Pflanzentrieb und Immergrün überrascht der Bach- und Quellenreichthum in der Schlucht. Aber nicht von der Höhe stürzt es herab, plätschernd über Wald und Felsenriff wie im kolchischen Melas-Thal; hier bricht es rasch und voll neben der Sole des Wanderers unter dem Gestein der Seitenwände, unter den Wurzeln der Platanen hervor, und eilet breitströmend, diamanthell und kühl wie ich es nirgend sah, dem Peneios zu. Welcher Reichthum, welche Frische da vergessen und unbenützt verrinnt! Wo die Silberwelle über die Straße rinnt, blickt der Marmorgrund blendend weiß zwischen grün bemoostem Rand aus dem Spiegel der Flüssigkeit hervor. Die Ossaseite, an der die Straße zieht, ist waldschluchtig eingebrochen, und bietet wiederholt deltaförmige Ruheplätze mit hellgrünem Rasen, Blumenflor, Quellen und Gebüsche.«

Vor einer der Höhlen der Olympus-Wand steht eine Kapelle der Panagia mit einem Lorbeerbaum an jeder Seite des Eingangs, vielleicht ein Andenken der im Thal Tempe von Apollo in einen Lorbeerbaum verwandelten Daphne. Zu Ampelakia, das seiner Garnfärbereien willen vormals in Europa so berühmt war, werden vom Verfasser Betrachtungen über den Verfall derselben angestellt. Zu Tscharnitschena vernahm er dieselben Klagen: »Die Deutschen kaufen unser Garn nicht mehr, sie färben es selbst, wir müssen zu Grunde gehen, weil wir mit den Maschinen und Zauberkünsten des Occidents nicht zu concurriren vermögen.« Diese üble Stimmung der Einwohner Ampelakia's

über dem nachtheiligen Einfluß auch auf den Empfang der Europäer aus, die nicht des Handels willen dahin kommen, indem sie häufig geschmäht und ausgetrieben werden. Die Sitte so unwirschen Empfangs, wenn H. F. solchen auch nicht selbst erfuhr, mag doch auf das allgemeine harte Urtheil Einfluß genommen haben: »Ein häßlicheres Amphibium als der europäisirte Handels-Grieche auf seinem byzantinischen Boden besteht in der Natur der Dinge nicht.« Tarnowo (zum Unterschied von Groß-Tarnowo in der Bulgarei Klein-Tarnowo genannt) zeichnet sich vor allen Städten der Türkei durch gerade Straßen aus, die sich in rechten Winkeln durchschneiden, mit großen Kieselsteinen kunstreich gepflastert, die oft von einem Kanale in der Mitte durchschnitten, an dem Seitenrande mit Hochpfaden eingesäumt sind; im Ganzen bildet die Stadt ein längliches Viereck, dessen Ostende an das breite, hier meist wasserlose Bett eines Bergstroms reicht (der Titaresios europäischer Commentatoren), welcher Xerai oder auch seiner vielen Windungen willen Saranta-Poros, d. i. die vierzig Furthen, genannt wird. Rec. bemerkt hiezu, daß diesen Namen (auf türkisch Kirk getschid), d. i. die vierzig Uebergänge, mehrere Bergströme in der Türkei tragen, welche sich durch Schluchten durchwinden, und von dem Wanderer bald hinüber, bald herüber übersetzt werden müssen. So auf dem Wege von Jalowa (Helenopolis) nach Nicäa der kleine Fluß Drako[1]), so der Bergstrom im Passe des Taurus auf dem Wege von Tschiftechan nach den Alpen Ramasan oghli[2]). Daß die Ableitung des Namens der Stadt Tarnowo vom türkischen Tharna (ein Hecht), eine spätere türkische, erhellt, wie in der Note bemerkt wird, schon daraus, daß die Stadt Τύρναβος in den Byzantinern längst vor den Türken vorkömmt. Die heutige Stadt mit ihren weiten geradwinkligen Straßen ist das Werk Turchan begs (richtiger Turachan begs, denn so schreiben den Namen die osmanischen Geschichtschreiber), eines der berühmtesten Feldherren der Osmanen schon vor der Eroberung Konstantinopels (Turachan beg führte schon in der Schlacht des Jahrs 1443 eine der türkischen Heeressäulen wider Hunyady). Sehr schade ist es, daß H. P. F. über die Handschrift der Lebensbeschreibung Turachan-begs, welche an der von ihm gegründeten Hauptmoschee aufbewahret wird, keine nähere Auskunft zu geben weiß, es würde sich daraus ver-

---

[1]) Umblick auf einer Reise von Konstantinopel nach Brussa, S. 155.
[2]) In der Uebersetzung der türkischen Pilgerreise im zweiten Bande des Recueil de voyages et de Mémoires der französischen geographischen Gesellschaft S. 99: et en passant les eaux du Kirkguetchit (les quarante trajets).

muthlich der geradlinige Bau der Stadt dadurch erklären lassen, daß Turachan kein ursprünglicher Türke, sondern ein zum Islam bekehrter Grieche oder Slave, oder daß er wenigstens zum Baue der Stadt europäische Baumeister verwendet habe, wie dieß der Fall bei der von einem fränkischen Baumeister erbauten Moschee Murad's I. zu Brussa. Turachan beg und Ewrenos beg (der letzte ursprünglich Honorius), beide Zeitgenossen Murad's I., gehören unter die mächtigsten Beförderer der Verbreitung türkischer Macht in Europa; die Lebensbeschreibung des einen wie des andern aufzufinden und bekannt zu machen, wäre vom größten historischen Interesse. Tschernitschena, das vier Stunden von Turnowo entlegen, erfreuet sich traditioneller Kunstgriffe in Behandlung der Seidenraupe und des schönen thessalischen Maulbeerbaums mit ungewöhnlich breitem glänzendem dunkelgrünem Laube. In Thessalien, wie schon Urquhart erzählt hat, werden am Maulbeerbaume nicht die Blätter gepflückt, sondern die jährlichen Sprossen abgeschnitten, weil dadurch das Blatt an Saft und Fülle gewinnt, und die Raupen lieber auf die Zweige kriechen, deren Reinhaltung erleichtert, Trieb und Schwellung auf diese Weise gefördert werden soll. Turnowo erweckt nicht nur als die Residenz Turachan's, sondern auch als eine der Lieblingsresidenzen Mohammed IV., während seine Heere belagernd vor Wien zogen, große historische Erinnerungen; dieß ist auch der Fall mit Larissa, das auf Türkisch nicht anders als Jenischehr, d. i. Neustadt genannt wird, und welches auf eine Bevölkerung von 36,000 — 40,000 Türken nur etwa 400 jüdische und beiläufig eben so viel griechische Familien zählt. In den beiden Städtchen Taumako am Südrande, und Alasona am Nordende Thessaliens ist die Bürgerschaft zur Hälfte griechisch und zur Hälfte türkisch; zu Trikkala, der zweitgrößten Stadt des Landes, wohin aber H. F. nicht kam, soll das griechische Element sehr unbedeutend seyn. Von 75 Städten, die man zur Zeit des Plinius in Thessalien kannte, haben sich nur fünf Namen (Larissa, Pharsalos, Taumakos, Trikka und Oloosson, die beiden letzten in Trikkala und Alasona verstümmelt) erhalten. Welchem Sprachstamme die heutigen Namen des Pindus, Ossa und Pelion (Mezzowo, Kissowa und Sagora) angehören, bedarf keiner neuen Verhandlung, eben so wenig, als das Dutzend der von H. F. angeführten Ortsnamen, welche ohne allen Zweifel rein slavisch. Daß bei der slavischen Ueberschwemmung einige Reste der alten Bevölkerung hie und da in den Gebirgsgegenden Rettung und Sicherheit gefunden, stellt selbst H. P. F. nicht Abrede. Das slavische Thessalien ward gleich dem südlichen Griechenland durch die Byzantiner in der Periode wie-

der erwachter Reichskraft recolonisirt und dadurch die byzantinisch redende Mischung erzielt, welche unter dem Schatten türkischer Hoheit bis auf unsere Zeiten herabgekommen — fürwahr! selbst von byzantinischer Bildung gar sehr herabgekommen! »Die Wlachen Thessaliens nennen sich wie ihre Sprach- und Stammgenossen in den Fürstenthümern Romanen, und sprechen ein verderbtes Italienisch.« Wenn sie wirklich die Stammgenossen jener, so kann ihre Sprache wohl nur ein verderbtes, mit dem alten dacischen gemengtes Latein genannt werden, um so mehr, da H. F. die Frage unentschieden läßt, ob sie Reste römischer Militär-Colonien, oder die latinisirten Urbarbaren des Gebirges; sie haben vorzügliches Geschick zu Metallarbeiten, aus ihren Werkstätten gehen die mit Gold und Silber eingelegten Rüstungen der Palikaren hervor, so auch die unter dem Namen Capa, Greco und Marinero bekannten wasserdichten Kapuzenmäntel. Freiherr von Sina ist nach Hrn. F. ein geborner Wlache aus Klinowo; dieser Angabe ist noch beizusetzen, daß er noch vor ein paar Jahren seinen Geburtsort mit einer Kirche verschönt hat. Thessalien war durch eine Reihe von Jahrhunderten unter dem Namen der Groß-Wlachei, so wie Akarnanien und Aetolien unter dem Namen der Klein-Wlachei bekannt; später erhob sich das zweite Bulgarenreich mit der Hauptstadt Groß-Turnowo an der Nordseite des Balkan, und die südlichste Landmark dieses Wlacho-Bulgarischen Reiches waren die thessalischen Berge mit einem unabhängigen Häuptlinge, der sich Groß-Wlach (*Μέγα-Βλάχος*), nannte. Da hier richtig das griechische *B* mit W wiedergegeben wird, so hätte dieß auch in Turnowo und anderen oben erwähnten Wörtern geschehen sollen. Wichtig ist Hrn. P. F's. hier ausgesprochenes Urtheil über die griechische Revolution.

»Die griechische Revolution, der man im Occident so schöne Farben leiht, so klassisch erhabene und philosophisch tiefe Motive unterlegt, schrumpft in der Nähe besehen zur gemeinen und rohen Balgerei eines nach Urtel und Recht der Weltereignisse von Haus und Hof getriebenen, aber durch fremde Worte und Kräfte aufgehetzten Bankerottirers um das verlorne Gut herab. Von Kunst, Wissenschaft, Alterthum und Philosophie, wie man in Europa meint, ist und war nie die Rede. Auch um Herstellung einer gerechten Ordnung, um Hebung und Besserung der untern von Jedermann gedrückten und geplünderten Volksklassen handelte es sich nicht; am allerwenigsten aber blies Wahrnahme dogmatischer Interessen die Flamme des Aufruhrs an. Oeffentliche Verwaltung, Druck und Plünderung, Verderbniß und Käuflichkeit der Justiz, Monopol und Privilegium sollten bleiben wie in der Türkenzeit; nur sollten Raub und Profit und ungerechtes Gut ihre Strömung in andere Taschen nehmen. Die Sympathien der europäischen Politik gingen über den Tumult in Theile aus einander. Das kühle und besonnene Staats-Element war

dem gegenwärtigen Besitzer hold; Phantasie, Schwärmerei und Edelsinn taumelte für die Insurgenten; die Klugen und Feinen aber betrogen beide und lachten am Ende die einen und die andern aus. Alle Versuche den gefährlichen Hader durch Vergleich zu schlichten, haben fehlgeschlagen, weil die einen stolz auf ihr Recht keinerlei Zugeständnisse machen wollen und ohne Gefahr das Ganze zu verlieren auch nicht machen können, die andern aber brutal durch sichern Hinterhalt mit weniger als mit restitutio in integrum nicht zu befriedigen sind.«

Hierauf folgen andere politische Betrachtungen über die Einmischung europäischer Mächte in die Sachen der Türkei aus dem Munde des Scheich ul-Islam, welcher von H. P. F. nicht uneigentlich der Groß-Mufti genannt wird, da es im osmanischen Reiche so viele andere Mufti gibt, ein Titel, der jedem Rechtsgelehrten beigelegt wird, welcher auf ihm vorgelegte Fragen entscheidende Antwort ertheilt. Ueber den Credit und Einfluß Oesterreichs urtheilt H. P. F. wie folgt:

»Wenn man glaubt, Oesterreich genieße in den Staaten des Padischah und insbesondere bei den katholischen Christengemeinden daselbst bedeutendes Ansehen und übe großen Einfluß aus, so hat es mit diesem Glauben in Beziehung auf die türkischen Behörden seine volle Richtigkeit. Die Oesterreicher handeln ja wie sie sprechen, und zeigen sich unabänderlich als die redlichen, wohlmeinenden und standhaften Bundesgenossen, Rathgeber und Nothhelfer der Türken in allen Verhältnissen, unter allen Bedingungen und um jeden Preis, u. s. w.«

Wir können hier dem Verfasser in seinem Raisonnement über französische, englische und russische Politik nicht weiter folgen, und heben statt dessen eine philologische Zusammenstellung zwischen den Opfern auf den Südseeinseln, welche Tabu heißen, und den Beiträgen zum heiligen Grabe (τάβου) heraus. Er malt das Leben der heutigen Thessalier, nicht das ihrer Vorfahren.

»Nicht wie die Leute, welche Phthia und Schönhellas bewohnten und Myrmidonen, Hellenen und Achäer hießen, vor dreißig Aeonen waren oder nach dreißig Aeonen etwa seyn könnten und sollten, sondern wie sie heute sind, wie sie jetzt denken und handeln, was sie gegenwärtig suchen, hoffen und fürchten, ist diesen Skizzen als Ziel vorgesteckt. Mögen andere vom »Lanzenschwinger Epistrophos,« von Seleptas, Protesilaos und Philoktetes reden und das »schöngebaute Jolkos« und die larissäischen Tänzerinnen preisen; ich erzähle von Seldschuken, Wlachen und Gräko-Slaven, von Krappwurzeln, Weberschifflein und Metropoliten, von Papa-Chilio und Garnfärber Pandasy, vom breiten dunkelgrünen Maulbeerblatt und vom melancholisch-lieblichen Klageruf des »Skjon« durch die mondstillen, heiterfrischen Sommernächte von Turnovo. — Thessalien ist mehr als jedes andere Land der türkischen Monarchie treues Sinnbild des Islam und des Evangeliums. Der Islam mit seiner Grundlage des Hochmuths und der Sinnlichkeit besitzt alles Labsal der grünen fetten Trift, das Evangelium dagegen als Religion der Demuth, der Armuth, der Entbehrung und des beständigen innern Kampfes hat in Thessalien überall nur die ausgebrannten, schatten- und wasserlosen Schieferhalden des großen Uferrandes als Erbtheil erhalten.

Das Epitheton der weißlichen Klippen, welches Homer der Stadt Oloosson beilegt, wird noch heute durch den ersten Anblick ihrer Lage bewährt. Da der Name Oloosson heute Alasona lautet, so ist es sonderbar genug, daß auch die türkische Verstümmlung des Oloo in Ala die Farbe der Felsen berücksichtigt zu haben scheint, indem Ala auf türkisch scheckig heißt, wie denn auch die Stadt Philadelphia in Klein-Asien Alaschehr heißt, was Pococke und andere Reisende als Allahschehr verhört, und so die scheckige Stadt in Gottesstadt verwandelt haben. Tscharitschena hat zwischen 700 und 800 Wohnhäuser mit breiten Vorsprüngen und Dächern und mit mehreren viereckigen Zinnenthürmen wider die Klephten des Olympos. Solche Thürme, Reste des Mittelalters, wo sich die mächtigen Familien Bürger Einer Stadt inner der Mauern derselben bekämpften, finden sich noch heute in mehreren Italiens. Von der schönen Lage Tscharitschena's sagt der Verfasser:

»Der dreiarmige Wildbach, die vielen Brücken und Stege, die laufenden Rohrbrunnen, selbst die Unebenheiten des Bodens, besonders der Reichthum an Quellen, hellgrünem saftreichem Grase und Gestrüpp innerhalb der Stadt und das breite dunkelgrüne Laub der über die Dächer ragenden Terassenbäume vermehren die Lieblichkeit der Lage und zugleich die Schuld der Menschen, daß ein solcher Ort nicht Sitz des Friedens, des Ueberflusses und des allgemeinen Glückes ist.«

H. F. kömmt auf die schon in der geharnischten Vorrede lebendig berührte, sehr empfindliche wunde Stelle der Schwächen deutschen Nationalcharakters und die in die Türkei über denselben verbreitete beleidigende Meinung zurück. Der wienerische Hans Jörgel sagt zwar, daß nur ein schlechter Vogel über sein Nest schimpfe; allein die Thatsache, daß man in der Türkei die Deutschen »allgemein und insgesammt für stupid und verzagt halte,« läßt sich doch nicht geradezu abläugnen, und wenn H. F., wie er glaubt, den Türken und Griechen bessere Begriffe über das politische Daseyn der Deutschen beigebracht hat, so können ihm diese dafür nur mit Dank verbunden seyn.

»Ohne alle Ruhmredigkeit sei es gesagt, ich habe gleichsam die ersten Begriffe über unser politisches Daseyn in den Orient gebracht und eine Menge neuer Vorstellungen auf der weiten Strecke zwischen Kolchis und den Pindusschluchten in Umlauf gesetzt.«

Mit einem Empfehlungsschreiben vom kaiserlichen Consul Hrn. von Mihanovich stellte sich H. P. F. dem Wesir von Larissa, dem durch politische Sendungen, begleitete Befehlshaberstellen und seine Fertigkeit im Französischen vortheilhaft bekannten Namikpascha vor, und die theils politische, theils wissenschaftliche Unter-

redung mit demselben ist ein Seitenstück zu der oben erwähnten Dr. Grisebachs mit dem bosnischen Wesir. H. F. belehrte ihn als Bayer über die Fortschritte der Cultur in Bayern und nahm Namiks Urtheil über die neugriechische Wirthschaft in Athen entgegen. Er benützte diese Gelegenheit, ihm die neue (vom Sprecher zuerst aufgebrachte und begründete) Ansicht auseinanderzusetzen, die sich in Europa seit einigen Jahren über die Nationalität der heutigen Griechen gestaltet hat.

»Welches Gewicht in dieser Doctrin für Aufhellung und Begründung gewisser Ereignisse liege, ward dem intelligenten Osmanli auf der Stelle klar. „»Gebieter [1]! « sagte er, sich an die Gesellschaft wendend, »eine neue und wichtige Sache! Höret nur, was der Gast von den Griechen erzählt; sie sind nicht nur dem Glauben, sondern meistens auch dem Blute nach Brüder der Bulgaren, Sirben und Russen.«

H. F. lernte von Namikpascha, daß man die Hellenen nicht Rum, d. i. Römer, sondern Junani, d. i. Jonier nenne. Die Phrase des ersten Eski Rum kilidschdan getschirildi, die H. F. zu frei mit: »die alten Griechen sind vernichtet worden,« übersetzt, ist wörtlich die deutsche: »man hat sie über die Klinge springen lassen;« wenn Namikpascha dieselbe mit: »Junani spathi oldi,« d. i. die alten Griechen sind des Schwertes Fraß geworden, so ist dieselbe halb griechisch, indem das Wort spathi kein türkisches, sondern ein griechisches. Dieses Wort ist eben so wenig in einem türkischen Wörterbuche zu finden, als in einer arabischen, persischen oder türkischen Prophetengeschichte die Sage, womit Namikpascha sein Lob der Deutschen beschloß, daß nämlich schon Salomon eine deutsche Prinzessinn zur Frau genommen habe [2]). Von Larissa nahm H. F. seinen Weg nach Situn, das slavischen Ursprungs von den Türken Seitun ausgesprochen wird, das alte Lamia. In Thessalien wird viel Saleb verzehrt, H. F. schreibt nach der angenommenen Apothekerorthographie Salep, was aber eben so unrichtig als Halep statt Haleb, indem beide Wörter aus dem Arabischen kommen, das kein p hat. H. F. durchlief die Ebene von Kynoskephalä und das Schlachtfeld von Pharsalos mit den Commentaren

[1]) Namikpascha wird wohl schwerlich seine Gäste als: »Gebieter, sondern als Efendiler angeredet haben, was nichts anders, als »meine Herren« heißt, Sultanler kann er unmöglich gesagt haben, denn nur einen wirklichen Vorgesetzten und Obern redet man in der einfachen Zahl mit Efendüm, Sultanüm an.

[2]) Der arabische und deutsche Setzer haben sich S. 314 und 315 zwei Druckfehler zu Schulden kommen lassen, der erste in den arabischen Buchstaben des Wortes muennes, der zweite, indem er insch Allah statt in schallah druckte, was zusammengezogen aus den drei Wörtern in (wenn) schae (will) Allah (Gott).

Cäsars in der Hand, und berichtigt eine irrige Stelle Appians, welcher, wenn er die pharsalischen Felder selbst gesehen hätte, nicht im geraden Widerspruche mit Cäsars Text die Wahlstatt zwischen die Stadt Pharsalos und den Fluß Enipeos verlegt haben würde, während der Streit um die Weltherrschaft auf dem Blachfelde zwischen dem rechten Enipeosufer und dem Hügelrande von Kynoskephalä entschieden ward. Von dem Schlachtfelde von Pharsalos zog Hr. F. nach dem nicht minder berühmten der Thermopylen, welche heute der Derbend von Thauklü, d. i. der Paß von Hühnerheim heißt. Hr. F. machte die Quarantaine von Seitun durch, in welche er jedem darein Verfallenden ein Dutzend Dinge mitzubringen räth, nämlich: Lebensmittel, Holz, Kohlen, eine Feuerzange, ein Kohlenbecken, Wandnägel, einen Tisch, eine Rohrdecke, ein Brett, eine sechs Fuß lange Dachrinne, Schmutzkratze und Besen; die Dachrinne und das Rettungsbrett sind nothwendig, weil man ohne dieselben bei Thauwetter nicht wohl aus der Zelle heraus kann. In Betreff der Sprache, welche die Griechen über die Bayern führen, erklärt sich Hr. F. in den folgenden Worten:

»Jedermann weiß, daß wir abgehärtete, kräftige und gerechte Menschen sind; daß wir in Kunst und Wissenschaft, wie im Betrieb des bürgerlichen Lebens mit andern Nationen überall auf gleicher Höhe stehen, ja ihnen in Vielem überlegen sind, und besonders in Andacht und Sittlichkeit als Muster dienen. Und doch ward ich von Leuten, die gestern noch türkische Knechte waren, mit der sonderbaren Bemerkung angeredet: »Die Bavaresen haben uns bestohlen und in der Kultur um ein Jahrhundert zurückgeschlagen.«

Nun kehren wir von Hrn. P. Fallmerayer wieder zu Hrn. D. Grisebach zurück. Von Enos ging Hr. G. nach dem heiligen Berge (Agion-Oros), welchen er Hájion-Oros schreibt. Ehe wir mit ihm und den beiden anderen Reisenden das Gebiet des heiligen Berges betreten, machen wir hier nur kurz auf den Inhalt des zweiten Theiles der Reisebeschreibung Hrn. D. G.'s aufmerksam, welche von Salonichi durch Macedonien und Albanien nach Scutari geht; die zwischen dem Ausgangs- und Endpunkte gelegenen Bergketten werden orographisch, topographisch, geographisch und botanisch durchwandert, und zur Kenntniß dieser Gegenden die Ergänzung und Berichtigung von Boué's schätzbarem Reisewerke geliefert. Auf Chalkidike wird für die künstliche Bildung des Xerxes-Canales, welchen einige Reisende für eine natürliche halten wollen, aus geognostischen Gründen entschieden und den Untersuchungen Leake's wider Boué beigepflichtet, welcher die Gebirgsmasse Curbetsca-Planina für den Orbelos hält, während dieselbe der Scomios. Die vier Hauptsysteme des ostrumelischen Gebirges Pe-

rintagh, Despotodagh, Curbetsca-Planina sammt Wistoka und der Balkan werden auf ihre alten Namen Orbelus, Rhodope, Scomius und Hämus *) zurückgeführt. Diese vier Systeme sind von den westrumelischen, dem Pindus, Scardus und Bertiscus, durch den Thalweg des Wardar und durch das Hügelland von Scopia zum Amselfelde natürlich abgeschieden, und im dreizehnten Capitel sammt den vier Ringebecken: 1) von Calcandele (Kalkandelen) mit den Wardarquellen, 2) von Monastir mit der Czerna, 3) von Grewено mit der Bistritza, 4) von Thessalien mit der Salambria umständlich beschrieben. Saloniki (auf türkisch Selanik) ist, was den Handel und den ächten Typus der Levante betrifft, in Rumili das Seitenstück zum anatolischen Smyrna. Hr. G. hält sich weniger bei den schon von anderen Reisenden oft genug beschriebenen Merkwürdigkeiten der Stadt, als bei der levantinischen Lebensweise ihrer Bewohner auf. Von hier aus ging er nach Wodena, wo er die Bildung der Wasserfälle durch die natürliche Ausfüllung der unterirdischen Höhlen, welche das Wasser von Unten nach Oben bis auf die Oberfläche der Felsen drängte, natürlich erklärt. Die Bildung der trockenen Tuffgrotten wird nicht aus dem Wasser, sondern aus vegetabilischen Resten hergeleitet, so daß die Tuffgrotten von Wodena früher als die Wasserfälle vorhanden waren. Wodena ist das alte Edessa. Hr. G. besuchte auch das obere Thal der Woda und den auf Leake's Karte zu klein gezeichneten großen See von Ostrowo, und bestieg den Nidsche. Das geognostische Gebirgsprofil durch das Wodathal und den Nidsche vom Wardardelta bei Wodena bis zum Ringbecken von Bitolia und die Pflanzenlisten dieser Alpentriften sind für den Geognosten und Botaniker von der größten Wichtigkeit. Von Bitolia, d. i. von Monastir aus bestieg Hr. G. den Peristeri, in dessen Flora besonders der Zirbelstrauch (Pinus Cembra) durch die Ausdehnung seiner verticalen Verbreitung von 2400′—5400′ und noch mehr durch seine reichliche Befruchtung bei dem niederen Wuchse (indem er selten über 4′ hoch) auffallend überrascht. Nach der botanischen Beschreibung des Peristeri wird die Topographie desselben und der bedeutenden Land- und Gebirgsstrecken gegeben, welche die Aussicht von seinem Gipfel umfaßt. Von Bitolia ging die Reise nach Uskub durch den Paß des Babuna nach Köprili. Ueber die politischen Verhältnisse des

*) Da Hr. G. Häjion statt Agion schreibt, so hätte er um so mehr, weil er die Namen in ihrer lateinischen Form aufführt, Haemus und nicht Aemus schreiben sollen, da ihm doch das Horazische gelidove in Haemo nicht unbekannt seyn konnte.

Paschalik von Uskub wird interessante Auskunft mitgetheilt. Die Statthalterschaft ist eine sehr unabhängige, deren Geist kein den neuen Reformen so nachgiebiger, wie zu Monastir. Die Aufzählung der vierzehn Gerichtsbarkeiten des Sandschaks von Uskub zeigt durch die Vergleichung mit Hadschi Chalfa, daß dasselbe heute auch den größten Theil des Sandschaks Güstendil (Justiniana prima) umfaßt. Sehr interessant ist des Reisenden Unterredung mit Ausi-Pascha, einem nicht ungebildeten Türken. Kalkandelen*) (nicht Calcandele) ist eine Stadt von 1500 Häusern. Hr. G. bestieg den Berg Ljubatrin, dessen Name auf bulgarisch Frau Dorn heißen soll, und also an die savoyschen Alpenhörner, welche Nadelspitzen heißen, und an die Jungfrau in der Schweiz erinnert. Hr. G. bestimmte die Pflanzenregionen des Ljubatrin durch drei Messungen; der Eintritt in die Alpenregion wird durch das weiße Veratrum und die Bruckenthalie bezeichnet. Die Pteris-Eiche ist für die rumelische Flora eben so charakteristisch, als für den Aetna und den Pik von Teneriffa; am Peristeri ist sie bis 4600′ verbreitet, vom Aetna auf 5600′ Fuß bestimmt, während sie in den Karpathen noch zu einer Höhe von 4600′ wächst. Hr. G. erwähnt einer dem Rec. neuen Kunstfertigkeit der Albanesen, den Tag des wachsenden Halbmondes nach der Breite desselben zu bestimmen.

»Sie betrachten denselben in einem Spiegel oder durch ein feingewebtes, weißes Tuch, das sie über das Gesicht werfen, und aus der Zahl der Bilder, die hierbei durch die Beugung des Lichts entstehen, wissen sie zu bestimmen, wie viel Tage seit dem Neumonde verflossen sind. Sie behaupten, bis zum zehnten Tage sei ihre Methode anzuwenden.«

Hr. G. bestieg auch den Gipfel der Kobelitza und gibt nebst den Pflanzenregionen dieses Berges die Flora desselben. Dann setzte er seine Reise durch Nordalbanien von Prisdrén (das die Türken Peresderin nennen) nach Scutari fort. Ueber Dukagin wird eben so interessante Auskunft gegeben, als oben über Uskub; wie dieses Sandschak heute größere Ausdehnung hat, als zur Zeit Hadschi Chalfa's, so hat Dukagin jetzt weit engere Gränzen als damals. Die kriegerischen Dukaginen werden geschildert. Von Prisdrén bis Scutari sind 16 Chane, deren aller einzeln erwähnt wird. Bei dem geognostischen Durchschnitt von Kalkandelen am Scardus bis zur Küste des adriatischen Meeres bei Scutari wird bemerkt, daß das Verhältniß, in welchem das Grünsteingebirge zum ganzen Zuge

*) Kalkandelen heißt schilddurchbohrend und ist ganz nach der Analogie von Depedelen, d. i. hügeldurchbohrend, gebildet.

der Alpen steht, besondere Berücksichtigung verdient, und daß eine Vergleichung des Porphyrgebirges im italienischen Tirol mit dem Grünsteingebirge von Dukagin besonders interessant seyn müßte. Zwei längere Noten am Ende des zweiten Bandes enthalten, die erste eine für den Geographen und Statistiker eben so wichtige Notiz über die administrative Eintheilung des westlichen Rumeliens, als die zweite über die Verbreitung der mittelländischen Flora in Südrumelien für den Botaniker von Werth.

Wir wenden uns nun zu dem heiligen Berge, zu welchem Zachariä und Fallmerayer von Saloniki aus über das bulgarische Dorf Chortiat (Z. schreibt Chortiatsch) und das griechische Dorf Larigowi nach dem die Halbinsel der Länge nach durchziehenden steilen Bergrücken Megali Wigla (die große Warte), der Gränze des heiligen Berges, und von da nach dem in der Mitte desselben gelegenen Dorfe Karyäs pilgerten, Grisebach aber von Enos nach Morogna (dem alten Maronea), von dort nach Thassos schiffte und am Kloster Watopedion (G. schreibt Vatopethion, F. Vatopädi, Z. richtiger Watopedi) landete; dieser beschreibt Thassos *) mit seinem schönen Olivenwalde; die Höhe des Pangeus, der bei den Türken den prosaischen verkleinernden Namen des Hügels des gekrüllten Reises (Pilaw depesi) führt, erreicht beinahe die des Athos, indem sie 6143′ beträgt.

»Uebrigens fällt er nicht unmittelbar in's Meer ab, wie der Athos, sondern anmuthige Hügelreihen, die Wohnsitze der alten Pieres, sind an seinem Fuße ausgebreitet, und reichen nach Nordosten bis Cavala, dessen weiße Mauern, Moscheen und Minarets klar durch die Morgenluft herüberschimmern und die Straße durch das Gefilde von Sarisaban in sich aufnehmen. Von den Olivenbäumen dieser Ebene schweifte das Auge zu den mannigfaltigern, in kühner und milder Gestaltung wechselnden Bildern an der Westseite des Golfs von Cawala hinüber, während an den Busen von Orfano und Stellaria das Land noch unter dem Horizonte verborgen blieb und Tassos selbst den Hajion-Oros dem Blicke entzog.«

Einen andern Wald bilden zwei Coniferen, deren eine Hrn. G. besonders merkwürdig erschien, indem sie zur Gattung des Wacholders gehörig, doch an Größe und Stärke des Stammes die Seestrandsfichte (Pinus maritima) übertraf. Hr. G. schlägt zur Benennung dieses Baumes (bis sein griechischer Name bekannt seyn wird) den Namen Sabinabaum vor, weil er sich vom Sabinastrauch nur durch den baumförmigen Wuchs unterscheidet. Coniferen dulden in ihrem Schatten nur selten fremde Vegetation von Gesträuchen und Kräutern, man vermißt daher auch

*) Bei F. (II. 63, 90 und 125) durch Druckfehler Thasos.

hier die lianenreiche Vegetation, welche die Ruinen der Burg von Panajia einhüllt. G. landete nicht auf Watopedi, dem ältesten Kloster, auf das er zugesteuert hatte, sondern auf dem südlich unterwärts desselben gelegenen Pantokratoros. Z. und F. aber machten beide, wie schon gesagt, den Landweg von Chortiat über den durch die ganze Halbinsel ziehenden Bergrücken bis nach Karyäs, dem Mittelpunkte desselben. Das Chlumgebirge, ein von Osten nach Westen laufender Bergrücken, der im Westen an den Chortiat stößt, wird von F. mit dem slavischen Namen Chlum, von Z. mit dem verweichlichten griechischen Cholomon genannt. Das Dorf Ζαγλιβέρη ist vom Deutschen weder Zagliberi, wie F., noch Zagliweri, wie Z. schreibt, sondern Sagliweri auszusprechen; den Namen des Dorfes Λαριγοβῆ schreibt F. Larégovi (das v in jedem Falle unrichtig statt w, weil das v im Deutschen den F-Laut hat). Hr. Z. umreißt die Geschichte des Berges Athos von der ältesten Zeit mit Anführung der Quellen, und gibt dann die Eintheilung der Klöster, die, wenn der Vorsteher (Igumenos) auf Lebenszeit unumschränkter Beherrscher des Klosters κοινόβια, wenn sie demokratisch eingerichtet ἰδιόῤῥυθμα μοναστήρια, die größeren λαῦραι heißen; die jährlich gewählten Beamten dieser sind die ἡγούμενοι (Vorsteher, Aebte), σκευοφύλακες (Gefäßbewahrer), ἐπίτροποι (Aufseher) und δικαῖοι (Rechtssprecher), denen ein beständiger Sekretär γραμματικός zur Seite steht. Die ein und zwanzig [1]) Klöster des Berges Athos bilden eine Gemeinde, deren vier Vorsteher (ἄρχοντες oder ἐπιστάται) im Mittelpunkte der Halbinsel zu Karyäs residiren. Jedes Kloster, wenn auch vom Meere entfernt, hat einen Landungsplatz und einen Ort zur Bewahrung der Boote, welcher das Arsenal (Ἀρσενᾶς) [2]) heißt. Die in dem Gebirge zerstreuten Wohnungen einzelner, außer den Klöstern lebender Mönche, deren gegen dreihundert, heißen κελλία, d. i. Zellen; eine größere Anzahl derselben bilden kleine Dörfer, welche Skitä (σκῆται, ἀσκητήρια), d. i. geistliche Exerzierplätze, genannt werden. Diese Zellenbewohner üben vermuthlich auch bloß die Tugend, wie die der freien Klöster Hrn. Z. versicherten, daß dieß ihre einzige Beschäftigung sei. Die Kalogeren (guten Alten) in den Cönobien und die Kelioten beschäftigen sich in den Zwischenstunden des Gebetes mit Handarbeiten, Wein- und Gartenbau, der Bereitung kostbarer Oele, Schnitzung von Kreuzen und Rosenkränzen oder den Arbeiten gewöhnlicher

---

1) Nach Grisebach und Zachariä nur zwanzig, weil sie Karyäs nicht zählen.

2) Vom Arabischen Dareß-ßanaat, d. i. Haus der Kunst.

Handwerker. Die Uebersicht und Eintheilung der ein und zwanzig Klöster findet sich am deutlichsten bei F., sechs derselben sind serbo-bulgarische Stiftungen [1]), acht andere (darunter das trapezuntische St. Dionysos und das kaiserliche Laura), weil erst im sechzehnten Jahrhundert durch Woiwoden der Moldau und Walachei neu aufgebaut, sind als ihre Stiftungen und nicht als byzantinische zu betrachten; an sechs anderen Klöstern haben die Slavo-Walachen keinen Antheil, vier sind griechischen Ursprungs und das große und stolze Watopedi wird von russisch-kaiserlichen Gnaden getränkt. Dieses ward nach den Mönchssagen schon i. J. 862 von Räubern verbrannt, wiewohl nach dem Resultate der kritischen Untersuchungen Hrn. F.'s i. J. 960 noch keines der in der Folge so berühmten und prachtvollen Klöster aufgebaut war. Nach den urkundlichen Quellen stehen nur folgende historische Thatsachen fest: 1) Die Uranfänge der Einsiedeleien auf Athos verlieren sich im Dunkel der vorslavischen byzantinischen Periode des fünften und sechsten Jahrhunderts; 2) das reformirte Mönchthum mit Weinbau und verbrieftem Eigenthum begann erst um's Jahr 970; 3) Mutterstift ist Laura am äußersten Rande der Halbinsel; 4) die Bewohner der neugebauten Convente waren größtentheils slavischer Abkunft. In der ersten Constitution unter Kaiser Tzimisces waren nur 58 Ansiedelungen verzeichnet, unter Kaiser Monomachos (1042—1054) erscheinen nach Laura schon andere Klöster im großen Style, nämlich das schöne Xeropotamos und das große Watopedi, im Ganzen über 180 selbstständige Anlagen mit 700 Mönchen. Eine kleine Karte, deren Namen aber nicht deutlich genug gestochen sind, hat von den drei Reisenden nur Grisebach seinem Werke beigegeben. Die Zahl der Kalogeren beläuft sich nach Z. auf tausend, die der weltlichen auf eben so viel, jeder Mönch zahlt im Durchschnitt zweihundert Piaster an Abgaben; der jährliche Tribut beträgt aber nur 100,000 Piaster, die andere Hälfte wird von den Epistaten für die Nothdurft der Klöster verwendet [2]). Ob der Name des Dorfes Karyais, wo sie residiren, von Nüssen (καρυαι) oder von καρα den Häuptern herkomme, ist unentschieden [3]). Von Karyais aus begannen sowohl D. Z. als P.

---

[1]) Der Name eines dieser acht Klöster ist rein türkisch, nämlich Kutlumusi, der aus der Geschichte der Seldschuken wohlbekannte eigene Name Kuthlumisch.

[2]) Nach F. soll der öffentliche Dienst jährlich 500,000 Piaster erheischen, wovon die Hälfte als Tribut nach Stambul geht.

[3]) Dieses griechische καρα hat jedoch nichts gemein mit dem türkischen Namen der Mönche Karabasch, d. i. Schwarzkopf, von ihren schwarzen Kopfbinden.

nannten, und das Kloster selbst. Man rühmte ihm dort als das wirksamste aller auf dem Berge Athos wachsenden Kräuter eine Art Betonika (βετονικὴ), welche eine von Sibthorp's griechischer Betonica Alopecurus L. verschiedene, vielleicht mit der Sideritis cretica L. dieselbe, deren Thee oft das einzige, welches Kalogeren zu genießen vermögen, um bei ihren durch vegetabilische Kost und den übermäßigen Genuß starker Weine häufigen Verdauungsbeschwerden ihren siechen Körper noch einige Zeit in erträglichem Zustande zu erhalten. D. G. hatte selbst Gelegenheit, die bedeutende stomachisch-diaphoretische Heilkraft dieser Betonika zu erproben, »deren Kraut, selbst getrocknet, noch mit einem höchst eigenthümlichen und intensiv aromatischen Geruche begabt.« Die schmale Kost und die einfache Lebensart der Mönche auf Athos nebst ihren Nachtwachen schildert F. auf das Lebendigste.

»Für die Meisten von uns hat schon der Gedanke an die Athoskost etwas Abschreckendes. Oder würden Oliven, grünes, im Wasser gekochtes Gemüse ohne Zuthat, rohe Gurken, Knoblauchstengel, süße Zwiebeln, Salzfische, weicher Käse, Bohnenbrei, Obst, Honig, Brot und Wein ohne alle Abwechslung das ganze Jahr in Europa nicht auch dem strengsten Büßer ungenügend seyn? Fleisch ist innerhalb der Klöster auf ewig versagt; an Fasttagen, das ist acht Monate des Jahres, sogar das Ei, der Fisch und das Oel verbannt, alles unabänderlich und ohne Widerrede; denn auf dem Hagion-Oros — ein für europäischen Stolz unerträglicher Gedanke — gibt es keine Opposition, die Form hat den Geist vollständig übermannt, und erst wenn ihr diese eherne Hülle zerbrochen habt, greift abendländische Action byzantinische Gemüther an.«

D. G. vergleicht den dichten Pflanzenwuchs und das üppige Wachsthum von immergrünen Sträuchern auf den dalmatischen Inseln mit der Vegetation an den Uferabhängen des Agion-Oros.

»Wer den dichten Pflanzenwuchs und das üppige Wachsthum von immergrünen Sträuchern auf den dalmatischen Inseln gesehen hat, könnte sich von der Vegetation an den Uferabhängen des Hagion-Oros eine ziemlich entsprechende Vorstellung machen, wenn er sich die Kraft des vegetabilischen Lebens noch bedeutend erhöht und die Mannigfaltigkeit der Formen gleichfalls vermehrt denken wollte. Nirgends in Europa habe ich wenigstens eine solche Dichtigkeit und Fülle der Vegetation angetroffen, als im heiligen Walde, und lebhaft vergegenwärtigten sich mir die Darstellungen, welche die Reisenden über das unvergleichlich gesteigerte Leben der organischen Natur in tropischen Gegenden uns überliefert haben. Wenn man solche Bilder freilich nur aus Erzählungen oder Gemälden kennen lernte und ohne eigene Anschauung kaum zu einer Vergleichung berechtigt erscheint, so mag es doch immerhin als ein reiner Eindruck gelten, daß in dieser Rücksicht der Hajion-Oros alle Gegenden von Rumelien, die ich besucht habe, so sehr hinter sich zurückläßt, daß, wären nicht die meisten der vorherrschenden Gesträucharten dieselben, und nur durch höheren Wuchs, dichtere Vereinigung und das Zusammenleben

alles dessen, was sonst zerstreut die Landschaften schmückt, hervorstechend, man vielleicht eine neue und fruchtbarere Zone betreten zu haben sich vorstellen könnte. Bisher ist die Regel gewesen, daß in der immergrünen Küstenregion zwei oder drei Straucharten an Zahl der Individuen die übrigen Gewächse so sehr übertrafen, daß von ihnen allein der Charakter der Landschaft bestimmt wurde. So waren es bald die zarten Nadeln der Erica, bald die runzlig-wolligen, kaltgrünen Blätter der Cistusrosen, bald das markige, glänzende Laubgewebe der Lorbeerform, mochte diese nun im Arbutus oder in der Coccuseiche oder im Lorbeer selbst sich ausprägen, welche hier verschwindend, dort wieder vorwaltend örtlich einen solchen Einfluß hervorbringen mochten. Am Häjion-Oros hingegen sind alle jene Grundtypen des Physiognomischen in der südeuropäischen Flora auf demselben Punkte verwebt, gesellig vereinigt, und schaffen dadurch ein unerwartet neues Bild.«

Im J. 1841 sollen nach F. in den zwanzig Abteien nur 2000 Kalogeren eingeschrieben gewesen seyn, von denen mehr als die Hälfte auf die vier großen Klöster Laura, Watopedi, Iwiron [1]) und Xeropotamo fällt. Von den beiden ersten haben wir bereits gesprochen, über die beiden letzten gibt Z. die umständlichste Nachricht. Die Bibliothek von Iwiron hat wenigstens einen systematischen Materienkatalog, der so vielen anderen großen Bibliotheken noch zur Stunde fehlt. F. spricht noch von einem in diesem Prachtkloster nahe am Citadellenthurm von einem Mönch für geistige Praxis angelegten Museum mit Büchern und Karten.

»Vor den Fenstern des Museums und der Winterresidenz hat Vater ** einen Balkon gebaut und Blumen aufgestellt, den Boden unterhalb aber mit Pomeranzen angepflanzt, damit die milden Zephyrlüfte den Blüthenduft durch die Fenster wehen. Links schließt ein Segment des Meeres, in der Fronte ein Bergvorsprung des immergrünen Buschwaldes, rechts die laubbeschattete Bergseite den Horizont, im Pomeranzenbusche aber rinnt über weiße Kieselsteine ein Arm des hellen Klosterbachs und nistet — sicher vor Knabenmuthwille und Jägerlist — ein Heer von Nachtigallen. Im Frühling, wenn die Pomeranze duftet, die Myrte blüht, die lauen Lüfte wehen und aus dem Busch das himmlische Concert der Philomele in das offene Fenster dringt, möchten Sie da nicht der Mönch von Iwiron seyn?«

Vater ** sandte dem Reisenden Trauben, die man Jediwerenia (nicht Verenia), d. i. Siebenmalgebende [2]) nennt, weil sie zu gleicher Zeit Blüthe und Frucht tragen. D. G. kam

---

[1]) Da Hr. P. F. in Iwiron (Ἰβήρων) daß β richtig im Deutschen als w schreibt, warum nicht auch Watopedi statt Vatopedi u. s. w. G. schreibt unrichtig Iviron.

[2]) Die Note erklärt, daß jediweren richtiger als die des folgenden Blattes das Wort Salthanet, welches nur Herrschaft und keineswegs weltliche Pracht heißt, wofür das Wort Hischmet das entsprechende.

auf seinem Wege von Iwiron bis Laura (griechisch ausgesprochen Lavra) [1]), an der schönen Quelle des heiligen Athanasius, des Reformators der Athosklöster, welcher das von Lavra i. J. 859 gründete, wahrscheinlich eine der wasserreichsten Quellen Europa's, die aus schönem weißen Marmorfelsen unmittelbar als ein Bach von 2′ Tiefe und 3′ Breite hervortritt. Als Naturmerkwürdigkeit des Athos ist sie ein Seitenstück zu den zwei herrlichen alten Cypressenbäumen des Klosters Lavra, deren einer 12′, der andere 14′ im Umfange mißt, die von St. Athanasius bei der Gründung des Klosters i. J. 859 gepflanzt, ein tausendjähriges historisches Alter haben, wovon, wie Hr. G. in der Note bemerkt, sich kein zweiter Fall nachweisen lassen dürfte. Ein von D. G. dem Druck eingeschalteter kleiner Holzstich gibt die Lage der Klöster Lavra und Agia Anna [2]); das letztere, nur anderthalb Stunden von St. Dionys, zählt 60 Zellen arbeitsamer Eremiten.

»Der Garten hängt am Felsenriff, im Häuschen selbst sind beide Zimmer mit der Halle reinlich und mit geflochtenen Matten belegt, an der Außenwand Geranke, in der Runde überall saftiges Grün, Ruhe und Seligkeit und laue Lüfte«

Keiner der drei Athospilger erwähnt von den westlichen Klöstern des heiligen Berges, den Cönobien und Skiten, so viele als D. G.; in dritthalb Stunden kam er von Lavra nach dem zu diesem Kloster gehörigen Skiti (geistlichem Exerzierplatze), welcher den Namen der heißen Hütten (Kavsokalybia oder Kapsokalybia, Beides richtig) trägt. Hoch von einer Felsenhöhle, die ein Einsiedler bewohnt, hängt an einem Stricke bis zum Wasserspiegel herunter ein Korb, in welchen Vorüberfahrende Lebensmittel werfen, die der Einsiedler sehr dankbar hinaufzieht. Agia Anna ist eine große, zum Kloster Lavra gehörige Skiti. In der zum Kloster St. Pavlos gehörigen neuen Skiti lebt ein Mönch, der weit und breit der beste Maler, wie einst St. Lucas. St. Pavlos, eine halbe Stunde vom Meere in tiefer Schlucht gelegen, ist ein freies Kloster. Weiterhin in Zwischenräumen von drei Viertelstunden die Klöster Agios Grigorios, Simopetra, Xiropotamu (die beiden letzten freie), Russiko, Xenophu [3]) (die Russen mit Xenophon

---

[1]) G. schreibt das letzte richtig Lavra, weil im Griechischen Ypsilon, und unrichtig Iviron, weil im Griechischen ein β.

[2]) F. schreibt Hagia, G. Haji, Z. wie der Rec. Agia; wenn die Griechen das γ wie die Norddeutschen in vielen Fällen das g als j aussprechen, so wird das Wort deßhalb doch mit g geschrieben.

[3]) τοῦ Ξενοφῶντος.

in nächster Nachbarschaft), Dochiariu, Kastamonitu (man sollte glauben, dieß heiße das Kloster des Kastemuniers, D. G. erklärt es aber als Κώνσταντος μονή), Sographu, d. i. des Malers, ein freies Kloster slavischer Mönche; stattliche Gebäude, die einen geräumigen Hof umschließen, in dessen Mitte eine prächtige Kirche. Alle diese Koinobien, Monä und Skitä haben Sammlungen von gedruckten Büchern und Handschriften, die jedoch im Ganzen wenig bedeutend; Xiropotamu besitzt eine juridische Handschrift, welche zwei siebenbürgische und ungarische Gesetzsammlungen in griechischer Uebersetzung enthält. Hr. G. gibt die beiden langen Titel derselben. Die Beschäftigung der Mönche stellt F. mit seinem großen Malertalente auf's Lebendigste vor Augen.

»Ob sie die hebräischen Vokalzeichen Schurek und Kibbuz unterscheiden und Hiphil und Hophal conjugiren können, wird nicht gefragt. Heute sind die Patres im Wald um Kastanien aufzulesen, morgen ziehen sie die Klostergoelette in's Arsenal, Pater Joseph macht Schuhe, Pater Michael schlägt Wolle und Leonidas mit Konstantin nehmen Brot und Käse in ihren Umhängesack und rudern Pater Galaktion, der ein Schreiben zur Regierung nach Karyäs bringt, in der kleinen Barke nach Xeropotamo, während Pater Chrysanth mit Knecht und Maulthieren nach Kloster Paulu zieht und die vom Abt eingehandelten Bohnen bringt.«

Der so oft hervorgehobene Contrast des Orients und Occidents wird mit satyrischen Citationen deutschen Unsinns, wie »spargelheuchelhaftem Distelsinn« u. dgl. gewürzt.

»Der Sorgen, der Studien, des Lernens ist bei uns kein Ende! Wie glücklich ist dagegen der Orient! Dort gibt es keine Akademie, keine Autoren, keine fortschreitende Bildung und Niemand liest ein Buch.«

Ueber die Akademie widerspricht sich aber Hr. P. F., indem er (S. 133) später von der unter Eugenius Bulgari gedeihenden, nach seiner Abberufung aber verfallenen »berühmten Akademie von Watopädi« spricht. Den Schülern, die hier für's praktische Leben literarisch gebildet wurden, stehen im schneidendsten Kontraste die Anachoreten oder Klausner Mystiker gegenüber, welche von den Byzantinern Hesychasten (Isychasten) genannt werden.

»Das Wort bezeichnet jenen unaussprechlichen, europäischen Weltleuten nicht leicht zu erklärenden Zustand völligen Versunkenseyns des geistigen Vermögens in Gott; jenen moralischen Opiumrausch des Orients mit seinem Gefolge unnennbaren Seelenentzückens, die Frucht indischer Sonnen und der schauerlichen Gräberwüste hinter dem ägyptischen Theben. Die Einsiedeleien des Hagion-Oros sind der westlichste Punkt, bis wohin die mystische Praxis der heißen Zone gedrungen ist. Um dieser gesteigerten Vision und Ascese des obersten Grades zu genießen, setzt sich, nach Angabe eines in der christlichen Mystik bekannten Tugendmeisters

aus dem eilften Jahrhundert, der Eingeweihte in einen Winkel der verschlossenen Zelle, senkt das Haupt auf die Brust und blickt, alles Irdische vergessend, unverwandten Auges, Anfangs verworren und trostlos, bald aber mit ineffabler Seligkeit so lange auf die Brusthöhle und die Nabelgegend, bis er den Platz des Herzens und den Sitz der Seele entdeckt. Und wie dieses gelungen, umfließt den Geist ein geheimnißvolles ätherisches Licht, welches die Hesychasten auf Hagion-Oros in schwärmerischer Ueberschwänglichkeit für das reine und vollkommene Wesen der Gottheit hielten und mit fast buhlerischer Zärtlichkeit verehrten.«

Eine verläßliche numerische Statistik »dieser basilianischen Heiligenrepublik« zu geben ist bei der Zurückhaltung und dem mißtrauischen Schweigen der Mönche ganz unmöglich, und der Widerspruch der oben gegebenen Ziffern, sowohl der Köpfe als der Piaster, darf daher nicht Wunder nehmen.« Die lohnendste Ausbeute, die Hr. P. F. von seinem Klosterbesuche davon trug, ist die Abschrift einer 48 Folioseiten starken Sammlung griechischer Fest- und Staatsreden auf die Mirakel des Stadt- und Landespatrons St. Eugenius von Trapezunt, »an dessen Ende ein historisches, in Europa nicht gekanntes Fragment von Wichtigkeit für die politische Geschichte des Sultanats von Ikonium und des Imperiums Trapezunt, wodurch die beiden großen Lücken der trapezuntischen Geschichte vollständig ausgefüllt und manche neue Notiz über die Küstenländer des Pontus Euxinus, über die griechischen Pflanzstädte in der Krim und der nächsten Umgebung im dreizehnten Jahrhundert (durch Hrn. F.'s neue Ausgabe seiner trapezuntischen Geschichte) in Umlauf gesetzt werden sollen.« Hr. F. anerkennt selbst den Fund des trapezuntischen Originalfragments und das Conterfei des Athosmönches und seiner Hütte als die Pointe seiner Reise, die bei Grisebach in der Besteigung der Athospyramide und der Scala ihrer Vegetation liegt. Daß Hr. P. F. statt der hier mit durchschossener Schrift gedruckten Fremdwörter nicht lieber deutsche gebraucht, ist an einem Stylisten wie er unmöglich zu loben; auch sei nebenbei bemerkt, daß das Sultanat von Ikonium ein ganz uneigentlicher historischer Ausdruck, indem die Emire von Konia nie den Titel Sultan führten, welcher damals nur den Sultanen von Aegypten gebührte, und von dem zu Kairo residirenden Chalifen selbst den Osmanen erst unter Bajesid I. verliehen ward.

Die letzten hundert fünfzig Seiten der Fragmente sind ausschließlich der Behandlung der Streitfrage über das slavische Element gewidmet, denn wenn auch die zwei letzten Fragmente, deren Inhalt zur Genüge aus ihrem Titel erhellet, rein kritischer Natur, so sind dieselben doch nur als ein Anhängsel zu dem vorvorletzten über das slavische Element in Griechenland zu betrachten. Der Titel dieser beiden letzten Fragmente lautet:

XV. Wie der Fragmentist wegen seiner Ansichten über das griechische Mittelalter in Athen anfangs als öffentlicher Feind behandelt wird, am Ende es aber doch zu leidlichem Verständniß mit einem Theil der hellenischen Literaten bringt und auch seinen Gegnern in Deutschland keine Antwort schuldig bleibt. XVI. Wie der Fragmentist zwei deutsche Reisewerke über Griechenland mit einander vergleicht und nebenher den friesischen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwiedert.«

Die drei letzten Fragmente bilden den Schlußstein der Pyramide dieses Reisewerks, die aus so mannigfaltigen Bruchstücken byzantinischer Gelehrsamkeit und slavo-gräkischer Selbstanschauung aufgebaut, in der deutschen Reiseliteratur für den Verfasser stets ein rühmliches Denkmal bleiben wird. In dem XIV. Fragmente sind alle Gründe, welche der Verfasser in seiner Geschichte Morea's sowohl, als in seiner, in den Acten der k. bayerischen Akademie kund gemachten Abhandlung *) für die slavische Colonisirung des größten Theiles von Griechenland vom sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung an bis herunter in's Jahr Tausend aufgestellt hat, zusammengefaßt, und die Anführung der historischen Beweisstellen aus den Byzantinern (Constantinus Porphyrogenitus, Theophanes, Evagrios und dem Patriarchen Nikolaus) durch philologische, aus den Namen von Orten und Personen hergenommene Gründe siegreich durchgeführt hat. Die Einleitung des XIV. Fragments legt Protest ein wider die Ungerechtigkeit des Urtheilsspruches deutscher Philosophie, welche trotz des Ausspruches Hegels: »daß die Slaven ein Mittelwesen zwischen europäischem und asiatischem Geiste« — denselben an der Verwirklichung des christlichen Prinzips, d. i. des Prinzips des christlich freien Geistes als Weltpanier, keinen Antheil zuerkennen will.

»Daß aber die Slaven der eine der beiden Weltfactoren, oder wenn man lieber will, der Schatten des großen Lichtbildes der europäischen Menschheit seien, und folglich die Constitution des Erdbodens ohne ihr Zuthun im philosophischen Sinne nicht reconstruirt werden könne, ist die große wissenschaftliche Häresie unserer Zeit.«

Hierauf geht der Verfasser zur Vertheidigung der schon von ihm früher aufgestellten, und nicht nur in Griechenland, sondern auch in Deutschland so heftig angefochtenen Behauptung über, daß im Jahre Tausend n. Chr. der größte Theil Griechenlands (die Sporaden, einen Theil der Cykladen und die anatolische Küste nimmt Hr. F. selbst aus) gänzlich slavisirt worden sei. Die aufgeführten zahlreichen slavischen Namen altgriechischer Städte müssen selbst dem hartnäckigsten Verfechter der

*) Ueber den Einfluß der Besetzung Griechenlands durch die Slaven, auch besonders abgedruckt (München, bei Cotta, 1835).

Identität der heutigen griechischen Bevölkerung mit der altgriechischen die Augen ausstechen. Gegnern, die einen russischen Eigennamen von einem altgriechischen nicht zu unterscheiden wissen; Leuten, die keine Landkarte kennen, keinen Begriff von der schmalbegränzten Räumlichkeit des griechischen Continents besitzen, antwortet Hr. P. F. nicht:

»Leuten, die nicht merken, daß z. B. Pirnatscha und Warwutzena, die gegenwärtigen Namen zweier Flüsse in Messenien und Arkadien, einem anderen Volke angehören, als die alten Benennungen Pamisus und Helisson, und die fest glauben, schon König Menelaus habe Sommerpartien nach dem luftigen Bergdorf »Opschina« (oberhalb Mistra) gemacht, und Agamemnon mit seiner Gemahlin Klytämnestra häufig den arkadischen Volksmarkt in Wolgast und Zopoto besucht.

Die Einwirkung des Slavischen selbst auf das Neugriechische wird aus der Substitution des Conjunctivs statt des Infinitivs dargethan, να δουλευσω statt δουλευειν. Slavinien hießen bei den Byzantinern die im Westen der Maritza und im Süden der Donau zwischen dem ägäischen und adriatischen Meere gelegenen sämmtlichen Landschaften.

»Wir finden die Dragubiten und Sagudaten bei Saloniki; die Belegezeiten, Bajuniten und Berziten in Thessalien und dessen Nachbarschaft; die Kribitschen in Messenien, die Milingi im Taygetus, die Ezeriten im Eurotasthal, die Serben im größten Theile Illyricums; Stämme mit der allgemeinen Benennung »Sklaben, Sklabinier und Sklabesianen« in Elis, in Arkadien, in Lakonien, in Tzakonien, in ganz Peloponnes.«

Dr. Grisebach und Pouqueville, welche meinen, das griechische Blut und griechische Redeweise habe sich auf den Küstenländern Thraciens und Macedoniens durchweg auf derselben Linie erhalten, auf der sie im Alterthume waren, werden durch Beweisstellen aus den Byzantinern eines Besseren belehrt, und in einer Note Herr Schaffarik über die Trockenheit, womit er bei sonst gewohnter Beredsamkeit über die von Hrn. F. zuerst aufgefaßte Ansicht des Slaventhums in Griechenland hinweggleitet, zurecht gewiesen.

»Vollendete Slavinisirung des lakonischen Gebietes — mit Ausnahme des Castrums Maina — ist eine der bewährtesten, documentirtesten und folglich unanfechtbarsten Thatsachen der Byzantinerperiode. Als Zeitgenosse, als theoretisch Mithandelnder und — was nicht zu vergessen — als Slave an Sinn und Blut wußte der Porphyrogenet in der Sache am besten zu urtheilen.«

Durch den Text des Porphyrogenitus ist das Daseyn von Slaven am Taygetos und in der Maina außer Zweifel gestellt, selbst das altlakonische Monobasia war eine Stadt in Slavi-

nien. Zum Schlusse dieses Fragments, das nicht nur historischen und philologischen, sondern auch politischen Inhalts, macht Hr. P. F. Allen, die sich um griechische und türkische Politik kümmern, den ernstlichen Vorschlag: den Glauben an die Möglichkeit der Restauration des alten Hellas und des byzantinischen Kaiserthums aufzugeben, vom Axiom auszugehen, daß die zwischen Jassy und Cap Matapan sitzenden Christenstämme ein durch anatolische Kirchenpolizei zusammengehaltenes Aggregat todter Elemente seien, die nur ein von Außen hereinwehender Odem beleben könne; Griechenland als die Schaubühne anzusehen, auf welcher das germanische Prinzip und der Panslavismus ihre Stärke erproben, und das Heil in der orientalischen Frage nur von einer nationalen Bewegung und Kraftäußerung zu erwarten. Daß Rec. hierin des Verfassers Meinung theile, glaubt er nicht erst weiter ausführen zu dürfen. Er verweiset auf das Buch selbst, die Anzeige der Fragmente konnte nur eine fragmentarische seyn. Hammer-Purgstall.

Art. III. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, von Leopold Ranke. Vierter und fünfter Band. Berlin, 1843, bei Dunker und Humblot.

Wir waren gewilligt, das Ende dieses Werkes abzuwarten, um sodann unsere in den früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift enthaltenen Betrachtungen über dasselbe vollständig zum Schluß zu bringen; da indeß jene gänzliche Vollendung noch immer nicht erfolgte, und auch nicht mit Gewißheit zu erwarten steht, wann solches geschieht, so haben wir vorgezogen, die einstweilen herausgekommenen zwei Bände, obgleich eine längere Zeit seit ihrer Veröffentlichung verflossen ist, der weiteren Beurtheilung zu unterwerfen. Für den Leser wird dieß zugleich den Vortheil haben, wenn, wie zu hoffen ist, die baldige Fortsetzung oder Schluß des Werkes erfolgt, im näheren Zusammenhange mit dem Ganzen zu bleiben.

Zuvörderst bemerken wir, daß die Ausgangspunkte und Prinzipien des Werkes dieselben geblieben sind, wie wir schon früherhin solche hervorzuheben suchten. Der Verfasser wollte nicht sowohl eine objektive Geschichte Deutschlands zur Zeit der Reformation geben, vielmehr die darin enthaltenen bedeutungsvollen Thatsachen nach einer bestimmten individuellen oder wenigstens einer großen Fraction seiner Zeitgenossen zusagenden Richtung darstellen. Wir möchten es, wenn uns dieser Ausdruck erlaubt ist, eine Tendenzgeschichte des reformatorischen Zeitalters nennen. Nicht eine gewöhnliche Parteischrift für die Interessen

der Reformation, wie man eine solche wohl früher zu lesen gewohnt war, sondern eine Schilderung des reformatorischen Princips seiner thatsächlichen Erscheinung nach in der ganzen Classicität moderner wissenschaftlicher Form und mit ihrem Hinblick und Verbindung desselben in seiner weltgeschichtlichen Entwicklung und Einwirkung. Freilich bleibt auch so die Reformation das allein Berechtigte, das vorzugsweise Geltende, jenes geistige Fluidum, welches die älteren Zustände überwunden und als das allein Bestimmende des neueren Welt- und Kulturganges anzusehen ist.

Der vierte Band beginnt mit dem Jahre 1535 und schließt mit dem Jahre 1546. Er enthält der Hauptsache nach jene weiteren Entwicklungen des Protestantismus, welcher in immer größer hervortretenden Gegensätzen gegen die alten hierarchischen Zustände des Reichs endlich den schmalkaldischen Krieg herbeiführte. Der Verfasser drückt dieß in seiner gewohnten Weise folgendermaßen aus:

»Seitdem der menschliche Geist in der Gemeinschaft der europäischen Nationen eine sichere Grundlage der Kultur gewonnen hat, unterscheiden wir lange Zeiträume, wo er, durchdrungen von den einmal ergriffenen Prinzipien, und damit beschäftigt, dieselben in Staat und Kirche, Literatur und Kunst zur Erscheinung zu bringen, sich in ruhiger Stetigkeit fortentwickelt. Das Widersprechende stößt er alsdann von sich: wenn er Abweichungen duldet, so müssen sie sich doch in einer höheren Einheit ausgleichen. Sollte aber von diesen Epochen irgend eine, wie umfassend auch ihre Bestrebungen sein mögen, die Kräfte des Geistes alle zur Entfaltung bringen können? Wir dürfen vielleicht sagen: eben darum folgen die Zeiten auf einander, damit in allen geschehe, was in keiner einzeln möglich ist, damit die ganze Fülle des dem menschlichen Geschlechte von der Gottheit eingehauchten geistigen Lebens in der Reihe der Jahrhunderte zu Tage komme. Nachdem die Geschichte den ruhigen Fortgang der Entwickelung eine Weile begleitet hat, findet sie sich plötzlich in der Mitte einer allgemeinen Bewegung. Die Geister fühlen gleichsam die Grenze, an welche sie auf dem bisher eingeschlagenen Wege gelangt sind, und streben sie zu überwinden. Nicht länger befriedigt von dem Erworbenen oder Erreichten, regen sie sich nach mehr Seiten hin: alle Kräfte, bewußt oder unbewußt, arbeiten, einen neuen Standpunkt zu gewinnen.«

Wer sieht nicht, daß durch solche Bezeichnung großer weltgeschichtlicher Ereignisse der Verfasser die Providenz und den sittlichen Moment in diesem großen geschichtlichen Drama möglichst in den Hintergrund zu drängen sucht, und mehr oder weniger

die Zeit und die handelnden Personen als von einer unwidersteh-lichen höheren Gewalt getrieben darzustellen sucht. In Folge dessen sagt er nun auch, wie nothwendig es gewesen, daß die Leiter der Bewegung mitten in dem Sturme, den sie hervorgerufen, nicht weiter gingen, als ihr Vorhaben unbedingt erheischte; er sagt sogar, daß die wesentlichen Resultate, zu denen es die vergangenen Geschlechter gebracht, von einem Jahrhundert dem anderen überliefert werden. Gleichsam als wolle er von vorne herein den gewöhnlich von den Gegnern wohl vorgebrachten Einwendungen vorbeugen, als sei die Reformation an einer Unterbrechung, ja sogar Hinderung der naturgemäßen Entwickelung religiöser und politischer Zustände des Abendlandes Ursache geworden. Die Reformatoren und ihre Anhänger, vorzüglich auch die mit ihnen verbundenen Fürsten, sollen nach Möglichkeit den Einwirkungen ihrer individuellen Leidenschaften und Partei-Interessen entzogen werden, und sie mehr und mehr, wenn nicht in früherer Weise als unmittelbare Werkzeuge Gottes, der modernen Weltanschauung gemäß als großartige Leiter und Lenker einer von ihnen angeregten geistigen Bewegung gegenüber einer bornirten und beschränkten Festhaltung antiquirter Zustände erscheinen. Daher heißt es: »Um sie her erhoben sich, längst in der Tiefe wirksam und nun durch die gewaltige Erschütterung plötzlich entbunden, destructive Tendenzen, und bedrohten die gebildete Welt mit allgemeiner Auflösung. Die Reformatoren hatten Besonnenheit und Selbstbewußtseyn genug, um sich denselben vom ersten Augenblicke an zu widersetzen.«

Wie aber, wenn destructive Tendenzen überhaupt in jedem Zustande der menschlichen Gesellschaft in der Tiefe verborgen liegen, und die bestehenden Ordnungen gerade diese Tendenzen zurückhalten, ist denn ein Umsturz dieser Ordnung nicht das erste Unrecht, und wird dasselbe etwa damit ausgesöhnt, daß man nun diese destructiven Tendenzen zu bekämpfen sucht? Wenn daher der Verfasser sagt: »Immer sehen wir Luther seine Waffen nach beiden Seiten hin richten, gegen das Papstthum, das die sich losreißende Welt wieder zu erobern sucht, und gegen die vielnamigen Sekten, welche sich neben ihm erheben, Kirche und Staat zugleich antasten;« und dann sogar hinzufügt: »Auf dem Gebiete des Geistes im Reiche der allgemeinen Ueberzeugung haben die Protestanten zur Ueberwältigung derselben wohl das Meiste beigetragen;« so würde dieß leicht dem ähnlich klingen, als wenn man demjenigen, der einen Brand oder die Zerstörung einer Stadt hervorgerufen, aus seiner etwaigen Hülfsleistung gegen Weiterverbreitung des Unglücks ein bedeutendes Verdienst zutheilen wollte. Und dann, war es nicht das Prinzip eben

der Reformation selbst, welches jene destructiven Potenzen mit hervorrief?

Doch wie gesagt, dem Verfasser ist es stets darum zu thun, die Reformation und ihre Urheber aus dem niederen Kreise der Partei in die höhere Region weltbewegender Kräfte zu versetzen. Nicht, meint er, hätten die Letztern in dem einen oder dem andern Falle klüglich erwogen, was sich erreichen lassen werde und was nicht: — es ist vielmehr ihr eigenstes Wesen, was sie zu diesem Verhalten führt. Eben darin zeige sich der ächte, zur Theilnahme an der Fortbildung der Welt berufene Geist, daß seine innere Natur und die verborgene Nothwendigkeit der Dinge zusammentreffe. Luther, der große Reformator, sei, wenn man sich eines Ausdrucks der neueren Zeit bedienen darf, einer der größten Conservativen gewesen, die je gelebt haben. Dergestalt sollen die Bestrebungen der Reformatoren und ihrer Anhänger im beständigen Gleichmaß und Liebe zum Frieden gegenüber den hierarchischen Gewalten betrachtet werden. »Von der Richtigkeit,« heißt es, »der dem ursprünglichen Lehrbegriffe der lateinischen Kirche zu Grunde liegenden Auffassung der heiligen Schrift sind sie vollkommen überzeugt, nur die Willkürlichkeiten hierarchischer Entscheidungen und die Gebote, die derselben widersprechen, wollen sie wegschaffen.« Eine Phrase, deren Unwahrheit jedem in die Augen leuchtet, welcher das katholische und protestantische Bekenntniß damaliger Zeit nur flüchtig gegen einander hält, und ungefähr dasselbe sagt, als etwa die Behauptung: die Erklärung der Menschenrechte zu der bekannten französischen Constitution sei ungefähr ein und dasselbe mit der ursprünglichen Verfassung der merowingischen und späteren französischen Monarchie.

Eben so wenig aber sollen auch die protestantischen Stände gegenüber dem Kaiser und dem Reiche diese Bahn der loyalen Gesinnung verlassen haben. Sie hätten in dem Reiche vielmehr eine göttliche Institution gesehen, nach dem Propheten Daniel, in ihrer Verbindung mit demselben die Grundbedingung ihres Bestehens und ihrer Macht, und ihre vornehmste Ehre. Ihr Streben wäre allein dahin gegangen, der Reichsgewalt und namentlich dem Kaiser, welchen sie nur mit dem Vorbehalte des unmittelbaren göttlichen Gebots als ihre Obrigkeit anerkannten, hinwiederum die Anerkennung ihrer auf den Grund der Schrift unternommenen Veränderungen abzugewinnen. Dazu hätten sie ja Beschlüsse der früheren Reichstage (?) und ein positives Recht für sich gehabt. Höchst naiv setzt der Verfasser hinzu: »Hiezu bedurfte es bloß einer Modifikation der Reichsgerichte und der alten oder neuen Gesetze, auf welche die-

selben angewiesen sind, einer Milderung des Verhältnisses der Reichsgewalt zu dem römischen Stuhle, eben das sei alles, was sie verlangten. Sie seien von keiner ehrgeizigen Eroberungssucht ausgegangen, die sich von Erfolg zu Erfolg stürzt.« Dergestalt wird das offen ausgesprochene Unternehmen, die ganze bisherige Grundverfassung des Reiches in religiöser und politischer Hinsicht umzuwandeln und vielfach umzustürzen, als eine ganz unschuldige und unverfängliche, gleichsam nur die gerechtesten Privatinteressen berührende Unternehmung dargestellt. Was soll man aber nach dieser Ansicht zu den heutigen religiösen und politischen Bewegungen sagen, die gegenüber jenen eine wahre Armseligkeit, dennoch die Bewegung und das Einschreiten aller weltlichen und kirchlichen Autoritäten verursachen. Wenn die Abschaffung der Korngesetze heutzutage in England Verfassung und Staat in ihren Basen zu erschüttern droht, wie kann es dem Verfasser beikommen, uns die politischen und religiösen Reformen der Protestanten in jener Zeit als eine unschuldige, alles Bestehende unverletzlich lassende darstellen zu wollen; was konnte er einwenden, wenn in seinem eigenen Vaterlande die neuen religiösen und politischen Tendenzen mit den von ihm gebotenen Stoffen ihre Forderung vertheidigten? Indeß, wie wir schon oben erwähnten, der Verfasser steht jetzt an dem schwierigsten Wendepunkte der von ihm unternommenen Schilderung der Reformation. Die Ereignisse drängen sich immer mehr zu einer gewaltsamen Entwickelung der von den Reformatoren und ihren Anhängern eingeschlagenen Laufbahn. Der schmalkaldische Krieg steht vor der Thüre. Sollen die Protestanten hier als Empörer, als Rebellen gegen die von ihnen feierlich beschworene Verfassung erscheinen, oder sind sie nicht vielmehr im Falle der gerechten Selbsthülfe, sind sie nicht Unterdrückte und ungerecht Verfolgte? und ist letzteres nicht, werden sie wenigstens nicht von einer unwiderstehlichen Bewegung von dem Postulate einer gänzlichen Umgestaltung der bisherigen Gesellschaft fortgerissen? Es ist kein Zweifel, der Verfasser mußte die letztere Ansicht erwählen, und was die objektiven Thatsachen grell widerlegen, durch die geschmeidigen Formen einer höheren Weltanschauung in ein günstiges Licht setzen.

Der Verfasser erzählt nun zuvörderst alle diejenigen anderweitigen Irrungen und Streitigkeiten des Kaisers und des Reiches, welche diese letzteren besonders hinderten, gegenüber dem aufkeimenden Protestantismus mit ganzer Macht aufzutreten, und gibt dabei nicht undeutlich zu erkennen, daß der Protestantismus sie wohl mit Fug und Recht in seinem Interesse hätte ausbeuten können, wobei er freilich zu vergessen scheint, daß bis

in die späteren Zeiten des Reiches hin, vorzüglich im dreißigjährigen Kriege, eine solche Politik mit Vergessung aller höheren vaterländischen Interessen von den protestantischen Reichsfürsten in der Mehrzahl von Ständen festgehalten wurde.

Von dieser Ansicht aus werden die Kriege mit den Türken und die wieder erneuten Irrungen und Kriege mit Frankreich unter Franz I., auch die Mißverständnisse zwischen Papst und Kaiser behandelt. Es bedarf nicht weiter in die Ereignisse des französischen Krieges im J. 1536, welcher mit der verfehlten Unternehmung auf Marseille und auf das südliche Frankreich endigte, einzugehen; nur scheint uns die Ansicht des Verfassers über das Bündniß Frankreichs mit der Türkei bemerkenswerth. Mit Recht sagt er, es sei diese Handlung Franz I. ein politischer Abfall von der Einheit des katholischen Europa nicht weniger gewesen, als der religiöse Abfall Seitens der Protestanten. Wenn er darin indeß gleichfalls eine nothwendige Entwickelung der Zeit sieht, gleichsam eine der ersten Manifestationen, worin sich die staatliche Selbstständigkeit, das bewegende Prinzip der neueren Zeit, ausgesprochen habe, im Gegensatz gegen den allgemeinen christlichen Staatenbund, den die europäischen Mächte bis dahin bildeten, und letzteres als Hinderniß der staatlichen Entwickelung ansieht, so soll dieß offenbar nur zur Begünstigung auch des protestantischen Schisma gesagt seyn. Denn dieses Losreißen von jener großen politisch-kirchlichen Einheit hat, wie der Lauf der neueren Geschichte gezeigt, nicht sowohl die höhere staatliche Ausbildung des Einzelnen, als vielmehr die selbstsüchtige Gewalterhebung der größeren Staaten nach Innen und nach Außen und die Unterdrückung der kleineren zur Folge gehabt.

Die Verbindung des Kaisers mit Heinrich VIII. und der Einfluß derselben auf den französischen Krieg führt zugleich auf die kirchliche Neuerung Heinrich's VIII. Auch hier hält der Verfasser die Ansicht fest, das sittliche und rechtliche Element in dem Handeln des englischen Königs der weltgeschichtlichen Bedeutung seines Unternehmens unterzuordnen. »Wahrhaftig,« sagt er, »kein Mensch könnte den Ursprung der Absichten Heinrich's VIII. vertheidigen, aber durch den allgemeinen Geist der Zeit und das Interesse des Landes bekam seine Feindseligkeit gegen den römischen Hof eine von den Beweggründen derselben unabhängige Bedeutung.« Als Grund für die Aufhebung der Klöster in England werden daher nicht undeutlich ihre enormen Reichthümer angegeben, deren Einkünfte nach den Berichten des venetianischen Gesandten bei weitem die Einkünfte des gesammten englischen Adels überstiegen. Daß Heinrich diese Confiscationen vergeudet habe, möchte der Verfasser leugnen, er benutzte

dieselben vielmehr zu Vertheidigungsanstalten des Landes. »Wir dürfen,« sagt er, »wohl den Ursprung des kommerziellen und Marine-Aufschwungs, den England nahm, in eben diese Zeiten setzen.« Eine Verbindung zweier Thatsachen, die allerdings höchst fruchtbar wäre, könnte man sie als etwas mehr als wie eine Behauptung ansehen. Den Rechtspunkt, das Wichtigste bei dieser Handlung Heinrich's VIII., findet der Verfasser für gut, keiner weiteren Betrachtung zu unterwerfen. Man möchte fragen, ob bei solcher Trennung der Thatsachen von ihren moralischen Unterlagen die Geschichte selbst etwas anderes bleibt, als eine fatalistische Aufeinanderfolge aller möglichen Begebenheiten, der scheußlichsten wie derjenigen, welche den Höhepunkt des Menschenlebens bezeichnen. Auch der Geschichtschreiber der französischen Revolution hat dieser Ansicht gehuldigt. Die Losreißung des Königs von Rom ward hiernach ein großer Fortschritt in der gesellschaftlichen Kultur Englands, weil sie die Einheit der nationalen Gewalten erhielt und die Krone mit einem Zuwachs von Streitkräften, der ihrer alten Macht gleich kam, verstärkte. Andere haben freilich behauptet, daß diese Einheit der nationalen Gewalten in nichts anderem bestand, als in der despotischen Gewalt eines blutgierigen Königs, der alle nationalen Selbstständigkeiten für sein persönliches Interesse nach Willkür zu handhaben wußte, und den Grund zu jenen blutigen Reaktionen der folgenden Zeit legte.

Genug, der Verfasser zieht das Resultat, daß jene französische Verbindung mit den Türken, die Schilderhebung Heinrich's VIII. gegen Rom, der Protestantismus in Deutschland hinreichende Symptome der Auflösung der alten Zustände waren, und so natürlich, worauf es ihm am meisten ankommt, auch gewissermaßen eine moralische Berechtigung für Alle enthielten, welche die bestehenden Zustände für ihre individuellen Partei-Interessen befehdeten. »Nur zwei Fürsten,« sagt er, »waren es noch, welche die älteren Ideen repräsentirten, der Papst und der Kaiser, und auch diese beiden häufig im Gegensatze, ähnlich jener eifersüchtigen Stellung des Kaiserthums und des Papstthums in den früheren Zeiten.«

Es kam Alles darauf an, daß die damaligen Vertreter des Protestantismus ihrer Sache Kraft und Haltung gegenüber den katholischen und hierarchischen Tendenzen der Gegner gaben, die, wie der Verfasser bemerkt, immer noch eine große Kraft hatten. Man hätte denken sollen, eine rein religiöse Angelegenheit hätte dieß lediglich durch das ihr inwohnende geistige Prinzip bewirken müssen, wie dieß im Anfang des Christenthums gegenüber dem heidnischen Staate und seinen Machthabern geschehen, wie dieß

auch der Hauptsache nach die Bekehrungen der katholischen Kirche im Mittelalter darstellen. Indeß der Protestantismus setzte seine ganze Energie und die Entwickelung und Erhaltung seiner Macht in die Stärke der Waffen. Man hörte nicht von geistlichen Genossenschaften, von Missionsanstalten, von großartigen religiösen Instituten, von Opfern und Darbringung auf dem Gebiete des geistigen und übernatürlichen Lebens, sondern nur von Geldbeiträgen und Stellung von Contingenten und Vereinen der Fürsten und Gewaltigen zur Gründung und Vertheidigung des neuen Glaubens. So hatte sich, wie wir früherhin hörten, der schmalkaldische Bund organisirt, zu welchem die schmalkaldischen Artikel nur als eine feine Ironie erscheinen, und an ähnliche Religionsstiftungen mit der beweisenden Kraft des Schwertes erinnern. Der Verfasser gesteht dieser Grundlage der neuen Religion die vollkommenste Berechtigung zu, er bewegt sich in diesem Ideenkreise wie in einer naturgemäßen Ordnung. Daher findet er nichts natürlicher, als die eigenmächtige Erweiterung des schmalkaldischen Bundes im Jahre 1535. Die Vertheidigung der katholischen Interessen, sagt er, nahm die Gestalt der Selbsthülfe gleichsam des Faustrechts an, weil nämlich gegenüber den Gewaltthätigkeiten der Protestanten mehrere katholische Fürsten, wie der Cardinal Albrecht, der Churfürst Joachim I. von Brandenburg und Andere, einen Verein zur Aufrechthaltung der bestehenden kirchlichen Zustände geschlossen hatten, oder weil einzelne katholische geistliche Reichsstände wegen Verletzung ihrer Rechte günstige Urtheile beim Kammergericht erhalten. Der römische König hatte mit Rücksicht auf die französischen Intriguen, die protestantischen Stände in das Interesse Frankreichs zu ziehen, dem Churfürsten Johann Friedrich in einer Besprechung zu Wien ein ganz allgemeines Zugeständniß, wie der Verfasser es selbst nennt, wegen Stillstand am Kammergericht in allen Sachen des Glaubens und der Religion gegeben, und dabei die früherhin im Nürnberger Frieden geschehene namentliche Aufführung der Mitglieder des schmalkaldischen Bundes, für die also auch diese Begünstigung nur gelten konnte, nicht weiter erwähnt. Dieß nun war nach dem Verfasser eine hinlängliche Berechtigung, jene namentliche Beschränkung als aufgehoben zu betrachten und den beliebigen Zutritt eines jeden der Stände zum schmalkaldischen Bunde für ganz in der Form Rechtens zu erklären. Was in anderen Fällen der Verfasser würde als den größten Uebergriff betrachtet haben, wenn die vollziehende Reichsgewalt für sich allein, ohne Zuziehung der übrigen Reichsstände, irgend eine geringe Erweiterung eines Reichstagsbeschlusses würde zugestanden haben, das nimmt er

hier, wo es sich darum handelt, einer bewaffneten Opposition im Reiche den freiesten Spielraum zu gestatten, und gleichsam legitim und gesetzlich ein anderes Kaiserthum und Reich dem bestehenden entgegenzusetzen, als in der Natur der Sache liegend an. »Nach den Erklärungen Johann Friedrichs über seine Wiener Verhandlungen,« sagt er, »trugen sie auch kein Bedenken, die Schranken zu durchbrechen, welche sie sich in dem Nürnberger Frieden ziehen lassen.« So wurden dann Würtemberg, die Herzoge von Pommern, die Fürsten von Anhalt, Augsburg und Frankfurt, Hannover, Hamburg und Kempten im Anfange des Jahres 1536 in den Bund aufgenommen und seine Organisation noch vervollständigt. Wie gesagt, wenn man auch hier ein theologisches Schauspiel aufführte und eine Vereinigung mit der calvinischen Partei versuchte, indem zu Wittenberg durch die bekannte Gewandtheit Bucers den ehrlichen Norddeutschen die Uebereinstimmung der beiden divergirenden Confessionen in einer geschmeidigen Glaubensformel anschaulich gemacht ward, so war dieß mehr eine äußerliche Form, und die Hauptstärke des befestigten Glaubens bestand in der verbundenen politischen Macht der Fürsten. Der Verfasser hat daher Recht, wenn er sagt: »Und gewiß gab diese theologische Versöhnung, zusammentreffend mit der Erweiterung des Bundes, den Protestanten neue Aussichten auf festes Bestehen und allgemeine Welteinwirkung.« Wenn er aber hinzusetzt: »Sie,« nämlich die Protestanten, »wußten nichts anderes, als daß die engere politische Vereinigung, zu der sie geschritten, von dem Reichsoberhaupte gebilligt werde, daß ihr Daseyn und ihre Bewegung auf gesetzlichem Boden beruhe,« so dürfte er hieran wohl selbst schwerlich glauben; noch weniger aber konnten es die schmalkaldischen Bundesgenossen, wenn sie nicht allen Verstand und jede Einsicht über ihr ursprüngliches Verhältniß zu Kaiser und Reich verloren hatten. Eine wahre Ironie auf diesen Vorgang und solche bewaffnete Schilderhebung ist die gleich folgende Erzählung: Luther habe am Himmelfahrtstage 1536 über den Text: Gehet hin in alle Welt und verkündiget das Evangelium allen Heiden, gepredigt und Myronius darüber gesagt: er habe ihn oft predigen hören, damals aber sei ihm vorgekommen, als spreche er vom Himmel her in Christi Namen.

Die damals von Seiten des h. Stuhles erfolgte Ankündigung eines Conciliums und die damit in Verbindung stehenden Begebenheiten geben dem Verfasser zu mannigfachen Betrachtungen Veranlassung. Die protestantische Meinung, daß das Concil von Seiten des römischen Hofes entweder nicht redlich gewünscht, oder wenn es zu Stande gekommen zu selbstsüchtigen

und Parteizwecken der hierarchischen Gewalten, oder immerfort im feindseligen Sinne gegen die Protestanten in Anwendung gebracht werden soll, wird auch von dem Verfasser getheilt. Beiläufig wird erzählt, wie der päpstliche Nuntius Vergerio auf seiner Reise durch Deutschland auch mit Luther persönlich zusammengekommen. »Er,« der Nuntius, sagt der Verfasser, »wünschte seinen Herrn von der Persönlichkeit dieses größten aller seiner Gegner berichten zu können. Auch auf Luther machte es Eindruck, daß er einen Abgeordneten der höchsten geistlichen Gewalt — von der er einen so großen Theil der Welt losgerissen — nach langer Zeit zum ersten Male wieder sehen sollte. Er legte seine besten Kleider an, das Kleinod, das er bei feierlichen Gelegenheiten um den Hals trug, und ließ sich schmücken. Denn er wolle, sagte er scherzend, jung erscheinen, als Einer, der wohl auch in Zukunft noch etwas ausrichten könne. Doctor Bugenhagen begleitete ihn. »Da fahren,« sagte Luther, als sie beisammen im Wagen saßen, mit ironischem Selbstgefühl, »der deutsche Papst und Cardinalis Pomeranus.« Ernster werdend fügte er hinzu: »Gottes Werkzeuge.«

Wir müssen gestehen, der Verfasser hätte wohl besser gethan, diesen Charakterzug seines Helden gänzlich zu verschweigen, da daraus die Demuth und die Verschmähung alles Ruhmes der apostolischen Zeiten, als deren Fortsetzung doch die Reformation immerfort in Anspruch genommen wird, am wenigsten hervorleuchtet. In der Unterredung mit dem Nuntius selbst wird man an Haltung und Benehmen revolutionärer Stimmführer zur Zeit der letzten französischen Umwälzung gegenüber den Autoritäten der legitimen bürgerlichen Gewalten nur zu stark erinnert. Luther sagte hinsichtlich der Nothwendigkeit eines freien gemeinen geistlichen Concils: »Nicht für uns ist es nöthig, da wir aus dem lautern Gotteswort die gesunde Lehre bereits haben, sondern für Andere, welche eure Tyrannei noch fesselt.« »Bedenke was du sagst,« versetzte der Nuntius, »du bist ein Mensch und kannst irren.« »Nun wohl,« antwortete Luther, »habt ihr Lust dazu, so beruft ein Concilium, ich will kommen und solltet ihr mich verbrennen.« »Wo wollt ihr das Concilium haben?« fragte der Nuntius. »»Wo es euch gefällt, in Padua, Florenz oder Mantua.«« »Würdet ihr auch nach einer päpstlichen Stadt kommen, wie Bologna?« »»Heiliger Gott, hat der Papst auch diese Stadt an sich gerissen? aber ich werde kommen.«« »Auch der Papst würde zu euch nach Wittenberg kommen.« »»Er komme nur her, wir wollen ihn gerne sehen.«« »Wie wollt ihr ihn sehen, allein oder mit einem Kriegsheer?« »»Wie es ihm beliebt, wir wollen beides erwarten.««

Die Protestanten sprechen natürlich stets, wie wir so eben auch von Luther hörten, von einem freien gemeinschaftlichen Concil, und der Verfasser erzählt zur Rechtfertigung seines Helden, er habe bei dem Studium der Geschichte der ältesten Concilien, vorzüglich als er gelesen, daß auf dem Concil von Nicäa die bessere Meinung eines Einzelnen über die Vorstellungen der Mehrzahl gesiegt habe, seufzend ausgerufen: »Ein generalfrei christlich Concilium! Nun Gott hat allen Rath in seiner Hand.« Sie verstanden indeß, in gleicher Weise, wie in neuester Zeit die Berufung auf ständische Versammlungen häufig gemeint worden, eine Versammlung, worin alle diejenigen, die zu ihrer Partei gehörten, Stimmrecht und vorherrschenden Einfluß ausübten. Die bisher durch alle Jahrhunderte festgehaltene christliche Form und Zusammensetzung der Concilien lief aber einem solchen Begehren schnurstraks entgegen. Der Churfürst Johann Friedrich, dessen Beschränktheit, wie wir früher schon sagten, aus allem seinem Thun und Lassen hervorblickt, machte sogar den merkwürdigen Vorschlag, man müsse dem päpstlichen Concilium ein anderes entgegensetzen, ein wahrhaft freies, allgemeines christliches Concil. In eine namhafte, in Europa bekannte Reichsstadt, etwa nach Augsburg, könne es berufen, und hier durch eine von den Bundesverwandten aufzubringende, Jahr und Tag im Felde zu erhaltende Kriegsmacht beschützt werden. Doctor Martin Luther mit seinen Nebenbischöfen, oder auch vielleicht die Stände selbst sollten es ausschreiben. Man müsse dafür sorgen, daß die Zusammenkommenden, — Bischöfe, Ecclesiasten, Pfarrer, Prediger, Theologen, auch Juristen, — doch ungefähr dritthalbhundert seien, damit es ein Ansehen habe. Man müsse Engländer und Franzosen, überhaupt aber einen Jeden einladen, der des Glaubens halber aus der h. Schrift etwas vorzutragen habe. Denn nur nach der Schrift, ohne alle Rücksicht auf menschliche Satzungen, wolle man verhandeln. Das werde ein heiliges Concilium seyn, das über die Lehre entscheiden dürfe. Johann Friedrich hegte die Hoffnung, der Kaiser werde entweder durch seine Bevollmächtigten oder sogar auch in Person daselbst erscheinen.

Der Verfasser sagt hiezu: »Nur selten erhoben sich die Protestanten, die immer um ihr Daseyn kämpfen müssen, zu so kühnem und allgemeinen Wirken.« Ein Urtheil, welches jeder bodenlosen Phantasie irgend einer Opposition gegen bestehende Zustände das Wort reden würde.

Was wir vorhersagten, daß die angeblichen Zugeständnisse

des [illegible] Ferdinand über Entlassung des [illegible] gegen die [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Entlassung [illegible]

Augenblick durchaus nothwendig machten. Ueberhaupt suchte derselbe die Verlegenheiten des Reichsoberhaupts gegenüber den Türken und Frankreich, und die daraus hervorgehende diplomatische Taktik bei Behandlung der Protestanten für vollständige rechtliche Zugeständnisse und öffentliche Anerkenntnisse ihrer guten Sache hinzustellen. Daher soll denn auch das in Frankfurt a. M. am 10. April 1539 zu Stande gekommene gegenseitige Abkommen, welches doch am Ende von kaiserlicher Seite weiter nichts bewirken sollte, als den immerfort drohenden Ausbruch eines inneren Krieges zu vermeiden und aufzuhalten, nämlich die hinsichtlich des Kammergerichts und des Concils getroffenen Bestimmungen, als wirkliche den Protestanten gemachte Zugeständnisse angesehen werden, obgleich der Verfasser selbst sagt, sie, die Protestanten nämlich, hätten jetzt zwar nur vorläufig solche erreicht.

Alles dieß ward in den zwei ersten Kapiteln des siebenten Buches nebst den allgemeinen politischen Verhältnissen, wie die Unternehmung Carl's V. auf Tunis und das Bündniß gegen die Osmanen, so wie auch der Waffenstillstand mit Frankreich zu Nizza abgehandelt. Im dritten Kapitel berichtet der Verfasser über die weitere Ausbreitung der Reformation in den norddeutschen Gebieten, zuvörderst in dem Albertinischen Sachsen. Bekanntlich ging diese letztere mit dem Tode des streng katholischen Herzogs Georg sehr leicht von Statten, eine nothwendige Folge der fort und fort aus den Nachbarländern, wo die Reformation schon vollständig das Uebergewicht erhalten, und wo der Sitz und Aufenthalt der Häupter der Reformation selbst war, auf die Unterthanen Georgs wirkenden mächtigen Einflüsse. Als hiezu auch noch der Regierungsantritt des Herzogs Heinrich, nächsten Erben Georgs, trat, der schon länger ein enthusiastischer Verehrer der neuen Lehre, so konnte die Entscheidung bei dem damaligen charakterlosen Geiste der norddeutschen Bevölkerung, der in der Regel den Anstößen der fürstlichen Gewalt folgte, zu Gunsten der Neuerer nicht länger ausbleiben. Interessant ist jedoch in diesem Falle aus des Verfassers eigener Schilderung der Häupter der beiden Parteien, der katholischen wie der protestantischen, die Würdigung und den moralischen Werth dieser Bewegung zu entnehmen.

»Selten,« sagt er, »mag es Brüder von entgegengesetzteren Eigenschaften gegeben haben, als diese beiden. Georg, der bei weitem den größten Theil der Lande inne hatte, zeigte sich alle Zeit als ein Mann von buchstäblicher Gesetzlichkeit, herbem Eigensinn und durchgreifender Thatkraft. In seinem Lande hielt er strenge Ordnung, kein Uebergriff der Mächtigen wäre gedul-

der werden: dagegen ließ er auch diesen ihre Rechte, nirgends war das ständische Wesen weiter ausgebreitet, höher geachtet: der Herzog wußte dabei doch seinen Willen durchzusetzen, seine Geldforderungen, wie stark sie auch seyn mochten, wurden in der Regel bewilligt. Herzog Georg war in allen Dingen pflichtgetreu, die Vormundschaft über Anhalt führte er, nachdem er sie einmal übernommen, mit musterhafter Sorgfalt; auf die Erfüllung dessen, was er versprach, konnte man allezeit zählen. Vergnügen kannte er kaum, geschweige daß er sich Ausschweifungen hingegeben hätte: er lebte und webte in den Geschäften: er wußte von nichts anderem zu reden, und oft fiel er im Umgange damit beschwerlich.«

»Herzog Heinrich dagegen, der nach der Vernichtung seiner Aussicht auf Friesland, für das sein Vater ihn bestimmt hatte, auf Freiberg und Wolkenstein beschränkt worden war, wurde eben am ungeduldigsten, wenn er von Geschäften auch nur seines eigenen Ländchens Kenntniß nehmen sollte. Sein Vermögen reichte für seinen Haushalt nicht zu, und man war genöthigt, von Quartal zu Quartal Schulden zu machen; das hinderte ihn jedoch nicht, sorglos und gemächlich hinzuleben. Er fuhr mit seinen Begleitern in den Städten, besuchte die Freiberger Handwerker in ihren Werkstätten: zu Hause ließ er sich gerne von seinen Reisigen Kriegshändel erzählen. Das größte Vergnügen machte ihm seine Geschützkammer. Ungeheure Stücke, mit abenteuerlichen Figuren, die ihm Meister Simon zu Wittenberg entwarf, hatte er sich gießen lassen: es gewährte ihm nicht geringe Befriedigung, als er vernahm, selbst der Kaiser habe davon gehört: er ging des Tages ein paar Mal, um sie zu besehen, und wischte dann wohl den Staub mit seinem Ärmel ab.«

Diese Schilderung wird, wie wir glauben, dem einsichtigen und unbefangenen Leser einen hinreichenden Einblick über den Werth und Umfang dessen gewähren, was diese beiden verschiedenen Persönlichkeiten in dem Kampfe der Zeit verrichteten. Es wird leicht erklärlich, daß, wie der Verfasser sagt, in dem Herzoge Georg dem reformatorischen Elemente kein [illegible]. Die beiden [illegible] wurden mit energischer Kraft [illegible]. Es war dem Herzog Georg das [illegible] welches der Verfasser seinem in gewisser Weise [illegible]. Lassen wir dahingestellt seyn. »Ihr [illegible] sagt er nämlich, vermochte der alte Fürst. [illegible] in diesem [illegible]. Sein Gesichtskreis ging nun einmal nicht über die Mauern der römischen Kirche hinaus.«

Offenbar könnte man dem Verfasser hinsichtlich des letzteren entgegnen, daß sein Gesichtskreis sich nicht über die engen Gränzen der von den Reformatoren aufgebrachten religiösen und politischen Anschauung erhebt.

Eben so heißt es hinsichtlich der Aufhebung der Klöster, die in gewöhnlicher Weise in weltliche Verwaltung genommen wurden: »Wenn man die Akten liest, so erwecken doch die Frauenconvente ein gewisses Mitleid. Die armen Nonnen, deren einfache Gedanken in den Ceremonien, die sie ausübten, vollkommen befangen waren, wurden genöthigt, sich davon loszureißen.« Gewiß eine eigenthümliche Auffassung für den gewaltsamsten Uebergriff und die Beraubung eines wohlerworbenen Eigenthums.

Die Reformation der Mark Brandenburg erfolgte gleichfalls in Folge des Wechsels der fürstlichen Herrschaft. Der Churfürst Joachim I. hing eben so fest an der katholischen Kirche, wie an Kaiser und Reich. Bekanntlich war die Churfürstin schon länger im Geheim der lutherischen Lehre zugethan, und hatte deßhalb nach Sachsen entfliehen müssen. Es war sehr natürlich, daß die beiden Söhne des Churfürsten unter diesen Umständen der neuen Lehre nicht abhold waren, und es bedurfte wohl nicht, wie der Verfasser es uns begreiflich machen will, der Mittheilung eines italienischen Gelehrten an den Churprinzen, ältesten Sohn Joachims, »Papst Clemens VII., dem man eines Tags seine uneheliche Geburt vorgeworfen, habe lachend erwidert: er theile dieß Schicksal mit anderen.« Empört über diese Blasphemie, habe der junge Markgraf Luthern einen gnädigen Gruß entboten. Jedermann versteht, was diese Insinuation bedeutet. Ob sie einer würdigen Geschichtschreibung angehört, dürfte wohl nicht schwer zu entscheiden seyn. Genug, unter Joachim II. ward die Reformation mit Hülfe der Fürstengewalt durchgeführt, denn die Stände waren bekanntlich nicht damit einverstanden, weßhalb auch der Verfasser sagt: »Es leuchtet ein, nicht die Ständeversammlung, zum Theil selber eine hierarchische Congregation, ergriff die Initiative in dieser Sache. Im Gegensatze gegen sie behielt sich Joachim seine obrigkeitliche und reichsfürstliche Freiheit vor.« Ueberall sehen wir bei der Ausbreitung der Reformation gleich anfänglich jenen terroristischen Grundsatz zur Ausübung gebracht: Cujus regio, ejus religio. Das Jus reformandi wird unter dem Namen Jus circa sacra wesentliches landesherrliches Hoheitsrecht. Nachdem der Bischof Mathias von Jago der neuen Lehre sich günstig erzeugt und, wie wohl in neuerer Zeit geschehen, der Hof und ein Theil des Adels aus der Hand desselben das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen hatte, folgte nach den Worten des Verfassers das Land

dem Beispiele des Herrn unverzüglich. »Es ist,« setzt er noch hinzu, »doch die ganze Autonomie der fürstlichen Gewalt, mit der er auftritt, dieselbe, aus welcher einst die alten Könige und Kaiser bei der Einführung des Christenthums gehandelt.« Von der letzten Behauptung ist freilich in der Geschichte nichts bekannt, man möchte denn die Unterstützung, welche christliche Kaiser und Könige der Einführung des Christenthums durch die dazu von Gott gesetzten Autoritäten leisteten, dafür ansehen; daß aber die Fürsten oder die weltliche Macht die kirchliche Autorität selbst vertreten, wie hier, ist etwas ganz anderes, und man sieht augenscheinlich, der Verfasser wollte beide Thatsachen geschickt vermischen, um dadurch die absoluten Uebergriffe der Fürstengewalt zu verdecken. Ein Gleiches hatte auch wohl der Churfürst im Sinne, wenn er nach dem Beispiele der alten löblichen Könige des israelitischen Volkes die Beobachtung der neuen Kirchenordnung »mit gnädigem Gesinne« und »ernstlichem Befehle« den Ständen aufgibt.

Den eigentlichen Schlüssel zum Beginn und Fortgang der neuen Reformation gibt der Verfasser auch übrigens noch dadurch zu erkennen, daß er sagt: »Die Vorbedingungen zu dem Allen, und in der That ein großes Glück war, daß hier zu Lande das Bisthum schon längst von dem Fürstenthume abhängig geworden.« Ueberhaupt zeigt die Reformation in allen norddeutschen Ländern gerade durch die Leichtigkeit ihrer Einführung und den geringen Widerstand, den sie fand, daß theils die Bevölkerung für geistige Auffassung keine tief wurzelnden Elemente in sich trug und von jeder Aeußerlichkeit sich bestimmen ließ, oder auch, daß das Christenthum erst seit einigen Jahrhunderten in diesen Ländern, gleich den übrigen germanischen Institutionen colonisirt, in den Gemüthern noch keine feste Wurzel gefaßt hatte, und daher den weltlichen Interessen und der irdischen Willkür, welche die Reformation bot, ohne Widerstand nachgab. Uebrigens zeigte der Churfürst auch bei dieser Gelegenheit jene Halbheit und Schwanken des Prinzips, welche seitdem in religiösen Dingen System der nachfolgenden Regierungen geworden ist.

Bald dehnte sich die Reformation nun auch auf Anhalt und auf die nahe liegenden Besitzungen des Erzstiftes Magdeburg aus, wo selbst Halle, die Residenz des Cardinals und Erzbischofs von Mainz, dem allgemeinen Abfalle folgte; eben so geschah es in Quedlinburg und endlich auch in Mecklemburg.

Auf diese Weise nahm der Protestantismus jetzt schon beinahe das ganze nördliche Deutschland ein. »Zuweilen,« wie der Verfasser sagt, »war es die durch einen Regierungswechsel

veranlaßte etwas gewaltsame Vertauschung eines Systems mit dem anderen, zuweilen die umsichtige Leitung eines Landesfürsten, der den günstigen Moment glücklich ergriff, wodurch sie sich vollzog, zuweilen aber auch noch die Energie einer im Widerspruche mit geistlicher und weltlicher Gewalt sich selbst in Besitz setzenden Gemeinde.«

Vom vierten bis zum neunten Kapitel werden die hauptsächlichsten Begebenheiten theils im Inneren von Deutschland, theils in den Beziehungen zum Auslande, nämlich hinsichtlich Frankreichs und der Türkei, dargestellt, d. h. der Zeitraum vom Jahre 1540 bis zum Jahre 1543, oder dem Anfange des schmalkaldischen Krieges. Der Verfasser kommt zuvörderst auf den Wechsel der politischen Tendenzen in dem Benehmen des Kaisers. Häufig wird Carl's V. Politik als eine schwankende und sogar als eine unredliche betrachtet. Es lag aber in der Natur der Sache und in den damaligen Verhältnissen, d. h. sowohl in der inneren politisch-religiösen Zerrüttung des Reichs, da jeden Augenblick alles auf dem Spiele stehen konnte, und eben so in der intriganten Politik und Feindseligkeit Frankreichs, daß es dem Kaiser beinahe unmöglich wurde, auf irgend eine Weise auf geradem und entscheidendem Wege diesen Knäuel zu entwirren. Denkt man noch dazu daran, daß dem Kaiser nirgend eine bleibende und ihm treu ergebene Waffengewalt zu Gebote stand, sondern daß er gegen seine auswärtigen Feinde immer von dem Beistande der gegen ihn in Opposition befindlichen Reichsstände abhängig blieb, so ist klar, wie er weit mehr unter dem augenblicklichen Wechsel der Verhältnisse selbst stand, als daß er im Stande gewesen wäre, sie zu beherrschen und zu leiten. Die Regierung Carl's V. war wohl mehr als je eine Welt von Verhandlungen und politisch-diplomatischen künstlichen Beschwichtigungen. Es war die erste Entwickelung und gewisserweise die Hauptschule für die nächstfolgende Zeit, wo das ganze politische Leben Europa's in dem diplomatischen Austausch und Verkehr aller größeren und kleineren Mächte Europa's sich abspiegelte. So wollte auch jetzt der Kaiser sich wieder an Frankreich anschließen, um in diesem Vereine gegen die Türkei und die aufkeimenden Irrlehren aufzutreten. Es sollte ein solches Bündniß durch Verheiratung zwischen der kaiserlichen und königlichen Familie bestärkt werden. Auch der päpstliche Hof hatte an dem Erfolge einer solchen bleibenden Aussöhnung natürlich das höchste Interesse. Indeß, wie vorauszusehen war, scheiterte dieses Project. Der Kaiser ging daher darauf zurück, wenn möglich, im Inneren des Reiches den Friedenszustand herzustellen; es geschah dieß theilweise durch Verhandlungen zur Ausgleichung der religiösen

Zwistigkeiten, theils durch Verträge und Einigungen mit den bedeutendsten protestantischen Fürsten, endlich durch gewisse Zugeständnisse oder vielmehr Toleranzedicte rücksichtlich der protestantischen Neuerungen.

Die religiösen Differenzen dachte man durch mündliche Verhandlungen oder sogenannte Colloquien auszugleichen, was allerdings von vorne herein unmöglich war, da es sich um ganz entgegenstehende Prinzipien, nicht um bloß formelle Verschiedenheiten handelte. Die Religionsgespräche zu Worms und Regensburg führten daher auch zu keinem Resultate. Der Verfasser wiederholt die schon früher ausgesprochene Meinung, als sei selbst von einer Partei in Rom aus in gewisser Weise eine Annäherung an die protestantische Lehre gezeigt worden. »Merkwürdig,« sagt er hinsichtlich der Gespräche in Regensburg, »wie da die eigensten protestantischen Ideen so ganz entschieden das Uebergewicht gewannen. Unter der Autorität eines päpstlichen Legaten wurden sie angenommen, ohne daß der römische Stuhl sie hätte verwerfen mögen. Es sei ausdrücklich eingeräumt worden, daß der Mensch durch den ersten Fall die Freiheit des Willens verloren habe, überhaupt die Lehre von der Gnade mehr der protestantischen Ansicht gemäß angenommen.« Offenbar ist es ein handgreiflicher Irrthum des Verfassers, wenn er hier die Billigung des gleichfalls anwesenden Legaten als factisch annimmt. Eine Lehre, die zu keiner Zeit kirchlich war, und die man eben so gut im vierten und fünften Jahrhundert der Christenheit verdammt hätte und verdammt hat, von Rom aus plötzlich als nicht irrthümlich aufgenommen zu sehen, widerspricht etwas zu stark dem gesunden Menschenverstande.

Diejenigen Fürsten, mit denen es dem Kaiser gelang, gewisse Einigungen zu schließen, und dadurch einigermaßen ihre feindlichen Entwürfe zu lähmen, waren Hessen und Brandenburg.

In den Jahren 1541 und 1542 erneuerte sich der osmanisch-französische Krieg. Wie sehr die eigentliche Kraft des Reiches durch den inneren Verfall schon geschwächt war, sieht man an dem elenden Ausgange des unter Führung Joachims, des Churfürsten von Brandenburg, unternommenen Reichskrieges gegen die Türken. Nicht weniger unglücklich endete auch der eigene Zug des Kaisers nach Algier, jedoch mehr durch den Kampf gegen die Elemente, als durch schlechte Kriegführung, wie man das wohl hinsichtlich des ungarischen Feldzuges behaupten konnte. Es war daher noch ein höchst günstiger Zufall, daß in dem bald darauf erneuerten französischen Kriege die Franzosen eben zuvörderst keine besonderen Fortschritte machten.

Wenn die protestantischen Fürsten schon früherhin gezeigt hatten, daß ihr angeblicher Kampf um die Religion hauptsächlich durch Waffengewalt unterstützt werden solle, so zeigte sich dieß im Jahre 1542 ganz besonders in der Unternehmung gegen Herzog Heinrich von Braunschweig, den vornehmsten der Fürsten Norddeutschlands, welcher der katholischen Kirche treu geblieben war. Es ist überhaupt merkwürdig und bei Betrachtung der Reformation als einer religiösen Bewegung niemals genug festgehalten worden, daß dieselbe weit mehr von den Fürsten und ihren Territorial-Interessen ausging, als von dem Volke. Ein Umstand, der von selbst einen vollständigen Gegensatz gegen das christliche Prinzip darbietet, das sich bei weitem immer mehr von unten auf und auf eine rein geistige Weise anbildete, das gerade eben wegen seines bloß geistigen und äußerlich unscheinbaren Wesens, als Aussprache der Verschmähung weltlicher Macht und Größe, den Höhepunkten des gesellschaftlichen Lebens, den Höfen und weltlichen Mächten durchaus ferne lag. Man kann mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß wenn in der Reformation allein nur ein religiöses, und zwar ächt christliches Interesse gelegen, die Fürsten und sonstige weltliche Autoritäten sich eben so wenig darum gekümmert hätten, als wie in den Anfängen des Christenthums selbst, und eben so gewiß ist es daher auch, daß ohne die Fürsten und ihre weltliche Gewalt die Reformation nimmer zu Stande gekommen wäre. Wenn daher der Verfasser vorzugsweise von der Stärke der geistigen Entwickelung und dem Uebermaße geistiger Kräfte, welche sich in Deutschland durch die Reformation entfalteten, mit besonderer Vorliebe spricht, so vergißt er, daß dieser Behauptung jene ganz materielle Art und Weise, welche die Reformation in's Leben rief, eine Art gleichsam jenes religiösen Faustrechts, wo man statt Heiliger nur Leuten in Waffen und Panzer begegnet, auf das grellste widerspricht. Offenbar hätte Cromwell's Armee, in welcher die religiöse Begeisterung eine weit stärkere Rolle spielte, vor diesen deutschen Bekennern des neuen Evangeliums einen großen Vorzug.

Genug, der Kriegszug der Verbündeten von Schmalkalden gegen Heinrich und seine gewaltsame Vertreibung, weil er die gegen Goslar und Braunschweig ausgesprochene Acht zu vollziehen gedachte, war allerdings ein gut getroffenes und ausgeführtes soldatisches Unternehmen, keineswegs aber ein Beweis für die gute Sache einer neu zu begründenden, der ursprünglichen Reinheit des Evangeliums sich nähernden Religion. Selbst die gelindere Maßregel, die noch einigermaßen zu entschuldigen gewesen wäre, nämlich den beiden Städten Hülfe zuzusenden,

wüßte man nicht, sondern man zog vor, [illegible]
zu [illegible] und dem [illegible] noch [illegible]
[illegible] zu Lage war. [illegible]
[illegible] Sache [illegible]
[illegible]
[illegible]
Verwaltung der [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

* [illegible]

Heinrichs von Braunschweig schloß sich eben so das eigenmächtige Benehmen Johann Friedrichs bei der Besetzung des erledigten Bisthums von Naumburg an, wo selbst seine eigenen Stände seiner Willkür sich entgegensetzen wollten. Ein Beweis, wie sich neben der Emanzipation von Kaiser und Reich bei den protestantischen Fürsten zugleich der Absolutismus nach den unteren, von ihnen beherrschten Kreisen schon damals geltend machte, bis er späterhin zur vollständigen Territorialherrschaft als Haus- und selbstständige Macht sich geltend machte. Der Reichstag zu Nürnberg im Jahre 1548, so wie der Reichstag zu Speier im folgenden Jahre, verliefen in den gewöhnlichen Unterhandlungen um Beisteuer wegen eines Krieges wider die Türken und gegen Frankreich. Denn die letztere Fehde sollte als der erstere Theil eines Türkenkrieges betrachtet werden. Auf der einen Seite suchte der Kaiser in dieser Bedrängniß, wie schon oben erwähnt, den protestantischen Fürsten eine versöhnende Außenseite zu zeigen; auf der anderen glaubten diese ihre alten Forderungen und Ansprüche wiederholen zu müssen, deren Bewilligung natürlich weder vom Kaiser noch vom Reichstage ernstlich gestattet werden konnte. Der Verfasser schiebt bei diesen Verhandlungen, in sofern sie für die Protestanten nicht immer ein ganz günstiges Resultat lieferten, die Schuld auf eine ihnen stets feindliche Majorität in der Reichsversammlung. Diese hätte gleichsam aus persönlichem Interesse keine Concession machen wollen. Offenbar war aber diese Majorität der Reichstag selbst, denn bei einer ständischen Versammlung besteht ja eben in der Meinung der Majorität auch die Bürgschaft für das Recht des politischen Körpers selbst. Uebrigens fährt der Verfasser fort, es den Protestanten hoch anzurechnen, wenn sie eine große Bedrängniß des Kaisers nicht zu ihrem Vortheile benutzten, sondern den Kaiser ungehindert gegen den Herzog von Cleve, der doch ihr natürlicher Bundesgenosse war, vorschreiten ließen, und durch ihre Beihülfe eben so den glücklichen Ausgang des von Neuem ausgebrochenen französischen Krieges, der mit dem Frieden zu Crespy schloß, bewirkten. Indeß, die Verbindung mit Kaiser und Reich war ja innerlich noch nicht so aufgelöst, als wie wir dieß späterhin im dreißigjährigen Kriege sehen, und was in dieser schrecklichen Zeit ohne Scheu aus dem gemeinsten Eigennutze gewagt wurde,

daß Aergerniß entstehe, als daß die Wahrheit nicht bekannt werde.« So erklären sich die vielen Aeußerungen derselben über die Kirche, und insbesondere über die Ehe, welche den Lichtfreunden so zusagen, und welche die Römisch-Katholischen uns jetzt vorrücken, — so das Extrem, in welches sie auf diesem Gebiete geriethen, ihr Verhalten zu der Bigamie des Landgrafen Philipp von Hessen.«

davon hielt damals noch eine heilige Scheu zurück. Die protestantischen Fürsten lenkte daher in diesem Falle noch ihr Pflichtgefühl, und das Gegentheil wäre die offenbarste Felonie gewesen.

In den früheren Fortschritten der Reformation und des Protestantismus trat nun auch die Annahme der neuen Lehre in Regensburg, in der Oberpfalz und Oesterreich, sogar in [illegible], und endlich, was das gefährlichste für die älteren Zustände war, die Ausbreitung derselben im Erzstifte Cöln unter Leitung und Führung des Erzbischofs und Churfürsten Hermann von Wied selbst. Bekanntlich griffen späterhin diese Neuerungen ganz besonders in Oesterreich um sich. Die Reformation in Cöln aber fand in der Geistlichkeit des Domkapitels und der Clerisei einen unüberwindlichen Widerstand. Der Verfasser sagt darüber: »Das Domkapitel widersetzte sich mit allem Eifer einer bedrohten, in ihrem Besitze gefährdeten und sich doch für unantastbar haltenden Corporation.« Dagegen erwähnt er durchaus nicht, wie der Erzbischof als geistlicher Fürst seinen, dem heiligen Stuhle, der katholischen Kirche und dem Kaiser und Reich geschworenen Eiden untreu geworden. Auch hier zeigt es sich, wie unter den Gründen ein großer Theil des hohen Adels der Reformation begünstigte, gleichwie auch die Fürsten gegenüber dem Kaiser und dem Reiche thaten, indem sie dadurch eben so ihre eigene mächtige Stellung zu heben und zu verstärken hofften. Der Verfasser führt unter den damals im Erzstifte Cöln dem Protestantismus zuneigenden Adel die folgenden Geschlechter auf: [illegible], [illegible], Manderscheid, [illegible], Solms, Schwarzenberg, [illegible], von edlen Herren: [illegible], die Grafen von [illegible] [illegible] — [illegible] die Grafen von [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], Schwarzenburg, [illegible].

Wir glauben, wenn der Verfasser [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Benennung einer sonstigen protestantischen kirchlichen Autorität. Daher ist auch eben so falsch, wenn er behauptet, die Reformatoren wären in der damals von ihnen zur Ausgleichung der obschwebenden Streitigkeiten verfaßten sogenannten Wittenberger Reformation der Beibehaltung des alten bischöflichen Regiments entgegen gekommen. Allerdings ging dieses Aktenstück aus dem immer mehr und mehr sich geltend machenden Bedürfniß hervor, der unklug unternommenen Abschaffung einer kirchlichen Autorität wiederum einen neuen Stützpunkt zu geben, wenn nicht die vollständigste Anarchie in das neue Religionswesen eintreten sollte. Die eben dort von Melanchthon und selbst von Luther gemachten Vorschläge zur Anerkenntniß der bischöflichen Gewalt waren stets von den Grundbedingnissen der Reformation selbst beschränkt, und nahmen daher von vorne herein der bischöflichen Gewalt jede übernatürliche Begründung.

Durch eine solche sowohl praktische als theoretische Zurückführung des Bisthums war also gegenüber der katholischen Kirche so gut wie gar nichts geschehen, und wenn der Verfasser der protestantischen Partei dieß als eine besondere Concession hoch anrechnet, so hat er sich nicht klar gemacht, daß so wenig er selbst, wie auch die damaligen Protestanten, das Prinzip der Selbstforschung in der h. Schrift würden haben aufgeben wollen, also ein wahrhaftes Episkopat unter solcher Grundlage von selbst unmöglich ward.

In gewohnter Weise schildert nun der Verfasser, an dem Ausbruche des schmalkaldischen Krieges anlangend, den gleichsam blühenden Zustand des Protestantismus, den er, wie man heut zu Tage immer stärker hervorzuheben sucht, als eine unwiderstehliche nationale Kraft und geistige Entwickelung betrachtet. »Die reformatorische Bewegung,« sagt er, »war nun einmal aus dem tiefsten und eigensten geistigen Triebe der Nation hervorgegangen.« Wie aber ging es zu, daß auch in England und in Frankreich und späterhin in Ungarn und Böhmen sich gleiche Erscheinungen zeigten? Waren sie denn hier auch national, oder zeigt nicht vielmehr diese Allgemeinheit an, daß es ganz etwas anderes als nationale Bewegungen betraf? Und waren denn nun die der Kirche treu gebliebenen deutschen Stämme und ihre Fürsten und der Kaiser selbst dergestalt plötzlich alles Deutschthums und aller Volksthümlichkeit baar und blos geworden, weil sie nicht auch in jene angeblich nationale Bewegung mit einstimmten, indem sie dieselbe gerade für ganz undeutsch hielten? Man müßte denn dieß mit jener absurden Meinung, die glücklicher Weise heutzutage jede Geltung verloren hat, erklären wollen, alle jene Völker und Fürsten seien durch den Zauber und die Künste der

herrschenden Priesterkaste berückt und gefangen genommen werden. Was soll überhaupt aus der so glänzend hervorstrahlenden Nationalität der deutschen Nation des Mittelalters werden, die hiemit im vollständigsten Widerspruche ganz eigentlich auf dem Boden des katholischen Kirchthums erwuchs? Wo wäre endlich das nationale und deutsche Element im Protestantismus zu suchen, der im dreißigjährigen Kriege das Vaterland fremden Mächten überantwortete, der klassische Literatur und Kunst zuerst mit Unterdrückung aller germanischen Ursprünglichkeit zur höchsten Geltung brachte, und diese einseitige Bildung beinahe gewaltsam auch auf die deutschen katholischen Stämme übertrug?

Den Ursprung des schmalkaldischen Krieges sucht nun der Verfasser in einer Menge äußerer Ursachen, z. B. daß die Protestanten sich dem Concil nicht hätten unterwerfen wollen; daß von Rom aus der Kaiser immer mehr zu Feindseligkeiten wäre aufgereizt worden, wo namentlich die auf dem letzten Reichstage zu Speier den Protestanten gewährten Zugeständnisse sehr übel aufgenommen worden. Er behauptet, daß eben solche Gründe nothwendig müßten vorhanden gewesen seyn, weil sonst ein so schneller Wechsel vom guten Einverständniß bis zum offenen Kriege nicht möglich gewesen wäre. Es liegt indeß auf der Hand, daß bei dem gewaltsamen Verfahren der Protestanten gegen die Katholiken und besonders gegen die geistlichen Reichsstände, bei ihren bewaffneten Bündnissen, bei der immer mehr sich zeigenden Auflösung der ganzen bisherigen politischen und kirchlichen Verfassung des Reichs, der Kaiser, wenn er seine Pflicht als Oberhaupt des Reichs erfüllen wollte, niemals den Gedanken aufgeben durfte, diejenigen, welche dergestalt die Ursache an aller jener Verwirrung waren, wieder in die alten Bahnen zurückzuführen. Er mußte so lange unterhandeln, bis entweder diese Verhandlungen friedlich zum Ziele führten, oder er ward gezwungen, Gewalt zu gebrauchen. Die protestantische Partei sieht jene Verhandlungen und die darin begriffenen Zwischen-Instanzen stets als rechtmäßige Entwickelungen und legitime politische Zustände an, und möchten dadurch immerfort die Gegenpartei in den Verdacht der Hinterlist, der Gewalt und ungerechter Uebergriffe stellen, da jene Zustände doch weiter nichts sind, als augenblickliche abgedrungene factische Concessionen. Selbst der Verfasser sagt hierüber, freilich mit anderweiten seinen Behauptungen im Widerspruch: »Ihre Einung war mit nichten gegen das Kaiserhaus geschlossen, wohl aber wider die von dem damaligen Kaiser, der eine so ganz eigenthümliche Stellung einnahm, zu besorgenden Angriffe. Sie hinderte sie nicht an dem patriotischen Wunsch, sich ihm anschließen,

irgend eine nationale Unternehmung mit ihm ausführen zu können. Da er ihnen religiöse Concessionen machte, so faßten sie Zutrauen zu ihm, und gesellten sich ihm am Ende mit herzlicher Hingebung bei. Unglücklicher Weise beruhte ihr Zutrauen zum Theil auf Irrthum; ihre Hingebung entsprang nicht aus ruhiger Erwägung, sondern zugleich aus persönlichen Motiven; endlich wurden die Zugeständnisse, die man ihnen machte, nicht so vollkommen fest bestimmt, um als unzweifelhaft gelten zu können. So geschah, daß sie eben in den Glaubensstreitigkeiten zuerst zu empfinden bekamen, daß der Kaiser keinen auswärtigen Feind mehr zu bekämpfen hatte. Schon in Worms hören wir sie klagen, er würde sie wohl anders behandeln, wenn er wie sonst ihrer Hülfe bedürfte. Ihre Erwartung, daß das in einem Türkenkriege geschehen könne, sahen sie getäuscht. Eben als sie völlig isolirt waren, er dagegen sich nach allen Seiten seiner Feinde entledigt hatte, geriethen sie mit ihm in den schroffsten Widerspruch; Gegensätze kamen zur Sprache, in denen keiner von beiden weichen konnte, und zuletzt die Gewalt zur Entscheidung herbeigerufen werden mußte.«

Allerdings mußte die Gewalt zur Entscheidung herbeigerufen werden, nur war die Frage, wer eine so unglückliche Entscheidung herbeiführte: diejenigen, welche die bisherigen politischen und rechtlichen Zustände des Reichs mit gewaffneter Hand schmähten und störten, oder diejenigen, welche verpflichtet waren, sie aufrecht zu erhalten.

Unter solchen Umständen war auch das Bündniß des Kaisers mit dem Papste und des letzteren Beihülfe durch Geld und Truppen nach der damaligen Stellung der päpstlichen Macht durchaus naturgemäß, so wie auch die von Seiten der spanischen Großen und aller dem Kaiser nahestehenden Personen geltend gemachten Einflüsse, um den Kaiser zur bewaffneten Entscheidung zu bewegen, eben so in der Ordnung, da es sich um eine Umwälzung des religiös-politischen Bestandes in ganz Europa handelte. Hatten einmal die staatlichen und kirchlichen Autoritäten der Zeit die feste und innerste Ueberzeugung, daß es sich um die Gefährdung des wahren christlichen Glaubens handle, und sahen sie dieß mit Waffengewalt von Seiten der Gegner durchgeführt, so blieb ihnen auch nichts anderes übrig, als in gleicher Weise ein dergestalt als offene Empörung gestempeltes Unternehmen zu dämpfen. Hiedurch und weil alles durch die Schuld der Protestanten selbst dem politischen Gebiete weit mehr als dem religiösen anheimgefallen war, entschuldigt sich auch hinlänglich das Hinüberziehen des Herzogs Moritz von Sachsen auf die Seite des Kaisers, selbst unter Aussicht gewisser Nachgiebigkeiten hin-

sichtlich der von ihm in seinen Ländern vorgenommenen Neuerungen. Denn das erkannte sowohl der Kaiser als alle seine Räthe, daß die aufgekommenen religiösen Ueberzeugungen bei denen, die sich ihnen angeschlossen hatten, nicht mehr gewaltsam zu unterdrücken wären, wohl aber konnte und mußte er verhüten, daß ihre Anhänger selbst Gewalt und Unterdrückung gegen die katholische und kirchliche Partei anwendeten.

Kurz vor der entscheidenden verhängnißvollen Epoche trat der Tod Luthers ein. Der Verfasser selbst bemerkt, daß er bis zu seinem Ende nicht milder geworden, sondern die letzte seiner Schriften gegen den Papst nicht allein die bitterste, sondern auch in sich selber heftigste, feindseligste, mit Schmähworten am meisten angefüllt gewesen. »Man möchte sagen,« setzt er hinzu, »wenn so verschiedenartige Dinge sich vergleichen lassen, diese Schrift athmet den Geist der alten Komödie, wo die Abweichung von der Regel als das Wesen des Gegentheils betrachtet, und in ihrer inneren Falschheit angegriffen und in den Koth getreten wird. Für ihn freilich sei die Zeit nicht da gewesen, der entgangenen Entwickelung nachzuforschen, historische Gerechtigkeit auszuüben; die Gewalt, die er bekämpfte, entfaltete aber alle ihre Macht, um die Lehre zu bekämpfen, die er an das Licht gebracht.«

Man sieht, die moderne historische Wissenschaft weiß die grellsten Widersprüche mit einander zu versöhnen, indem sie die Frage des Rechts und der Moralität in die Gebiete der Kunst und des ästhetischen Gefühls hinüberspielt. Luther selbst würde erstaunen, wenn er die Ergießungen seines bibelgläubigen Fanatismus nach den Maßstäben der heidnischen Komödie beurtheilt sehe. Glücklicher Weise indeß tritt durch diesen mystischen Schleier sophistischer Dialektik die Wahrheit um so stärker vor die Augen. Wenigstens hätte der Verfasser nach solchen Bekenntnissen über den gefeierten Glaubenshelden nicht noch hinzufügen sollen: »Er starb, indem er seine Freunde ermahnte, für Gott und das Evangelium zu beten, denn der Papst und das Concilium zürne mit ihnen.«

Der Verfasser beschreibt zuerst den schmalkaldischen Krieg an der Donau nach den bekannten Ereignissen, den gegenseitigen Hin- und Herzügen, nichts entscheidenden Beschließungen und sonstigen kleinen Angriffen, bis endlich die Eroberung des Churstaates durch Moritz und den König Ferdinand, die durch Verstärkungen stets wachsende Uebermacht des kaiserlichen Heeres, die Trennung des protestantischen Heeres und seiner beiden Führer, Johann Friedrichs und des Landgrafen, und ihren Rückzug in ihre eigenen, vom Feinde eingenommenen oder bedrohten

Länder veranlaßt. Hiedurch hatte indeß der Kaiser den Sieg schon in den Händen, und sehr richtig urtheilt der Verfasser: »Nachdem Carl V. nur einmal nach langem Zögern zum Entschluß gekommen, ist auch unter den mißlichsten Umständen kein Schwanken in ihm zu bemerken gewesen: weder als er fast unbewaffnet in Regensburg lag, noch der Uebermacht der feindlichen Geschütze bei Ingolstadt gegenüber, noch in den Widerwärtigkeiten des Lagers von Sontheim: er zeigte immer eine großartige Ruhe und Siegeszuversicht.«

»Die Hauptsache that dabei ohne Zweifel die politische Ueberlegenheit, deren er sich bewußt war. Es gibt auch eine politische Strategik: durch diese waren die Protestanten besiegt, ehe der Krieg noch begann. Daß sie die Mittel und Wege ihrer Feinde nicht kannten, machte sie verworren und unschlüssig. Als sich dieselben endlich entwickelten, mußten sie verzweifeln, ihre Stellung zu behaupten, und wichen aus dem Felde.«

Die protestantischen Reichsstädte im Süden und Westen, so wie auch die einzelnen Fürsten kehrten jetzt bald unter den Gehorsam des Kaisers und des Reichs zurück. Obgleich der Kaiser jetzt die Gewalt in der Hand hatte, so sieht man auch bei diesem Akte, daß er keineswegs gesonnen war, die ursprünglichen Rechte und Freiheiten der Nation zu zerstören. Eine versöhnende Milde bezeichnete überall selbst sein gerechtes Strafverfahren gegen die aufrührerischen Stände. Ganz anders handelten die Gegner. Johann Friedrichs erste Handlung, als er mit seinen Truppen sich seinen Ländern wieder näherte, war, sich unverzüglich in den Besitz der beiden Stifter Magdeburg und Halberstadt zu setzen, und sich von den Lehensleuten beider zu Halle den Eid der Treue leisten zu lassen. Er trat sogar mit den aufrührerischen Böhmen in Verbindung. Die Schlacht bei Mühlberg entschied indeß bekanntlich über sein Schicksal. Johann Friedrich verlor mit seiner Freiheit die Chur und die damit verbundenen Länder, welche an seinen Vetter Moritz übergingen. Nachdem auch der Landgraf der Hessen sich dem Kaiser ergeben, war die protestantische Macht gebrochen, und es wäre eine große Frage gewesen, ob, wenn dieses Uebergewicht des Kaisers oder vielmehr sein reichsherrliches Ansehen gegenüber den aufrührerischen Fürsten fernerhin behauptet und gerettet worden, der Protestantismus solche Fortschritte wie späterhin würde gemacht haben. Denn eben weil er keine innere geistige Macht war, sondern eine bloße Negation und Abfall, keine wahrhaft neue, selbstständige religiöse Doktrin, so würde ihm noch längere Zeit ein Damm und Hinderniß entgegengesetzt.

Der Verfasser berührt ziemlich ausführlich die Angelegenheit

wegen der Gefangenhaltung des Landgrafen Philipp. So viel ist auch nach ihm gewiß, daß in der ersten Seitens der unterhandelnden Fürsten mit dem Kaiser gepflogenen Berathung bloß davon die Rede war, daß die Bestrafung des Landgrafen sich nicht auf Leibesstrafe noch auf ewiges Gefängniß erstrecken solle. Bei der indeß von jenen Fürsten mit dem Landgrafen abgeschlossenen Kapitulation erwähnten sie hievon gar nichts, sondern gaben vielmehr die Versicherung, er solle über die Artikel derselben weder an Leib noch Gut, auch nicht in Schmälerung seines Landes oder mit Gefängniß beschwert werden. Ganz klar wird in dieser Sache wohl niemals gesehen werden, die gewisser Weise Aehnlichkeit mit der Wallenstein'schen Bestrafung hat. So viel ist indeß ersichtlich, daß kein eigentlicher Wortbruch von Seiten des Kaisers angenommen werden kann. Die vermittelnden Fürsten scheinen, wie auch der Verfasser annimmt, aus den mündlichen Aeußerungen des Kaisers auf eine größere Versöhnlichkeit gegen den Landgrafen geschlossen zu haben, als wirklich vorhanden war. Die Lage des Landgrafen, der jetzt ganz isolirt stand und von allen Seiten der kaiserlichen Macht preis gegeben, indem auch die von den Niederlanden heranziehenden Truppen von jener Seite ihn bedrohten, war offenbar so verzweifelt, daß man seine Kapitulation nicht für eine freiwillige halten konnte, und daß einige Bestrafung von Seite des Kaisers eben so viel Berechtigung hatte, als diejenige des mit ihm in ganz gleicher Empörung begriffenen Churfürsten. Es läßt sich nicht einsehen, warum der Landgraf ganz straflos hätte davonkommen sollen, denn die Schleifung seiner sämmtlichen Festungen bis auf eine und die Herausgabe aller Gefangenen war nicht sowohl eine Bestrafung, als die natürliche Sicherstellung Seitens des Kaisers. Rechnet man hiezu noch den höchst unruhigen, kriegerischen, ja durchaus revolutionären Charakter des Landgrafen, der die erste beste Gelegenheit wieder ergriffen hätte, um gegen die kaiserliche Macht von Neuem aufzustehen, so war eine einstweilige Festhaltung seiner Person eine beinahe unumgänglich nothwendige Maßregel. Was daher auch der Verfasser dem Kaiser hinsichtlich dieser Handlung unterlegt, indem er sagt: »Mit dem Gefühl eines glücklichen Jägers sah er den Landgrafen in das Netz gehen. Man hatte ihn nie vergnügter gesehen, als an dem Tage dieses Fußfalls,« — ist offenbar eine Verdächtigung, die der ganzen inneren Lage der Sache widerspricht.

Während dieser blutigen Entscheidung der Dinge in Deutschland hatte das zu Trient berufene Concil seinen Anfang genommen. Der Verfasser, der von seinem protestantisch-modernen Standpunkte aus stets das nationale Element auch in der Kirche

repräsentirt sehen will, wie vom Partei-Interesse aus die Reformatoren und ihre Anhänger diesem nachstrebten, wiederholt natürlich den oft gemachten Vorwurf, daß keine deutschen Bischöfe auf der Versammlung gewesen. Es handelte sich hier indeß durchaus nicht um etwas Nationales, das innerste und eigentlichste Wesen der protestantischen Schilderhebung bestand in rein dogmatischen Differenzen und tief eingreifenden religiösen Spaltungen, die eben so wenig eine Analogie zum Deutschthum als zu irgend einer anderen Nationalität hatten. In England und Frankreich waren dieselben Irrthümer auf die Bahn gebracht worden, und schon in den frühesten Zeiten, ehe man in Deutschland an diese Ansichten dachte, waren dieselben von mehreren Ketzern und Irrlehrern gelehrt und von ihren Anhängern geglaubt worden. »Von der Theologie der Mönchsorden,« sagt er ferner, »welche die Universitäten beherrschten, sich loszureißen, war einer der vornehmsten Gedanken der ersten Reformationszeiten gewesen: aber diese Theologie trat nun, mit wenig fremdartiger Versetzung, wesentlich vorherrschend in Trient auf. Es waren Franziskaner, Carmeliter, Serviten. Der Augustiner-General Seripando suchte sich um so mehr durch Strenge und Eifer hervorzuthun, da in einer Congregation seines Ordens die Bewegung zuerst entsprungen war; in besonderer Stärke erschien der Orden der Dominikaner, welcher noch überall die Lehrstühle inne hatte. In der Congregation für das tridentinische Concilium zu Rom saßen drei Dominikaner. Das unter ihrem Einfluß so eben in Spanien sich durchsetzende scholastische System war von Domenico Soto und Bartolomeo Carranza, welche dasselbe in Valladolid und Salamanca vortrugen, in dieser besonderen nationalen Färbung repräsentirt. Zu ihrer Seite, noch ganz mit ihnen einverstanden, erschienen einige feurige Jesuiten, Salmeron und Laines, ebenfalls Spanier, welche ihrer dogmatischen Strenge durch eine ascetische Außenseite Nachdruck verliehen. Der Legat Curvino studirte nichts so eifrig, wie die Schriften des h. Thomas, vor allem die Summa: er machte sich Excerpte daraus.«

Offenbar zeigt dieses Urtheil von der Unkenntniß des Verfassers über die kirchliche Wissenschaft des Mittelalters und der damaligen Zeit. Der h. Thomas war damals und heutzutage und wird es immer bleiben die höchste und allgemeinste Autorität für die wissenschaftliche Doktrin der katholischen Kirche. Er bildet gleichsam den Mittelpunkt alles dessen, was der Verfasser mönchisches und scholastisches System zu nennen beliebt, und es war diese wissenschaftliche Richtung, wie er es künstlich wenden möchte, so wenig eine national spanische, daß sie eben so gut in

der Sorbonne wie in Cöln und wie auf den italienischen Universitäten ihre vollständige Vertretung fand. Dem Verfasser ist indeß freilich Alles daran gelegen, das kirchliche Element als ein dem deutschen und germanischen Prinzip fremdes und gleichsam durch ein ihm entgegenstehendes verhaßtes Volksthum aufgedrängtes anzusehen. »Es leuchtet ein,« fährt er daher fort, »daß die Versammlung im Grunde nichts anderes repräsentirte, als die zwischen Kaiser und Papst in diesem Augenblicke geschlossene Vereinigung, und die in ihrem Besitz gestörte mönchische, hauptsächlich dominikanische Theologie. Das hinderte sie aber nicht, sich doch selbst als die »hochheilige, ökumenische, allgemeine, in dem h. Geiste gesetzmäßig versammelte Synode« zu proclamiren.«

Was er dann ferner über die ganze Form des Concils, über den Vorsitz und Einfluß der Legaten tadelnd sagt, fließt alles aus der falschen Ansicht, die er als Protestant von der Natur und Art einer solchen Versammlung hat. In dieser Hinsicht ist auch in Trient nur befolgt worden, was von jeher in der kirchlichen Welt in der Regel bei diesen großen Kirchenversammlungen beobachtet ward. »Die Deutschen,« sagt er, »hatten einst ein Concilium gefordert, im Sinne des Baseler, aber noch entschiedener deutsch, wo die Geistlichen von ihrer Pflicht gegen den Papst erledigt und auch die Laien ein entscheidendes Votum führen sollten: da hofften sie die alten Streitigkeiten der Nation mit dem römischen Stuhle zu schlichten und sich über die Glaubensirrung zu versöhnen.«

»Statt dessen bot man ihnen nun dieses Concilium an. Es war fast eine Täuschung, daß man es in Trient berief, jenseits der Berge. In diesem für die Deutschen bestimmten Concilium fanden sich beinahe keine Deutschen. Man hatte gemeint, der hierarchisch-dominikanischen Entwickelung des Dogma Einhalt zu thun: in Trient waren nur die eifrigsten Verfechter eben dieses Dogma versammelt. Man hatte davon geträumt, das Papstthum zu beschränken: in Trient hatte, wie wir sehen, der Papst einen vollkommen überwiegenden Einfluß.«

Offenbar lautet Aeußerungen, die mit kurzen Worten sagen, der Papst und die kirchliche Autorität hätte den Protestanten zu Gefallen aller ihrer heiligsten Rechte und Pflichten sich entäußern sollen. Und dann welch ein Mißverständniß alles dessen, warum es sich hier eigentlich handelt! Waren denn die Concilien zu Nicäa und die übrigen nachherigen ökumenischen Concilien der ersten vier Jahrhunderte nicht größtentheils von griechischen, asiatischen und römischen Bischöfen und Geistlichen abgehalten worden; haben etwa späterhin die französischen, spanischen und

englischen Kirchen dagegen protestirt, daß sie damals nicht hinlänglich darin vertreten worden wären? Haben die Protestanten nicht jene Concilien und deren Beschlüsse über den christlichen Glauben anerkannt, und darnach gefragt, ob man damals auch daran gedacht habe, die Deutschen und vorzüglich die deutschen Protestanten darin repräsentiren zu wollen? Man sieht, der Verfasser hat sich hier auf einen Standpunkt gestellt, der von einer vollständigen Verkennung des Prinzips ausgeht, von welchem hier ausgegangen werden muß, und das durchaus jede nationale Beschränkung von selbst ausschließt.

Natürlich ist derselbe nun auch sehr unzufrieden, daß das Concil die Grundlehren des Protestantismus: von der Rechtfertigung und der imputativen Gerechtigkeit, verworfen, obgleich, wie er sagt, dieselben sich auf so helle Sprüche der Schrift stützten. Als hätte das Concil irgend etwas Neues angeordnet, da es vielmehr nur dasjenige bestätigte, was aus der frühesten Zeit her als christliches Dogma war angenommen worden. Die katholische Lehre von der nothwendigen Mitwirkung der Menschen neben der Rechtfertigung durch Christi Tod und Verdienste, die zugleich die Freiheit des menschlichen Willens bedingt und voraussetzt, nennt der Verfasser verständlicher, minder abstrakt, eingänglicher; hingegen die protestantische, die auf einer bloß mechanischen Aneignung des Verdienstes Christi beruht, welche die starrste Gnadenwahl voraussetzt, die Freiheit des Willens bei der Erlösung des Menschen gegen weit hellere Aussprüche der h. Schrift gänzlich verläugnet, und den gefallenen Menschen hinsichtlich der Auffassung göttlicher Dinge beinahe dem Thiere gleich macht, nennt er tiefsinniger, tröstlicher. Allerdings tröstlicher, in sofern jegliche Sorge um den Grad sittlicher Befähigung, durch welche allein doch erst die Verbindung mit Christus möglich gedacht werden kann, in gar keinen Betracht kommt. Wo aber der Verfasser das Tiefsinnige erblicken will, läßt sich nicht recht absehen, da jene einseitige, durch gar kein gegenseitiges Verhältniß bedingte Aneignung des Verdienstes Christi eben alles Denkens und jeder Innerlichkeit entrathen ist. Darin hat der Verfasser freilich recht, wenn er wiederholt ausführt, daß beide Richtungen zu vereinen wegen ihres inneren Gegensatzes unmöglich gewesen. Nur wendet er auch hier eine sophistische Kunst an, seiner Partei immerfort eine höhere und geistigere Aufgabe zu stellen »Die Protestanten,« sagt er, »wollten theoretisch zurückgehen auf die Urkunden religiöser Belehrung, in denen sich die Gottheit in den Menschen offenbart hat, praktisch auf das unmittelbare Verhältniß zu dem Erlöser, dem einzigen Haupte seiner Gemeinde.« Als wenn dieß eben nicht auch

menaßibol-harbijet, d. i. das Buch der Reitkunst und der Kriegsmaschinen. Hr. R. übersetzt das Wort forusijet in dem engeren, demselben in diesem Werke gegebenen Sinne als: l'art de combattre à cheval. Der Verfasser, Nedschmeddin Hasan er-Remmah, d. i. das Gestirn der Religion, Hasan der Lanzenschwinger (Remmah ist wörtlich das englische Shakespear), starb i. J. d. H. 695 (1295). 2) Kitabol forusijet bi resmil-dschihad fi sebilillah, d. i. das Buch der Reitkunst zum heiligen Kampf auf Gottes Wegen; ohne Angabe des Verfassers und der muthmaßlichen Zeit, wo es verfaßt worden. 3) Das Wörterbuch der Arzneimittel aus dem Pflanzen- und Mineralreiche von Abdallah Ibnol-Beithar, gest. i. J. d. H. 1646 (1248). 4) Das Buch dessen, was einem Arzt nicht unbekannt seyn darf, von Jusuf Ben Ismail el-Dschuni, der i. J. d. H. 711 (1311) geschrieben. An die Auszüge aus den vier arabischen Handschriften schlossen sich die so vieler anderer Handschriften und Werke des Mittelalters über das griechische Feuer und Kanonenpulver an, und Hr. R. ordnete das Ergebniß seiner Forschungen in den folgenden neun Kapiteln: 1) Vom griechischen Feuer der Araber im dreizehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung und den dazu gehörigen Werkzeugen; 2) von den Wirkungen der von den Arabern im Kriege gebrauchten Brandwerkzeuge; 3) vom griechischen Feuer im byzantinischen Reich und dem Ursprunge der Chemie bei den Arabern; 4) von den Werken der westlichen Chemiker des dreizehnten Jahrhunderts, namentlich denen Roger Bacon's und Albert des Großen, über Brandstoffe und Kanonenpulver; 5) von dem Uebergange der alten Brandstoffe zum Kanonenpulver und dem Ursprunge der Wörter Bombarde, Canon und Baston à feu; 6) von den Brandstoffen der Chinesen, welche nicht die Ersten das Kanonenpulver gebraucht; 7) von den dem griechischen Feuer zugeschriebenen Wirkungen; 8) Vermuthungen über die Länder, wo das Kanonenpulver zuerst als Wurfkraft verwendet ward; 9) über die im Westen noch nach der Einführung des Kanonenpulvers verwendeten Brandstoffe. Der Anhang enthält außer mehreren arabischen, griechischen und lateinischen Texten eine Denkschrift über die Feuerwerkskunst der Chinesen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Die so lange selbst unter Orientalisten gäng und gäbe Meinung, daß die Araber das Schießpulver gekannt, rührt, wie Hr. R. Eingangs des ersten Kapitels ganz richtig lehrt, von dem Irrthume her, daß Barud im Arabischen keine andere Bedeutung, als die gewöhnliche dieses Wortes im Türkischen und Persischen, nämlich die des Schießpulvers habe. Hr. R. zeigt aus dem

Wörterbuche Ibnol-Beithar's, daß Barud bei den Persern und Arabern die Bedeutung des Salpeters habe, welchen die alten Aerzte chinesisches Salz oder chinesischen Schnee nannten. Diese Bedeutung findet sich aber nicht nur im Wörterbuche Ibnol-Beithar's, sondern auch in dem persischen Wörterbuche Burhani kathii, sowohl in der Kalkuttaer Ausgabe des persischen Originals, als in der Konstantinopolitaner der türkischen Uebersetzung, mit dem Beisatze, daß Barud, ursprünglich ein syrisches Wort, Salpeter heiße, der auf persisch Schure, auf türkisch Gewhertschile genannt wird *). Hr. R. äußert die Vermuthung, daß, da Barud im Hebräischen hagelförmig heiße, dieser Name dem Salpeter von seiner Krystallisirung gegeben worden seyn möge. Ibnol-Beithar erklärt Barud als die Blume des Steines Assio's, der seinen Namen von der mysischen Stadt Assos hatte. Die darauf bezüglichen Stellen aus Dioskorides, Plinius und Galienos werden mit der Bemerkung angeführt, daß die Alten unter dem Namen Nitrum (*Νίτρον*) alle alkalinischen Salze verstanden. Die aus dem Werke Hasan er-Remmah's angeführten Stellen lassen nicht den geringsten Zweifel übrig, daß Barud von ihm in keinem anderen Sinne als Salpeter gebraucht sei; so auch die anderen aus zwei anderen Handschriften (der mit Gemälden und der kleinen) angeführten Stellen über die verschiedenen, aus Salpeter, Schwefel und Kohlen, oder aus Salpeter, Schwefel, Arsenik und Mastix zusammengesetzten Brandstoffe zu fliegenden Feuern (Volans, auf arabisch Thaijar). Bei allen diesen Zusammensetzungen ist nur von Brandstoff und Entzündung, und nicht von Verpuffung (détonation) und Losplatzung (explosion) die Rede, wiewohl kein Zweifel, daß die Araber dieselbe kannten. Die Uebersetzung des halben Hunderts von Recepten für die verschiedenen Arten von Pulver zu Raketen, Sternen, Erbsen, Feuerzungen, Feuerrädern u. s. w. sind durch die in den Noten beigesetzten arabischen Namen eine Bereicherung aller bisherigen arabischen Wörterbücher; so z. B. findet sich das Wort Thaijar, d. i. der Fliegende, nirgends in der Bedeutung von Rakete, und das Wort Ajar, das im gewöhnlichen Sprachgebrauche Probe heißt, wird hier durchaus mit proportion übersetzt. Die nächste und richtigste Uebersetzung wäre wohl: Bestimmung des Maßes und Gewichtes (für jedes einzelne Recept). Thaijar übersetzt Hr. R. mit volant und ßawarih mit fusées volantes. Was das Wort Chaßmanet (im Plural

---

*) In Kieffer's und Bianchi's Wörterbuch wird Gewherdschille irrig als ein persisches Wort angegeben, während es ein türkisches.

Chaßmanat eigentlich bedeute, ist Rec. eben so wenig im Stande mit Gewißheit zu bestimmen, als Hr. R., der es unübersetzt läßt. Chaßmet heißt nach dem Kamus jeder Talisman eines Kriegers: Tu attacheras quatre de ces sections de »Khesmanate à ta ceinture et tu marcheras à la guerre.« Aus dieser Stelle erhellet wenigstens, daß vier Stücke Chaßmanat, die der Soldat zu sich steckt, ein dem Soldaten unmittelbar nothwendiges Feuerwerkzeug seien. Kithaa wird also hier wohl nicht mit section zu übersetzen seyn. S. 89 und Nr. 14 der ersten Kupfertafel ist sogar eine Feuerlanze mit einem Stück Chaßmanat abgebildet (La lance avec segment de Khesmanate). Dieses Stück Chaßmanat befindet sich, wie aus der Abbildung erhellt, an der Spitze des Feuerspeers Nr. 14, und scheint nichts als eine Art Zünder zu seyn, welcher in der mit Brandstoff gefüllten Hülse steckt. Statt quatre sections de Khesmanate dürfte also: vier Stück Zünder die richtige Uebersetzung seyn. Auch das Wort Borthab läßt Hr. R. unübersetzt; die Worte: »Tu feras faire par le verrier un borthab.« lassen keinen Zweifel übrig, daß es sich um ein gläsernes Werkzeug handle, und die Figur desselben Kupfertafel I. Nr. 9 zeigt eine an einem Raketenstabe aufgehängte Art von Sterngranate mit drei Spitzen, wie das Ordenskreuz eines Malthesérorden Laienbruders, dem die vierte Spitze fehlt. Borthab dürfte also eine als Rakete geschleuderte Glasgranate seyn. Das Wort Senbusekije übersetzt Hr. R. der Abstammung des Wortes gemäß mit Gâteau, indem Senbusak wirklich eine Art Pasteten oder Kuchen heißt; das ebenfalls unübersetzte Ikrich ist mit Schwefelfaden zu übersetzen, die Enden dieser Schwefelfäden stehen in der Abbildung des Chaßmanat auf beiden Seiten heraus, und die Hülse, in der sie stecken, ist vielleicht ein Stück Zündschwamm. Die Uebersetzung von Kodur als Feuertöpfe, Kererif als Feuerkrüge, Debus als Keule u. s. w. unterliegt keinem Anstande. Mehrere solcher pyrotechnischen Kunstwörter finden sich in dem vom verstorbenen Lord Münster an alle Orientalisten verschickten Verzeichnisse der anderthalbhundert wissenschaftlichen Fragen und der achthundert von ihm gesuchten seltenen arabischen Handschriften, welches sein Sekretär, der dermalen zu Delhi als Arzt angestellte Tyroler, Hr. Sprenger, mit Hülfe eines eingebornen Syrers in Ordnung gebracht und herausgegeben hat. Da sich in diesen Fragen, welche in dem Verzeichnisse Lord Münsters von S. 73 bis 81 reichen, nebst so vielen bisher unübersetzten Kunstwörtern auch die lithographirten Abbildungen von Feuertöpfen, Granaten, Pechkränzen, Feuerpfeilen und Wurfmaschinen befinden, so ist

es zu wundern, daß Hr. R. weder dieses höchst schätzbaren, im CII. Bande dieser Jahrbücher angezeigten Werkes erwähnt, noch über die Handschriften, aus welchen diese Auszüge gemacht worden, Bericht erstattet hat. Eingangs dieses Abschnittes von den Belagerungsmaschinen und Brandwerkzeugen der Araber wird dreier berühmter Belagerungen erwähnt, in welchen die Araber von der einen und anderen Gebrauch gemacht, nämlich: die Belagerung Thaif's durch Mohammed, die Belagerung Konstantinopels durch Mesleme und die Belagerung Mekka's durch Hadschadsch Ibn Jusuf, den bekannten Tyrannen. Die zwei in dem Buche Lord Münsters S. 76 gegebenen Wurfmaschinen sind dieselben, welche auf der zweiten Kupfertafel Hrn. R.'s unter Nr. 31 und 33 abgebildet worden; es scheinen also auch die im Verzeichniß (Fihrist) L. M.'s enthaltenen pyrotechnischen und ballistischen Kunstwörter derselben mit Gemälden versehenen Handschrift der k. Bibliothek zu Paris entnommen zu seyn. Gleich Anfangs der S. 74 sind acht eigene Namen von Wurfmaschinen, deren sich auch nicht Einer in den Wörterbüchern befindet *): leichter ist in dem Kebesch ennathaha der Aries und im Debbabat die Testudo der Römer zu errathen, so wie denn in den el-Aaredat und in den el-Makalii die Ballisten und Katapulten derselben. Weniger Anstand hat die Uebersetzung der S. 77 des Fihrist L. M.'s gegebenen Kunstwörter, als: Ajaretol-achlithat wellesakat wel-miah el-modebberet, d. i. das gehörige Maß und Gewicht der Mischungen der Peche und bereiteten Wasser, der Oele (eddohun), des Kolophoniums (Kolfonet, fehlt bei Freitag), des Peches (Kithran, das französische goudron), des Weihrauchs (Kondor, das griechische χόνδρος), des Harzes (Ratindsch, das griechische ῥητίνη, das französische résine) und der öligen Samen (Besur). Dasselbe gilt von den gleich darauf angehängten Namen der Wurfgefäße, als: Brandtöpfe (Kodur), Brandgläser (Karuret), Brandkrüge (Kerarís), Brandeier (Beidhat), und verschiedenen Stücken, wie: Zünder oder Luntenstücke (el-Kithaa el-chaßmanijet), Brandbecher (Hokka), Brandkichern (himß, bei R. pois chiches), Brandnüsse (Dschewisat), alles verschiedene Arten von Granaten; dann die verschiedenen Arten von Feuerpfeilen und Pulvern; el-barud el-morekkeb, das zusammengesetzte, d. i. das Schießpulver, wird im Fihrist L. M.'s als eine Zusammensetzung von Salpeter (Barud), Schwefel und

---

*) اللولب البكو الكفته النخورة المحور للبقاطين القايمات القعاود

Kohle erklärt. Hierauf die verschiedenen Kunstwörter der Pyrotechnik, der Blumen, der chathaischen (chinesischen) Feuerräder, des Mondlichtes, der Fliegenden (Raketen), der Gestirne; des gelben, grünen, weißen, rothen, blauen Rauches; des Goldbandes und der verschiedenen mannigfaltig gefärbten Feuerzungen, deren Mischung (Aijar) in den von Hrn. R. übersetzten Stellen angegeben ist.

Um die Wirkungen, welche die Brandstoffe und Brandwerkzeuge der Araber hervorbrachten, genau zu beschreiben, werden im zweiten Kapitel Auszüge aus Joinville gegeben, in dessen Text mehrere Wörter eben so einer näheren Erklärung bedürfen, als die arabischen; so erklärt Hr. R. die zwei chaz chateils für hölzerne, zur Vertheidigung der Arbeiter vorgeschobene Thürme; la perrière als die Schleudermaschine, welche im Atlas Taf. II. Fig. 31 und 33 und in Lord M.'s Fihrist S. 76 abgebildet ist. Minder klar ist Hrn. R., wie die dem Thore angehefteten Stücke Chaßmanat, welche, wie wir gesehen, der Soldat im Gürtel trug, den Feuerschweif hervorgebracht haben sollen. Die Stelle: il fit sonner leurs naquaires et tabours — hätte in einer Note die Erläuterung verdient, daß beide Worte arabisch, naquaires das arabische Nakur, das türkische Nakara, nämlich Trompete, und Thabl Pauke; dann Stellen aus den lateinischen und arabischen Geschichtschreibern der sieben Kreuzzüge, aus Wilhelm von Tyrus, aus Bohaeddin und Ibnol-esir (nicht Alatir). Die Uebersetzung einer arabischen Stelle, in welcher Casiri das Wort Barud als Schießpulver übersetzt, und damit die Explosion verbunden, und einer anderen, wo er eine Kugel eingeschwärzt hat, wird berichtigt; und in einer dritten, durch Freiherrn von Slane aus Ibn Chaldun mitgetheilten Stelle die arabischen Wörter el-Medschanik und Aarradat, die ersten als perrière oder mangoneau, die zweiten als die arbalète à tour Joinville's erklärt. In jedem Falle ist, wie Kamus und Dschewheri lehren, el-Aarradet die kleinere und Mendschanik (*Μαγγανη*) die größere Wurfmaschine. In der aus der maurischen Geschichte el-Karthas S. 76 angeführten Stelle ist das Wort Raadat wohl nur ein Versehen des Abschreibers statt el-Aarradat, dessen Wurzel mit dem Donner nichts gemein hat. Endlich läßt die Stelle aus der arabischen Handschrift Ben Ismail el-Dschuni's, der um's Jahr 711 (1311) schrieb, keinen Zweifel übrig, daß vor diesem Jahre das Schießpulver von den Arabern nicht als Wurfskraft, sondern nur als zündende zu

*) Tympanum; Freytag III. S. 40.

Feuerraketen verwendet worden. Das dritte Kapitel, welches von dem griechischen Feuer im byzantinischen Reiche handelt, gibt Auszüge aus dem bekannten Liber ignium des Marcus Graecus, welches im J. 1804 zu Paris erschienen, und geht dann zu den in Höfer's Geschichte der Chemie aus den Werken al-Geber's, des Vaters der arabischen Chemie, gegebenen Stellen über. Sie sind aus dem Liber investigationis magisterii Gebri philosophi perspicacissimi (Dantzick 1682) gezogen. Da nach diesen Stellen de salis vitri und de salis nitri praeparatione die Vorbereitung des letzten im Werke Geber's weiter vorgerückt scheint als im Buche des Marcus Graecus, so bezweifelt Hr. R., ob diese Stellen wirklich dem Geber angehören oder richtig übersetzt seien. Hr. R. bemerkt wider Höfer's unrichtige Angaben in Betreff al-Gebers (dessen Person er unnützer Weise sogar verdoppelt), daß al-Geber ein Zeitgenosse des Imams Dschaafer, welcher i. J. d. H. 148 (765) gestorben. Da über al-Geber und seine Werke bisher aus arabischen Quellen so wenig bekannt, so glaubt Rec. die folgende Kunde über denselben aus der verläßlichsten Quelle der ältesten arabischen Literaturgeschichte, nämlich dem Fihrist Ibnon-Nedim's *), hier übersetzen zu sollen.

Kunde über Dschabir Ben Haijan und die Namen seiner Bücher.

Ebu Abdallah Dschabir Ben Haijan Ben Abdallah el-Kufi, bekannt als eß-ßufi. Es walten verschiedene Meinungen über denselben ob. Einige sagen, er sei einer der sieben Großen (d. i. der sieben großen Genien, welche den Häusern der sieben Planeten zur Huth gesetzt sind, wie Hermes dem des Merkur); Andere glauben, er sei ein Genosse des Imam Dschaafer eß-ßadik, ein Bewohner Kufa's gewesen; Andere halten ihn für einen Philosophen, weil er logische und philosophische Werke hinterließ, und endlich führen die Meister der Kunst (die Alchemiker) auf ihn die Meisterschaft derselben zu seiner Zeit zurück. Sie glauben, daß er von Land zu Land zog, ohne sich in irgend einem fest niederzulassen, weil er sich vor der Herrschermacht fürchtete. Man sagt, daß er im Gefolge der Barmekiden dem Dschaafer Ben Jahja sich besonders angeeignet habe; die Schii aber behaupten, daß sein Gönner nicht Dschaafer der Barmekide, sondern Dschafer eß-ßadik der Imam gewesen sei. Einer der verläßlichsten Meister dieser Kunst hat mir erzählt, daß er zu Damaskus in der Hauptstraße des Thores, welche den Namen der goldenen führt (Derbes-seheb), gewohnt, sich aber meistens zu Kufa aufgehalten habe, wo die Reinheit der Luft ihm die Verfertigung des Elixirs erleichtert habe; daß zu Kufa ein goldener Kessel von zweihundert Rothel im Gewichte gefunden worden, und daß an dessen Fundort das Haus

*) Handschrift der kais. Hofbibliothek Bl. 160.

Dschabir Ben Haijan's gestanden habe; dieß habe sich zur Zeit Ised-dewlet's, des Sohnes Moised-dewlet's [1]), zugetragen. Mir hat Ebu Sebuktekin Destardar gesagt, daß er dieses nicht zugeben könne. Mehrere der Gelehrten und großen Buchhändler (el-Werrakijun) sagen, daß man über Dschabir gar nichts Gewisses wisse, Andere sagen, daß er gar nicht selbst geschrieben, sondern daß die unter seinem Namen vorhandenen Bücher von anderen Leuten verfaßt und ihm zugeschrieben worden seien; ich aber sage, ein Mann von Verdienst sitzt und müht sich ab, indem er ein Werk von ein paartausend Blättern verfaßt, sein Genius und sein Gedanke ermüdet in der Ausarbeitung, und seine Hand und sein Geist in der Abschrift desselben; es geht dann auf Andere über, die sich nicht bekümmern, ob der Verfasser wirklich existirt habe oder nicht. Diese Sorglosigkeit ist eine Art von Unwissenheit, sie kann Keinem in den Sinn kommen, der sich nur eine Stunde lang mit Wissenschaft beschäftigt hat. Was ist nun der Nutzen und der Vortheil von allem diesen [2])? Der Mann (el-Dschabir) hat wirklich existirt, sein Daseyn ist offenbar und berühmt, seine Werke sind groß und zahlreich. Er hat Bücher über die Secten der Schii hinterlassen, die wir an ihrem Orte angeführt; er hat Bücher über den Sinn verschiedener Wissenschaften geschrieben, deren wir an ihrer Stelle erwähnt haben; er war, wie man sagt, aus Chorasan, und er-Rasi (Rhazes) sagt von ihm: Unser Meister, Ebu Musa Dschabir Ben Haijan; die Namen seiner Schüler sind: el-Charki, von dem sich zu Medina das charkische Gepräge [3]) herschreibt, dann Ibn Ajadh el Mißri und el-Achmimi.

Titel seiner alchemischen Werke, deren Zahl über tausend betragen soll, von denen wir aber hier nur die aufführen, die wir selbst gesehen, oder von deren Daseyn uns verläßliche Zeugen versichert haben: 1) Das Buch das erste der Elemente der Grundfeste [4]), den Barmekiden gewidmet; 2) das Buch das zweite der Elemente, ebenfalls denselben gewidmet; 3) das Buch das dritte, ebenfalls denselben gewidmet; 4) das Buch das eine, das große; 5) das Buch das eine, das kleine; 6) das Buch der Säule; 7) d. B. der Erklärung; 8) der Anordnung; 9) des Lichtes; 10) des rothen Goldfärbmittels; 11) d. B. der Rothen [5]), das große; 12) d. B. der Rothen, das kleine; 13) d. B. der Anordnungen des Urtheils [6]); 14) das unter dem Namen das Dritte bekannte Buch; 15) das Buch des Geistes; 16) des Quecksilbers; 17) der Schäume (Melghim); 18) der Schleime (Belaghim); 19) das der Amalekiten, das große; 20) das der Amalekiten, das kleine; 21) d. B. des überströmenden Meeres; 22) d. B. das weiße oder des Eies; 23) des Blutes; 24) der Haare; 25) der Pflanzen; 26) der Erfüllung (el-istifa); 27) d. B. der bewahrten Weisheit;

---

1) Ised-dewlet, Sohn Moised-dewlet's, starb i. J. 367 (978).

2) Der von Ibnon-Nedim hier gemachten Bemerkung.

3) Es sikketol-charkijet.

4) Kitabol isthakas ol-ass, das isthakas ist das griechische στοιχεῖον.

5) El-hamair, vielleicht sollte es el-chamair, d. i. der Gährungsmittel, heißen.

6) Kitabol et-tedabir er-reije.

28) der Anordnung (Tertib); 29) der Salze; 30) der Steine; 31) d. B. Ebi Kalemun's (des Chamäleons?); 32) d. B. der Drehung im Kreise (Tedwir); 33) d. B. das offenbare (el-Bahir); 34) d. B. der Wiederholung; 35) d. B. der verborgenen Perle; 36) d. B. el-Beduh (der Name Gottes in der Bedeutung des immer mit gleichem Schritte Fortschreitenden); 37) d. B. das reine (el-chaliß); 38) das umfassende; 39) des Mondes; 40) der Sonne; 41) der Zusammensetzung (Terkib); 42) der Rechtsgelehrsamkeit (Fikh); 43) der Elemente; 44) der Thiere; 45) des Urins; 46) ein anderes Buch der Rathschläge (et-tedabir); 47) d. B. der Geheimnisse; 48) der Verbergung (ketman); 49) der Mineralien; 50) der Qualität; 51) d. B. der Himmel, das erste; 52) das zweite; 53) das dritte; 54) das vierte; 55) das fünfte; 56) das sechste; 57) das siebente; 58) d. B. der Erde, das erste; 59) das zweite; 60) das dritte; 61) das vierte; 62) das fünfte; 63) das sechste; 64) das siebente; 65) d. B. der Abstracten (el-modscherredat); 66) d. B. das weiße, oder des Eises das zweite; 67) d. B. der Thiere, das zweite; 68) d. B. der Salze, das zweite; 69) d. B. der Marke, das zweite; 70) d. B. der Steine, das zweite; 71) d. B. das vollkommene; 72) d. B. des Lobes; 73) d. B. der Ueberschüsse (el-fadhlat) der Gährungen (el-chaamair); 74) d. B. des Elements (el-aanßar); 75) d. B. der Zusammensetzung, das zweite; 76) d. B. der Eigenschaften; 77) der Erwähnung (Teskir); 78) des Gartens; 79) der Ströme; 80) d. B. das geistige des Planeten Merkur; 81) d. B. der Gifte; 82) d. B. der verschiedenen Arten; 83) d. B. des Beweises; 84) d. B. der Juwelen, das große; 85) d. B. der Tinkturen (el-aßbagh); 86) d. B. das riechende (er-raihat), das große; 87) d. B. das wohlriechende; 88) d. B. des Zeugungssamens; 89) d. B. des Vogels; 90) des Salzes; 91) des Steines; 92) der größten Wahrheit; 93) des Weihrauchs; 94) der Natur; 95) das Buch dessen, was nach der Natur; 96) das Buch der Glanzgebung (telmii); 97) das Buch das herrliche (el-fachir); 98) d. B. des Zubodenwerfenden (eß-ßarii); 99) d. B. des Schwertes (el-eferend); 100) d. B. das aufrichtige; 101) d. B. des Gartens; 102) d. B. das blühende; 103) der Krone; 104) der Berge [1]); 105) d. B. der Vorausssendung der Erkenntniß; 106) des Arseniks oder Auripigments; 107) das Buch das göttliche; 108) d. B. an Chatif; 109) d. B. an das fränkische (?) [2]) Gemeinwesen, 110) d. B. an Ibn Jakthin; 111) d. B. der Saaten der Kunst; 112) d. B. an Ali Ben Ishak den Barmekiden; 113) d. B. der Abwandlung (et-taßerif); 114) d. B. der Leitung; 115) d. B. der Lindmachung (Teljin) des Steines an Manßur Ben Ahmed den Barmekiden; 116) d. B. der Zufälligkeiten der Kunst (der Alchemie) an Dschaafer Ben Jahja; 117) d. B. des Zufälligen der Zufälligkeiten [3]). Außer diesen noch die folgenden Siebzig: 1) Das Buch der Ilahun (Platoniker?); 2) d. B. des Thores; 3) das der dreißig Worte: 4) Kitabol-Meba (?); 5) der Leitung; 6) der Eigenschaften (ßifat); 7) der Zehn; 8) der Lobpreise (Nout); 9) des Vertrags; 10) der Sieben; 11) des

---

[1]) Das Wort hat keine Punkte, und kann also eben sowohl Dschebal die Berge als Chial die Phantasie gelesen werden.

[2]) Ohne Punkte, entweder el-frendschi oder el-serihi zu lesen.

[3]) Das Fihrist summirt statt 117 nur 112 Werke.

Lebendigen (el-Haij); 12) der Herrschaft; 13) der Beredsamkeit; 14) der ähnlichen Gestaltung (Moschakelet); 15) der Fünfzehn; 16) d. B. des Gleichen (el-kufuw); 17) d. B. der Umfassung; 18) der Halle (er-rewak Stoa?); 19) Kitabol kaijet (?); 20) d. B. des Besitzes; 21) der Bäume; 22) der Gaben; 23) Kitabol-mohnakat (?); 24) d. B. der Krone; 25) der Rettung; 26) Kitabel-Wahbet (?); 27) d. B des Verlangens; 28) d. B. des Ehrenkleides; 29) das Buch der Figur (el-heijet); 30) d. B. des Gartens; 31) d. B. des Reinen (en-naßii); 32) d. B. des baaren Geldes (nakd); 33) d. B. das reine (et-tahir); 34) d. B der Nacht; 35) der Nutzen; 36) des Spiels; 37) der Ausgangsorte oder Maßdare; 38) d. B. der Versammlung [1]). Diese Bücher sind von den oben angegebenen siebzig. Außerdem zehn Abhandlungen über den Stein der Weisen, die ohne besondere Namen bloß nach ihrer Zahlenfolge die erste, zweite u. s. w. betitelt sind; dann zehn Abhandlungen über die Kleider (?) [2]) und andere zehn über die Steine. Diese dreißig Abhandlungen machen mit den obigen vierzig Büchern die Zahl siebzig aus. Außer diesen siebzig Werken noch zehn Bücher, nämlich: 1) Das Buch der Berichtigung (Taßhih); 2) der Bedeutung; 3) der Erläuterung (el-idhah); 4) des Unternehmungsgeistes (himmet); 5) der Wage; 6) der Almosen (el-enfak); 7) der Bedingniß; 8) des Ueberschusses (fadhlet); 9) der Vollendung (temam); 10) der Zufälligkeiten. Auf diese zehn Bücher folgen zehn andere, welche den Namen Makalat führen, nämlich: 1) Das Buch der Bestätigungen (Moßahihat) des Pythagoras; 2) derer des Sokrates; 3) derer des Aristarchos; 4) derer des Plato; 5) des Aristoteles; 6) des Erkatanis (?); 7) des Omuros (Homeros?); 8) des Demokrates; 9) d. B. der kriegerischen Bestätigungen; 10) der Unsrigen (?). Diesen zehn Abhandlungen folgen zwanzig Bücher unter den folgenden Titeln: 1) Das Buch des Smaragdes; 2) des Musters (enmusedsch); 3) des Herzblutes (mehdschet); 4) des Bandes (sekr) der Geheimnisse; 5) d. B. das ferne; 6) das treffliche; 7) das des Onyx; 8) des Krystalls; 9) d. B. das erhabene (es-sathil); 10) d. B. der Oriente (el-eschrak); 11) d. B. der Wehrgehänge (mahamil); 12) der Streitfragen; 13) des Wetteifers (tefadhol); 14) der Vergleichung (teschaboh); 15) des Commentars (tefsir); 16) der unterscheidenden Urtheilskraft (temjis); 17) d. B. der Vollkommenheit und Vollendung; 18) d. B. des Inneren (Dhamir); 19) der Reinigung; 20) der Zufälligkeiten. Hierauf verfaßte er noch siebzehn andere Bücher, deren Titel die folgenden: 1) Das Buch des mathematischen Beginns (Mebdae); 2) d. B. der Einleitung in die Kunst (der Alchemie); 3) d. B. des Stillstandes oder der Erwartung (Tewakkuf); 4) d. B. der Verläßlichkeit (eß-ßikkat) in der Gewißheit der Wissenschaft; 5) d. B. der Vermittlung in der Kunst (der Alchemie); 6) d. B. der Trübsal (Mihnet); 7) der Wahrheit; 8) d. B. der Uebereinstimmung und der Verschiedenheit; 9) d. B. der Satzungen und Gebräuche (Sunnen); 10) d. B. der Gewichte; 11) d. B. des verborgenen Geheimnisses; 12) d. B. des äußersten Erlangens (Meblaghol-akßa); 13) d. B. der Widersetzlichkeit (Mochalefet); 14) d. B. der Erläuterung; 15) d. B. des Endes (Nihajet); 16) d.

---

[1]) Hier summirt das Fihrist 40 statt 38.

[2]) Scheint Siab zu seyn, ist aber ohne Punkte geschrieben.

B. des äußersten Erreichens (el-istiksa) [1]. Mohammed B. Ishak, der Verfasser des Fihrist, gibt hierauf nach dem Fihrist Dschabir's, d. i. nach dem von diesem selbst verfaßten Verzeichnisse seiner Werke, die folgende Kunde. Nach diesen (sagt Dschabir) verfaßte ich dreißig Abhandgen, die keinen besonderen Namen haben; hierauf die folgenden vier Bücher: 1) Das Buch der ersten wirkenden beweglichen Naturkraft, d. i. des Feuers; 2) d. B. der zweiten beweglichen wirkenden Naturkraft, d. i. des Wassers; 3) d. B. der ersten leidenden beweglichen Naturkraft, d. i. der Erde; 4) d. B. der zweiten leidenden beweglichen Naturkraft, d. i. der Luft. Hierauf verfaßte ich vier andere Bücher, nämlich: 1) Das Buch der Blüthe; 2) d. B. des Lebens; 3) das vollkommene: 4) d. B. des Lebens. Hierauf verfaßte ich zehn Bücher im Sinne des Belinas (Apollonius), des Meisters der Talismane. Diese sind: 1) Das Buch des Saturns; 2) des Mars; 3) das große der Sonne; 4) das kleine der Sonne; 5) der Venus; 6) des Merkurs; 7) das große des Mondes; 8) d. B. der Zufälligkeiten; 9) d. B. von den Eigenschaften seiner Seele; 10) das zweifache. Sein sind auch die vier Bücher der Begehren (Mathalib): 1) Das Buch des Resultates (el-Haßil); 2) d. B. der Rennbahn der Vernunft; 3) d. B. des Auges oder der Evidenz; 4) d. B. des Verses oder der Ordnung (Nasm). Ebu Musa [2]) (d. i. Dschabir) sagt: Ich habe dreihundert Bücher über Philosophie, dreihundert über verschiedene Listen und Kunstgriffe und dreihundert Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Kunst verfaßt [3]). Hernach verfaßte ich ein großes Werk über die Arzneikunde, dann mehrere große und kleine, in Allem gegen fünfhundert; hierauf verfaßte ich: 1) eine Logik im Sinne des Aristoteles; hierauf 2) ein angenehmes Buch astrologischer Tafeln (sidsch) von beiläufig dreihundert Blättern; 3) d. B. des Euklides; 4) d. B. des el-Medschisthi (μεγιστη); 5) d. B. der Spiegel; 6) d. B. der Mängel der Metaphysiker, welches Einige dem Ebu Sarid el-Mißri zuschreiben Dann verfaßte ich Bücher über Ascetik und Homiletik, viele schöne über Beschwörungsformeln (Aasaim) und viele astrologische Zaubertafeln (Neirendschat). Ich verfaßte viele Bücher über die Eigenschaften der im Leben gebrauchten Dinge, dann ein Buch über die Kunst (die Alchemie), welches bekannt unter dem Namen des königlichen Buches, und ein anderes unter dem Namen des mathematischen (er-Riiadhi) bekannt.

Wenn die obigen Zahlen ohne den dreimal dreihundert und dem späteren halben Tausend medizinischer Bücher summirt werden, so kommen schon dreihundert verschiedene Werke Dschabir's heraus, bei denen es, da die meisten derselben hier namentlich angeführt sind, sein Bewenden haben mag, ohne von

[1]) Hier fehlt das oben angegebene siebzehnte.

[2]) Oben ist Dschabir's Vorname Ebu Abdallah, er kann, wie dieß oft der Fall, beide dieser Namen von zweien seiner Söhne geführt haben.

[3]) Das Elefto, d. i. ich habe verfaßt, ist von dem Abschreiber bei diesen drei Artikeln überall in Elf, d. i. Tausend, verderbt worden, so daß überall statt dreihundert dreizehnhundert steht.

den unbetitelten dreimal dreihundert und den fünfhundert medizinischen weitere Kenntniß zu nehmen. Ohne über die Aechtheit oder Unächtheit dieses Katalogs der Werke Dschabir's entscheiden zu wollen, lassen wir uns vielmehr in die Beantwortung der Frage ein, ob er den ihm bisher allgemein in Europa ertheilten Namen des Vaters der Alchemie verdiene oder nicht, und müssen diese Ehre dem Prinzen Chalid*) aus der Familie Beni Omeije zuerkennen, welcher um ein ganzes Jahrhundert früher als die Barmekiden lebte, denen Dschabir mehrere Werke gewidmet hat. Die beiden Angaben, daß Dschabir ein Zeitgenosse Harun Reschid's und auch des Imam Dschaafer gewesen, lassen sich sehr wohl vereinen, da das Sterbejahr Dschaafer's und das Harun Raschid's nur fünf und vierzig Jahre aus einander liegt, und es ist also gar nicht nothwendig, mit Höfer in seiner Geschichte der Alchemie zwei Dschabir statt Einen anzunehmen Da Chalid Ben Jesid in jedem Falle der Vater der arabischen Alchemie, so fügen wir (aus dem Fihrist) seiner durch Hrn. v. Slane kundgemachten Biographie, auf welche Hr. R. verweist, die folgende kurze Notiz bei, wodurch der oben ausgesprochene Satz, daß Chalid und nicht Dschabir der Vater der arabischen Alchemie sei, neue Bestätigung erhält.

Mohammed Ben Ishak (der Verfasser des Fihrist) sagt, daß Chalid, der Sohn Jesid's, des Sohnes Moawije's, die Bücher der Alten über die Kunst (die Alchemie) hervorzog und auszog. Er war ein wohlberedter Kanzelredner und Dichter, der diese Eigenschaften mit großer Urtheilskraft vereinte. Er ist der Erste, für welchen Bücher der Arzneikunde, Sternkunde und Alchemie übersetzt wurden. Er war ein sehr freigebiger Mann. Man sagte ihm: Du hast dich meistens nur mit Nachforschungen der Kunst (der Alchemie) beschäftigt; er antwortete: »Ich habe mich in diese Untersuchungen nur eingelassen, um meinen Genossen und Brüdern zu zeigen, daß ich darin die Entschädigung des Chalifates, dessen ich verlustig gegangen, gefunden. Ich bedarf nun keines Menschen, um mich (bei Hofe) zu erkennen, und ich brauche keinen zu erkennen, der aus Begier oder Schrecken am Thore der Herrschaft steht.« Man sagt, Gott weiß ob es wahr ist, daß er der Kunst (des Steins der Weisen) vollkommen mächtig gewesen, über die er zahlreiche Bücher und Abhandlungen, und auch viele darüber verfaßte Gedichte hinterließ; ich sah von den letzten gegen fünfhundert Blätter. Die Werke, die ich von den seinen gesehen, sind: Das Buch der Hitzen, das Buch des Blattes das große, das Buch des Blattes das kleine, das Buch der Ermahnung an seinen Vater (Jesid) über die Kunst der Alchemie.

Außer Chalid und Dschabir führt das Fihrist noch ein Dutzend andere Alchemisten auf, nämlich: 3) den Mystiker Sul-Nun el-mißri, 4) den großen Arzt Er-Rasi (Rhazes), Mo-

*) Hr. Reinaud citirt. aus der englischen Uebersetzung Ibn Challikjan's vom Freiherrn Mac Guckin Slane den Artikel Chalid.

hammed Ben Sekerija; 5) den Verfasser der unbekannten Alphabete Ibn Wahschije; 6) el-Achmimi, d. i. Osman Ben Suweid Ebu-Hara aus der ägyptischen Stadt Ahmini; 7) Ebu Kiran aus Nißibin; 8) Stephan der Mönch aus Moßul; 9) es-saih el-Aalewi, d. i. Ebu Bekr Ben Mohammed aus Chorasan; 10) Dinos (?), der Schüler des el-Kindi; 11) Ibn Suleiman, d. i. Ebul-Abbas Ahmed B. Mohammed B. Suleiman aus Aegypten; 12) Ishak B. Noßair (mit dem Vornamen Ebu Ibrahim); 13) Ibn Ebil-Aarakir, d. i. Ebu-Dschaafer Mohammed B. Ali esch-Schemelghani, der berühmte Irrlehrer der Schii, d. i. der i. J. 322 d. H. gekreuzigte Schalmagani, dessen S. de Sacy in der Einleitung der Drusen (S. CCXLIII) erwähnt; 14) el-Haschlil, d. i. Ebul-Hasan Ahmed, mit dem Beinamen el-Haschlil.

Das vierte Kapitel des Werkes Hrn. R.'s faßt die Notizen zusammen, welche sich bei den europäischen Schriftstellern des Mittelalters, bei Albert dem Großen, Roger Baco und den westlichen Alchemisten über Brandstoffe und Schießpulver befinden. Die Irrthümer, in welche Baco verfiel, werden aus der Natur des Zeitalters und des menschlichen Geistes erklärt. Im folgenden Kapitel wird der Uebergang von den chinesischen und arabischen Brandstoffen zum Schießpulver, und der Ursprung der Wörter Bombarde, Canon und Baston à feu erörtert. Aus den Brandrecepten einer kleinen, bisher unbenützten Abhandlung, welche sich in dem i. J. 1561 zu Paris gedruckten Livre de Canonnerie et artifice de feu befindet, wird neues Licht auf die Geschichte der Kriegsfeuer, des griechischen Feuers und des Kanonenpulvers verbreitet, indem sich diese Recepte augenscheinlich auf das Buch des Marcus stützen. Das Wort Baston war schon vor der Erfindung des Pulvers im Französischen für Angriffswaffen üblich, und ging also als Baston à feu auf die Feuerpfeile, Feuerlanzen und Wurfröhre über. Derselben Sache legten der Araber, Römer und Franzose nach der verschiedenen Art ihrer Vorstellung verschiedene Namen bei; der erste sah in den feuerbeschwingten Wurfgeschossen Pfeile, der zweite Speere (hasta) oder Hämmerchen (malleoli), der dritte nur einen Stab im Raketstecken. Das Wort Bombarde entstand vielleicht aus dem Worte Bombax, das sich bei Marcus findet. Da es sich hier um die Etymologie militärischer, besonders auf die Artillerie sich beziehender Kunstwörter handelt, so hätte der in den persischen Geschichten der Mongolen in Reschideddin und Waßaf so oft vorkommende Name der chinesischen Naphtafeuerwerker, nämlich Karawinas, um so weniger fehlen

sollen, als derselbe in der deutschen Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak und der Ilchane in Persien zu wiederholten Malen vorkommt, und in der ersten darüber bemerkt worden, daß für die Etymologie unserer Karabiner keine bessere Ableitung, als die von den Schieß- und Brandröhren der Karawinas bekannt ist *). Das sechste Kapitel gibt die von den Chinesen gebrauchten Brandrecepte, welche so augenscheinlich dieselben mit denen der Araber, daß ein gemeinsamer Ursprung der pyrotechnischen Künste beider Völker nicht zu läugnen. Hr. R. kommt zu dem folgenden Resultate:

Les Arabes ont vraisemblablement acquis la connaissance des procédés chinois, longtemps avant la première moitié du treizième siècle de l'ère chrétienne, époque où les Mongols, sortant de leurs déserts, se répandirent sur la surface de la plus grande partie de l'Asie. Pour les connaissances qu'ils ne possédaient pas encore, ils les acquirent nécessairement alors. Les tribus mongoles avaient eu de tout temps des rapports d'amitié et de guerre avec le gouvernement chinois, et elles ne purent rester étrangères aux arts que la civilisation avait enfantés dans l'empire céleste; elles firent à leur tour pénétrer les idées chinoises dans l'empire fondé par Gengiskhan, depuis la mer Égée et la Pologne jusqu'à la mer Orientale, depuis les glaces de la Sibérie jusqu'aux rivages brûlants de la mer de Perse. On vit alors les idées chinoises s'introduire en Mésopotamie, en Syrie, en Asie mineure et même en Egypte; d'un autre côté, un certain nombre d'Arabes et de Persans, dont quelques-uns étaient fort lettrés, allèrent chercher fortune en Tartarie et en Chine. De vastes provinces de l'empire céleste se trouvèrent confiées aux mains de musulmans, et l'on réforma à Pékin l'astronomie nationale d'après les travaux exécutés en Occident.

Hr. R. erwähnt in diesem Kapitel nach Reschideddin der von den Mongolen bei der Belagerung von Siang-yang gebrauchten Maschinen, welche das Werk arabischer Ingenieure waren; er hätte aber auch nach Reschideddin und Waßaf so

---

*) Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak I. Bd. S. 214. Geschichte der Ilchane in Persien I. Bd. S. 270, 284, 309. II. Bd. S. 5, 13, 14, 15, 16, 309, 344, 348, 357, 358. Im Wörterbuche Napoleon Landais heißt es bei Carabine; Sorte de fusil à canon intérieurement rayé, et qui porte plus loin et plus juste que les autres. — Musqueton propre à la cavalerie, aber die Abstammung des Wortes Carabine von Karawinas hat noch kein Wörterbuch gegeben.

vieler anderer Belagerungen und Feldauszüge erwähnen können, wo von Naphtafeuern und von chinesischen Feuerwerkern die Rede. So wurden beim persischen Feldzuge Hulagu's Eilboten nach China gesendet, um tausend Familien von Feuerwerkern und Naphtaschleuderern aufzubieten [1]). Bei der Belagerung Mosul's flogen von beiden Seiten Felsenstücke und feuerbeschwingte Pfeile [2]); besonders erwähnt Waßaf des Naphtafeuers und der Wurfmaschinen bei der Belagerung von Rahbe, wozu die Wurfmaschinen von Bagdad hergeschafft wurden. »Zweitausend vierhundert Kamehle trugen das Gepäcke, neunzig Wurfmaschinen, siebzig Entermaschinen, welche mit eisernen Haken in die Thürme packten, hundert Flaschen Naphta, hundert Pauken, hundert Fahnen, dreihundert sechzig Minengräber, fünfzigtausend Häute als Ueberzug des Gepäcks« [3]). Im siebenten Kapitel, von den dem griechischen Feuer zugeschrieben werdenden Wirkungen, wird erhärtet, daß die Araber im dreizehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung die vielleicht schon längst erfundenen Mischungen von Salpeter, Schwefel und Kohle gebrauchten, daß sie die Verpuffung kannten, daß sie aber, selbst nachdem sie den Salpeter zu reinigen angefangen, die Losplatzung als eine zu gefährliche Kraft, die sie nicht meistern konnten, vermeiden mußten. In dem zweiten Theile dieses Werkes, in der Geschichte der Artillerie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, soll bewiesen werden, daß christliche Nationen den Gebrauch des Schießpulvers als Wurfkraft schon nahe um's Jahr 1300 kannten; wahrscheinlich, sagt Hr. R., lernten die europäischen Nationen das griechische Feuer schon bei der Eroberung Konstantinopels i. J. 1204 kennen, und es ward als einer schon bekannten Sache nicht weiter Aufhebens davon gemacht. Die Vermuthungen des achten Kapitels über die Gegend, wo zuerst das Schießpulver gebraucht ward, fallen auf die zwischen Ungarn und dem schwarzen Meere gelegenen Länder, von denen der Gebrauch auf zwei Wegen, nämlich durch Deutschland und durch Italien, nach dem westlichen Europa kam. Hr. R. hofft, daß weitere, in Ungarn und in den östlichen Gegenden Europa's angestellte Untersuchungen zur Entdeckung einer Handschrift führen dürften, wodurch die Frage, welches Volk zuerst das Schießpulver gebraucht, bestimmt entschieden würde. Ungarische Gelehrte haben so mehr Grund zu diesen Untersuchungen, als sie wahrscheinlich die Landsmannschaft des Gießers der großen Ka-

1) Geschichte der Ilchane I. Bd. S. 87.
2) Ebenda S. 194.
3) Ebenda II. Bd. S. 227.

none bei der Belagerung Konstantinopels sich aneignen werden, welchen Ducas bestimmt einen Ungar, Chalcocondylas aber einen Walachen (Δαξ) nennt. Der Dacier ist bei Gibbon durch einen komischen Druckfehler in einen Dänen verwandelt worden (a Dane statt a Dace) *). Dem Namen nach scheint dieser Kanonengießer, welcher Orban hieß, zweifelsohne ein Ungar und kein Walache gewesen zu seyn. Ueber den Gebrauch der Kanonen bei der Belagerung Belgrads durch Salamon, den König von Ungarn, hat Rec. schon vor sieben und dreißig Jahren in dem ersten Bande der Fundgruben des Orients (p. 248) auf die in Beck's Weltgeschichte gesammelten Stellen über den ersten Gebrauch des Schießpulvers, so wie auf die Ansprüche der Araber, die Erfinder desselben zu seyn, hingewiesen, hat in dem verderbten Barduk wohl das Wort Barud erkannt, dasselbe aber in der gewöhnlichen Bedeutung des Schießpulvers genommen, ohne damals noch zu wissen, daß es bei den Persern und Arabern ursprünglich nur den Salpeter bedeute. Ueber diese ursprüngliche Bedeutung, so wie über alle anderen oben berührten Gegenstände verbreitet Hrn. R.'s schätzbares Werk zum ersten Male ein neues und klares Licht.

Hammer-Purgstall.

Art V. 1) Messager des sciences historiques de Belgique. Recueil publié par MM. J. de *Saint-Genois* etc. Gand. 1839 — 1844. (Sechs Jahrgänge.)

2) Histoire des Belges à la fin du dix-huitième siècle, avec une Introduction contenant la partie diplomatique de cette histoire pendant les règnes de Charles VI et de Marie Thérèse, par *Ad. Borgnet* etc. Deux Tomes. Bruxelles, 1844.

(Schluß.)

Notice sur les archives de la province de la Flandre Orientale. Par J. de Saint-Genois.

(1841. p. 137 — 204.)

Ein sehr interessanter und belehrender Aufsatz. Bekanntlich war Belgien sehr reich an archivalischen Schätzen, besonders im Besitze der sehr zahlreichen Klöster. Seitdem ist leider unendlich viel zu Grunde gegangen. Der Verfasser schätzt den Verlust der Archive des Staates auf drei Viertel, so daß dreimal mehr zu Grunde gegangen, als erhalten worden (?). Interessant ist nun die Aufzählung des Erhaltenen in Ostflandern. Eines der inte-

*) Geschichte des osmanischen Reichs I. 510.

ressantesten Archive ist das des ehemaligen Klosters St. Peter in Gent.

Recherches sur l'Hôtel-de-Ville de Bruxelles, l'époque de sa construction et la destination de chacune de ses parties. Par Alphonse Wauters.

Messager 1841. p. 205—248. Mit einer Abbildung der Statue des h. Michael auf dem Thurme des Stadthauses.

Ist sehr interessant, besonders für die Kunstgeschichte. Wir heben hier nur eine Stelle heraus, die uns wegen ihrer Freimüthigkeit, mit der das Charakteristische eines großen Theiles der Brüßler Bevölkerung bezeichnet wird, besonders gefiel.

P. 220: »Plus intéressante encore que la Salle du Trône, la Salle du Christ nous rappelle ces corporations fougueuses, qui depuis leur naissance se distinguèrent par leur opposition continuelle à tout ce qui pouvait paraître une atteinte à leurs priviléges. Devenues puissantes sous le règne du duc Jean IV, brouillées plus d'une fois avec Philippe-le-Bon, dont la trop grande puissance les contint seule dans la soumission, odieuses à Charles-le Téméraire, ennemies de Maximilien, auquel elles résistèrent les armes à la main, un instant maîtresses de la ville et dictant la loi à Marie de Hongrie, résistant à Philippe II, bravant le duc d'Albe lui-même, menaçant Requesens, insolentes envers Jean d'Autriche, soumises à Alexandre de Parme victorieux, puis de rechef en guerre avec l'archiduc Albert, en révolte permanente à la fin de la domination espagnole, en fermentation sous Charles VI, et après le règne assez calme de Marie-Thérèse, terminant leur opposition constante aux innovations de Joseph II par un appel aux armes, quelquefois victorieuses, souvent vaincues, mais toujours debout et toujours redoutables, telles furent les corporations des métiers de Bruxelles. Il leur a fallu du courage (?) pour soutenir pendant six siècles une lutte longue, parfois sanglante et toujours fatale à leurs intérêts.«

»Mémoire sur les moyens de corriger les malfaiteurs et les fainéants à leur propre avantage et de les rendre utiles à l'état, précédé d'un premier Mémoire inédit sur la même matière, présentés aux États de Flandre en 1771 et 1775; par le Vicomte J. P. Vilain XIIII.« Nouvelle édition, augmentée d'une notice historique sur la vie et les ouvrages de l'auteur, par Ch. Hypp. Vilain XIIII, ancien membre

du congrès et de la chambre des représentants. Bruxelles, Meline, Cans et Ce. Vol. in 8vo.

Angezeigt von Gachard. Messager 1841. p. 249—267.

Eine warme Lobrede (Buch und Anzeige) auf die schöne Zeit der unvergeßlichen Maria Theresia. »Nos provinces, on peut le dire sans aucune espèce de vanité nationale, offraient sous le règne de Marie Thérèse, et particulièrement dans les dernières années de ce règne dont le souvenir est resté si cher aux Belges, le spectacle d'une des contrées les mieux gouvernées de l'Europe. L'oppression du faible par le fort n'y était pas à craindre; la haute indépendance et l'impartialité reconnue des cours supérieures de justice la rendaient impossible. Les vœux et les besoins du peuple avaient, dans les magistrats des villes, dans les états des provinces, des interprètes qui les faisaient valoir auprès du gouvernement, et dont la voix était d'autant plus écoutée, que la nécessité d'obtenir leur consentement pour la levée des subsides forçait les dépositaires du pouvoir à user de beaucoup de ménagements envers eux. Les questions qui touchaient aux priviléges, aux droits ou à la propriété des corporations ou des particuliers, n'étaient jamais résolues, sans que les intéressés eussent été entendus dans leurs motifs d'opposition, sans que l'avis des autorités judiciaires ou administratives de la province eût été demandé. Le conseil privé et le conseil des finances, à l'examen desquels étaient soumises toutes les affaires de l'état, avant que le gouverneur-général ou le souverain portât sa décision sur celles-ci, étaient composés d'hommes versés dans la connaissance des lois et des constitutions du pays, aussi bien que de ses intérêts matériels. Il suffit de nommer, parmi ceux qui siégèrent au conseil privé, les Nény, les Stassart, les Wavrans, les De Cockles Crumpipen, les Plubeau, les Fierlant, les Le Clerc, les Grysperre, et parmi les membres du Conseil des finances, les De Cazier, les De Keerle, les Mullendorff, les Cornet de Grez, les Delplancq. Les administrations provinciales et municipales comptaient aussi dans leur sein une foule d'hommes distingués à plus d'un titre.«

Unter allen ausgezeichneten Männern nun der Provinz Flandern hat keiner ein so gesegnetes Andenken hinterlassen, als — Johann Philipp Vilain XIV., durch seinen Charakter und seine Wirksamkeit. Er ward von dem Generalgouverneur, Prinzen Carl von Lothringen, im J. 1755 (29. März) zum ersten Schöffen von Gent ernannt, der damals an der Spitze

des Magistrats stand, und nebstdem auch Präsident der Ständeversammlung (von Flandern), so wie der permanenten Deputation der Stände war, unstreitig die wichtigste Stelle der Provinz, da er die Interessen der Regierung und der Stände zu vermitteln hatte. Er ward später vom Gouvernement auch zum lebenslänglichen Commissär bei Untersuchung der Rechnungen der Provinzial-Administration ernannt. Die Stelle eines ersten Schöffen zu Gent war, wie in allen übrigen flandrischen Städten, eine amovible; Vilain bekleidete sie bis zu seinem Tode (1777) ununterbrochen, was ohne Beispiel war. Er hatte also die Gelegenheit, viele Verbesserungen durchzusetzen. Interessant ist nun das Detail des Buches, das sich über Vilain's Leistungen ausbreitet, wie er zuerst Licht in die äußerst verwirrten finanziellen Zustände Flanderns bringt. Er ward im J. 1758 für seine Verdienste taxfrei zum Vicomte erhoben; Graf Cobenzl, der für ihn diese Gnade ansuchte, äußerte sich auf's Günstigste über seine eifrigen und uninteressirten Dienste, und es wird in dem Diplom der Kaiserin Maria Theresia sein Verdienst besonders hervorgehoben: »Le zèle distingué qu'il avait constamment marqué dans toutes les occasions, ainsi que les services importants qu'il avait rendus, entre autres dans l'établissement du nouveau système d'administration et d'économie en Flandre, et ceux qu'il continuait de rendre avec succès pour le bien et l'avantage du royal service et des fidèles sujets de l'impératrice dans la même province.«

Eben so verdienstvoll war sein Wirken im J. 1769 bei Gelegenheit der grassirenden Viehseuche.

»En 1771, il parvint à arranger, au gré du gouvernement, une affaire qui tenait fort à cœur à la cour de Vienne, et qui était en effet pour elle d'une haute importance. Le subside annuel et fixe de la Flandre était, depuis 1754, de 1,642,500 florins; mais, sur cette somme, l'impératrice avait à supporter des non-valeurs qui s'élevaient à près de 400,000 florins; elles étaient causées par l'impossibilité où la plupart des villes de la province étaient d'acquitter, en tout ou en partie, leur contingent: Gand et Bruges, par exemple, n'en payaient absolument rien, et, du chef de ces deux villes seulement, le déficit était de 288,000 florins. D'un autre côté, les moyens courants, ou impôts sur les consommations, que percevaient les Etats, offraient, grâce à l'ordre et à l'économie que le vicomte Vilain avait introduits dans leur gestion, un excédant annuel de près de 800,000 florins sur les charges auxquelles ils étaient destinés à pourvoir. Dans cet état de choses, le gouvernement pensa qu'il

était équitable que l'excédant du produit des impôts fût, partiellement au moins, affecté à dédommager le trésor royal de la perte qu'il souffrait, par les non-valeurs du subside; il fit entamer avec les Etats des négociations à ce sujet; et, pour les disposer favorablement, il leur offrit d'autoriser l'emploi d'une autre somme qui serait tirée de la caisse des moyens courants, en déduction de ce qu'ils payaient à titre de subside, de sorte que, en définitive, le peuple, aussi bien que la souveraine elle-même, y aurait trouvé de l'avantage. Cette combinaison, que le vicomte Vilain XIIII appuya de tout son crédit, fut couronnée d'un plein succès. Dans une assemblée générale tenue le 2 Mai 1771, les Etats, à une grande majorité, consentirent à ce qu'une somme de 260,000 florins fût prélevée, chaque année, sur le produit des moyens courants, pour dédommager l'impératrice des non-valeurs du subside, et à ce que la même caisse payât, à la décharge des villes et du plat-pays, une partie de ce subside calculée à raison de 2000 rations par jour (182,580 florins par an); ils ne mirent à leur adhésion aux vues du gouvernement, qu'une seule condition, à laquelle celui-ci souscrivit sans peine: ce fut que les enfants du plat-pays âgés de moins de six ans ne seraient plus sujets au droit de moulage nommé hooftgeld« (Kopfsteuer). Vilain erhielt dafür den Stephansorden. Auch die sehr verwirrten städtischen finanziellen Angelegenheiten Gents brachte er in Ordnung, so daß statt des bisherigen Deficits ein Ueberschuß der Einnahme sich ergab. Er ward mit Dispens (des Herzogs von Lothringen vom 16. Juli 1774) zum Grand bailli de Gand et bailli du »Vieux-Bourg« erhoben, obschon eigentlich diese Chargen mit der Stelle eines ersten Schöffen nicht vereinbar waren. Die Errichtung des Correctionshauses zu Gent gehört auch zu seinen großen Verdiensten um dieses Gemeinwesen.

Herr Gachard läßt der großherzigen Kaiserin Maria Theresia volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn er sagt (p. 259): »Ici encore nous devons des éloges au gouvernement de Marie-Thérèse, car il ne tint pas à lui que la législation criminelle ne subît dans nos provinces des améliorations importantes. Il proposa aux Etats de décharger les seigneurs de l'obligation où étaient ceux-ci de payer les frais et mises de justice (Dépêche circulaire du 21 Mai 1771); il invita les cours supérieures provinciales à lui suggérer le parti qu'il convenait de prendre, relativement aux sentences que portaient les juges du plat-pays (Dépêche circulaire du 7 août 1765) il voulut, et il insista même sur ce point, qu'elles

s'expliquassent sur l'abolition de la torture et de la marque (Dépêches circulaires du 16 avril 1766 et du 22 juin 1771). Marie Thérèse alla encore plus loin à cet égard que ses ministres : dans une résolution applicable à ses états héréditaires allemands, elle prescrivit de la manière la plus expresse que la question y fût partout abolie, enjoignant de plus à son tribunal suprême de justice d'examiner s'il ne fallait pas faire cesser successivement la peine capitale, du moins dans la plupart des cas, en la bornant aux crimes les plus atroces (Résolution communiquée au ministère belge, par dépêche du prince de Kaunitz du 8 janvier 1776).«

»On devrait s'en étonner, s'en indigner peut-être, si l'on ne savait combien est puissant l'empire d'anciens usages: de tous les conseils de justice de la Belgique, il n'y en eut qu'un seul, celui de Gueldre, siégeant à Ruremonde, qui opina pour l'abolition de la torture; encore demanda-t-il qu'elle fût conservée pour certains crimes. Les autres propositions du gouvernement n'obtinrent pas une solution qui lui permit davantage de donner suite à ses vues.«

Um so weniger ist es auffallend, daß die dictatorischen Reformen Kaiser Josephs II. in Belgien solchen Widerstand fanden, da die so menschenfreundlichen Absichten seiner milden Mutter nicht erkannt wurden! — Vilain jedoch gelang es, so manche philantropische Maßregeln in seiner Provinz durchzusetzen. Interessant ist die Geschichte der Gründung des Zwangsarbeitshauses zu Gent, das in einigen Provinzen Nachahmung finden sollte, aber nur in Brabant zu Stande kam (zu Vilvorde, wozu die Kaiserin das dortige Schloß den Ständen überließ). Vilain hatte während der Zustandebringung dieser so wohlthätigen Anstalt das angeführte Buch: Mémoire sur les moyens de corriger les malfaiteurs et les fainéants, herausgegeben (in einer sehr geringen Anzahl von Exemplaren, daher es später sehr schwer zu erhalten war). »Il eut la satisfaction flatteuse de voir cet ouvrage accueilli par l'approbation des représentants de la province, et par celle du gouvernement lui-même, qui consacra, dans un règlement additionnel du 19 juillet 1775 (das erste ward am 18. Februar 1773 gegeben), la plupart des vues qui y étaient énoncées, en tant qu'elles concernaient l'administration économique, la police et la discipline de l'établissement.«

Dieses Mémoire ließ nun Herr Ch. Hypp. Vilain XIV.

wieder auflegen, und gab dazu eine sehr interessante geschichtliche Notiz über die spätere Geschichte dieses Instituts. Herr Gachard sagt: Ils (les lecteurs) y verront comment, après avoir atteint tout son développement sous la sage administration du vicomte Vilain XIV, cette institution dégénéra aussi sitôt qu'elle eut perdu son fondateur; comment, elle aussi, elle eut à souffrir de la manie d'innovations qui tourmentait Joseph II; comment, sous le régime français, livrée à un système d'exploitation sur une grande échelle, elle devint comme une vaste manufacture où des criminels transformés en artisans donnaient d'immenses bénéfices aux entrepreneurs qui les faisaient travailler, et gagnaient eux-mêmes de grosses journées, immédiatement dissipées au jeu et aux cantines; comment enfin, depuis notre séparation d'avec la France, mais surtout dans ces dernières années, l'autorité en est revenue au but primitif de l'établissement, sauf les améliorations indiquées par l'expérience.«

Interessant sind die Reflexionen des Herrn Hypp. Vilain über die alten Zeiten, denen Herr Gachard seinen Beifall zollt. »Il fait ressortir l'avantage que les gouvernants d'autrefois avaient sur ceux d'aujourd'hui, pour accomplir de grandes choses.« Jedenfalls ist das Buch von bedeutendem Interesse.

Cronijcke van den graefscepe van Vlaenderen, gemaect door Ihr. Nicolas Despars, uitgegeven door J. De Jonghe, Doctor in de letteren en Wysbegeerte, hoogleeraer by het Atheneum de Brugge. Brugge, 1841; livraisons 24 et 25.

Messager 1841. p. 272.

So wenig Neues die früheren Lieferungen im Grunde darboten, so interessant sind die späteren, namentlich die hier angeführten, welche über die Zeit Mariens von Burgund, Maximilians I. und ihres Sohnes Philipp des Schönen Bedeutendes enthalten, und sehr zu berücksichtigen sind. Die Chronik ist in dieser Zeit unstreitig von einem sehr unterrichteten Augenzeugen verfaßt: »nous serions tenté de croire qu'elle a été écrite par le grand-père de l'auteur, Jacques Despars, qui siégea comme assesseur de Bruges, en 1488.«

Die Zusammenstellung der (sehr reichen) belgischen Literatur ist nicht das geringste Verdienst des Messager, so wie die Artikel in der Chronique des Sciences et des Arts und in den Variétés meist sehr interessant sind. Es ist ein reges Leben in Belgien!

Von ganz besonderem Interesse sind die Recherches sur l'ancienne école de Peinture flamande, aux XVe et XVIe siècles (deutsch von Passavant im Stuttgarter Kunstblatt von 1841. Nr. 3 ff.). Messager 1841. p. 299 — 337, par Ph. B. (?) Unter den angeführten Gemälden sind so manche in den Gallerien Wiens (Belvedere, Liechtenstein, Czernin u. s. w.). — Der Messager hatte schon in den früheren Jahrgängen von 1828 bis 1839 viele Artikel geliefert über die altflämische Schule.

Révolte des Provinces autrichiennes du Rhin contre Charles-le-téméraire. 1474.

Messager 1841. p 351 — 387. par M. de Ring.

Ein gut geschriebener Aufsatz. In dem Schreiber'schen Taschenbuche für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland (dessen drei Jahrgänge wir im Geschichtsforscher, Bd. II. Anzeigebl. LIX — LXIII anzeigten), Jahrgang 1840, S. 1 — 66 ist ein ähnlicher Aufsatz (H. Schreibers) mitgetheilt: »Peter von Hagenbach und das Gericht der Geschwornen zu Breisach,« der dem Herrn Verfasser des französischen Artikels wohl bekannt gewesen seyn dürfte, obschon er nur den Beitrag des würdigen Zellweger im schweizerischen Museum für historische Wissenschaften, Frauenfeld, 1838, II. Bd. Heft 2. S. 103 — 123 erwähnt (»Urkundliche Beleuchtung der Verpfändung einiger Landschaften des Herzogs Sigmund von Oesterreich an Herzog Carl von Burgund und historische Reisenotizen«). Herr von Ring ist übrigens über das Verfahren der Feinde Hagenbachs gegen denselben mit Recht indignirt, obschon er das Benehmen des Letzteren vor seiner Gefangennehmung zu milde beurtheilt, und seine und seines Herrn Bestrebungen zu vortheilhaft darstellt. Hagenbach war ein Statthalter mit eiserner Faust, das waren die von Herzog Sigmund verpfändeten Landschaften nicht gewohnt. »L'Autriche avait régi le pays avec tant de mollesse, que pour réparer les torts (?) de son administration, et habituer le peuple à des mesures plus sévères, il fallait souvent froisser de grands intérêts. Le credit était nul. On était habitué à faire des dettes sans s'occuper du paiement; car les tribunaux, en cas de plainte, tout en reconnaissant les droits du plaignant, ne prenaient aucune mesure pour lui faire rendre justice. Lorsque la loi ne put plus être éludée et qu'enfin cet abus eut un terme, bien des voix murmurèrent. Toute réforme trouve de l'opposition.«

Allerdings waren Hagenbachs Bemühungen ganz im Sinne seines Herrn; der dabei Statt gefundene Uebermuth und das

ganz würdelose Betragen des Statthalters aber erbitterte und schadete der Gerechtigkeit der Sache; wäre Hagenbach ernst und unbescholten in seinem Wandel gewesen, so hätte er vielleicht durchgegriffen (?). Sehr gut ist, was Herr Schreiber in dem oben erwähnten Aufsatze über Hagenbachs Charakter sagt: »Als zu Ende Juni 1469, auf einem Tage zu Ensisheim, die Abgeordneten sämmtlicher Pfandschaften den burgundischen Commissarien (Markgrafen Rudolph von Hochberg, Peter von Hagenbach und Johann Carondelet) den Eid der Treue ablegten, so geschah es doch nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt: »aller bisherigen Gnaden, Freiheiten, Satzungen, Pfandschaften, guten Gewohnheiten, alten Herkommen und Rechte.« So unangenehm dieses für den Pfandherru seyn mußte, so hatte er sich doch gegenseitig zur Achtung und Handhabung dieses Vorbehaltes verpflichtet. Aenderungen in demselben konnten deßhalb, — da eine freiwillige Zustimmung der Bevorrechteten nie zu erwarten war, — nur langsam und mit größter Klugheit vorgenommen werden. Dazu war aber weder der mächtige Drang der Zeitumstände, noch Hagenbachs Charakter geeignet. Die rasch sich entwickelnden Ereignisse trieben vorwärts; was geschehen konnte, mußte bald geschehen. Dieses sah der Landvogt, der seines Herrn Ziel kannte, vollkommen ein. Noch weniger paßte er selbst zu einer langsamen, oder nur zu einer schonenden Durchführung von Neuerungen. Den Haß gegen Bürger und Bauern, so wie die Geringschätzung derselben und ihrer Beschäftigungen, hatte er von seiner Wiege mitgebracht, und sah sich durch seine nächsten Umgebnngen, so wie durch den Widerstand, welchen er erfuhr, fortwährend in demselben bestärkt; nebstdem mochte er auch leicht von der Macht seines Herrn und von der Unwiderstehlichkeit gegen dieselbe übertriebene Vorstellungen hegen. Hiezu kam noch seine im Ganzen höchst reizbare Stimmung, und jener abenteuerlich-ritterliche Sinn, welcher leichtfertig die Gefahren aufsucht und mit ihnen spielen zu können glaubt. Es möchte daher eher Lächeln erwecken, als von tiefer Bedeutung scheinen, wenn Hagenbachs Leibwache drei Würfel mit dem Wahlspruche: »Ich passe« auf den Aermeln gestickt trug. Wer Gelegenheiten ablauern will, darf dieses nicht aller Welt zur Schau tragen. Aber mehr als Unbesonnenheit, wirklicher Hohn und unbegrenzte Verblendung ist es (welche freilich damals vielfach getheilt wurde), wenn sich Hagenbach über eine würdig auftretende Stadt oder eine ganze Eidgenossenschaft, — sobald sie nur mit seinem Herrn in Conflict geräth, — in die gemeinsten Schimpfwörter ausläßt. Neben dem Bürger liegt die »Canaille,« neben dem Schweizer der »Kuhhirte« auf seinen Lippen.

Wenn er den Mühlhausern den Rath gibt, dem Bunde mit den Eidgenossen zu entsagen und sich an Burgund zu halten; so thut er es mit den Worten: »Bald werde dann ihre Stadt aus einem Kuhstalle zum Rosengarten und zur Krone des Landes werden.« Mit einem wahrhaft kindischen Uebermuthe versichert er von den Bernern: »Man werde dem Bären bald die Haut abziehen, und sich einen Pelz daraus machen;« von den Baslern: »er wollte ihre Stadt in drei Tagen gewinnen,« und von den Straßburgern: »sie bedürften keines Ammeisters mehr, er werde ihnen schon einen setzen; aber keinen Schneider oder Schuster, sondern einen Herzog von Burgund.« Eben so höhnte er den ehrwürdigen Schultheißen der Luzerner, Heinrich Haßfurter, einen erprobten Feldhauptmann und den Besten ihres Rathes, weil er ein wenig hinkte: »Was sind die Schweizer,« — rief er, — »für Leute, daß sie Krüppel auf Tagsatzungen schicken müssen? Wenn ich sie vor der Kirchthüre sähe, so gäbe ich ihnen einen Heller um Gotteswillen.« Aber Haßfurter erwiederte ihm: »Gedenke an mich, daß ich noch dir und deinem Herrn mit Gottes Hilfe gerade genug stehen will.«

Daß Hagenbach bei einer solchen Mißkennung wahren Männerwerthes Achtung oder Schonung für Weiblichkeit hätte tragen sollen, läßt sich (auch nach den damaligen Ansichten seiner Standesgenossen überhaupt) nicht erwarten. Hier ließ er seiner unbändigen Natur vollends den Zügel schießen, und verband nicht selten noch verächtlichen Spott mit seinen Ausschweifungen. Selbst seine Gemahlin (eine Gräfin von Thengen) war bei den wilden Bacchanalien, die er feierte, vor seiner Ausgelassenheit nicht sicher.«

Die Geschichte der Reaction gegen Hagenbach und seines Prozesses ist äußerst lehrreich, im Tode war er ein Held und ein — Christ. Sehr schön sagt Schreiber: »So endete Hagenbach, obgleich der Ritterwürde entkleidet und durch Gefangenschaft, Folter und Todesqual gebrochen, doch so muthvoll und so christlich, wie nur ein würdiger Ritter aus alter Zeit. Wohl mochte sich jetzt mancher Feind im Stillen mit ihm ausgesöhnt haben; aber der grimmige Volkshaß, — aus politischen Gründen von der Regierung selbst genährt, — wurde nicht mit seinem Blute gelöscht. Sein Andenken fiel, — wie einst jenes Geßlers (?) in den Urkantonen der Schweiz, — der Sage und Dichtung anheim, und wurde von beiden bis in's Abenteuerliche verzogen. Noch jetzt wird der Name des Landvogtes Hagenbach am Oberrhein mit Verwünschung genannt. Und doch kommt von dem Unheile, welches man seiner Regierung beimißt, das Mindeste auf seine Rechnung. Sein Herr hatte die

fremden Truppen in das Land gebracht, so wie die Maßregeln gegen die Aufrührer und die Neuerungen in den Städten angeordnet. Die Letzteren waren unerläßlich geworden, wenn die Pfandschaften mit Burgund verschmolzen, mit demselben ein großes Reich und für den kühnen Carl eine Brücke nach Deutschland werden sollten. Auch die Verbrauchsteuer (den bösen Pfenning) verlangte die Uebung des burgundischen Staates und die völlige Erschöpfung der Kassen, weil die landesfürstlichen Domänen meist verpfändet waren. »Aber,« — bemerkt Johann von Müller (Gesch. schweiz. Eidg. IV. Thl. Leipzig, 1805. S. 645), — »der burgundischen Regierung höherer Ton schien unerhörter Hochmuth, die neue Ordnung der Instanzen Rechtsverweigerung; an einem Landsmanne alles am unerträglichsten. Dieses schadete Hagenbach besonders; und daß — wenn Hinwegsehen über altgewohnte Form erbitterte, — Gehorsam gebietender Ernst der Sitten ihm fehlte.« — Doch lag wohl noch tiefer, was sowohl Hagenbachs früheren, als seines Herrn späteren Untergang herbeiführte und herbeiführen mußte; es war ein Verkennen der neueren Zeit und der in ihr zur höheren Entwicklung gebrachten Menschen überhaupt. Die alte Scheu des Bauern und Handwerkers vor dem Ritter war verschwunden; er fühlte sich diesem physisch und moralisch gewachsen. Nur selten noch zuckte ein Zittern vor dem Namen des kühnen Carl durch die Länder; häufiger wurden die Morgensterne hervorgesucht und die Schwerter geschliffen. Je jünger aber diese Ebenbürtigkeit war, um so eifersüchtiger wurde sie bewacht; der Hohn, welcher sie traf, schnitt am tiefsten in die Herzen der Einzelnen und ganzer Völker ein, und wurde nie wieder vergessen.« — So Herr Heinrich Schreiber. Herr von Ring sagt am Schlusse seines Aufsatzes: »Mais sa mort ne fait pas moins honte à ses juges, et surtout à Sigismond, qui ne craignait pas de donner ce scandale à son siècle.« — Darin möchte er gegen den Herzog Sigmund wohl zu strenge seyn. — Hagenbach selbst kannte seine Feinde besser; er hatte einige Zeit noch die Hoffnung gehegt, daß man aus Furcht vor der Rache seines Herrn das Aeußerste gegen ihn nicht wagen werde. Durch das Stadtthor, über welchem er gefangen lag, ritten die verschiedenen Abgeordneten ein. Jedesmal fragte er den Thorwächter angelegentlich nach denselben. Als ihm nun dieser einmal antwortete: »Es seien schlicht gekleidete Männer, hoch von Gestalt, auf gestutzten Pferden,« erwiederte Hagenbach voll Schrecken: »Gott helfe mir, es sind Eidgenossen; mit mir ist es aus.« Er hatte auch nicht unrichtig geahnet; der Berner Nikolaus von Dißbach und der Lu-

zerner Heinrich Haßfurter ritten damals in Breisach ein. — Gegen ihn waren die Lande, die durch ihn so viel gelitten und von ihm so viel zu fürchten hatten; der Herzog hätte ihn vielleicht retten können (?), aber schuld ist er an seinem Ausgange nicht. Es war eine Reaction von Tausenden.

Le Château de Beersel, entre Bruxelles et Hal. Par Alphonse Wauters.

Messager 1841. p. 439 — 460 (Mit einer lithographirten Darstellung der Ruinen.)

Ein Lieblingsspaziergang der Brüsseler ist zu den Ruinen von Beersel. Herr Wauters beschreibt Gegend und Reste des Schlosses genau. Wir heben aus der Geschichte nur Folgendes heraus. Gottfried von Halbeke oder Hellebeke kann als erster Herr von Berfele betrachtet werden (c. 1300); die zweite Reihe der Besitzer des Schlosses waren die Herren von Witthem (c 1380), Heinrich III. von Witthem ist darunter für uns der interessanteste.

»(Il) porta à son apogée la splendeur de la maison et traversant avec bonheur trente années de guerres et de divisions intestines, sut toujours conserver la confiance des souverains. En l'année 1477, il fut choisi pour faire partie de la commission qui devait juger Hymbercourt et Hugonet, pendant le règne de Marie de Bourgogne, la régence de Maximilien et le règne de l'archiduc Philippe, il prit toujours place parmi les conseillers de la couronne. Lorsque le mécontentement contre Maximilien devint général, lorsque commença cette guerre terrible, dans laquelle la plupart des villes de la Flandre et du Brabant virent s'engloutir leur antique prospérité, le seigneur de Beersel employa toutes ses ressources à défendre la cause de son souverain. Son fils Philippe, nommé, le 7 septembre 1488, amman de Bruxelles, en remplacement de Guillaume Estor, qui avait adhéré à l'insurrection des communes, convoqua les nombreux vassaux de sa maison et mit de fortes garnisons dans les châteaux de son père. De ses retraites de Beersel, de Braine-l'Alleud, de Zittert, qui interceptaient les communications directes de Bruxelles vers Nivelles et le Hainaut, sortaient, sans relâche, des détachements qui portaient la terreur dans les alentours, pillaient les domaines des seigneurs ennemis, incendiaient les chaumières, dépouillaient les voyageurs et les marchands. Irrités des déprédations qui se commettaient jusqu'aux pieds de leurs murailles, les Bruxellois se ruèrent sur l'hôtel de Henri de Witthem, dans

la rue des Foulons, le saccagèrent en entier et y mirent le feu; puis une troupe nombreuse sortit de la ville et vint entourer la forteresse de Beersel, mais vainement leur faible artillerie battit-elle ces solides murailles; vainement réunissant tout leur courage, les bourgeois tentèrent-ils l'escalade; la valeur de Philippe fit échouer leurs attaques, et ils furent contraints de se retirer, laissant au pied du mur un grand nombre d'armes et de cadavres.«

Doch nach drei Monaten kehrten sie verstärkt zurück mit verdoppelter Wuth, Geschütz aus Frankreich machte bald eine Bresche, es ward die Besatzung nach tapferer Gegenwehr genöthigt, sich auf Discretion zu ergeben; ein Theil ward in's Gefängniß geworfen, die übrigen, unter ihnen der Hauptmann Wilhelm von Ramilly, auf dem Marktplatze zu Brüssel aufgehenkt, das Schloß ausgebrannt. Eben so ward das übrige Gebiet der Witthem aufs unbarmherzigste verheert, die Veste Zittert verbrannt; gleiches Schicksal hatte die Burg Braine-l'Alleud. — Solche Opfer ließ der dankbare Fürst (Maximilian) nicht unbelohnt: »(Il) lui céda successivement le droit de haute justice à Braine-l'Alleud, Plancenoit, Ohain et Haute-Noucelle (D. D. Inspruck, 10 Juni 1489); les hommages, petits cens et péages à Braine, montant ensemble à 20 florins par an, avec rénonciation à la redevance de treize muids de blé, mesure de Louvain, que payait au domaine le moulin de Monchinpont, et à condition d'entretenir les ponts et chemin de Sarmoulin (de eodem dato); la haute justice à Beertel, Linckebeke, Rode, Alsemberg et Tourneppe, avec toutes les juridictions moyennes et basses, rentes et redevances du duché à Terheyden, Boesdale, Broecke sous Rhode, Zittert sous Tourneppe etc. (12 Juni 1489); le manoir de Hoylaer avec les prés, pâturages, étangs, cens, rentes, tonlieux, en dépendant, pour en jouir pendant 24 ans (3 August 1489).«

Als die Verheerungen der Pest die Brüsseler zur Nachgiebigkeit nöthigten, wurde in dem im August 1489 zu Mecheln abgeschlossenen Vertrage die Schadloshaltung Witthems für die Plünderung seines Hauses (in Brüssel) stipulirt, auch mußten drei Messen für den unglücklichen Ramilly gestiftet werden. Das Haus ward wieder aufgebaut.

Heinrich von Witthem wurde in dem zu Mecheln 1491 gehaltenen Kapitel zum Ritter des goldenen Vließes gewählt; später war er zweiter Kammerherr des Erzherzogs Philipp und bei dessen erster Reise nach Castilien einer der fünf Regenten der Niederlande. Herr Wauters zählt die zahlreichen Besitzungen

des so bedeutend gewordenen Herrn Heinrichs (III.) von Witthem auf, und theilt seine Grabschrift mit (begraben zu Beersel, er starb am 17. September 1515, nachdem seine Gemahlin ihm bereits am 8. Juni 1508 vorausgegangen war). Im Messager von 1840, p. 384 ff. ist das Grabmal abgebildet und näher besprochen.

Der letzte des Stammes (Johann) war hingegen auf Seite des Prinzen von Oranien und Gegner des Königs Philipps II. »Après la mort de Requesens, lorsque les Espagnols furent déclarés ennemis du pays, il se rapprocha du prince d'Orange et devint bientôt son ami dévoué. Il reçut le commandement d'un régiment national, fut nommé grand-veneur de Brabant, en place de Berlaimont (14. Dez. 1577), et fut un des généraux envoyés pour défendre Anvers contre les troupes étrangères. Il échappa au sac de cette ville et se montra toujours opposé à Don Juan d'Autriche. Il se maria bientôt après à Marie de Mérode, Marquise de Berg-op-Zoom, Comtesse de Walhaim, dame de Perwez, Geel, Wavre; leurs noces furent en partie cause de la défaite de l'armée des États à Gembloux, car presque tous les colonels avaient quitté leurs troupes pour assister à Bruxelles à cette union des deux rejetons de deux familles illustres. Dans les années suivantes, à mesure que la scission entre les catholiques et les réformés s'accrut, le sire de Beersel s'éloigna de ses anciens amis, mais sans rompre entièrement avec eux.« Er starb 1591. Seine drei Töchter brachten die Güter in verschiedene Familien. Beersel gehört jetzt dem Herzog von Aremberg.

Poutrain et son histoire de Tournai (2 Voll. in 4to. avec planches et figures 1751). Par Fréd. Hennebert.

Messager 1841. p. 468—479.

Es kostete viele Mühe, dieses Buch flott zu machen. Der Aufsatz ist interessant und ein Beitrag zur innern Geschichte Belgiens unter dem Statthalter Carl von Lothringen; die Hauptschwierigkeiten gingen von den Herren der Bailliage (Stadtvogtei) von Tournai aus, wie man aus einer Antwort derselben an die Kaiserin Maria Theresia (vom 10. März 1751) ersieht. Es heißt darin: »On y exalte tout ce qui s'est fait sous la domination de la France, dans les différents temps qu'elle a possédé cette ville, et les auteurs s'étendent amplement sur les moindres faits parvenus à leur connoissance, et quoiqu'il y en ait quantité beaucoup plus intéressants qui se

soient passés sous le règne de l'empereur Charles V, de glorieuse mémoire et ses successeurs, nos augustes princes souverains, il semble que les auteurs se soient étudiés à les rapporter si succinctement qu'on ait peine à en voir les monuments les plus remarquables, qui ne doivent pas être ignorés de la postérité. Nous y avons aussi remarqué que les auteurs recherchent soigneusement à avilir le rang et l'autorité que notre corps royal a l'honneur de tenir et exercer au nom de V. M., en le post-posant aux autres corps de la ville et même à celui des Estats que ces auteurs, qui nous paroissent être guidés par quelque personne interessée en cela, avancent hardiment contre la vérité être plus ancien que ce Bailliage; qu'on a déjà tracé quelques mots pour en substituer d'autres qui rabaissent le rang que nous avons toujours tenu; qu'il s'y mêle aussi quelques railleries malignes et piquantes, qui ne doivent pas être tolérées; que spécialement dans un sacrilége qui s'est commis de nos jours, par un soldat de la garnison hollandoise, on ose nous imputer de l'avoir relâché à l'estat-major, malgré la résistance des magistrats, tandis que c'est au contraire le magistrat qui a voulu se mêler de cette affaire qui ne le concernoit pas, et qui l'a rendu malgré nous, pour éviter de reconnoître nos droits en pareille occasion en qualité de juges royaux.«

Der Statthalter erließ jedoch am 15. März 1751 an die Bailliage den Befehl, dem Buchdrucker das Exemplar zurückzustellen, und sich weiter nicht mehr in diese Angelegenheit zu mischen, und so ward das Werk endlich publicirt.

Traité de Gand, conclu le 15 Avril 1540, entre les Ambassadeurs du Roi de Danemark et les délégués de la Reine-Régente des Pays-bas. Par J. J. Altmeyer.

Messager 1842. p. 21 — 35.

Herr Altmeyer machte auch die schon oft wiederholte Erfahrung, daß die Archive, wenn sie nur untersucht oder zu Rathe gezogen werden, eine ganz neue Geschichte über fast jedes einzelne Factum gewähren, wenigstens die bisherigen gäng und gäben Ansichten berichtigen oder modificiren. Er forschte nach Documenten zur Geschichte der äußeren Verhältnisse der Niederlande im sechzehnten Jahrhunderte in den Archiven von Hamburg, Bremen u. s. w., und sah sich nicht getäuscht.

Interessant ist Herrn Altmeyers Einleitung zur Geschichte des Abschlusses dieses Tractats.



Bereits im J. 1537 wurde unter Hamburgs Vermittlung ein Waffenstillstand zwischen den Niederlanden und Dänemark zu Brüssel auf drei Jahre abgeschlossen. Vor seinem Ablaufen noch dachten die Hamburger auf Vermittlung, ihn zu verlängern oder einen definitiven Frieden abzuschließen (p. 25).

»Je dois expliquer les motifs de cette double intervention. Chose étonnante! le sénat aristocratique de Hambourg avait surpassé en libéralisme le conseil démocratique de Wullenwéwer à Lubeck. Wullenwéwer était un grand homme, mais il était venu deux siècles trop tard; or, ce n'est pas tout d'être grand, il faut encore venir à propos. Tout le système de Wullenwéwer tendait à reconstituer forcément le monopole commercial que la Hanse avait exercé au moyen-âge; mais, aveuglé par les grands souvenirs du passé, il n'avait pas vu que ce qu'il voulait c'était de toutes les impossibilités la plus impossible; que, depuis longtemps, ce système avait été battu en brèche, d'abord par les rois qui, devenus tout-puissants, ne respectèrent plus les priviléges exclusifs de cette ligue et convièrent les peuples à un commerce plus direct, et par conséquent, plus libre, plus indépendant; ensuite, par les rivalités commerciales qu'avait fait naître la découverte de l'Amérique et de la nouvelle route aux Indes orientales.«

»Davantage: les princes de l'Empire s'emparèrent de plusieurs cités et les détachèrent violemment de la confédération: l'empereur foula aux pieds leurs libertés et s'arrogea le droit de juridiction sur toutes les villes d'Allemagne (?). La réforme de Luther vint brouiller davantage encore les fédérés, en les divisant hostilement entre eux, en mettant les communes restées catholiques aux prises avec les communes devenues protestantes.«

»Ce qui seul aurait pu sauver la Hanse, c'était sa transformation en une république commerciale semblable à celle de Venise, en une république fortement constituée au-dedans comme au-dehors, géographiquement et politiquement unie (?). Mais pour atteindre à ce but, il fallait une supériorité de vues, une stabilité de principes, un déploiement d'action et une unanimité de sentiments comme on n'en trouvait nulle part dans ces siècles. Wullenwéwer, d'ailleurs, n'avait jamais saisi la question sous un point de vue assez large, et ses conceptions, quoique généreuses et patriotiques étaient débordées par le flot des idées contemporaines. Or, c'est cette position que le sénat de Hambourg avait parfaitement devinée; il avait senti que les efforts tentés par

Wullenwéwer ne pouvaient conduire qu'à épuiser les dernières forces de Lubeck, et que le salut de la Hanse, et surtout ses propres intérêts, consistaient maintenant dans la liberté du commerce avec les Pays Bas et dans la tranquillité publique. Déjà il avait bravé le fier Bourgmestre, au milieu de l'orage soulevé par lui dans les conférences de 1534 et depuis il ne cessa de pousser à la paix entre Lubeck et le Danemark. De sorte, qu'en 1540, il jouait encore merveilleusement ce rôle de médiateur qui a fait la grandeur de Hambourg.«

Der Verfasser benutzte ein Manuscript über diese Unterhandlung mit der Aufschrift: »Prothocollen tractatorum Bruxell. 1540 (den 15 Januar initium factum) quorum finis sive conclusio postea facta est in Gandavo.« Am 18. Oct. 1539 wurde der Senator Hermann Rover zu Hamburg beauftragt, sich nach Brüssel zu begeben und die Vermittlungsunterhandlung zu führen; er reiste jedoch erst am 26. Dezember ab und kam am 6. Jänner zu Brüssel an. Königin Maria (die Regentin), obwohl unwohl, empfing ihn am 8ten; er meldete, daß die dänischen Gesandten bereits in Antwerpen seien. Die Vermittlung ward angenommen. Da die Königin abreisen mußte (zum Kaiser), so wurde eine Commission, Graf Hoogstraten an der Spitze, zur Unterhandlung bestellt, die am 15. Jänner begann.

Die dänischen Gesandten wollten gleich eine definitive Ausgleichung der Differenzen, besonders hinsichtlich der Ansprüche des Pfalzgrafen Friedrich, dessen Gemahlin Dorothea die älteste Tochter Isabellens, der Schwester Kaisers Carl V. und Christians II., des entthronten Königs von Dänemark, war, auf den dänischen Thron, wie es scheint, erzielen, was aber von Seite der niederländischen Commissäre abgelehnt und die Unterhandlung nur auf die (Handels-) Verhältnisse der Niederlande beschränkt wurde *).

Es zeigte sich im Verlaufe der Unterhandlung, daß die dänischen Deputirten keine ausreichende Vollmacht hatten, weßhalb zwei derselben nach Kopenhagen reisen sollten, um eine genügendere zu holen, und nach sechs Wochen sollte zu Gent die Unterhandlung weiter geführt werden. Am 2. April 1540 wurde

*) Herr Altmeyer sagt zwar: »C'était un coup d'habileté de la part des ambassadeurs danois que d'avoir ainsi séparé la cause de la restauration d'avec les démêlés des Pays-Bas.« Wir glauben aber, die habileté war auf Seite der Niederländer, denen die Verlängerung des Friedens wegen des Handels und der Entschädigung willkommen seyn mußte, Dänemark hingegen mußte Anerkennung von Seite des Kaisers wünschen.

wirklich zu Gent dieselbe wieder eröffnet, wobei Rover wieder den Vermittler machte. Herr Altmeyer sagt nun: »Cette fois-ci les Danois exigèrent la renonciation formelle du palatin aux royaumes de Danemark et de Norwége (die sie schon das erste Mal hätten im Auge behalten sollen), ainsi qu'aux duchés de Sleswig et de Holstein; mais il assurèrent que le roi paierait les indemnités; qu'à cet effet, on nommerait de part et d'autre des arbitres, et qu'on prendrait la ville de Hambourg pour lieu de conciliation et d'arrangement; que le roi liquiderait dans le terme de trois ans; qu'en cas de guerre, il respecterait la neutralité du pavillon des Pays-Bas aussi longtemps que la reine se tiendrait neutre vis-à-vis des ennemis du Danemark.«

»Christian III insistait particulièrement sur ce point, parce qu'il n'ignorait pas que le roi de Suède entretenait des relations secrètes avec la cour de Bruxelles.«

»La reine proposa d'ajouter les articles suivants: I° que le paiement des marchands se ferait entre les maisons des députés qu'elle commettrait à cet effet à Amsterdam, et que l'on restituerait à cette ville les immunités dont elle avait joui à Bergen, en Norwége.«

Après bien des débats, il fut convenu que la somme des indemnités serait fixée à 9,061 thalers, payables dans trois ans, à Hambourg; que le commerce serait libre; que l'amman de Bergen serait prié d e r e m e t t r e l e s A m s t e r d a m m o i s e n p o s s e s s i o n d e l e u r s a n c i e n s p r i v i l é g e s. Tout paraissait terminé, lorsque Granvelle annonça que le palatin venait de soulever d'insurmontables difficultés; mais l'empereur promit d'en parler à l'électeur, et ordonna de passer outre« *).

---

*) Lanz, dessen höchst wichtige und interessante Sammlung: Correspondenz des Kaisers Carl V., über so Vieles neues Licht verbreitet, theilt im zweiten Bande S. 308. Nr. 467 ein Schreiben der Pfalzgräfin Dorothea an ihren Onkel, den Kaiser, mit, in welchem sie ihn dringend bittet, den Waffenstillstand mit Dänemark nicht zu verlängern, noch weniger könne von Seite ihres Gemahls Friede geschlossen werden. Sie bittet den Kaiser um Erledigung ihres Vaters, der noch immer gefangen gehalten wird.

»Par quoi, Sire, mon mari, ma seur et moi, voz tres humbles serviteur et servante suplions, que comme tres clement et vrai empereur et fontaine de justice veuille prendre cest affaire au cueur, avoir pitie du pouvre prisonnier, faire oeuvre de misericorde, et le prendre hors de prison entre voz mains; ce que V. M. peult bien faire comme celle a cui dieu a donne lauctorite et puissance pour

»Quoique la reine n'eût accordé qu'une trève d'un an, sous les conditions les plus onéreuses pour les Danois, ceux-ci furent forcés de s'en contenter. Leur pays, déjà épuisé par de longues agitations politiques, était encore menacè par l'ambition de la Suède; mieux valait donc pour eux une mauvaise paix que la prolongation de l'état de guerre.«

Am 14. April war man einig geworden. Die Königin gab ihre Zufriedenheit dem Vermittler Rover zu erkennen und meinte, es sei ein Anfang zum gänzlichen Frieden. Am 15. April 1540 wurde der Vertrag im Hause des Verreicken (l'audiencier) gelesen, unterzeichnet und besiegelt. Die Gesandten Dänemarks und Hamburgs reisten denselben Tag noch ab.

Du rôle politique des Pays-Bas dans les révolutions du Nord, a l'époque du célèbre bourgmestre George Wullenwéwer. Par J. J. Altmeyer.

Messager 1842. p. 170—203.

Ein sehr interessanter Aufsatz, der eine sehr verwickelte und nichts weniger als klare Periode behandelt. Es klagt der Verfasser (mit Recht) über Mangel an Quellen, namentlich hat ihm das Lübecker Archiv durchaus keine befriedigende Ausbeute geliefert; wir glauben, daß die Untersuchung über diese Verhältnisse zwischen dem Kaiser (als Herrn der Niederlande) und den Hansestädten, besonders Lübeck und Dänemark, nicht nur noch nicht abgeschlossen ist, vielmehr erst recht beginnen müsse, obgleich Herr Altmeyer Dankenswerthes geleistet hat.

Wir können uns in die genauere Analyse des hier Beigebrachten nicht einlassen, um diese Anzeige nicht über Gebühr zu verlängern, bemerken also nur drei interessante Puncte: 1) Die Friedensunterhandlungen zwischen den Niederlanden und den Lübeckern mit ihren Verbündeten zu Hamburg, die am 2. März 1534 begannen.

»Toutes les villes vandaliques envoyèrent des ambassadeurs à Hambourg; Lubeck y députa, entre autres, les bourgmestres Joachim Gerken et Wullenwéwer, avec Marc Meier (mit 70 gerüsteten Reitern); le Holstein et l'empereur y avaient aussi leurs représentants; la cour de Bruxelles y

povoir facilement faire soubmettre le duc de Holstein et obeir a droit et raison, ausi que V. M. comme nostre seul pere me veuille conseiller et assister pour parvenir a ce que de dieu et raison mappartient et confirmer le traictie de mon mariaige, comme je ne doubte point, que V. M. sceura mieulx adviser les moiens que moi.«

envoya George D'Autriche, évêque de Brixen; Gérard Mulart, conseiller et maître des requêtes au grand-conseil de Malines; Maximilien de Transylvanie et Corneille Beuninck, conseillers de Sa Majesté impériale. La reine-régente des Pays-Bas, Marie de Hongrie, ne pouvait pas faire un meilleur choix: c'étaient tous des hommes adroits, profondément versés dans les affaires commerciales et diplomatiques, et qui surent habilement profiter du caractère impétueux et des éclats de colère de Wullenwéwer. En rêvant à cette glorieuse époque de notre histoire, où l'on ne traitait pas impunément sans nous, malgré nous et pour nous, je me suis promené avec orgueil dans la salle du conseil de l'hôtel-de-ville de Hambourg, où se tenait cette conférence célèbre, mais dont malheureusement un coin seulement a conservé sa forme antique et qui vient d'être entièrement détruit par les flammes.«

Es ist also doch eine glorieuse époque der niederländischen Geschichte diese Zeit, in der diese interessanten Lande dem größeren Staatenverbande angehörten, dessen Haupt (der häufig verunglimpfte) Kaiser Carl V. war! — Herr Altmeyer hat in seiner Geschichte der diplomatischen Verhältnisse rc. (p. 560—562) die Instruction für die niederländischen Gesandten mitgetheilt, zu Bremen fand er nun die Protokolle des Congresses, die er im Auszuge gibt. Gleich Anfangs entspann sich ein Streit, indem der belgische Gesandte Gerard Mulart über die von Seite Lübecks erlittenen Beschädigungen der kaiserlichen Unterthanen Klage führte, dabei aber von dem Lübecker Gesandten, Doctor Hieronymus Scharf (auf Wullenwebers Anstiftung), heftig unterbrochen wurde, ja die Lübeckischen Gesandten verließen den Conferenzsaal, da Mulart sich nicht irre machen ließ. »Pendant leur absence, les ambassadeurs des Pays-Bas demandèrent restitution de tout ce que les Lubeckois avaient enlevé aux sujets de Sa Majesté, ou des dommages-intérêts proportionnés à leurs pertes; ils terminèrent en se plaignant de la conduite indécente des députés de Lubeck.« Die Sitzung wurde unterbrochen. Auch in den folgenden Sitzungen ging es stürmisch zu, wie in der am 11. März erklärte der Bischof von Brixen, daß der Kaiser keinen Pfenning bezahlen werde als Entschädigung an Lübeck: »Mais que l'on pourrait intervenir auprès de sa dite Majesté pour qu'elle ordonnât aux Hollandais et à ses autres sujets de s'abstenir de la navigation à Drontheim, point dont se plaignaient les Lubeckois. Quant à la proposition de ces derniers, de renoncer à la somme de 300,000

florins d'indemnité, si les Hollandais voulaient, de leur côté, renoncer à la navigation vers l'Est, Sa Majesté ne saurait prêter la main a une pareille offre, puisque cette navigation valait plus de 10 ou 1200.000 florins; que de droit des gens comme de droit écrit, la mer était libre pour tout le monde, et que ce droit-la, Sa Majeste était décidée à le maintenir, dût-il lui en coûter cinq royaumes (?); enfin, l'énergique évêque leur demanda catégoriquement si, en dernier résultat, ils voulaient la paix ou la guerre; que s'ils voulaient la guerre, ils en auraient assez sans Sa Majesté.«

Die Hamburger ermahnten die Lübecker zum Frieden, sonst müßten sich alle Hansestädte gegen sie verbinden; da man den Krieg als i n s o l e n t bezeichnete, gerieth Wullenweber in Zorn, als ob er gemeint sei; er drohte den Holländern und ihren A n h ä n g e r n, mußte aber harte Reden hören. »Les nobles de Holstein lui lancèrent de mordants sarcasmes et le bourgmestre de Stralsund lui cria ces dures paroles: »Messer George, j'ai assisté a bien des négociations, mais je n'ai jamais vu agir comme vous faites; v o u s v o u s c o g n e r e z u n j o u r l a t ê t e c o n t r e l e m u r t e l l e m e n t q u e v o u s i r e z v o u s a s s e o i r s u r v o t r e s é a n t.« — Wüthend verließ er die Versammlung, und des andern Tages eilte er nach Lübeck, wo es zu Parteikämpfen kam, in denen er noch obsiegte. Doch kam am 16. März ein Lübecker Rath, Helmeke Danneman, nach Hamburg und machte folgende Vorschläge: 1) Wechselseitige Auswechslung der Gefangenen; 2) Abschaffung der in Holland wider die alten Gewohnheiten aufgesetzten Abgaben (Tonlieux); 3) Aufgeben der Schiffahrt nach Drontheim (von Seite der Holländer). Man sollte auch die Mandate gegen die Personen oder Güter der Lübecker nicht exequiren, und diese sollten nicht gehalten seyn, die weggenommenen Schiffe der Holländer zu restituiren.

»Après bien des débats, après bien des allées et de venues de Hambourg a Lubeck et de Lubeck a Hambourg, et grâce surtout aux délégués de cette ville, la paix fut enfin conclue aux conditions suivantes: 1) Liberté réciproque du commerce: 2) restitution sans indemnité des prisonniers et des navires capturés de part et d'autre depuis l'expédition de Christiern II, en Norwége; 3) maintien des droits, libertés et priviléges des contractants; 4) admission du Danemark, de la Norwége et du Holstein, dans ce traité. Il fut stipulé expressément, que si, dans ces états, il était attenté aux droits, libertés et priviléges des Lubeckois ou de leurs alliés, l'empereur ne prêterait aucun secours aux

premiers, mais les abandonnerait à leur sort. La durée de cette paix fui fixée à quatre ans.«

Wir übergehen die (interessanten) Bemerkungen über Wullenwebers Absichten und Maßregeln, und erwähnen den zweiten Punkt, Habsburgs Versuche, den dänischen Thron wenigstens einer Tochter Christians II. (Dorothea), die man dem ritterlichen Pfalzgrafen Friedrich II. vermählte, zu erhalten. Herr Altmeyer führt ganz interessante Daten über Friedrichs unglückliche Versuche an, diesen Plan durchzusetzen; wie er aber selbst erklärt, gibt es noch viele Dunkelheit in diesen verwirrten Händeln, die wohl nur erst nach und nach sich aufhellen wird, wenn die verschiedenen Archive sich öffnen.

Wullenwebers Sturz in Lübeck, wo die aristokratische Partei die Oberhand erhielt, dann seine Gefangennehmung durch den Erzbischof von Bremen und Auslieferung an Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig, der ihn gefangen hielt und als Opfer seiner Feinde einem grausamen Tode aussetzte, ist von dem Verfasser umsichtig dargestellt.

Wullenweber wurde gefoltert; unter andern sollte er auch bekennen, daß er Lübeck dem Hause Burgund (Habsburg) überliefern wollte!

Herr Altmeyer sagt: »Le roi d'Angleterre et la reine Marie intervinrent en faveur du malheureux bourgmestre; mais tout fut inutile. Chose étonnante si l'on ne connaissait pas les sinuosités de la politique, en même temps que la régente demandait grâce pour Wullenwewer auprès de l'archevêque de Brême, elle faisait écrire par ses ambassadeurs (Étienne Hopfensteiner et Godschalck Ericsen) au sénat de Lubeck que jamais le gouvernement de Bourgogne n'avait rien eu de commun avec lui; que tout ce qu'il avait déclaré de ce chef n'était que mensonge et invention (3. April 1536) et que ce serait salir le nom de leurs Majestés l'Empereur et la Reine que de les soupçonner de pareilles connivences.«

Wullenweber wurde auf Antrieb der aristokratischen Partei Lübecks am 24. September 1537 hingerichtet (alt 44 Jahre). Altmeyer nimmt ihn in Schutz (gegen Ranke, s. dessen Geschichte der Deutschen im Zeitalter der Reformation, III. 596). Vgl. Barthold's Aufsatz im Raumer'schen Taschenbuche für 1835, p. 178—200.

Die Beilagen dieses interessanten Aufsatzes sind:

1) Schreiben der Königin Maria ꝛc., Statthalterin der Niederlande, an Herzog Albrecht von Meklenburg, ddto. Brüssel, 27. Juli 1536, der am 7. und 16. Juni dringend um Entsetzung

(des belagerten Kopenhagens) gebeten hatte. Sie habe bereits das Ihrige gethan und hoffe baldigen Erfolg: »Dieweil aber der Hertzog von Holstein vnnd ander mit Meinhart von Ham durch etzliche fendlin knecht, vnnversehenliche unredliche, wunderliche practikenn Kayserlicher Mayestat Armada zu der entsetzung zu verhindern vermeinen, ingefallen, darumb solche entsetzung sich biszher verweylt. Aber numals durch göttliche verleyhung dieselbenn vnnd ander sachenn zu den wegen sollen gericht werdenn, damit die Armada unverhinderlich in wenig tagenn auf der fhart vnnd wider die vheind den gewaltiglich zu widerstehen im wergk gewisslichenn sein sollenn, darzu sich Euer Liebden entlich verlassen mugenn.« (Herr Altmeyer sagt im Texte von der ganzen Unternehmung: »Il y avait eu, dans tout cela, des trahisons infâmes et de cruelles mystifications.«)

2) Zwei Schreiben Georg Wullenwebers (aus seinem Gefängnisse) an seinen Bruder Joachim W. zu Hamburg, die höchst interessant sind zu seiner Charakteristik.

3) Intercessions-Schreiben König Heinrichs VIII. von England für Wullenweber und seinen Bruder D. D. Ex regia nostra (arce) prope Londinum, die XII Maji 1536. An die Stadt Hamburg gerichtet.

4) Zwei Schreiben der Königin Maria, Statthalterin, an den Erzbischof von Bremen und den Herzog Heinrich von Braunschweig (S. D.). Man möge den Jörg Wullenweber, dessen Oberherr nur der Kaiser ist, dessen Statthalter, Herrn Jörg Schenken ausliefern.

Man sieht, daß die Akten über Wullenweber und seine Verhältnisse (gegen den Kaiser und die Niederlande insbesondere) noch nicht abgeschlossen sind; ohne alle Veranlassung war diese Reklamation eines Mannes nicht, der sich früher feindlich gestellt hatte.

D'une Lettre de Madame Marguerite d'Yorck, veuve de Charles-le-téméraire. Par J. K.

Messager 1842. p. 327 — 331.

Der Brief fand sich im Archiv von Audenarde, wo man ihn nicht vermuthen konnte, er ist aus Audenarde, dem Witwensitze Margarethens von York (K. Maximilians Schwiegermutter), und ist an den Bischof von Tournai adressirt; er handelt von geistlichen Angelegenheiten (Ablaß, Gottesdienst, Unordnung dabei u. s. w.), ddto. 28. Februar 1500 (1501). Der Herausgeber spricht von den Häusern, welche Frau Margarethe zu

Audenarde bewohnte, und führt bei dieser Gelegenheit eine nicht uninteressante Anekdote von Erzherzog Maximilian an (p. 328):

»La Chronique manuscrite du pensionnaire Van den Broecke et de Mr. Hermes Quamoers dont, malheureusement, nous ne possédons qu'une copie fautive et infidèle, parle de trois maisons que cette princesse aurait fait construire au milieu de la Grande Place; mais dans les comptes de l'année 1479, il est positivement dit que ces terrains appartenaient à la rue Haute. Une anecdote, rapportée par la même chronique, prouve que l'hôtel se trouvait en projection de la rue. L'archiduc Maximilien, se trouvant à Audenarde et se promenant dans un salon, en attendant l'heure du dîner, vit de sa fenêtre un tailleur (parmentier) qui mangeait de si bon cœur une pièce de lard (Baecke vleesch, caro porcina) à l'ail, qu'il fut tenté de goûter du mets. Le prince entra dans la boutique de l'ouvrier, partagea son dîner, et en fut tellement satisfait qu'il déclara n'avoir rien mangé d'aussi appétissant: il voulut que son maître queux apprît à apprêter ce ragoût et lui en servît fort souvent. Or il fallait bien que l'hôtel fût en saillie pour que le prince put voir dans la maison du voisin.«

Die Mittheilung dieses Briefes der Herzogin Witwe wurde nicht ohne Bitterkeit getadelt in einem Aufsatze des Messager vom J. 1843. p. 71—81 von E. A., der lebhaft Partei nimmt für den Clerus von Audenarde.

Sceaux des Métiers de Bruges. Par Jules de Saint-Genois.

Messager 1842. p. 397—410, avec 6 planches.

Ein sehr interessanter Aufsatz, der beweist, daß im Mittelalter das regste Leben alle Stände, auch den Handwerksstand, erfüllte, in Belgien, wie überall.

Der Herr Verfasser sagt mit Recht: »L'histoire des métiers et des différentes corporations industrielles qui florissaient, au moyen-âge, dans toutes nos villes, est entièrement à faire. Il n'existe aucun ouvrage qui puisse donner une idée exacte et un peu complète de ce qu'étaient chez nous ces associations autrefois si puissantes, qui résumaient, pour ainsi dire, la vie active et turbulente des communes. Quel livre offrirait cependant plus d'intérêt?«

»C'était en effet dans le sein des métiers qu'on choisissait une grande partie des magistrats des villes; c'étaient les métiers qui fournissaient les milices bourgeoises, sauve-

gardes hardies des libertés municipales; c'est dans les registres de ces corps qu'on trouve souvent inscrits les noms les plus illustres de nos provinces, surtout de la Flandre, alors que les grandes familles, voyant le pouvoir aux mains de la classe moyenne, sentirent la nécessité de faire cause commune avec cette dernière, et d'abaisser leur bannière seigneuriale sous l'étendard des artisans, pour obtenir une part dans le maniement des affaires publiques. Artevelde lui-même n'avait-il pas pris rang parmi les brasseurs de sa ville natale, afin d'arriver au but de sa vaste ambition.«

»Outre l'importance que présenterait un semblable travail pour l'histoire politique de la Belgique, ce serait encore une étude précieuse pour l'histoire du commerce et des progrès industriels chez nos ancêtres.«

Der Herr Verfasser schildert sehr schön die Theilnahme dieser Innungen an ihrem Gemeinwohle, und macht dann den Uebergang auf ihre Siegel, wobei er auch eine sehr interessante »Ordnung« anführt, welche im J. 1361 (am 3. Sept.) von dem Grafen Ludwig von Flandern, dem Magistrate und den 55 Innungen von Brügge gemeinschaftlich eingeführt wurde.

Wir wünschten, daß dieser interessante Aufsatz einen einheimischen (Wiener) Gelehrten veranlaßte, auf ähnliche Weise die noch zahlreicheren Innungen der Stadt Wien zu beschreiben und über ihre Stellung im Mittelalter alles Wichtige anzuführen; freilich eine sehr mühsame Arbeit, zu der wohl am ersten die Herren von Sava und Feil befähigt wären!

Trève de Bruxelles. 4 Mai 1537. Par J. J. Altmeyer. Messager 1842. p. 411 — 421.

Ein Aufsatz, zum Theil gegen die von Barthold (in seinem Aufsatze über Wullenweber im Raumer'schen Taschenbuche für 1835) durchgeführte Ansicht gerichtet, daß Wullenweber im Stande gewesen wäre, Carl des Fünften Schwager Christian II. auf den dänischen Thron zurückzuführen (oder dessen Schwiegersohn, den Pfalzgrafen Friedrich), und daß also der Kaiser groß gefehlt, an den Planen zu Wullenwebers Sturze (in der im J. 1537 Statt gefundenen Conferenz zu Lüneburg) Antheil genommen zu haben. Hr. Altmeyer vertheidigt die Politik des Kaisers:

»Une lettre d'Hopfensteiner, cet habile agent de la reine Marie, lettre que j'ai fait connaître dans mon Histoire des Relations (p. 332 — 333), a révélé le but secret de ces fameuses conférences (à Lunebourg): on y avait formulé le vaste projet d'une fédération héréditaire

entre le Danemark, la Hanse et les Pays-Bas, sous le protectorat et la suzeraineté de Charles-Quint.«

»**Les flottes du Nord, de la Hollande et de la Flandre unies pour l'exploitation commune des mers septentrionales, quelle magnifique conception, quelle prodigieuse idée!**«

Der Verfasser fand im Archive zu Bremen ein Manuscript in Quart von beträchtlichem Umfange, es enthält die Verhandlungen dieser Conferenz. Es geht aus ihnen hervor, daß die Hansestädte einsahen, die Zeit ihres Monopols sei vorüber, eine Handelsverbindung mit den Niederlanden und die freie Schifffahrt durch den Sund sei das Vortheilhafteste; zu diesem letzteren müsse man Dänemark zwingen. Diesem Plane stand Wullenweber, dessen Tendenz Wiederherstellung des hanseatischen Monopols war, im Wege, er mußte beseitigt werden. . . .

»C'est donc là ce qui explique en grande partie la conduite hostile de Charles-Quint à l'égard de Wullenwéwer et la part active qu'il a prise à la réintégration du sénat aristocratique de Lubeck, qui était entré dans ses idées de fédération.«

Unter Hamburgs Vermittlung ward später zu Brüssel an einem Tractate gearbeitet, der jedoch nur als dreijähriger Waffenstillstand am 4. Mai 1537 zu Stande kam. Die Unterhandlungen sind nicht ohne Interesse, so wie auch der Auszug aus der Apologie dieses Waffenstillstandes, die Hamburg zur Rechtfertigung seines Verfahrens ausgehen ließ, denn die Eifersucht gegen die Niederländer war rege geworden.

Documents relatifs à l'ambassade, envoyée par Philippe, Duc de Bourgogne, à la cour de Frédéric IV, roi des Romains, en 1447 et 1448, publiés par Ernest Birk, Employé à la bibliothèque impériale et royale de Vienne.

Messager 1842. p. 422 — 472.

Abgedruckt aus dem »Oesterreichischen Geschichtsforscher.« Bd. I. S. 231 — 273.

In der Note 1. p. 422 heißt es: »Cet article parut en 1838, dans un recueil intitulé: Der österreichische Geschichtsforscher, t. I. p. 231. Cet important recueil, publié par M. le chanoine J. Chmel, a malheureusement cessé de paraître, faute d'encouragements suffisants, circonstance d'autant plus fâcheuse que c'est le seul recueil en Autriche qui soit consacré exclusivement aux sciences historiques, lesquelles, disons-le en passant, sont en ce

moment peu cultivées à Vienne et dans les autres parties de l'empire.«

Das müssen wir uns sagen lassen! und leider ist es nicht unwahr; verhältnißmäßig, das heißt gegen die historische Thätigkeit in andern Ländern, namentlich in Belgien, gehalten, ist die unsere nicht beträchtlich. Doch es zeigt sich die Hoffnung, daß es besser werde; ungestraft kann auch ein Land seine Geschichte nicht vernachläßigen!

Mémoire justificatif du Magistrat d'Audenarde, sur les troubles arrivés en cette ville, en 1566, avec de nombreuses pièces à l'appui, publié d'après les documents originaux, conservés aux archives d'Audenarde, par D. J. van der Meersch, M. D.; suivi de Recherches historiques sur l'origine maternelle de Marguerite de Parme, née à Audenarde, en 1522. Gand, Hoste, 1842; grand in 8vo. p. XXVIII et 211.

Messager 1842 p. 473 — 475.

Besprochen von Baron J. de Saint-Genois, der sich über den Fleiß und die Genauigkeit des Herrn Verfassers mit größter Anerkennung äußert, und am Ende das Resultat über die interessante Beigabe (über die Mutter der natürlichen Tochter Carls V., Margarethens von Parma) anführt:

»Après nous avoir présenté ainsi l'historique des Troubles d'Audenarde et la justification du Magistrat de cette ville, M. van der Meersch nous communique le résultat des recherches qu'il a entreprises sur l'origine maternelle de Marguerite de Parme, née à Audenarde en 1522. L'auteur nous y fait connaître l'origine toute roturière de Jeanne Van der Gheenst, qu'il dit descendre simplement de Gilles Van der Gheenst, manant de Nukerke, et de Jeanne van Coye. Il examine ensuite l'assertion, qui a prévalu jusqu'à ce jour, que Jeanne Van der Gheenst aurait épousé un mince bailli de village, et conclut que cette femme, protégée par les bontés de l'Empereur, fit un mariage qui lui apporta probablement en partage honneur et aisance. Cette petite dissertation, sur un sujet que M. Serrure avait commencé d'eclaircir dans le Messager des Sciences et des Arts, 1836, nous prouve de nouveau combien il importe d'attacher du prix aux moindres documents d'une certaine ancienneté; grâce à un simple état de biens, M. Van der Meersch a pu prouver que Jean Van den Dycke, bailli de la seigneurie d'Heuverhuus, prétendu mari de la maîtresse

de Charles-Quint, avait épousé une Elisabeth Van de Wiele, et qu'il mourut en 1568, époque à laquelle Jeanne Van der Gheenst était déjà veuve depuis sept ans.«

Also wenigstens ein negativer Gewinn, der positive ist noch zu erwarten. Wie viel ist noch unbekannt, wie viel Bekanntes ist falsch!

Relations diplomatiques de Charles-Quint avec la Perse et la Turquie. Par C. Piot.
Messager 1843. p 44—70.

Nachdem der Herr Verfasser dieses Aufsatzes über die Rivalität des Königs Franz I. von Frankreich gegen Carl V. das Nöthige vorausgeschickt, die Franzens Verbindung mit den Türken veranlaßte, der selbst der Papst nicht ganz fremd war (p. 46), so theilt er aus Actenstücken des Brüsseler Archives interessante Daten mit, welche beweisen, daß auch Carl V. aus Politik sich in Unterhandlungen mit Persien und selbst mit der Türkei einließ, was ganz begreiflich ist.

Carl errieth bald die Schritte seines Gegners; so sagt er in einem Briefe (Valence, le 25 août 1522) an den Herrn de la Chaulx, worin von der Hülfe gegen die Türken die Rede ist, welche der Großmeister der Rhodiser Ritter anspricht: »Et que pis est, fait aussi à croyre qu'il (le Turc) a esté et pourroit estre incité continuer son exécrable entreprinse au moyen, par l'art et provocation d'aucuns; qui comme iniques aucteurs de tous maulx, imitateurs de desordonnées volontez et cupiditez scélereuses, se demonstrent assez eulx vouloir couvrir et soulaiger par icelle sinistre pratique dyverty les vraye voye et stabilité de la chose publique chrétienne, mectant icelle en hazard de totale perdicion, présumant estre loingtains du feug du dit très cruel Turc, ennemy de tous bons chrétiens.« (Lanz, I. p. 66.)

Als Gegengewicht gegen die Umtriebe Frankreichs bei den Türken suchte Carl den Schach von Persien zu gewinnen, zu dem er einen seiner Hofleute absendete. Jean de Balby, chevalier de l'ordre de Jérusalem, gentilhomme de l'hôtel,« erhielt sein Beglaubigungsschreiben ddto. Toledo 15. Februar 1529, das addressirt ist: »Au plus puissant roi des souverains de l'Orient, le grand, le pieux et l'heureux Kaka Yzmaël Sophi, grand roi de Perse, notre très chier frère et ami en Dieu tout puissant.« Damals war übrigens derselbe bereits todt und Thamas Schach. Herr Lanz hat seitdem die Actenstücke dieser Gesandtschaft vollständiger herausgegeben, wodurch Herrn

Piot's Aufsatz ergänzt wird. Die Gesandtschaft hatte übrigens keinen Erfolg.

Eben so ergänzend ist Lanz's Sammlung (so wie Gévay's Actenstücke) für die zum Theil in Gemeinschaft mit seinem Bruder K. Ferdinand eingeleiteten Verhandlungen mit den Türken, die für Carl wenigstens keinen genügenden Erfolg hatten. Besonders die bei Lanz zum Jahre 1545 mitgetheilten Instructionen und Berichte Veltwyck's sind von großem Interesse, wir wollen sie bei dem Berichte über Lanz später besprechen.

Herr Piot beschließt seinen übrigens interessanten Aufsatz mit folgenden Worten:

»Quoique ces négociations aient exercé peu d'influence sur l'Europe, nous avons voulu les faire connaître pour faire voir que Charles-Quint n'était pas aussi éloigné de traiter avec les Musulmans qu'on pourrait le croire: la politique l'y poussait aussi bien qu'elle y avait poussé François I; mais on ne pourra jamais lui adresser le reproche d'avoir provoqué les hordes turques à se jeter sur l'Europe, comme on peut le faire à François. Nous avons voulu aussi rappeler aux Belges une époque brillante, où leurs compatriotes jouaient un rôle important dans les négociations politiques; nous avons voulu leur rappeler un temps où la Belgique était le centre vers lequel toutes les négociations de l'Europe venaient aboutir; nous avons voulu leur rappeler enfin une époque où la diplomatie belge jouissait de la réputation la mieux méritée. Car si Charles n'a pas été heureux dans les négociations dont nous venons de parler, elles ne démontrent pas moins sa perspicacité et les grandes vues qui l'animaient.«

»Nous avons aussi voulu faire connaître une partie, à la vérité très-minime, de l'histoire de notre ancienne diplomatie, histoire qu'il serait d'autant plus nécessaire d'entreprendre qu'elle contribuerait puissamment à consolider l'esprit national, qu'elle servirait de modèle à la diplomatie d'aujourd'hui, et qu'elle serait une source où l'histoire pourrait puiser avec sûreté.«

Der letzte Satz ist der wahreste. Die Diplomatie Kaiser Carl's V. ist übrigens mit der seines Bruders Ferdinand, der ihm über alles zu referiren gewohnt war, im engsten Verbande; beide müssen im Zusammenhange studirt und vor allem — erforscht werden; es wird sich dann herausstellen, ob die Vorwürfe, welche von einigen Neueren dieser Diplomatie des Hauses Habsburg (deutscher und spanischer Linie) gemacht werden, verdient oder unverdient sind; daß sie jedenfalls einen Mittelweg

einschlug, geht schon hervor aus dem, daß diese Vorwürfe von beiden Extremen gemacht worden.

Möchten doch die reichen Quellen für die Geschichte dieser Diplomatie im Interesse der Geschichte auch reichlicher fließen!

Ce que coûtaient autrefois des distinctions et des titres nobiliaires.

Messager 1843. p. 190 — 195.

Ein interessanter Aufsatz, in dem besonders ein »Tarif des droits pour les anoblissements, titres et marques d'honneur aux Pays-Bas, formé ensuite de la consulte du conseil suprême du 29 août 1780, et du tarif signé de Sa Majesté« mitgetheilt wird.

Zum Beispiel: »Pour le titre de Duc 5888 florins (Monnoie d'Almagne), pour le droit d'agent 107 fl. = 5990 fl.« etc.

»Permission à un roturier de pouvoir prendre le nom et les armes d'une famille noble éteinte, à laquelle il pourrait être allié ou pour autre cause, par patente particulière 1167 fl. Droit d'agent 24 fl. = 1191 fl.«

Der niederländische Adel war aber auch der zahlreichste, und seine Geltung ist bei den Genealogen und Heraldikern gar nicht bedeutend, versteht sich exceptis excipiendis.«

Rapport des Députés Flamands, envoyés à Vienne en 1787. Par J. de Saint-Genois.

Messager 1843. pag. 237 — 253.

Ein sehr interessantes Document, welches Hr. B. v. Saint-Genois aus dem Archive de la Flandre orientale mittheilt und mit folgenden Worten einleitet: »Les réformes de Joseph II, dont la plupart étaient, au fond, moins mauvaises qu'intempestives et prématurées, soulevèrent promptement une profonde irritation dans les Pays-Bas autrichiens. Comme preuve de leur mécontentement, les États des provinces s'empressèrent d'adresser d'énergiques protestations au gouvernement; ceux du Brabant refusèrent même de consentir à voter les impôts ordinaires. La résistance se manifesta partout dès le commencement de l'an 1787, et se produisit même au-dehors par l'effervescence populaire, qui eut pour résultat des pillages à Anvers et à Namur. L'Empereur, instruit de l'état des choses, ne put modérer sa colère. Il ordonna aux gouverneurs-généraux de se rendre aussitôt à Vienne pour lui exposer leur conduite

et voulut qu'en même temps une députation des États se transportât officiellement dans la capitale de l'empire. A cet effet, il adressa aux États de Brabant une lettre où les termes les plus inconvenants témoignaient de sa haute indignation. Après quelques délais, il fut décidé d'envoyer à Sa Majesté trente-deux députés pris parmi les membres des différentes provinces.«

»Cette députation, composée de tout ce qu'il y avait de plus honorable en Belgique, partit au mois de juillet 1787, après avoir prêté serment de remplir fidèlement son mandat et avoir reçu les instructions nécessaires de leurs commettants. Elle arriva à Vienne le 12 août, et ne tarda pas d'entrer en relation avec le chancelier, prince de Kaunitz, et avec l'Empereur lui-même, qui la reçut en audience solennelle le 15 du même mois.«

Flandern schickte vier Deputirte, die ihren Bericht zu Gent am 15. September 1787 abstatteten, er ist hier abgedruckt unter der Aufschrift:

»Relation et Protocole du voyage de messieurs G. F. De Grave, chanoine et chantre de l'église cathédrale de Saint-Bavon; le Vicomte Vilain XIV, grand bailli de Gand; le comte Della faille d'Assenede, et le pensionnaire de la ville de Gand, Rohaert, comme députés des États de la province de Flandre, par commission du 25 juillet 1787, à Vienne, devers Sa Majesté l'Empereur et Roi, en conformité des ordres dudit monarque et de plusieurs résolutions provinciales y relatives.«

Die Deputirten aller Provinzen hatten am 7. August zu Regensburg eine Generalversammlung: »dans laquelle il fut d'abord convenu que cette séance et toutes les suivantes, ainsi que les audiences à Vienne, seroient sans préjudice de rang ou de préséance, et que ceux de la West-Flandre ne feroient qu'un corps avec les députés de la Flandre orientale.«

Die Provinz Geldern schickte keinen Deputirten, sie hatte ihre Vollmacht den Deputirten Brabants gegeben. M. Petit, einer der Deputirten der Provinz Hennegau, wurde zum Redner der Deputation gewählt.

Am 18. August war Generalversammlung zu Wien, »dans laquelle furent d'abord lues des lettres des États de Brabant, au prince de Starhemberg, au compte Cobenzl et au baron de Lederer, qu'on trouva à propos de ne pas adresser pour différentes raisons; l'on résolut de remettre seulement les lettres adressées à LL. AA. RR. et au prince de Kaunitz.

que Sa Majesté entendoit sans doute la lettre à M...., ministre de France, et l'on assura au Monarque qu'il n'avoit jamais été question que de demander l'intercession et les bons offices de Sa Majesté très-chrétienne auprès de la Majesté Impériale. Parmi quoi l'Empereur parut satisfait. Le monarque donna aussi à entendre qu'il auroit bien souhaité une union entre toutes ses provinces, par laquelle il entendoit une union en communauté d'intérêt, laquelle n'auroit ainsi fait qu'un seul état de l'ensemble de toute la province, sur quoi on exposa à Sa Majesté l'extrême difficulté ou même l'impossibilité (ja wohl!) d'exécuter un tel projet.«

Das Gespräch über diese und verwandte Gegenstände dauerte beinahe $1^1/_2$ Stunden, und ging dann auf die geistlichen Angelegenheiten über, angefangen vom General-Seminar, für das der Kaiser viele Vorliebe zeigte: »A l'occasion de quoi, on parla beaucoup des religieux sans que Sa Majesté témoigna ne pas les estimer, hormis les Franciscains, qu'il disoit être extrêmement ignorans. On désabusa Sa Majesté tant à cet égard, que par rapport à beaucoup d'autres préventions(?) qu'elle avoit conçues.«

On justifia spécialement l'Université de Louvain des imputations odieuses, qu'on lui paroit avoir faites près du monarque.«

Et comme on se plaignoit de l'humiliante nécessité ou se trouvent les évêques de demander l'approbation de leurs mandemans au gouvernement, l'Empereur répliqua que ce n'étoit qu'un visa, comme il est requis pour les Bulles du Pape, et après quelques raisonnemens ultérieurs sur cet objet, il dit, que les intendans auroient été chargés de cette commission.«

Dès que Sa Majesté nomma les intendans, on entama cette matière avec un début de soupirs et d'exclamations, de sorte que l'Empereur sourit et commença à expliquer leur commission de toute autre façon que nous l'avions conçu et appréhendé. En suite de quoi, on fit voir au monarque l'inutilité de cet établissement, le danger auquel il exposoit son peuple et l'opposition manifeste que les intendances ont avec nos constitutions.«

»Enfin, on parla des administrations, ainsi que de la régie générale des États et de plusieurs autres objets, sans oublier la façon dont on avoit été traité par le gouvernement.«

»Sa Majesté s'entretint, et écouta toutes les raisons qu'on lui allégua avec une patience

surprenante, faisant ses répliques et objections avec plus de modération que ne fait un homme privé avec son semblable.«

»Dans cette même conférence, l'Empereur dit aussi que son intention n'avoit jamais été et n'étoit pas encore d'emploier la force pour faire exécuter ses nouvelles dispositions, quoique cela lui eût été très-aisé à faire. Puis il ajouta avec une certaine retenue: »je dois avouer pourtant qu'il s'est agi sérieusement d'échanger les Païs-Bas (gegen Baiern; in München sollen, nach einer Note des Herrn B. Saint-Genois, in dem königlichen Archive die interessantesten Stücke über diesen Gegenstand liegen), non parce que je ne les estime pas, mais pour le bien de la monarchie, dont je dois procurer le bien-être autant que je le puis, étant premier serviteur de l'État, ajoutant que son projet d'échange était malheureusement manqué.«

»Enfin, à propos de quelque discours précédent, le monarque dit, qu'on lui avoit voulu faire donner sa sanction à la déclaration et concession provisionnelle de Leurs Altesses Roiales, et qu'on avoit déjà rédigé un acte confirmatoire de la déclaration du 30 Mai, écrit sur parchemin, qu'on lui avoit envoié à Lemberg, pour le signer, mais qu'il ne l'auroit pas fait, fût-ce même sur la brèche de Vienne: et que dans le transport, il avoit pris un ciseau, coupé le parchemin en deux pièces et ainsi renvoié à Vienne.«

»Puis il parla du mécontentement qu'on lui avoit causé: mais je vous le pardonne, dit le monarque, et je sais que c'est principalement la faute de mon gouvernement (?).«

»Enfin, il dit et répéta: Vous pouvez revenir lundi ou mardi et d'autant de fois que vous voudrez, et se retira un peu échauffé. Il étoit alors deux heures et trois quarts.«

Sie ist wohl höchst interessant und charakteristisch diese beinahe vierstündige Audienz!

Am folgenden Tage (18ten) nahm die Deputation vom Kaiser Abschied. »L'Empereur parut étonné quand il entendoit que nous venions pour prendre congé, et dit: Vous pouviez venir encore quatorze jours pour parler d'affaires, et n'avez-vous donc plus de doutes.«

»On répondit à Sa Majesté qu'on la supplioit de nouveau de vouloir donner la déclaration demandée par les rémon-

trances qu'on avoit eu l'honneur de lui remettre, et de daigner se rendre aux Païs-Bas, pour arranger les choses, ou de donner à cet effet ses pleins pouvoirs à Leurs Altesses Roiales, sur quoi l'Empereur répondit, qu'avant tout on devoit exécuter ses ordres envoiés aux Païs-Bas, et ajouta plusieurs autres choses déjà dites dans l'audience précédente, entre autres que le droit de propriété et la liberté personnelle étoient nos principaux privilèges.«

»Puis il parla des 40 pour cent et de la conscription militaire, dont il assura, ainsi que dans l'audience précédente, qu'il ne s'étoit jamais agi, et que quant aux 40 pour cent, ç'avoit été un mal-entendu du secrétaire. Qu'il n'avait été question que du nouveau cadastre, et que ceux qu'on avoit fait en Bohême avoient été très-défectueux, vu que pour faire l'estimation des fonds, on avoit goûté de la bouche les terreins respectifs des provinces. Ce que M. l'Abbé de Rolduc affirma avoir été aussi fait dans la province de Limbourg. Puis on parla de commerce, des entraves que les impôts et les formes requises pour la déclaration y mettent, et surtout de la prohibition du transit.«

»L'Empereur dit aussi dans cette audience, que nous n'aurions pas la conscription militaire dans nos provinces, qu'il étoit intimement persuadé que notre commerce s'y opposoit et que nous avions trop besoin de nos bras pour l'agriculture, qui faisait la base de notre prospérité (sollte dieses alles wirklich der Kaiser, oder sollte man es nicht etwa dem Kaiser gesagt haben?!); il ajouta encore que tout ce qu'il avoit fait, avoit été pour améliorer notre constitution, et nullement en vue de son intérêt personnel; enfin, il finit par nous répéter que son intention n'avoit point été de contrevenir à nos constitutions.«

Diese Audienz dauerte über zwei Stunden. Der wiederholten Bitte, das Land persönlich zu besuchen, gab er eine ausweichende Antwort.

Als die Deputirten baten, noch einige Tage bleiben zu dürfen, um die Merkwürdigkeiten von Wien zu besehen, antwortete er »gracieusement: »Oui, oui, tant que vous voulez, et je donnerai mes ordres pour que vous voiez le tout.« Das geschah. Man besah alles, auch das General-Seminar. Am 19ten nahm die Deputation Abschied von den königlichen Hoheiten (Herzog Albert und Christina).

Bei Kaunitz speisten die Deputirten, je die Hälfte, auch einzeln. »Il les reçut avec toute la politesse possible et d'une façon

aussi amicale que distinguée.« Er versprach, alles für die Niederlande zu thun.

Auch bei Kobenzl (auf seinem reizenden Schlosse in der Nähe des Kahlenbergs) speisten die Deputirten, der sehr wohlwollend und freimüthig sich äußerte.

»Enfin, dans toutes les conversations, tant générales que particulières, qu'on a eues tant avec Leurs Altesses Roiales qu'avec les ministres, l'on a toujours assuré que les droits et constitutions des provinces respectives seroient laissés dans leur entier, et que toutes les infractions qui y sont faites seront réparées.«

»On peut ajouter que les sérénissimes gouverneurs, ainsi que les ministres et tous les courtisans, auxquels on a parlé, ont avoué qu'il n'y avoit rien à redire (?) à tout ce que les Flamands ont fait, et que toutes les pièces sorties de leurs plumes méritoient l'approbation de tout le monde (?), hormis la demande du redressement des infractions faites aux droits et constitutions du païs, depuis deux cent ans« (?).

Die flandrischen Deputirten verließen Wien am 28. August und langten am 8. September 1787 wieder in Gent an.

Außer einigen übersehenen Nebenumständen, glauben die vier Deputirten, sei ihr Bericht durchaus wahrhaft. Jedenfalls ist derselbe höchst interessant, und wir glauben nichts überflüssiges gethan zu haben, da wir ihn vollständig excerpirten.

Lettres inédites du Comte d'Egmont. (Par J. de Saint-Genois.)

Messager 1843. p. 175—180.

Zuerst vier Stücke aus den Jahren 1559 (2) und 1561 (2) an seinen Haushofmeister M. de Libersart (in Privatangelegenheiten).

Encore des Lettres du Comte d'Egmont.

Messager 1843. p. 313—316. (Mitgetheilt aus der Hand des Herrn Ch. Piot, attaché aux archives du royaume, à Bruxelles.)

a) An K. Carl V. vom 12. Juni 1555, dessen Stelle er als Taufzeuge vertrat (bei dem Herzog von Cleve).

b) An den Herzog von Savoyen, Brüssel, 28. Mai 1558 (Kriegshändel).

*c) An K. Philipp II. gemeinschaftlich mit Wilhelm von Nassau (Prinz von Oranien) und dem Grafen Hornes (Brüssel, 29. Juli 1563; in französischer Uebersetzung mitgetheilt, das Original spanisch). Austritt aus dem Staatsrathe angezeigt.

d) An die Herzogin Margarethe von Parma. Antwerpen, 12. October 1564. (Ueber die bevorstehende Zusammenkunft zu Bethune.)

Alle vier Stücke bieten interessante Umstände dar.

Alexandre Colin, né à Malines en 1527. Par M. de Ring.

Messager 1844. p. 93—133. Mit drei (netten) Kupferstichen.

Eine sehr interessante Skizze. Al. Colin ist bekanntlich der Bildhauer der herrlichen Basreliefs am Mausoleum K. Maximilians I. zu Innsbruck in der h. Kreuzkirche und der Grabmäler Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemahlin Philippine Welser in der Kapelle derselben Kirche, die sehr gut beschrieben werden.

Essai historique et statistique sur les Journaux Belges. Par A. Warzée.

Messager 1844. p. 134—161; it. p. 213—284; it. p. 365—380; it. p. 507—523.

Von großem literar-historischem und politischem Interesse. In einem Lande wie Belgien waren und sind die Journale nicht bloß eine Macht, sie sind auch, freilich mit Vorsicht zu benützende, Geschichtsquellen. Diese vier Nummern handeln nur von den brabantischen Journalen, die übrigen werden später besprochen.

Un chapitre de l'histoire des Archiducs Albert et Isabelle. Par L. Van de Walle.

Messager 1844. pag. 193—207.

Aus einer größeren historischen Arbeit; diese Probe handelt von der Reise des Erzherzogs Albrecht nach Spanien, um seine Braut zu holen; er ging durch Böhmen, um seinen Bruder, den Kaiser Rudolph II., zu sehen, durch Steiermark, um die Braut des Kronprinzen von Spanien, Erzherzogin Margarethe, die mit ihrer Mutter, Erzherzogin Maria (von Baiern), nach Spanien reiste, zu geleiten, u. s. w. Interessant sind die Schilderungen der Festlichkeiten, besonders in Ferrara, wo die Doppelvermählung gefeiert wurde. Der Papst (Clemens VIII.) segnete die Ehen ein. Auch der Aufenthalt in Spanien und die Rückreise werden erzählt.

Von dem glänzenden Hofe, den Albert und Isabella in Belgien gleich anfangs sich einrichteten, sagt der Verfasser:

»Les archiducs établirent leur cour sur un pied pompeux, et suivant les anciennes ordonnances des maisons de Bourgogne et d'Espagne; ils avaient environ cent soixante chevaux, cent cinquante mules, seize à dix-huit pages,

tous enfants de comtes et de seigneurs; des hallebardiers, des médecins et d'autres officiers; de sorte que l'on calculait que la maison de Leurs Altesses coûtait plus de deux mille florins par jour, non compris les gages. Eu égard à l'état déplorable où se trouvait alors la Belgique, les états-généraux, assemblés à Bruxelles l'année suivante (1600), jugèrent ces dépenses excessives, et les archiducs furent contraints de les diminuer.«

Jedenfalls war diese Zeit eine glänzende.

Un Chapitre sur l'histoire de la sorcellerie en Belgique, sous les règnes de Philippe II et d'Albert et Isabelle. Par L Van de Walle.
Messager 1844. p 431.

Eine weitere Probe dieser oben erwähnten größeren historischen Arbeit, die jedenfalls interessant werden dürfte.

Wir haben nur einen Theil der in dieser gediegenen Zeitschrift mitgetheilten Aufsätze angeführt; außer diesen gibt es natürlich noch viele andere für den Historiker von Wichtigkeit; überhaupt wird es wenige Sammlungen geben, die an Mannigfaltigkeit und Interesse mit diesem Messager wetteifern können.

Wir haben unter den Erzeugnissen der belgischen Geschichtsliteratur, die uns besonders interessiren, gleich anfangs auch ein Werk angeführt, das eine der wichtigsten Perioden der Geschichte dieses interessanten Landes behandelt. Borgnet, Professor an der Universität zu Lüttich, Verfasser der »Lettres sur la révolution brabançonne,« will die Geschichte der Belgier im achtzehnten Jahrhundert schreiben, er sammelt dazu die Materialien schon seit längerer Zeit; einstweilen lieferte er diese beiden Bände, die Zeugniß geben, daß das Ganze eine sehr tüchtige Arbeit werden dürfte; sie enthalten die allerdings wichtigste und interessanteste Periode der belgischen Revolution. Wir können hier unmöglich diesen Reichthum von interessanten Skizzen, Daten und Beilagen umständlich zergliedern, so viel Lust wir auch dazu hätten, begnügen uns also an einigen Proben, um alle Freunde der Geschichte auf dieses tüchtige Werk aufmerksam zu machen

Die Einleitung gibt einen kurzen Ueberblick der Geschichte Belgiens bis 1785 und ist eben so geistreich als gedrängt. Ihr folgt die Geschichte von 1785 bis 1795 in 22 Kapiteln. Der Standpunkt des Verfassers ist begreiflich rein belgisch,

das heißt für sein Vaterland begeistert und nach dem Interesse desselben die Dinge beurtheilend; doch ist er nicht blind gegen seine Mängel und Gebrechen; seine Urtheile sind meist treffend, wenn auch nicht selten sehr scharf. Z. B.:

S. 25: »Nous nous sommes ici proposé de rechercher ce que valut à la Belgique, sous le rapport des intérêts internationaux, cette nouvelle association à une monarchie étrangère; nous n'avons donc pas à examiner le règne de Marie-Thérèse en lui-même. S'il fallait nous expliquer à cet égard, nous dirions que le souvenir de cette grande reine, conservé par le peuple après un demi-siècle, vaut mieux que tous les panégyriques, répond à toutes les critiques. La prospérité de notre pays fut en effet aussi complète que possible« etc.

Hingegen S. 48: »Joseph II manquait d'esprit de suite et de persistance. Comme un enfant gâté (?), il aspirait d'abord vivement à la possession d'un objet, se disait prêt à mettre tout en œuvre pour l'obtenir; puis, cédant aux premières difficultés, il ne tardait pas à porter sur un autre point l'activité de son esprit capricieux et mobile. Quand la France se prononça, son zèle pour les intérêts commerciaux de la Belgique s'était déjà refroidi en présence de la résistance inattendue de la Hollande; déjà même un autre projet s'était emparé de son esprit: il ne s'agissait plus d'affranchir nos provinces, mais de les échanger contre une partie de la Bavière, possession que l'Autriche convoitait depuis longtemps. Joseph II montrait encore là l'imprévoyance de son caractère, en compliquant ses embarras par la manifestation d'un plan qui donnait beau jeu aux insinuations hostiles de la cour de Berlin, et soulevait contre lui une partie de l'empire germanique« etc.

Und S. 49: Le règne du fils de Marie-Thérèse nous montre un prince animé d'intentions droites et rendant son peuple malheureux (d. h. die Belgier!); un prince qui n'avait étudié la science du gouvernement que dans les livres, et qui crut qu'une mesure ne pouvait rencontrer d'opposition, par cela seul que lui-même la trouvait bonne et convenable. Joseph II arriva au trône avec un système arrêté. Ses principaux actes attestèrent l'absence de connoissances pratiques, en même temps que l'impétuosité de son caractère. Il débuta en accumulant édits sur édits; à voir son empressement, on eût dit que pressentant la brièveté de son règne, il se croyait responsable envers la postérité de l'inexécution de

ses projets. Ses premières réformes furent toutes religieuses.«

S. 56: »Le but que poursuivit ce malheureux empereur, fut la centralisation du pouvoir. Or la centralisation ne suffit pas à la prospérité d'un état, il lui faut aussi des libertés locales; sans l'une pas d'unité ni de force, sans les autres pas de vie politique ni de patriotisme. Joseph II ne voulut pas de cette combinaison; il ne chercha que l'accroissement démesuré, exclusif du pouvoir central. Loin de corriger ce que les institutions du pays, institutions essentiellement locales, présentaient de fâcheux; d'en conserver ce qui était utile, il les envisagea comme un obstacle, et voulut les anéantir pour mettre l'autorité souveraine à l'abri de tout contrôle. Ses efforts furent vains en Belgique« etc.

Das Werk ist äußerst lehrreich, und die vollständige Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (die Zeit Carls VI. und Maria Theresiens muß der Herr Verfasser noch besser beleuchten, wie er in der Vorrede gesteht) wird den Verfasser ohne Zweifel unter die Zahl der ausgezeichneteren Historiker nicht bloß seiner Nation erheben.

Art. VI. Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm, nach den besten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen der verschiedenen Nationalphysiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunstprodukte u. s. w. versehen. Dritter Band, die Hirtenvölker der passiven Menschheit. Vierter Band, die Urzustände der Berg- und Wüsten-Völker der activen Menschheit und deren Verbreitungen über die Erde; jeder mit 7 Tafeln und Abbildungen. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 403 u. 418 S. gr. 8.

Die Fortsetzung des bereits früher in diesen Blättern besprochenen interessanten Werkes bespricht im vorliegenden Bande die Waldnomaden des Norden, die passiven Hirtenstämme der gemäßigten Zone und die passiven Hirtenvölker der heißen Zone, nach ihrer körperlichen Beschaffenheit, ihren geistigen Eigenschaften, ihren Nahrungsmitteln und deren Erwerb, ihrer Kleidung, Wohnung, ihrem Familien-, öffentlichen und geselligen Leben, ihrem Verkehr, ihrem Kriegswesen, ihrer Religion, ihrem Culturzustande, und fügt ihre Geschichte bei, Alles aus dem sorglichsten und genauesten Quellenstudium hervorgehend.

Wenn wir die Völkerstämme auf den verschiedenen Stufen der Cultur betrachten, so finden wir unter anderm auch die Erscheinung, daß die Enden der niedern über die Anfänge der höhe-

ren hinausragen; eine Erscheinung, welche wir nicht allein in der Gliederung jedes architektonischen Stufenbaues, sondern auch in jedem ähnlich gegliederten Organismus der Pflanzen- wie der Thierwelt bemerken. So finden wir denn auch die Anfänge des Hirtenlebens bei weitem dürftiger und ärmer in den Formen, als die höheren Stufen des Jäger- oder Fischerlebens. Vergleichen wir z. B. die Zustände der Nordamerikaner, bevor dieselben durch die Europäer in Auflösung und Zerfall geriethen, mit der Lebensweise der lappländischen Nomaden, so finden wir bei jenen Amerikanern bereits Formen des öffentlichen Lebens zu einer Höhe entwickelt, die wir bei jenen Nomaden vergebens suchen; dennoch aber hat das Nomadenleben, wenn wir dasselbe in seiner fortschreitenden Entwickelung bei den Mongolen verfolgen, Keime in sich, die zu einer Culturstufe führen, welche jenen Amerikanern unerreichbar blieb, so lange sie im Zustande des Jägerthums verharrten.

Die nächste Frage ist nun aber: wie kamen die Menschen dazu, aus dem Jägerleben in das des Hirtenstandes überzugehen? Wir können nicht annehmen, daß freie, ungebundene Jäger, die nie vorher einen Hirtenstaat gesehen, die mithin auch keine Kenntniß von den Vortheilen und Vorzügen desselben haben konnten, diese Veränderung auf einmal und plötzlich mit Absicht und Vorbedacht vornahmen. Etwas anderes ist es, wenn in Europa ein Mensch sein bisheriges Gewerbe aufgibt, weil es ihn nicht mehr nährt und er ein anderes ergreift, weil er Beispiele vor Augen hat, daß dasselbe ihm eine bessere, behaglichere Lage gewähren muß. Es müssen also anderweite Ursachen vorhanden seyn, und es lassen sich deren auch in der That nachweisen, da es noch Hirtenvölker gibt, welche theilweise den Jägerstand festhalten. Die Eskimos der Nordostküste von Amerika jagen noch das Rennthier, das die Rennthier-Tungusen und die Rennthier-Tschuktschen als Heerdenthier bereits um sich versammelt haben, ohne die Jagd so gänzlich aufgegeben zu haben, als die Kalmyken und Mongolen. Ja wir finden auf der andern Seite aber auch Rückschritte in den Jäger- oder Fischerstand. So leben am nördlichen Ufer des kaspischen Meeres von der Jemba bis zur Wolga Kalmyken, die der Verlust ihrer Herden zu Fischern erniedrigte. Der Reichste hat zwei Kühe. Wie Wunderthiere werden Pferde, Kamehle und Schafe, wenn Fremde mit solchen Thieren ankommen, betrachtet. Männer und Weiber staunen über die Erzählungen der Greise von dem Leben der Steppenbewohner, von großen Heerden, von unaufhörlichen Wanderungen durch die unermeßliche Steppe. Dennoch verharren sie zufrieden und glücklich in ihren schilfbedeckten Hütten bei den Fischspeisen.

Zu Fuß, ihr Gepäck auf dem Rücken schleppend, ziehen sie von einem Lagerplatz zum andern. (Bergmann, Streifereien unter den Kalmyken. II, 157.)

Wie nun aber dieser Rückschritt aus dem Zustande des Hirten in den des Jägers oder Fischers durch Mangel bedingt wurde, so scheint dem Verfasser dagegen der Vorschritt aus dem Jägerleben in das Hirtenthum durch Ueberfluß herbeigeführt worden zu seyn; und es ist wohl denkbar, daß der Jäger, dem die unversiegbare Fülle des Wildes gewiß ist, ausgezeichnet schöne Thiere, die er lebendig gefangen, oder die sich ihm wenig widersetzten, oder auch solche, die eine Zuneigung zu ihm verrathen, in den Bereich seines Aufenthaltes zieht, und sie sich zu Gefährten und Dienern macht. Sahen wir doch schon bei den rohesten Jägern den Affen, den Papagei, den Hund als Gefährten des Menschen; fanden wir doch bei den Fischern der Polarzone den Hund — bei den Jägern der Prairien und Pampas das Pferd, im Dienste des Menschen. Bedenken wir ferner, daß alle Thiere, wenn nur die nöthige Geduld angewendet wird, Hyäne und Tiger nicht ausgenommen, zähmbar sind, und gern in die Abhängigkeit der Menschen treten, wenn ihnen Genüsse angewöhnt werden, die sie sich nicht selbst verschaffen können; endlich aber finden wir in der That auch mehrere Thierarten, welche von Haus aus heerdenweise zusammenleben und sich dem Menschen gern anschließen; es sind dieß der Esel und das Pferd, das Schaf, das Kamehl und das Lama, so wie das Rennthier und das Rind, von denen die meisten der gemäßigten Zone angehören, welche sich überhaupt der Entwicklung des Menschengeschlechtes am günstigsten zeigt. Aber auch die Polarzone hat in dem Rennthier sein Heerdenthier. Adolph Ermann ist wohl der erste, der die für uns besonders wichtige Bemerkung machte, daß die Rennthiere überaus lüstern nach dem Harne des Menschen sind. »An den Rennthieren — sagt er S. 697, Thl. I. seiner Reise um die Erde — hatte ich eine auffallende Lüsternheit nach menschlichem Harne schon bei frühern Jurten bemerkt, noch nie aber so entschieden und auffallend als heute; denn nur um diesem Triebe zu genügen, hatten sich schon jetzt einige Thiere der scheuen Heerde freiwillig in die Nähe des Tschums begeben, und sobald man herauskroch um das Wasser zu lassen, eilten sie im Trabe herbei, um es in der Luft mit vorgestreckter Oberlippe aufzufangen; trieb man aber das nächststehende fort, so kamen hernach alle übrigen, und leckten eben so begierig den getroffenen Schnee. Es ist also klar, daß nicht die Wärme der Flüssigkeit, sondern mehr deren salzige Beschaffenheit diese Begierde auf ähnliche Weise, wie oft auch bei unsern Ziegenböcken, erregt, aber in einem so

außerordentlichen Grade, daß sie die Gewöhnung der Rennthiere an ihre Herren wesentlich und vielleicht einzig befördert. In keinem anderen Falle verlieren sie ihre natürliche Schüchternheit, ja ihren Ekel vor dem Menschen, denn niemals nehmen sie das beste Futter aus der Hand, auch ausgerissene Fichtenbüschel, welche man ihnen auf hohem Schnee vorwirft, beriechen sie nur und wenden sich ab.« — Dieselbe Erscheinung fand der genannte Reisende bei allen ostjakischen, samojedischen und tungusischen Rennthieren. (Erman R. II. 341.)

So hat denn die Vorsehung dieses nützliche Thier mit einem Triebe ausgestattet, der dasselbe dem Menschen für die Dauer zuführt, wie sie dem Hunde und dem Schweine eine ähnliche Lüsternheit nach den Excrementen des Menschen eingepflanzt hat.

Dem Jäger aber, der gewohnt ist, die Eigenthümlichkeiten der Thiere aufzufassen und zu beurtheilen, kann ein Geschöpf wie das Rennthier, das seine Gesellschaft sucht, nur ein willkommener Gast seyn. Die Haut, das Fleisch, die Sehnen, das Gehörn desselben war ihm bereits als überaus nutzbar bekannt, wenn er dasselbe auf der Jagd erlegt hatte; alsbald lernte er auch die Milch desselben benutzen, und bei seinen Zügen ward es ihm Reit- und Lastthier. Er lernte das Thier zuvörderst schonen. Damit aber begann der wesentliche, wichtige moralische Einfluß, den das Heerdenthier auf ihn übte. Dieser Einfluß wurde dadurch für die Dauer gesichert, daß, obschon das Thier den Menschen, wenn Mangel an anderweitem Wilde eintrat, nährte, er dennoch keine drückende Sorge für die Erhaltung desselben aufwenden mußte, denn das Rennthier sorgt selbst für seine Nahrung und bedarf keines Stalles. Der Jäger hat Freude am Genuß, bei dem Hirten entsteht allgemach die Freude am Besitz, er wird also seine Heerde zu mehren suchen, und sparsam mit der Verwendung der einzelnen Theile derselben umgehen.

Das Beispiel ferner der friedlich beisammen lebenden Thiere, die an gewisse Zeiten gebundene Benützung der Milch, die schonende Behandlung der trächtigen Thiere, kann nicht ohne den wesentlichsten moralischen Einfluß auf den Hirten bleiben, und muß mildernd auf seine Denkungsart, Handlungsweise und Sitten einwirken.

Namentlich aber scheint der Gehorsam und die Lenksamkeit, welche die Heerdenthiere gegen ihre Herren und Pfleger an den Tag legen, von wesentlichem Einfluß auf die Gesinnung der Hirten gegen ihre Aeltesten und Oberhäupter gewesen zu seyn. Wir finden wenigstens bei allen Hirtenvölkern Oberhäupter, denen unbedingter Gehorsam geleistet wird. Bei den Lappländern, die

einzeln und familienweise zusammen leben, ist der Vater der Herr; bei den Tungusen, mehr aber bei den Mongolen und Kalmyken, ist der Stammfürst derjenige, der Alles, was das gesammte öffentliche Leben betrifft, anordnet. Er bestimmt den Tag, wo die Horde den alten Lagerplatz verlassen und eine neue Wanderung antreten soll. Jeder gehorcht seinen Befehlen ohne Murren, jeder unterwirft sich den Strafen, die er ausspricht. Ja, jeder erkennt, wenn der Fürst gestorben, den Sohn desselben willig als den Erben seiner Gewalt an.

Bei den Jägern fanden wir allerdings auch Oberhäupter, allein theils war ihre Macht durch den Rath der Aeltesten beschränkt, theils stand ihnen eine Aristokratie entgegen, und Gehorsam konnten sie sich nach innen nur dann erzwingen, wenn sie die letzte auf ihrer Seite hatten. Strafen zu ertheilen, waren sie nie im Stande. Sie waren nur die Repräsentanten des Volkes in den Verhandlungen mit andern Völkern und Anführer im Kriege. Bei den amerikanischen Jägernationen herrschte ein ewiger Kriegszustand, sie waren stets gerüstet und auf der Huth gegen Menschen und Thiere.

Das Hirtenleben ist auf den Frieden gegründet. Der Krieg ist eine Ausnahme; er ist Nothwehr, wenn kein anderes Mittel übrig ist. Die Hirten verlassen lieber eine Gegend, wo ihnen Gefahr droht, als daß sie ihre Heerden den Zufällen des Krieges Preis geben. So haben die Lappen sich zurückgezogen, so die sibirischen Nomaden, so floh eine große Anzahl Kalmyken, als ihnen unter russischer Herrschaft Gefahr zu drohen schien, über die Grenze in das chinesische Reich.

Solcher Frieden aber ist vorzüglich geeignet, die religiösen Ideen zu wecken, solche Verfassung führt gar allgemach und unmerklich zur Ausbildung eines Priesterstandes, der mit der weltlichen Obrigkeit die Herrschaft so lange theilt, bis er sie ganz an sich gebracht hat. Willig und gern geben die Nomaden dem Glauben an die Unfehlbarkeit geistlicher Oberherren sich hin.

Das Leben des Jägers ist wie ein Gießbach im Gebirge, das des Nomaden gleicht dem breiten, ruhigen Strome der Ebene. Die Seele des Jägers ist entweder in der ungeheuersten Aufregung, oder sie träumt und schläft dahin. Der Hirte hingegen, dessen Daseyn gesicherter ist, der in seinen Heerden der Sorge für den nächsten Tag überhoben ist, braucht sich heute nicht übermäßigen Anstrengungen hinzugeben, um morgen gesättigt zu schlafen — seine Arbeiten sind leichter, aber sie wiederholen sich täglich; er ist daher in der Regel mäßiger, heiterer, ruhiger als der Jäger; allein die Energie des Jägers wird ihm nicht zu eigen, eben so wenig als der Ehrgeiz, der Trotz auf eigene Kraft

und der kühne Stolz desselben. Der Jäger raubt, der Hirte stiehlt — die Rache des Jägers ist blutig, die des Hirten heimlich. — Der Jäger hat die Freiheit des Wildes im Walde, der Hirte ist gezähmt wie seine Heerden, und er hat alle schätzbaren Eigenschaften derselben angenommen. Mit der Treue des Hundes ist er seinem Herrn blindlings ergeben und gehorsam, gleich dem Schafe läßt er sich seine Habe ohne Murren vom Herrn abnehmen, und dieser nimmt ihm nie mehr ab, als er weiß, daß jener wieder erzeugen kann. Mäßigung in Allem ist Charakter des Hirtenthums.

Das behaglichere, ruhigere Daseyn der Hirtenvölker hat — so lange nicht äußere Störungen eintreten — eine unendliche Dauer. Und trotz der gewaltsamsten, feindseligsten Eingriffe besteht das mittelasiatische Nomadenthum nachweislich seit mehr als vier Jahrtausenden in denselben Formen. Allein es hat — wo der Einfluß der activen Rasse dasselbe nicht berührt hat, keine höheren geistigen Früchte getragen.

Dennoch aber müssen wir anerkennen, daß in materieller Hinsicht der Zustand der Hirtenvölker in sofern weit über dem der Jäger steht, als er bei weitem empfänglicher für die von außen heranströmende Cultur sich gezeigt hat. Die Jägernationen Amerika's sind unbändig und widerstrebend, wenn ihnen Mittel zu einem gesichertern, behaglicheren Leben dargeboten werden. Die asiatischen Nomaden dagegen sind aufnehmender, und eben durch ihre Regierungsform zur Lenkung und Leitung weit besser vorbereitet. Sie mischen sich eher mit der activen Rasse, und eine solche Mischung mag schon sehr früh Statt gefunden haben, in den Gegenden, die dem Sitze derselben, namentlich dem Kaukasus, nahe gelegen sind. Die tartarischen Völkerschaften in der Kraina, die Kirgisen, die Mandschuh gewähren denn in der That eine auch bei weitem edlere Erscheinung, und sie zeigen dann auch den Uebergang zum Ackerbau und seßhaftern Leben.

Und so betrachtet der Verfasser das Hirtenleben als eine Mittelstufe der Cultur, als einen Uebergang von der wildesten Freiheit des Jägerthums zu dem geordneten Zustande des Ackerbauers.

Was die passiven Hirtenstämme der Polarzone, die Polar-Nomaden betrifft, so haben in Betreff der Aeußerlichkeit diese Hirtenstämme, welche die Urwälder, Gebirgsabhänge und Küsten der Polarzone bewohnen, in ihrer Gestalt und Größe Aehnlichkeit mit den Eskimos. Wie diese, sind sie klein, kurz und stämmig, Hände und Füße sind fein gebaut; die Hautfarbe ist gelbbraun, namentlich bei den männlichen Individuen, während junge Mädchen oft eine weiße, rothdurchschimmernde Haut haben. Das Haar ist schwarz, nicht reich, der Bart dünn.

Das Gesicht ist rund und mehr breit, mit vorstehenden Backenknochen, breiter, niedriger Stirn, tiefliegenden Augen, kurzer, breiter Nase, großem, offenen Munde. Uebrigens sind die gedrungenen Körper überaus kräftig, wenn auch meist mager; dabei haben die Glieder große Beweglichkeit, namentlich sind die Füße zu anhaltendem, schnellen Laufe geschickt. So beschreiben uns schon die älteren Schriftsteller die Lappländer, und die neuern stimmen damit überein.

Aehnlicher Gestalt sind die Samojeden, Ostiaken, Jukagiren, Jakuten und Tschuktschen, so wie auch die südlicher hausenden Tungusen und Buraten, nur daß letztere mehr mittlerer Körpergröße sind, und einen schlankeren Körperbau haben. Die Gesichtsbildung ist ganz die mongolische; die schiefliegenden, muntern Augen, die kurze, breite Nase, der große Mund mit den dicken Lippen, die zurückliegende, breite, aber niedrige Stirn, die breiten, vorstehenden Backenknochen, das schwarze straffe Haar, das nur bei den Frauen zuweilen ins Braune übergeht, der schwache Bart, der gemeiniglich erst nach dem dreißigsten Lebensjahre, bei vielen aber auch niemals hervorkommt, weisen ihnen eine Stelle unter den passiven Völkerstämmen an.

Bei allen diesen Nomaden sind die Sinne überaus scharf; Geschmack und Gefühl sind durch die Lebensart derselben wohl etwas abgestumpft, das Gesicht und Gehör dagegen haben eine unglaubliche Schärfe; sie erkennen aus einer Entfernung, wo der Europäer nichts vernimmt, die verschiedenartigen Stimmen der Thiere, und sehen in den größten Entfernungen genau die geringsten Gegenstände, wie z. B. die aufsteigenden Ausdünstungen der Quellen u. s. w.

Wie alle der Natur nahestehenden Menschen, erfreuen sich diese Nomaden einer dauerhaften Gesundheit; gleich den übrigen Polarvölkern leiden die Lappländer, vornehmlich in spätern Lebensjahren, an den Augen, woran der Aufenthalt in den raucherfüllten Hütten, so wie das Anschauen des hellen Feuers und der Schneeflächen schuld ist. Seitenstechen, Brust- und Rückenschmerzen, Schwindel finden sich ebenfalls. Unter den Jakuten fand Erman, jedoch meist nur bei den Kindern, einen Aussatz, der sich vom Kopfe an in genau senkrechter Richtung als zollbreite Wunde krebsartig, bis in die Mitte des Leibes verbreitete. Es schien, als ob das Gift nur auf die Stellen wirke, die es beim Herabsenken durch die Schwere erreichte, und daß der Aussatz sich von oben nach unten in Richtungen fortpflanzt, die mit der Mittellinie des menschlichen Körpers parallel sind.

Die geistigen und gemüthlichen Eigenschaften unserer Nomaden des Nordens gleichen denen der Fischer und Jägervölker in

demselben Klima; sie sind munter und aufgeweckt, heiter und sorglos; die nördlichen, wie namentlich die Lappländer, werden als furchtsam und scheu geschildert, die bei Erblickung jedes fremden Menschen davonlaufen; sie sind ferner mißtrauisch, hinterlistig und abergläubisch, aber auch jähzornig; namentlich gerathen die alten Frauen leicht in eine Art Wuth, wenn sie Jemand heftig anredet, mit dem Finger auf sie zeigt, ihre Reden oder Geberden verhöhnt, sie unversehens anrührt; sie fallen über ihn her, reissen ihn an den Haaren und schlagen mit einem Feuerbrand oder was ihnen sonst in die Hand fällt, darauf los. In Geschäften sind sie listig und verschlagen, und ein Lappländer wird im Handel nicht leicht betrogen; den Betrogenen lachen sie dazu noch tüchtig aus, wie sie überhaupt in ihrem geselligen Verkehr zum Spott gar geneigt sind. Vor Allem sind sie gewohnt, ihr Volk für das beste, klügste und vortrefflichste unter allen andern anzusehen; doch sind sie nicht allein gegen arme Landsleute mildthätig, sondern auch gastfrei gegen die Fremden, auch nicht so diebisch wie die Eskimos.

Die Tungusen dagegen sind bei weitem munterer; sie sind sorgenfrei, beim Besitz der unentbehrlichsten Bedürfnisse vergnügt, bei völligem Mangel mehrere Tage nicht ängstlich oder traurig. Im Umgange sind sie gesprächig und aufgeweckt, in Rede und That freimüthig und lebhaft. So lange nur noch das Geringste da ist, theilen sie auch den kleinsten Bissen der Gesellschaft mit. Dienstfertigkeit kostet ihnen keine Ueberwindung; Argwohn und Mißtrauen ist ihnen fremd, eben so die Lüge, daher sie auch nichts betheuern und nie fluchen; so lassen sie sich das erstemal leicht hintergehen und betrügen. Dieberei ist bei ihnen verachtet. Gegen vorsätzliche Beleidigungen sind sie sehr empfindlich und es erfolgt darauf der Zweikampf.

Die Ostiaken und Samojeden gleichen jedoch mehr den Lappländern, und wir können also die Tungusen als diejenigen in den Wäldern hausenden Hirten bezeichnen, welche am meisten moralisch entwickelt sind.

Von wichtigstem Interesse ist das, was die Religion und was den Ehestand und das Familienleben der Polar-Nomaden betrifft. Den frühern umfangsreichen Abtheilungen sind anschauliche, auf den Cultus Bezug habende Abbildungen beigegeben. In Betreff des Ehestandes und Familienlebens ist wie bei den Wilden des Waldes und der Steppen, wie bei den Jägern Amerika's und der Polarzone, auch bei den Nomaden des Nordens das Weib der dienende, beherrschte Theil der Familie. Auch hier findet sich weder jene begeisterte Liebe, welche den Jüngling zur Jungfrau zieht, noch jene Freundschaft, welche

die Blüthe der Ehe ist, und bis ans Grab die Gatten zu treuer, gemeinsamer Ertragung aller Leiden und Freuden vereinigt.

Der Lappe, welcher sich ein Weib nehmen will, sucht sich ein Mädchen, welches viele Rennthiere besitzt; denn der Vater schenkt seinem neugebornen Kinde einige Rennthiere, deren Frucht nicht den Eltern, sondern dem Kinde gehört. Ein Mädchen nun, das viele Rennthiere besitzt, findet auch bald einen Freier, sie mag nun übrigens häßlich oder schön, ehrlich oder unehrlich seyn. Die Brautschau geschieht meist in den öffentlichen Zusammenkünften, bei Jahrmärkten, an Zinstagen. Hat ein junger Mann seine Wahl getroffen, so begibt er sich mit seinem Vater oder auch noch einem Manne, den er als Freund seiner künftigen Schwiegereltern kennt, und der für ihn das Wort führen soll, zur Hütte seiner Auserkornen. Sobald sie dort angekommen, werden sie alle hineingenöthigt: sie treten in die Hütte, nur der Freier muß außerhalb derselben bleiben und Holz spalten oder eine andere grobe Arbeit vornehmen, denn, wollte er auch mit eintreten, würde er Alles verderben, und sich als einen groben und unverschämten Menschen kundgeben. Der Vater des Freiers steht indessen mit einer Flasche Franzbranntwein an der Thüre, und schenkt fleißig herum, dann aber eröffnet er die Absicht, die ihn hergeführt, und bittet den Brautvater um seine Tochter für seinen Sohn, wobei er demselben die besten und herrlichsten Titel gibt, die er nur auffinden kann. Er nennt ihn unter Kniebeugungen den ehrwürdigen Vater, den gütigsten und höchsten Vater. Unterdessen haben die Eltern die Braut in den Wald zu den Rennthieren oder in eine andere Hütte gesendet, damit sie von keinem Gaste gesehen werde. Darauf wird auch der Bräutigam in die Hütte genöthigt, und eine Mahlzeit gehalten, nach deren Beendigung der Freier zu seinem Schlitten geht, und sich in seine besten wollenen Kleider hüllt, um die endlich herbeigekommene Braut zu begrüßen. Der Gruß besteht darin, daß er seinen Mund auf ihren Mund, seine Nase auf ihre Nase drückt. Nach diesem Gruße reicht er dem Mädchen einige Leckerbissen, eine Rennthierzunge, Biberfleisch und dergleichen, die aber anzunehmen, sie in Gegenwart der Andern sich weigert. Er ruft sie also heraus vor die Hütte; zeigt sie sich nun zur Annahme geneigt, so fragt er sie, ob sie ihn wolle neben ihr in der Hütte schlafen lassen. Antwortet sie ja, so ist der Handel richtig, und er gibt ihr die erwähnten Geschenke — sagt sie nein, so wirft er Alles von sich. Nun bedarf es aber noch der Einwilligung der Eltern, die ihre Antwort zuweilen ein bis drei Jahre aufschieben, und die er nur durch Geschenke, namentlich

durch Franzbranntwein, den er bei seinen Besuchen mitbringt, beschleunigen kann.

Der Bräutigam besucht mittlerweile seine Braut, und verkürzt sich die lange Weile mit allerlei Liedern, die nach Belieben und ohne festgesetzte Weise gesungen werden. Ich theile aus Schleffer (S. 319) ein solches in der Uebersetzung mit:

»Kulvasatz, mein kleines Rennthier, wir müssen eilen und unsere Reise ferner fortsetzen; der Morast ist groß, und ich kann nicht mehr singen. Der See Kaige ist mir nicht verdrießlich. Gehab dich wohl, du See Kailwi. Ich bekomme vielerlei Gedanken, wenn ich über den See Kaige reise. Mein Rennthierchen, laß uns behende und geschwinde seyn, so werden wir den Weg bald hinter uns legen, und dahin gelangen, wo ich meine Liebste werde antreffen. Kulvasatz, mein Rennthierchen, schau doch zu, ob sie sich nicht badet.«

Ein anderes Lied lautet also:

»O Sonne, bestrahle mit deinem hellen Lichte den See Otra; wenn ich oben von den hohen Gipfeln der Fichten den See Otra ansichtig werden könnte, wollte ich hinauf steigen, um zu schauen, unter welchen Blumen meine Liebste sich aufhält; ich wollte alle Gesträuche, die neulich dagestanden, ausreuten, ich wollte alle Zweige, diese grünenden Zweige, herunterhauen. Es mangeln mir aber Flügel und Füße, gute Gänsefüße, die mich dahin bringen könnten. Du hast genug anf mich gewartet, so viel Tage, so viel gute Tage, mit deinen allerschönsten Augen, mit deinem lieblichsten Herzen; wenn du auch weit davon fliehen möchtest, würde ich dich doch eilends erhaschen. Was kann wohl stärker und fester seyn, als die zusammengewundenen Sehnadern und eiserne Ketten, welche fest binden? Also bindet die Liebe meinen Kopf und ändert meine Gedanken. Der Kinder Wille, des Windes Wille, der Jugend Gedanken, sind langwährende Gedanken. Wenn ich mich nach allen diesen richten sollte, nach allen, würde ich von dem Wege, von dem rechten Wege abirren. Noch einen Rath weiß ich, den ich annehmen will, und hoffe alsdann, einen rechten Weg zu treffen.«

So oft nun der Freier seine Braut besucht, muß er den Eltern ein Geschenk an Branntwein und Tabak oder irgend etwas anderem mitbringen. Haben die Eltern Ursache, die Verbindung aufzuheben, so werden die Unkosten von ihnen dem Abgewiesenen wiedererstattet, im Fall sie ihm nicht schon früher ihre Abneigung erklärt, und er dennoch bei seinem Vorsatze geblieben.

Endlich wird der Tag der Hochzeit bestimmt. Tages vorher kommen alle Verwandten und Freunde des Bräutigams wie der Braut zur Hütte der Brauteltern, wo der Bräutigam die be-

reits verabredeten Hochzeitsgeschenke an die Eltern und Freunde der Braut abliefert. Diese bestehen gemeiniglich in folgenden Stücken: für den Vater in einem silbernen Becher, einem großen Kessel aus Kupfer oder Messing, so wie einem Bette. Die Mutter erhält einen silbernen Gürtel, ein Ehrenkleid und einen Halskragen, der ganz mit silbernen Buckeln bedeckt ist. Die Brüder, Schwestern und nächsten Blutsverwandten bekommen silberne Knöpfe, silberne Löffel und dergleichen anderes Silberzeug. Diese Geschenke werden in Gegenwart aller Verwandten und Hochzeitgäste abgeliefert. Den darauf folgenden Tag findet die Hochzeit selbst Statt. Braut und Bräutigam sind mit ihren besten Kleidern angethan, der Bräutigam trägt einen mit Silber beschlagenen Gürtel, die Braut löset das Band auf, womit ihre Haare geflochten sind, und schenkt es einer Jungfrau aus ihrer nächsten Verwandtschaft. Um das blosse Haar windet sie einen Gürtel, dessen Enden auf den Rücken hinabhängen, oder sie befestigt einen leinenen Schleier um den Kopf. Ehedem gaben die Eltern das Brautpaar selbst zusammen, indem der Vater mit dem Stahle Feuer aus einem Kieselsteine schlug. Jetzt werden die Lappländer in der Kirche getraut, wohin sie, wenn die Hütte weit entfernt davon ist, und Schnee liegt, in ihren Schlitten fahren. Den Zug eröffnet der Vorgänger, dem der Bräutigam mit den übrigen Männern folgt. Den Haufen der Weiber führen etliche Jungfrauen, denen die Braut zwischen einem Manne und einer Frau folgt, worauf sich die übrigen Weiber anschließen. In derselben Ordnung treten sie auch in die Kirche; der Anstand erfordert es, daß die Braut verdrossen und unzufrieden aussehen muß. Auf die Frage des Priesters, ob sie gegenwärtigen Bräutigam nehmen wolle, muß sie schweigen, bis ihre Verwandten sie auffordern zu reden. Dann spricht sie leise, kaum hörbar, ihr Ja aus.

Nun folgt das Hochzeitmal in der Hütte der Eltern, wozu jeder der Geladenen seine Speise Tags vorher schon mitgebracht hat. Ein Mann übernimmt die Bereitung derselben. Bei Tische sitzen zuerst Braut und Bräutigam neben einander, dann folgen die Eltern und übrigen Verwandten. Der Koch ist zugleich Vertheiler und Vorleger. Braut und Bräutigam werden zuerst versorgt. Die Knaben und Mädchen, die im Innern nicht Raum haben, klettern auf das Dach der Hütte, und lassen durch das Rauchloch Schnüre herab, an welchen eine Angel festgemacht ist, und woran ihr Antheil angehängt und von ihnen in die Höhe gezogen wird. Nach Beendigung der Mahlzeit danken sie Gott, und nun wird Franzbranntwein gekauft und getrunken.

Nach der Hochzeit muß der junge Ehemann mit seiner Frau

noch ein ganzes Jahr in der Hütte seiner Schwiegereltern verbleiben, und seinem Schwiegervater zu Diensten seyn. Erst dann kann er seine besondere Haushaltung anfangen, und erst dann erhält das neue Ehepaar die Rennthiere, die der Vater seiner Tochter geschenkt hat. Er gibt ihr nun auch noch mancherlei anderen Hausrath mit, als Silber, Kupfer, Messing, ein Zelt, Bettgewand, wohl auch noch einige andere Rennthiere. Alle, welche der Bräutigam beschenkt hat, sind jetzt gehalten, ihm nach Maßgabe seiner Geschenke ein oder zwei Rennthiere zu verehren. Die Lappländer heirathen kein Weib, das ihnen zu nahe verwandt ist, nehmen auch selten mehr als ein Weib. Ehescheidung und Trennung der Ehe sind überaus seltene und stets verächtliche Erscheinungen bei den Lappen. Vergleichen wir damit die Nachrichten, die wir oben von den, unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen lebenden Jägern und Fischern der Polarzone finden, so ergibt sich allerdings ein überaus erfreulicher, moralischer Fortschritt, der freilich mehr eine Frucht des germanischen und christlichen Einflusses zu seyn scheint, und sich nicht frei und selbstständig aus dem inneren Volksleben entwickelt haben mag.

Denn bei den Tungusen ist es allerdings ganz anders. Diese heirathen so viele Weiber, als sie bezahlen oder ernähren können. Einige Pferde- oder Steppentungusen sollen bis fünf haben; drei besitzen sehr viele, und selbst die Fischtungusen haben oft deren zwei, obschon die meisten nur eine ernähren können. Arme Tungusen entrichten für ihre Braut dem Vater den Tribut auf ein bis drei Jahre. Die Braut schenkt dem Bräutigam eine ganze Kleidung von so gutem Leder oder Pelzwerke, wie sie nur gerben kann, und möglichst schöner Nätherei, aber Alles mit eigener Hand gefertigt. Ein Rennthier-Tunguse zahlt für seine Braut 1 bis 20 Rennthiere, ein Pferde-Tunguse von 5 bis 200 Stück Vieh. Die Wittwen sind wohlfeiler. Um den Brautpreis zu ersparen, vertauschen die Aeltern die Kinder gern gegen einander, der Sohn des einen nimmt die Tochter des andern, und umgekehrt, da durch den Brautpreis oft das halbe Vermögen aufgeht. Arme heirathen so bald als möglich, so daß man Ehemänner mit fünfzehn Jahren und Weiber von zwölf Jahren antrifft. Reiche verhandeln oft schon achtjährige Kinder, die bei den Brauteltern bleiben und zusammen schlafen. Nach dem ersten Kinde werden sie dann ausgestattet. Wie bei den Lappländern ist es auch bei den Tungusen gewöhnlich, daß der Bräutigam ein halbes Jahr oder bis zum ersten Kindbette in der Jurte der Brauteltern bleibt, worauf das junge Ehepaar erst zur Familie des Bräutigams zieht, von ersteren mit einer neuen, mit allem Hausrathe ver-

sehenen Jurte beschenkt. Eltern und Freunde begleiten das junge Paar, und werden mit einem Pferde oder Rennthiere bewirthet. Bei Armen geht der Vater des Bräutigams ein paar Tage vorher auf die Jagd, und sucht Beute zu machen. Was er bringt, selbst ein Wolf, wird mit Vergnügen verzehrt. Ist der Jäger leer ausgegangen, so erbietet er sich, den fettesten Hund zu schlachten, was meist aus Höflichkeit abgelehnt wird. Sind nicht einmal getrocknete Fische vorhanden, so geht die Begleitung ohne Gastmal auseinander, was auch nicht übel genommen wird.

Die nordischen Tungusen leben in fester Ehe mit mehrern Frauen, die sie liebevoll und gut behandeln, aber nicht selten eine derselben für eine bestimmte Zeit einem der russischen Promuischleniks überlassen, die im Sommer auf den Tundern jagen, und welche ihnen dafür einen Antheil an den erbeuteten Fellen zugestehen.

Die Jakuten hatten in alter Zeit ebenfalls Vielweiberei, und die nördlichsten, den russischen Ansiedelungen entlegneren haben sie noch jetzt. Auch sie erkaufen sich die Bräute von den Eltern, und man zahlt für ein Mädchen 200 bis 800 Rubel in Rindern. Da es kaum möglich seyn würde, diesen Preis auf einmal zu erlegen, so verlobt man die Kinder schon im zwölften Jahre, von wo an der Bräutigam seine Braut besuchen, jedoch nicht eher heimführen darf, als bis der Koluim (Brautpreis) vollständig abgezahlt ist. Die Brauteltern verehren dann einige freiwillige Geschenke in die neue Wirthschaft. Bei der Festsetzung des Brautpreises erscheinen die Freiwerber oder Freiwerberinnen als Zeugen.

Die nordischen Nomaden sind nicht sehr fruchtbar, die Lappländer wie die Tungusen haben selten mehr als drei bis vier Kinder. Die Geburten gehen in der Regel leicht von statten, und es bedarf keiner fremden Beihülfe, doch finden wir bei den Tungusen Hebammen. Frühere Reisende versichern, daß die Lappländer es gern gesehen, wenn Fremde bei ihren Frauen geschlafen, und daß sie solche Gäste beschenkten.

Sobald eine Lappländerin bemerkt, daß sie in andern Umständen ist, sucht sie zuvörderst zu erforschen, von welchem Geschlechte ihr Kind seyn werde, und was demselben dereinst bevorstehe. Sie betrachten deßhalb den Mond, steht über demselben ein Stern, werden sie einen Knaben — steht ein Stern darunter, ein Mädchen gebären. Geht ein Stern zunächst vor dem Monde her, so wird das Kind zunehmen und gesund seyn — folgt aber der Stern hinter dem Monde, so wird das Kind kränklich seyn und bald nach der Geburt sterben.

Der Platz der Wöchnerinnen ist bei den Lappländern links

von der Hauptthüre, wo Niemand weiter hinkommt, denn es gilt, wie auch bei den Tungusen, die Wöchnerin für unrein. Sobald die Geburt vorüber, nimmt die Lappländerin einen Trunk Wallfischthran oder Fett zu sich, dann wird das Kind mit Schnee oder kaltem Wasser gewaschen und ganz eingetaucht. Die christlichen Lappen benetzen dabei jedoch den Kopf des Kindes nicht. Vierzehn Tage nach der Geburt bringen sie die Kinder zur Kirche, um sie christlich taufen zu lassen.

Die heidnischen Tungusen benennen ihre Kinder nach den Personen, die zuerst nach der Geburt in das Zelt treten, es sey denn, daß der Vater ihnen vorher schon einen Lieblingsnamen gegeben habe. Die Frauen behalten ihre Namen zeitlebens. Die Lappländer ändern die Namen ihrer Kinder gern ab, und legen ihnen die der verstorbenen Freunde bei, um deren Gedächtniß zu erhalten. Wird aber das Kind krank, so nennen sie es wieder bei dem Namen, welchen es in der Taufe empfangen, namentlich bei den Knaben.

Die Lappländerinnen, wie die Tungusinnen, nähren ihre Kinder so lange an der Brust, bis ein neues Kind im Anzuge ist, gerade so wie wir bei den wilden Jägervölkern sahen. Man findet Kinder von drei bis vier Jahren an der Mutter Brust. Nur wenn die Mutter erkrankt, wird das Kind mit Rennthiermilch aufgezogen, die man demselben in einem Löffel darreicht. Auch gibt man schon den Wochenkindern ein Stückchen Rennthierfleisch in den Mund, damit es den Saft heraussaugen möge.

Die Kinder werden bei den Lappländern in Wiegen aufbewahrt, welche aus einem Holzklotze ausgehöhlt werden, wie etwa ein Trog. Diese überzieht man mit Leder, und da, wo der Kopf des Kindes zu liegen kommt, wird ein Dach oder Schirm aus Leder angebracht. Statt der Windeln wird weiches Moos eingelegt, an den Seiten und von oben wird das Kind mit weichen Rennthierfellen bedeckt. Das Moos wird im Samen gesammelt und getrocknet und oft erneut. Das Ganze wird mit Riemen verschnürt. Die Wiege wird an einen vom Dache der Hütte herabhängenden Riemen angebunden, so daß sie frei hängt, und das Kind leicht geschaukelt werden kann. Man hängt ferner an die Wiege einige Messingringe, an deren Geklapper sich das Kind ergötzt, wie auch einige Denkzeichen; ist das Kind ein Knabe, so sind dieß zierlich aus Rennthierhorn gemachte Bogen, Pfeile und Spieße, die zuweilen auch aus Zinn gegossen werden. An die Wiege der Mädchen bindet man Flügel, Füße oder Schnabel der weißen Schneehühner, damit die Kleinen diesen Vögeln in Behendigkeit und Reinlichkeit nachstreben sollen. Die Wiegen der Tungusen sind von Birkenrinde, und machen gleich einem

Lehnstuhle einen stumpfen Winkel. Der Rand ist fast eine Spanne hoch; und beide Ende runden sich; die Breite beträgt eine gute Spanne. Sie sind meist mit Leder überzogen und gerundet, damit man das Kind einschnüren kann. Damit sich der Kopf des Kindes nicht drücke, ist an der Lehne ein Loch eingeschnitten, und ein nachgebendes Leder davor gespannt. Hinter der Lehne, die so groß wie der Liegekasten ist, befindet sich ein Bügel aus einer Thierrippe, woran Rennthierklauen hängen, deren Geklapper dem Kinde Unterhaltung gewährt; auch werden blecherne Götzenbilder daran befestigt. Die Wiege wird mit zerriebenem Holze anstatt der Windeln gefüllt. Die Mutter trägt auf Reisen die Wiege an einem Bande über der Achsel; im Winter wird sie in der Hütte, im Sommer an einem Baumzweige aufgehängt.

Die Knaben werden von frühester Jugend an im Schießen mit Pfeil und Bogen unterrichtet und geübt, und man reicht ihnen nicht eher die Speise, als bis sie ein bestimmtes Ziel getroffen. Man befestigt deßhalb ein Stück Birkenrinde an eine lange Stange. Sie erhalten wohl auch zur Belohnung einen weißen Gürtel und einen neuen Bogen. Sie werden dadurch die sicheren Bogenschützen, die auf weite Entfernung einen Pfennig oder eine kleine Nadel zu treffen vermögen.

Eine andere Uebung der Kinder besteht darin, daß sie sich wechselweise im Laufen Schlingen um den Hals zu werfen suchen. Die Mädchen gehen der Mutter zur Hand, und lernen bei Zeiten die Fertigkeiten, die ihnen künftig nöthig sind; sie lernen Stiefeln, Schuhe, Handschuhe, Rennthierzeug anfertigen.

Für die Zukunft der Mädchen sorgt der Vater, wie erwähnt, dadurch, daß er ihm bei der Geburt einige Rennthierweibchen schenkt, deren Kälber für das Kind aufgezogen werden. Diejenige Person, Vater, Mutter oder ein sonstiger Verwandter, die den ersten Zahn im Munde des Kindes gewahr wird, muß demselben gleichfalls eine Rennthierkuh schenken, welche Pannikeis, Rennthier des Zahns, genannt wird. Die von dem Thiere stammenden Kälber werden dem Kinde erzogen. Wird eines der dem Kinde gehörigen Rennthiere geschlachtet, so wird dasselbe durch Silber, Kupfer oder Kleidungsstücke vergütet. Sterben einem Kinde die Eltern, so nehmen die nächsten Verwandten sich desselben an.

Die Erziehung ist übrigens so hart, wie die ganze Lebensart, und daher werden die Lappländer im Allgemeinen wenig und selten von Krankheiten angefochten. Das gemeinste Uebel ist Augenentzündung und Blindheit im Alter, wogegen sie keine Mittel haben. Gegen Gliederreißen haben sie ein Mittel, das wir weit entfernt von Lappland im östlichen Asien wieder finden

werden. Sie nehmen ein erbsengroßes Stückchen von dem, an der Südseite der Birke wachsenden feinen Schwamme, legen dasselbe auf die schmerzhafte Stelle, zünden es mit einer kleinen Birkenruthe an, und lassen es ausbrennen. Dieß wird zwei- bis dreimal wiederholt, und bringt eine Wunde hervor, die sich oft sechs Wochen lang erhält, und von selbst wieder zuheilen muß. Sie nennen dieses, bei den Japanern Moxa genannte Heilmittel Toule.

Anderweite offene Wunden werden mit Baumharzpflaster geheilt. Erfrorene Glieder bestreicht man mit dem Oele, das aus dem Rennthierkäse fließt, wenn man ein glühendes Eisen in denselben stößt; andere schneiden ihn in dünne Scheiben, und legen diese erwärmt auf. Wider den Husten trinken sie mit Milch gekochten Käse noch warm. So erreichen die Lappen ein hohes Alter, bis 100 Jahre, und man sieht noch rüstige und thätige Greise von 70—90 Jahren, die nur selten graues Haar haben.

Erkrankt ein Lappe, so erforschen zuerst die Anverwandten mit der Zaubertrommel, ob er wohl genesen werde. Hat man die Gewißheit, daß der Kranke sterben müsse, so denkt man zuvörderst an die Todtenmahlzeit, und man läßt oft den Kranken einsam dahinsterben. Den Todten fürchten die Lappen, und verlassen denselben. Arme Leute wickeln die Leiche nur in ein wollenes oder leinenes Tuch, Wohlhabendere kleiden sie vollkommen an, und legen sie in einen Sarg, was ein Mann verrichtet, der von den Verwandten einen Messingring erhält, den er an seinen rechten Arm festbindet, um sich gegen den Einfluß der Geister des Verstorbenen zu schützen, und den er nicht eher ablegt, als bis die Leiche unter die Erde gebracht ist. Der Sarg besteht in einem ausgehöhlten Holzkloße. Finden sie im öden Gebirge keinen Stamm, so packen sie die Leiche auf einen Schlitten und fahren dieselbe in den Wald, wo sie in und mit dem Schlitten verscharrt wird. Ist die Erde zu hart gefroren, so wird der Todtenschlitten von allen Seiten mit Holzstücken umlegt, oder auch in eine Höhle geschoben, deren Eingang mit Steinen versetzt wird. Werden sie aber von den Geistern des Verstorbenen geplagt, so vergraben sie die Leiche unter dem Feuerherde der Hütte. Die heidnischen Lappen geben dem Todten Stahl und Stein mit ins Grab, damit er sich Licht anschlagen könne, um einen guten Weg zum Himmel zu finden. Eben deßhalb erhält er auch eine Axt und Bogen und Pfeile. Die Trauernden gehen in ihren schlechtesten Kleidern.

Drei Tage nach dem Begräbnisse kommt die Verwandtschaft zusammen, um das Todtenmahl zu halten. Das Rennthier, welches den Todtenschlitten gefahren hat, wird geschlachtet und

verzehrt, die Knochen desselben werden sorgfältigst gesammelt und mit einem, aus Holz geschnitzten Menschenbilde — dem Porträt des Verstorbenen — in eine Kiste gelegt, welche vergraben wird. Dieß ist der Schluß der Leichenfeier, zu der auch ein Trunk Branntwein gehört. Wohlhabende Leute haben in den nächsten Jahren ein Gedächtnißmahl, wobei die Rennthierknochen wie bei der wirklichen Leichenfeier vergraben werden. Weiber und Kinder werden sehr lange betrauert, diese Trauer wird jedoch keineswegs durch äußere Zeichen an den Tag gelegt.

Die christlichen Lappen begraben ihre Todten in der Nähe der Kirche, und bewahren die Leichen, wenn der Frost die Ausgrabung einer Grube verhindert, in der, in der Nähe der Kirche errichteten Hütte auf.

Mit diesen Erscheinungen stimmt nun im Wesentlichen das überein, was wir bei den sibirischen Nomaden antreffen. Die Tungusen halten den Tod für das größte Uebel, und suchen sich mit Hülfe der Schamanen dessen zu erwehren. Stirbt der Kranke, so wird er in einen Kasten gelegt, und zwar in der Kleidung, in welcher er gestorben ist. Man fügt Tabakspfeife, Feuerzeug, Messer, einen Kessel mit Wasser und Bogen und Pfeil bei; bei den Frauen bleiben die Waffen weg. Die meisten werden da, wo sie sterben, nicht tief in die Erde verscharrt, wenn sie nicht etwa ausdrücklich einen Baum bezeichnet haben, unter welchem sie zu ruhen wünschen. Die Leiche muß auf dem Rücken liegen, den Kopf nach Westen gewendet. Auf dem Grabe werden Steine oder auch Gesträuch aufgehäuft. Die Freunde begleiten den Todten zu seinem Grabe. Schamanen lassen sich nicht in die Erde begraben, weil hier der Teufel wohnt; sie wollen in freier Luft verwesen, und man stellt ihre Särge auf die bloße Erde, und deckt sie mit Steinen zu. Andere Schamanen lassen sich gleich den Nordamerikanern auf kleine Gerüste stellen, die durch aufgeworfene Zweige vor den Raubthieren beschützt werden. Hat er seinen Rock und seine Trommel keinem andern vermacht, so werden sie am Grabe aufgehangen. Reiche Steppen-Tungusen begraben entweder mit dem Verstorbenen dessen Lieblingspferd, oder sie lassen dasselbe durch einen Schamanen opfern, wo es dann verzehrt, und nur die Haut bei dem Grabe aufgehangen wird. Das Begräbniß selbst findet in aller Stille Statt. Nach einiger Zeit aber feiert ein Freund nach dem andern das Andenken des Verstorbenen mit einem Gastmahle, wie es nun eben das Jagdglück verstattet. Die Gräber der Freunde und Verwandten werden oft besucht, und die Todten oft gefüttert, d. h. Thee, Milch, Branntwein, Fisch- oder Fleischbrühe auf die Gräber gegossen.

Die Ostiaken und Samojeden geben dem Todten einen Schlitten mit Rennthieren, ein Feuerzeug, zuweilen auch Pfeife und Tabak mit. Dann wird noch zu Ehren des Verstorbenen ein grobes, hölzernes Abbild desselben angefertigt, welches in der Jurte aufgestellt wird, dessen Pflege vornehmlich den Weibern anvertraut ist. Bei jeder Mahlzeit bringen sie dem Bilde ein Speiseopfer, und war der Verstorbene ihr Ehemann, so müssen sie es, wie früher den Lebenden, häufig umarmen, und ihm auch noch vollständigere Beweise ehelicher Liebe geben. Die großen Bilder in den Hütten der Bewohner des Nutka Sundes, so wie die kleinen Bilder, welche die Lappländer den abgenagten Rennthierknochen beigeben, scheinen in gewissem Zusammenhange zu stehen, namentlich scheint aber das kleine Bild der Lappländer ein verkümmerter Nachkomme der großen Bilder zu seyn. Wahrscheinlich hat hier die Nähe der christlichen Missionäre bewirkt, daß man die Bilder nicht mehr offen aufstellte und sie daher verkleinert den Ueberresten des Todtenmahles beilegte. Aehnliche Sitte werden wir auch auf den höheren Stufen der Kultur finden, da sie zu tief in der menschlichen Natur begründet ist und in dem Wunsche wurzelt, wenigstens die Erinnerung an den verstorbenen Verwandten oder Freund zu erhalten, dessen Leben, ja dessen Körper zu erhalten nicht möglich war.

Die Geschichte dieser Völkerstämme bietet dieselben Thatsachen dar, welche wir bei den Jägern der Polarzone fanden; sie ist ganz passiver Natur. Die Völker bewegen sich in ihren uralten Gränzen so lange ruhig hin und her, bis fremde Gewalt sie nöthigt, einen anderen Aufenthalt zu suchen; sie sind durchgängig friedfertiger Natur, und so kommt es denn, daß die Nomaden der Polarzone Sibiriens von einer Handvoll Leute bezwungen, und von wenigen Beamten im Zaume gehalten werden können. Nicht anders ist es mit den Lappen, die ohne Kampf und Widerstand ihren germanischen Nachbarn fast zu gleicher Zeit bekannt und unterthan wurden. Die Fremden treten dann an die Stelle der alten Stamm- und Familienoberhäupter, und finden denselben Gehorsam, der diesen zu Theil wurde. Da ihre Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten durchaus Früchte der klimatischen Beschaffenheit des Landes sind, so bleiben die Stämme denselben auch überaus anhänglich, und verändern sich im Wesentlichen nicht, obschon sie neue Verbesserungen hinzufügen, wie sie denn neben dem Bogen und Pfeil die Flinte, neben den alten Göttern auch neue angenommen haben.

(Schluß folgt.)

Art. VII. Reise in den Orient von Constantin Tischendorf. Zweiter Band. Leipzig. Verlag von Bernh. Tauchnitz jun. 1846; 319 S.

Es kann nur die Frage seyn, ob der vorliegende Band den ersten an Interesse übertrifft? ihm darin zurück steht er auf keinen Fall. Die bisherigen Reisen anderer Schriftsteller nach dem heiligen Lande, von dem der zweite Band des Tischendorfischen Werkes vorzugsweise handelt, beschäftigen sich entweder mit Darstellungen der Erlebnisse und Anschauungen, mit gelehrten Abhandlungen und Untersuchungen oder mit Sammlungen des früheren, in jenen Beziehungen Vorhandenen. Wie schätzbar auch die gedachten Bestrebungen waren, von denen manche berühmte Reisende ausgegangen seyn mögen, und theilweise sind, so fehlt doch die Hauptsache, eben jene, welche Tischendorf's Werke auszeichnet. Die Anschauungen sind nicht aus dem Glauben hervorgegangen und nicht aus der Liebe. Ein Reisender, wie hoch auch seine Gelehrsamkeit und sein Wissen stehen mögen, des Glaubens und der Liebe baar, kann unmöglich das heilige Land so anschauen und so darstellen, wie es angeschaut und dargestellt seyn will, unmöglich so, wie unser Reisende es gethan hat. Wie wenig übrigens Tischendorf den Glauben in Täuschung übergehen läßt, wie sorgsam er zu prüfen weiß, wie lebendig seine Anschauungen, wie anschaulich seine Darstellungen, wie fruchtbringend seine Untersuchungen und Erkenntnisse sind, wird sich bei Darstellung des Inhaltes des vorliegenden Bandes erweisen. Wie sehr es dem Verfasser um die Hauptsache zu thun war, geht daraus hervor, daß er als einer der bedeutendsten Philologen und kritischen Gelehrten der Zeit, in dem, für das größte Lesepublikum bestimmten Werke es vermieden hat, darin ähnliche Untersuchungen zur Schau zu stellen, wie oft sich ihm auch die Gelegenheit darzu darbot.

Das Werk eröffnet die, für den Glaubensweg, den der Verfasser einschlug, wichtigste Untersuchung der Frage: Ist das heilige Grab echt, oder ist es nicht echt, nach Terrainsstudien und nach der Tradition. Bestimmter heißt die Frage: Golgatha und das Felsengrab des Auferstandenen, haben beide in der That da gelegen, wo es heute der fromme Glaube annimmt, d. h. innerhalb der Räume der Kirche, deren Beschreibung der Verfasser versuchte?

Die Frage ist nicht neu. Sie lag so nahe für alle Pilgrime, die den Text der Schrift über die letzten Schicksale des Herrn prüfend zusammenstellten, mit dem, was sie in Jerusalem vor Augen hatten. Wiederholt sagt uns nämlich der heilige Text, daß der Herr außerhalb der Stadt, aber nahe bei der Stadt ge-

kreuzigt und begraben wurde; die verehrte Grabeskirche hingegen wird jetzt von der Stadtmauer umschlossen.

Allein solche Zweifel, die weder eine genaue Kenntniß der alten Nachrichten noch ein tieferes Studium der Oertlichkeiten zur Stütze hatten, konnten leicht mit der allgemeinen Annahme beschwichtigt werden, daß die heutige Stadt die Gränzen der ehemaligen sehr verrückt haben möchte. Und daneben stand die Tradition wie ein unerschütterliches Bollwerk.

Der Verfasser behandelt zuerst den Hauptbeweis den gegen die Annahme des heutigen Grabes als des ursprünglichen gelehrte Augen gefunden haben. Er beruht auf der vermeintlichen Unmöglichkeit, die heutige Grabeskirche außerhalb der alten Mauer zur Zeit Christi zu denken. Diese alte Mauer bedarf sogleich einer nähern Bestimmung. Jerusalem besaß nämlich, nach dem genauen Berichte des jüdischen Geschichtschreibers Flavius Josephus im ersten christlichen Jahrhunderte, zur Zeit der Zerstörung durch Titus, fast vierzig Jahre nach Christi Tode, drei Stadtmauern, von denen die erste aus uralter Zeit stammt, die zweite wenigstens schon im siebenten Jahrhunderte vor Christus unter dem Könige Hiskias gestanden hat, die dritte erst zehn Jahre nach dem Tode Christi von Herodes Agrippa errichtet worden ist.

Worauf es uns hier ankömmt, das ist die zweite, zur Zeit Christi äußerste Mauer, die nur im Norden und Nordwesten die Stadt umschloß, eben da, wo Golgatha verehrt wird. Es fragt sich: Blieb das heutige Golgatha außerhalb dieser Mauer liegen?

Die Antwort Robinsons und vieler Anderen lautet verneinend; diese Mauer mußte nach ihm nothwendig den Felsenhügel Golgatha in sich fassen. Warum? »Diese Mauer lief aus nahe beim Hippikus, dem alten Kastell in der ersten Mauer, im Norden von Zion, im Westen vom Tempel und der daran stoßenden Burg Antonia, und lief in einer kreisförmigen oder gekrümmten Richtung zur Nordostecke der Burg Antonia.«

Das Letztere, die kreisförmige oder gekrümmte Richtung auf die Burg Antonia, ist unzweifelhaft; denn Josephus bezeugt es ausdrücklich. Stimmt dazu auch das Erstere, so konnte Golgatha, bei seiner so nahen nordöstlichen Lage vom Hippikus, allerdings unmöglich außerhalb der Mauer bleiben. Dazu kommt noch, was die Beweisführung unterstützt, daß der Teich des Hiskias dergestalt zwischen dem Hippikus und Golgatha liegt, daß entweder beide innerhalb, oder beide außerhalb des Laufes der Mauer bleiben mußten. Dieser Teich aber, den Hiskias in der Absicht errichtete, um das vom Gebrauche der anrückenden Belagerer abgeleitete Wasser dem Gebrauche der belagerten Stadt

zu vermitteln, läßt sich vernünftiger Weise nicht außerhalb der Mauern denken.

Das Letzte beseitigt der Verfasser zuerst, nämlich den Beweis, den der Hiskias-Teich geliefert. Diese Benennung hat eine ganz andere Autorität als die, einer uralten oder auch nur alten Tradition; der italienische Mönch Quaresmius im siebzehnten Jahrhundert hat zuerst die Vermuthung ausgesprochen, daß der gewöhnlich nach dem heiligen Grabe benannte Teich das Werk des Hiskias seyn möchte. Derselbe heißt auch jetzt noch bei den Eingebornen, namentlich den christlichen, nicht anders als Teich des heiligen Grabes, oder — und das ist bei den muhamedanischen Eingebornen das allein Uebliche, der Badeteich, weil aus ihm ein öffentliches Bad in der Nähe unterhalten wird. Hiernach läßt sich bei unserer Untersuchung durchaus kein Gewicht auf diesen Teich legen, der wahrscheinlich sogar der nachchristlichen Zeit angehört.

Ob übrigens, sagt der Verfasser, der wahre Hiskiasteich in der That, wie Williams will, mit dem Teiche Siloam, der auch der Königsteich heißt, zusammenfällt, das kann ich hier ungeprüft lassen; nur erwähn' ich noch, daß diese Ansicht durch die Bezeichnung des Hiskiasteiches beim Propheten Jesaias als des Teiches »zwischen den zwei Mauern,« nach Williams Plane vom Laufe der alten südlichen Mauer ohne Störung bleibt.

Es fragt sich ferner: Ist es gegründet, daß die zweite Mauer nahe beim Hippikus ihren Ausgang nahm?

Josephus berichtet: Die erste Mauer lief vom Hippikus aus. Er berichtet weiter: Die dritte Mauer lief vom Hippikus aus. Bei der zweiten sagt er, und zwar ohne alle Erwähnung des Hippikus, daß sie vom Thore Gennath oder Gartenthore auslief.

Das klingt schon ungünstig; es wäre noch ungünstiger, könnte der angebliche Hiskiasteich seine Autorität behaupten; denn dann müßte, um ihn einzuschließen, die Mauer in der That in der nächsten Nähe vom Hippikus ausgelaufen seyn, so daß man kaum absähe, wie sie nicht vom Hippikus selber auslief, oder wie Josephus nicht wenigstens dieser unmittelbaren Nähe gedachte. Doch der Irrthum über den Ausgangpunkt der zweiten Mauer bedarf nicht eben zu seiner Widerlegung des Irrthums über den Hiskiasteich; denn die neuesten Nachforschungen haben den ganzen Lauf der Mauern aus den Spuren, die theils von ihnen selber, theils von den Thoren in denselben geblieben sind, fast untrüglich nachgewiesen. Darnach lag ziemlich weit im Osten vom Hippikus das Gartenthor, und von diesem lief die Mauer in einer fast geraden Linie zum Damaskusthore, dessen Antheil an derselben Mauer durch gebliebene alte Baureste außer Zweifel gestellt ist.

Golgatha bleibt dabei unumschlossen an der westlichen Seite der Mauer liegen.

Uebrigens gibt die genannte Richtung in »fast gerader Linie« keinen Anstoß; denn die kreisförmige Krümmung des Josephus wird durch die weitere Ausdehnung der Mauer gewonnen.

Dieß also ist das Resultat, das die neueste Ergründung des Terrains geliefert hat. Zu seiner Bestätigung läßt sich hinzusetzen, was wir über die beiden Nachbarthürme des Hippikus, über Phasaelus und Mariamne, aus unzweideutigen Nachrichten des Josephus wissen. Diese beiden Bollwerke, deren Pracht und Festigkeit der jüdische Geschichtsschreiber mit lauter Ausdrücken der Bewunderung schildert, wurden von Herodes dem Großen, zu Ehren seines Bruders Phasael und seiner Gemahlin Mariamne, in der ersten alten Mauer in Einer Linie mit dem Hippikus errichtet. Sie standen auf dem höchsten nördlichen Kamme des Berges Zion, wodurch ihre natürliche Höhe noch imposanter wurde.

Einerseits ist nun nicht annehmbar, daß Herodes diese unvergleichlichen Festungsthürme da in der alten Mauer erbaut haben sollte, wo dieselbe von der zweiten Mauer umschlossen war, so daß ihnen das Moment militärischen Schutzes gänzlich abgegangen wäre, gerade in einer Zeit, wo es hierauf ganz besonders ankam. Andererseits geht aus der Darstellung des Josephus hervor, daß da, wo die drei Thürme standen, die erste nördliche Mauer über ein so hohes Terrain lief, daß die nächste Umgegend mit Golgatha sicherlich keine Höhe darbieten konnte, die etwa aus strategischen Rücksichten von der zweiten Mauer hätte überbaut werden müssen.

Diese und noch mehr vom Verfasser beigefügte Terrainsstudien liefern den Beweis, daß das heutige Golgatha mit dem heiligen Grabe zur Zeit Christi außerhalb der Stadtmauer lag, und deßhalb recht füglich die ursprüngliche Oertlichkeit einnehmen kann.

Die Beleuchtung der, von dem Verfasser an die heilige Grabeskirche geknüpften Tradition gibt folgende Resultate: Auf den alleinigen Grund der Tradition haben bekanntlich so viele Jahrhunderte an der Ueberzeugung von der Echtheit des heiligen Grabes festgehalten.

Das Eine ist vor allem Andern klar, daß seit Constantin die nun einmal durch herrliche Monumente ausgezeichneten Stellen der Schädelstätte und des Grabes fort und fort unverrückt im Auge der Gläubigen geblieben. Auf des Kaisers Befehl erhob sich über Golgatha eine prächtige Kirche mit bleiernem Dache, mit glänzenden Marmorwänden, mit einem großen Reichthume

den Vorgängen auf Golgatha und im benachbarten Garten, vollkommen bekannt seyn mußte mit diesen Oertlichkeiten. Auch war es bei den Erzählungen von Christi Tod und Auferstehung unter den Jerusalemischen Christen fast unumgänglich, des Schauplatzes beider zu gedenken; eben so wie keiner der Evangelisten uns diese Thatsachen ohne Bezeichnung der betreffenden Oertlichkeiten berichtet. Daß Paulus in seinen Briefen nie davon spricht, das liegt eben so sehr im Geiste seiner Predigt, wie in seinem persönlichen Standpunkte zum leiblichen Christus. Wie matt wäre es für ihn gewesen, bei seiner begeisterten Verkündigung des Gekreuzigten und Auferstandenen auf den Hügel Golgatha oder auf's Grab im Gartenfelsen zu verweisen. — Etwas Anderes ist's, wenn sich Petrus über David, der seit tausend Jahren verstorben, des Ausdrucks bedient: »Sein Grab ist bei uns bis auf diesen Tag.« — Eben so wenig wie von Golgatha sprechen die Apostelbriefe von Bethlehem oder von Nazareth.

Daß man übrigens doch sehr früh anfing, dergleichen weihevolle Lokalitäten auszeichnend zu beachten, das beweist Justin der Märtyrer um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, da er in seinem berühmten Dialoge die Höhle oder Grotte zu Bethlehem als des Heilands Geburtsstätte anführt, während Origenes zu Anfang des dritten Jahrhunderts bereits von Pilgerschaften nach der Bethlehemitischen Grotte und davon erzählt, daß sie sogar von Heiden als die Geburtsstätte unseres Religionsstifters angesehen wurde. Der Schluß ist aber sicher! Geschah dieß mit der Geburtshöhle zu Bethlehem, um wie viel mehr mußte der Kreuzesplatz und die Grabesstätte getreu gemerkt, und oft betrachtet werden.

Sodann konnte es keineswegs schwer seyn, die genaue Kenntniß Golgatha's zu behalten. Haben wir auch die erste Bezeichnung desselben als eines felsigen Hügels oder Berges erst vom Jahre 333 im Itinerarium von Bordeaux nach Jerusalem, so nennt doch schon der Name, nach unserer Ansicht, eine solche Besonderheit des Ortes, die sich nicht vom Charakter eines Hügels sondern läßt; so wie daneben die Wahl hervorragender Oerter zu Hinrichtungen bei den Alten sichere Thatsache ist. Hat sich nun die Kenntniß verschiedener Oertlichkeiten in und um Jerusalem bis heute so sicher erhalten, daß der Zweifel daran lächerlich wäre: wie sollte man den selbst durch seine Figur merkwürdigen und durch die Kreuzigung Christi noch merkwürdiger gewordenen Hügel, der längst seinen bestimmten Namen trug, schon in den ersten Jahrhunderten bis zur Verwechslung haben vergessen können.

Ferner läßt sich von jener dem Zweifel unterworfenen Bi-

schofsfolge für unseren Zweck ganz absehen: das bleibt unläugbar, daß viele Christen in Jerusalem von Anfang an fortwährend anwesend waren, und daß die gewaltsame Verstörung in Folge der Einnahme der Stadt durch Titus den Christen von Jerusalem die Kenntniß von Golgatha nicht schmälern konnte; denn daß eine solche Lokalität, ein felsiger Hügel mit einem benachbarten Garten, beides noch dazu außerhalb der ersten und der zweiten Mauer, von den römischen Soldaten bis zur Unkenntlichkeit gelitten haben sollte: das läuft aller Wahrscheinlichkeit zuwider.

Als letzter Einwand gegen die Tradition ist die Erzählung von der Kreuzesauffindung geltend gemacht worden. Die Ausdrücke bei Eusebius und im Briefe Constantins erheischen eine strenge Fassung, und erleiden durch spätere, offenbar mit Willkür ausgestattete Berichte, wie etwa den von Helena's Forschungen bei den Eingebornen, keine Beeinträchtigung.

Eusebius sagt, daß der Kaiser den »völliger Vergessenheit und Verkennung überlieferten Schauplatz der Auferstehung Christi nicht ohne eine göttliche Eingebung und gemahnt vom Heilande selber habe reinigen und mit Monumenten schmücken lassen.« Das Götzenbild der Venus über dem mit Erde verschütteten Felsengrabe rechtfertigt es hinlänglich, daß Eusebius sagt, der heilige Ort sei der Vergessenheit und der Verkennung überliefert gewesen. Die Eingebung aber und die Mahnung von oben ist nicht als die Ursache der Auffindung des verlorenen Schatzes hingestellt, sondern als die dem Kaiser gewordene Veranlassung, den so frech entheiligten Ort durch Denkmale frommer Verehrung zu weihen.

Und wenn Constantin in seinem Briefe an Makarius »die Entdeckung des Zeichens der allerheiligsten Passion des Erlösers, das so lange unter der Erde verborgen gewesen,« als »ein Wunder« betrachtet, »erhaben über alles menschliche Begreifen«: so meint er damit augenscheinlich die Auffindung des Kreuzes selber, wofür auch bei vorhergegangener Bekanntschaft mit der Lokalität des einstigen Grabes sein Ausdruck angemessen erscheint. Eben so fällt auch die Auffindung des, trotz der Verschüttung und des abgöttischen Ueberbaues so vortrefflich erhaltenen Grabes, wie es Eusebius beschreibt, unter den Begriff des Wunderbaren.

Robinson sagt überdieß noch, daß Eusebius vom Vorhandenseyn einer Tradition über das Grab gänzlich schweige. Das läßt sich nicht mit Recht sagen; denn wenn Eusebius berichtet, daß auf dem Grabe ein Idol gestanden, hat er noch nöthig, die Tradition näher zu bestimmen oder weiter zu verfolgen?

Zu dem allen, was die angefochtene Tradition vertritt,

kömmt die Eigenthümlichkeit der Lage des Grabes, das heutzutage verehrt wird. Dasselbe liegt nur wenig außerhalb derjenigen Mauer, die zur Zeit Christi die Stadt umschloß, aber ziemlich weit innerhalb der heutigen Stadtmauer, die, wenigstens in der Gegend des heiligen Grabes, auch schon zur Zeit Constantins Stadtmauer gewesen. Daß aber Christi Grab außerhalb der Stadtmauer gelegen, das wußte man zur Zeit Constantins sicherlich so gut wie jetzt. Würde man nun bei der Absicht eines Betrugs oder auch im Falle einer freien Wahl nicht darauf geachtet haben, durch eine angemessene Entfernung von der Stadt jedem Argwohn von dieser Seite mit Sicherheit vorzubeugen? Andrerseits ist freilich anzuerkennen, daß man unter Constantin ohne Zweifel noch viel deutlichere Spuren als heute von der zweiten, einstmals äußersten Mauer haben mußte; so daß die Lage der Grabeskirche eben so unsere oben vorgetragene Ansicht vom Laufe dieser Mauer bestätigt, wie sie in der letztern einen Beweis für ihre mögliche Ursprünglichkeit besitzt.

Endlich beweist das jedenfalls in der Nähe der Grabeskirche gelegene Grabmal des Hohenpriesters Johannes, das Josephus in der Belagerungsgeschichte Jerusalems vom Jahre 71 zu wiederholten Malen anführt, daß gerade hier Josephs Felsengrab im Garten gar füglich gelegen haben kann.

»Das Resultat einer ernsten Untersuchung,« sagt der Verfasser, »muß willkommen seyn, tritt es auch vorgefaßten Wünschen entgegen; denn das Wahre oder was dem Wahren am nächsten, ist aller Forschung einziges Ziel; aber doppelt willkommen ist das Resultat, das Sympathien bestärkt, die dem Herzen innig theuer. Ein solches hat mir die Untersuchung über die Aechtheit des heiligen Grabes geliefert. Ich glaube, es wird fernerhin schwer seyn, diese Aechtheit mit nachdrücklichen Gründen zu bestreiten. Und damit steht es als eine herrliche Thatsache fest, daß das Grab, dem kein anderes auf Erden gleicht, jenes Grab mit der Botschaft des Sieges über alle Gräber, trotz des Fluches, der gewaltet über Israels heilige Stadt, trotz aller Kriegesscenen, die sie gesehen, trotz allen Verheerungen, die sie erfahren, noch bis heute dem Auge der Gläubigen nicht hat entrückt werden mögen.«

Betrübend ist die Bemerkung des Verfassers: »Leider irrt, wer sich unter den christlichen Kirchen in Jerusalem einen brüderlichen Frieden denken wollte, obschon der Gedanke so nahe liegt, daß christliche Brüder, getrennt durch Glaubensformen, wenn irgendwo, gerade hier über dem Grabe des Heilandes, eine Hand versöhnender Liebe sich reichen müßten. Die gegenseitige Befehdung, die zwischen allen herrscht, vorzugsweise zwischen

Griechen, Lateinern und Armeniern, da die armen Kopten, so wie die wenigen Syrer und Abyssinier in keinen Betracht kommen, gewährt eine überaus traurige Erfahrung. Das Aergerniß wird dadurch voll, daß zumeist die heilige Grabeskirche zum Schauplatz der Fehde dient. Seit den Kreuzzügen hatten darin, viele Jahrhunderte hindurch, die Lateiner die Oberhand, in sofern sie die hauptsächlichsten Räumlichkeiten als Eigenthum besaßen; allmälig sind sie bis auf ein beschränktes Terrain von den Griechen verdrängt worden; andere Theile wieder besitzen die Armenier, während nur ein Altar den Kopten und ein anderer den Syrern gehört. Ansprüche macht nun jede der großen Parteien gegen die andere lieblos und gehässig geltend; ja die eine entblödet sich nicht, die religiösen Ceremonien der anderen zu stören und zu verspotten, was namentlich den Griechen gegen die Katholiken schuld gegeben wird. Was ist gegen diese Entweihung der heiligsten Räume jener Geldwechsel und Taubenkram im Vorhofe des Tempels, der einst den Herrn zum Zorne trieb. Doch glaube ich, daß sie wohl nur selten, nur bei besonderer Gereiztheit so traurig zu Tage treten mag. Einen Zug der Selbstsucht der Griechen sah ich mit eigenen Augen daran, daß sie schöne Marmorsäulen sammt ihren schmucken Kapitälern bis zur Unscheinlichkeit übertüncht hatten, um die lateinischen Inschriften durch griechische zu verdrängen. Daneben erzählte mir der Procuratore dei Forestieri einen Zug unwürdiger Kriecherei von Seiten griechischer Mönche. Sie hatten nämlich erst kürzlich dem Pascha von Jerusalem, der seinen Diwan in der Kirche, rechts vom Grabe, nahe beim Calvarienaltare aufgeschlagen, mit eigenen Händen den Kaffee servirt.«

Das dritte Kapitel behandelt das anglikanische Bisthum in Jerusalem, und enthält zeitgemäße wichtige, warnende Winke in Betreff der Realisirung der großen Idee, aus welcher jenes Bisthum hervorgegangen ist, das Christenthum auf eine würdige Gestalt vor die Augen des muhamedanischen und jüdischen Orientalen, so wie der tief gesunkenen orientalischen Christen selber hinzustellen.

Das Kapitel: »Klöster in und um Jerusalem,« zeichnet sich durch Genauigkeit und Kraft der darin vorkommenden Lokalschilderungen aus, welche die lebhafteste Local-Anschauung gewähren.

Das darauf folgende Kapitel: Der siebente Trinitatis-Sonntag — Morgenwanderungen um Jerusalem und die Abendfeier im heiligen Grabe darstellend, ist eines der interessantesten des Werkes. Wir theilen einige Schilderungen daraus mit, um zugleich die Art derselben anschaulich zu machen, die sich durch

Wahrheit und Lebhaftigkeit eben so auszeichnen, wie durch Rückblick auf die Geschichte.

»Wir stiegen, gerade gegenüber der südöstlichen Mauerecke von Jerusalem, in's enge Thal zurück, und wanderten auf's Dorf Siloam zu. — Siloam ist eine merkwürdige Erscheinung; es sieht aus, als stammte es aus den Anfängen der Kultur, als stände es auf der Gränze des Troglodytenlebens. Es besteht aus lauter Felsenhütten und Felsenhöhlen, und lehnt sich unten an den Berg des Aergernisses an. Manche Grabstätten sind hier zu Behausungen für Menschen und Heerden geworden; andere Todtenwohnungen liegen nachbarlich bei den Wohnungen der Lebendigen. Sieht man aus diesen schwarzen Felsengrotten Gestalten in jener malerischen Nacktheit mitten unter Heerden von Schafen und Ziegen hervorblicken, so glaubt man sich zu den Wilden irgend einer Insel des Oceans versetzt, zu denen noch kein Laut gedrungen aus dem Schooße der civilisirten Welt.«

»Nahe beim Ende des Dorfes ist das berühmte Wasser Siloah, jenes Wasser, »das stille gehet,« von dem der Prophet Jesaias ein so schönes Bild für das Haus Davids herausnahm, wie es hinter dem Anscheine der Schwachheit den Schutz des Gottes besaß, der das Bächlein mächtig macht über die Wogen des Euphrats. Einst mochte es wie ein Vertrauter der Geheimnisse der Gebete des Jehovatempels erscheinen, als es aus dem Herzen des Felsens, der den Tempel trug, still und sanft her- hervortrat. Jetzt fließt es noch immer in seiner Sanftheit, in seiner Demuth, nachdem schon längst die stolze Pracht des Salomonischen Wunderwerks in Trümmer gesunken.«

»Den Ruf besonderer, wohlthätiger Kräfte konnte der Teich Siloah nicht wieder verlieren, seitdem der Herr den Blindgebornen zu ihm geschickt hatte, damit er dort sich wüsche und sehend würde. Man beschränkte aber seine Heilkraft nicht auf die Augen, namentlich sagt ein französischer Reisender zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts aus, daß es die Sarazenen zum Waschen gebrauchten, um sich einen angenehmeren Geruch zu geben. Wenigstens haben noch heute die Muhamedaner neben den Christen eine verehrende Vorliebe für Siloah, das ihr Prophet sogar für eine der Quellen des Paradieses erklärt haben soll.«

»Eine Merkwürdigkeit an der Quelle ist der schon längst beobachtete unregelmäßige Wasserzufluß, wenn auch nicht eben wahr ist, was davon Plinius erzählt, daß in Judäa ein Bach an jedem Sabbathe austrockne, oder was der Pilger von Bordeaux berichtet, daß dies Wasser immer sechs Tage fließe und

am siebenten Tage still stehe. Die Eigenschaft des Intermittirens, worauf sich natürlich die Merkwürdigkeit beschränkt, empfängt die Quelle Siloah von ihrer Mutter, der Quelle der Jungfrau, von der ich schon früher gesprochen und erwähnt habe, daß der wunderbare Teich Bethesda im Evangelium Johannis mit ihr in Verbindung gestanden haben möchte.«

»Was nun die eigentliche Quelle Siloah heißt, das ist gerade da, wo der Hügel Ophla zwischen dem Thale der Käsemacher und dem Thale Josaphat spitzig ausläuft, ein kleines, einige Fuß tief ausgehauenes Felsenbecken, das durch einen unterirdischen Kanal von der nördlich gelegenen Quelle der Jungfrau gespeist wird. Aus ihm fließt das Wasser in den sehr nahen Teich Siloah oder auch Königsteich, der die Gestalt eines länglichen Vierecks hat. Die vielen Feigen- und Olivengärten, die am südöstlichen Fuße des Zions liegen, verdanken ihre üppige Frische den nahen Wassern Siloah.«

»Nur ein paar Schritte südlich vom Teiche steht ein prächtiger Maulbeerbaum, um dessen Stamm aufgeschichtete Steine einen Ruheplatz bilden. Die Tradition will, daß hier der Prophet Jesaias zersägt worden. Wir trafen heute eine zahlreiche Gesellschaft Landbewohner, Männer und Frauen, um den Baum; sie ließen sich aber umsonst um einen Trunk aus Siloah in ihren Wasserkrügen ersuchen. Sie verlangten nämlich einen Backschisch, was unser Führer in diesem Falle für eine große Insolenz hielt. Wir stiegen nun selber auf einigen Stufen zur Quelle hinunter, und fanden das mit hohler Hand geschöpfte Wasser von einem sehr angenehmen Geschmacke.«

»Der letzte Haltpunkt unserer heutigen Wanderung, das Hackeldama oder der Blutacker, führte uns durch eine sehr berüchtigte Lokalität; es ist der Thalkessel, in den der Berg des Aergernisses, so wie zu seiner Seite der Berg des bösen Rathes und gegenüber der südöstliche Rücken von Zion abfällt. Hier soll jener Ammonitengötze, der Moloch mit dem Ochsenkopfe und den Menschenarmen, gestanden haben, zu dessen Dienste durch Kinderopfer Salomo, von heidnischen Weibern verleitet, und mit seinem Könige das Volk Gottes selber sich einst vergessen konnte. Vom Lärm der Trommeln, der zur Uebertäubung der Kinder gemacht wurde, wenn sie schreiend auf den glühenden Armen des Götzen lagen, ist der Ort Tophet genannt worden. Von dieser gottlosen Verirrung Israels hat auch der Berg des Aergernisses seinen Namen; während sein Nachbar und Wahlverwandter, der Berg des bösen Rathes, vom angeblichen Landhause des Kaiphas daselbst benannt ist, worin der böse Rath gegen Christus gehalten worden.«

»Tophat ist aber zugleich der Anfang der Gehenna oder des Thales Hinnom, das nach der bekannten Stelle der Bergpredigt damals ein Symbol des höllischen Feuers war. Als nämlich die Israeliten den Gräuel des Molochdienstes erkannt hatten, pflegten sie, um ihren Abscheu vor dem berüchtigten Thale auszudrücken, die Leichname grober Verbrecher so wie gefallener Thiere dahin zu werfen, und zur Erstickung der bösen Dünste davon fortwährend Feuer zu unterhalten. Ich werde vom Gehennafeuer in der Bergpredigt wohl nie wieder lesen, ohne das merkwürdige Thal selber vor Augen zu haben. — Uebrigens herrschte heute in der That eine Luft im Thale, aus deren Bereich wir gerne bald wieder heraustraten. Die Erklärung davon lag nahe genug in einem Sommertage mitten in der großen Gräberstadt Jerusalems.«

»Am Berge des bösen Rathes liegt Hackeldama oder jener Töpferacker, den einst die Hohenpriester vom Blutgelde des Verräthers zum Begräbnisse der Fremdlinge gekauft. Ich glaube, daß die schon durch Hieronymus dieser Oertlichkeit gewordene Beglaubigung vollen Grund hat. Ganz nahe bei den vielen Gräbern im weichen Kalkfelsen wird noch heutzutage weißer Thon gewonnen; auch scheint das Töpferthon des Jeremias gerade hieher geführt zu haben. Wir untersuchten die Gräber nicht; auch nicht den merkwürdigen alten Felsenbau, gewöhnlich das Leichenhaus genannt, worin Dr. Schulz, nach der Andeutung des Josephus, das Grabmal des Hohenpriesters Ananas vermuthet. Die dem Töpfer- oder vielmehr Blutacker vom Anfang an gegebene Bestimmung hat ihm die Folgezeit bestätigt; denn schon in den Kreuzzügen wurde er von den Abendländern zum letzten Ruheplatze für Pilgrime geweiht. Wie viele fromme Herzen mögen seitdem mitten in der Freude, den höchsten Wunsch erfüllt zu sehen, auf dieser Stätte die Ruhe gefunden haben von allem Drängen, Treiben und Wandern. Ich kann mich von dem Gedanken nicht trennen, daß es schön seyn muß, in Jerusalem zu sterben. Denkt man sich doch so gerne die schönsten Augenblicke zu den letzten, wenn sie auch so selten zusammentreffen.«

»Neuerdings ist an die Stelle von Hackeldama der südwestliche Rand des Berges Zion getreten. Von dort winkte das sogenannte Grab Davids zu uns in's Thal herab; dicht bei demselben besitzen die Amerikaner, so wie gleich dahinter die Griechen und noch näher an der Stadtmauer die Armenier und die Lateiner ihre Gottesäcker. Wir begnügten uns heute, sie aus der Ferne zu grüßen; denn es fehlte wenig, so hatten wir die Sonne des Mittags. Ich war daher recht froh, als wir durch's

Thal Sihon an's Jaffathor gekommen waren; von da erreichten wir in wenig Minuten die Casa nuova.«

Ein längerer Aufenthalt in der Kirche des heiligen Grabes stellt beim Verfasser die schon vor sechs Jahren ausgesprochene Ueberzeugung auf's Neue lebhaft hin: »Das christliche Leben und noch mehr die christliche Kirche wurzelt durchaus in der vollen geschichtlichen Persönlichkeit des Gottmenschen. Die herrlich schillernde Seifenblase des poetischen Glaubens, wozu es verworrene Philosophenschulen gemacht haben, flattert durch die Lüfte zu kurzer Freude. Nicht umsonst steht im Gleichnisse vom Weinstock: Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht. Das in ihm Bleiben gilt's. Alles nothdürftige und krankhafte Anhalten an den Propheten von Nazareth, seines göttlichen Nimbus ledig, ist Komödie oder Verrätherei. Judas küßte den Heiland auch; aber gleich hinter ihm standen die Kriegsknechte mit Schwertern und Stangen.«

Wie wenig übrigens der Verfasser bei der vollen Macht seines Glaubens sich der Leichtgläubigkeit hingibt, beweist der Abschnitt: »Glaubenszumuthungen in Jerusalem.«

Von vielem Interesse ist die Schilderung des Besuches der Kirche und Bibliothek San Sabas am todten Meere. Der Verfasser nennt das Kloster eine Felsenburg im vollsten Sinne. »Am Abhange des Felsen, der mehrere hundert Fuß tief in die Schlucht des Kidron hinabsieht, beginnt der steinerne Bau, gestützt auf mächtige Pfeiler; von dort steigt er terrassenförmig den Berg hinan, bis seine starken Mauern von zwei Thürmen überragt werden. Auf einem der Thürme beobachtet beständig ein wachsames Auge die Annäherungen der Beduinen; denn trotz dem, daß immer Körbe voll kleiner schwarzer Brote bereit da stehen, um den hungrigen Söhnen der Wüste dargereicht zu werden, geschieht doch von Zeit zu Zeit ein feindlicher Einfall in das harmlose Asyl.«

»Als ich ein wenig Brot und Wein genossen, machte ich eine Wanderung durch das Innere des Klosters. Ueberrascht wurde ich durch den Anblick einer Palme und einiger kleinen Gartenanlagen in diesem Bau aus Felsen und über Felsen; man hat dazu fruchtbares Land aus der Ferne holen müssen. Nahe vor der Kirche auf dem gepflasterten Hofraume steht unter einer Kuppel das Grabmal San Saba's. Es ist, wie auch die Kirche und die Kapellen, nach griechischem Geschmacke reichlich verziert. Aus dem Schiffe der Kirche, die größtentheils aus dem Felsen gehauen ist, stieg ich auf einer Treppe in ein oberes Seitengemach, wo auf Regalen nebst einigen gedruckten Büchern gegen hundert griechische und arabische Manuscripte standen. Ich sah

ihm. Der Aerger darüber ließ es nie zum Erscheinen des Werkes kommen.«

»Doch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fand sich ein deutscher Schriftforscher, Griesbach zu Jena, der mit Tact und Glück in der Verbesserung des Neutestamentlichen Textes arbeitete und dankbare Anerkennung erfuhr; so wie auch nach ihm der tüchtigen Gottesgelehrten Mancher, hauptsächlich in Deutschland, in seinem Sinne wirkte und noch heute wirkt.«

Das vom Verfasser gerügte historische Unrecht besteht also darin, daß jener mit offenbarer Unkritik aufgestellte Text des sechzehnten Jahrhunderts, wenn auch in manchen einzelnen Stellen mit Nachdruck von Irrthümlichem gereinigt, immer noch im Besitze eines solchen Ansehens verblieben, daß die meisten der versuchten Verbesserungen nur wie kühne Wagnisse in die geschlossenen Reihen desselben aus der Ferne hineinschauen dürfen, ohne sie selbst zu verletzen. Was also Erasmus gefehlt hat, das ist ein getreues Erbstück der folgenden Jahrhunderte geworden.

Die Gesammtlage der Sache ist nämlich die: Vom griechischen Texte besitzen wir Urkunden vom vierten Jahrhunderte an; in den Werken der Kirchenväter finden wir Textzeugnisse aus dem zweiten, dem dritten, dem vierten und den folgenden Jahrhunderten; für die alten Versionen, ursprünglich in den ersten christlichen Jahrhunderten verfaßt, haben wir Dokumente, die fast mit der Zeit ihrer Abfassung zusammenfallen. Nun läßt sich von diesen sämmtlichen Zeugnissen im Allgemeinen sagen, daß die ältesten eine andere Textesfärbung als die neueren enthalten; oder daß sie, die älteren wie die neueren, mehr oder weniger als ein Ganzes betrachtet, in wenigstens vier- bis fünftausend Stellen eine Verschiedenheit des Textes darstellen. Der übliche Text aber ist, zufolge seiner ersten Entlehnung aus einigen neueren Handschriften im sechzehnten Jahrhundert, derjenigen Textesfärbung zugehörig, welche im Gegensatze mit den ältesten die neuesten Dokumente an sich tragen, nur daß er neuerdings, wie schon gesagt, hie und da nach jenem berichtigt worden ist.

Das Ziel der biblisch-kritischen Unternehmungen des Verfassers ist also folgendes: »Es sollen zuvörderst die sämmtlichen wenigen Handschriften vom Neutestamentlichen Originaltexte, die vor dem zehnten Jahrhundert geschrieben sind und in den Bibliotheken Europa's zerstreut liegen, zu einem diplomatisch genauen Abdrucke befördert werden. Diese Urkundenbibliothek, zwanzig bis dreißig Bände stark, scheint mir einerseits für die gelehrten Texteskritiker aller Zeiten eine viel sichere Unterlage zu bieten, als die sogenannten Vergleichungen oder Verzeichnisse

von abweichenden Lesarten; andrerseits halt' ich sie für ein kostbares Besitzthum der christlichen Kirche. Oder wäre es unwichtig, daß die Kirche die ältesten Urkunden ihres heiligen Gesetzbuches die Stürme der Jahrhunderte hindurch so wunderbar erhalten, auf solche Weise bei Weitem sicherer in ihre Hände bekömmt, als es mit den einzelnen Originalien möglich ist, die neben den unvermeidlichen Zeitangriffen auch noch der besonderen Ungunst der Schicksale ausgesetzt sind? Sodann gibt es eine ähnliche Bearbeitung der ältesten und wichtigsten Versionen, namentlich — und das fällt ganz in mein Bereich — der lateinischen, für welche uralte Handschriften vorliegen, theils mit dem, vor Hieronymus üblichen Texte, theils mit dem des Hieronymus selber. Der Text des Hieronymus ist nämlich derjenige, den er um die Mitte des vierten Jahrhunderts im Auftrage des Papstes Damasus aus der Menge der verschiedenen vorliegenden zusammenstellte. Ferner gibt es ein solches Studium der Kirchenväter, das uns den Text, den sie vor Augen hatten, aufs Zuverlässigste an die Hand gibt. Aus diesen dreifachen Arbeiten soll zuletzt nach streng wissenschaftlichen Principien ein Text gebildet werden, der dem Buchstaben, wie er aus der Hand der Apostel ging, so nahe als möglich tritt.«

Ueber das Verhältniß der Reisestudien des Verfassers zu seinen biblisch-kritischen Tendenzen erklärt er sich folgendermaßen: »Zuvörderst betrieb ich die Bearbeitung jener ältesten griechischen Urkunden oder bestimmter, ihre Vorbereitung zur Herausgabe, wozu übrigens schon früher mehrere der wichtigsten unter ihnen gelangt sind. Erreicht hab' ich hierin, sehr Weniges ausgenommen, alles was ich gestrebt. Den Pariser Palimpsesten, vorzugsweise der Codex Ephrämi genannt, vollendete ich zu Weihnachten 1842; er ist meines Lebens theuerste Christgabe, die mir die Gnade des Herrn beschert hat. Von großem Belang war mir ferner die Auffindung und Bearbeitung uralter Dokumente für die lateinische Version. Außerdem knüpft' ich ein Band freundschaftlicher Beziehung mit Männern, an denen seiner Zeit mein Unternehmen kräftige Stützen besitzen soll; so wie ich allenthalben, auch in anderen als den gelehrten Kreisen, ein freundliches Interesse daran zu wecken oder zu steigern suchte.«

»Und wie groß die Theilnahme, die Gunst, die Förderung gewesen, die ich für meine Reise und meine Reisezwecke fand: das darf ich Ihnen jetzt nicht schildern wollen; weder von Paris, wo ich den gefeierten Namen Letronne's, Raoul-Rochette's, Hase's, so wie dem hochherzigen Emanuel Lascases und Guizot vor vielen Andern zum Schuldner geworden bin; noch von Cambridge, wo mir, empfohlen vom Herzog von Sussex, auf's Liberalste die

Bibliothekschlüssel vom Trinitäts-Collegium anvertraut worden; noch von den gelehrten Holländern; oder von De Wette's herzlicher Biederkeit und andern fröhlichen Erfahrungen in der Schweiz. Auch darf ich Ihnen nicht wiederholen, daß ich in Italien der Gönner und Freunde so viele gefunden; noch darf ich vom deutschen Vaterlande zu sprechen anfangen.

»Daß ich aber auch noch den Orient für mein speciellstes Ziel bereist habe, das glaub' ich leicht zu rechtfertigen, wenn gleich die reichste Ausbeute, die mir dort geworden, anderen Zwecken dient. Denn neben dem, was ich in der That gefunden, ist es mir nicht zweifelhaft geblieben, in wie weit die letzten Resultate, welche der neutestamentlichen Textkritik die in Europa vorhandenen Elemente liefern, von dort aus noch modificirt werden möchten.«

Von den folgenden Kapiteln ist in dem, von Jerusalem nach Nazareth über Samaria und Sichem vorzugsweise die Schilderung der samaritanischen Synagoge zu bemerken. Dem Verfasser waren besonders die berühmten Manuscripte, die sie bewahrt, von Interesse. Der Zugang hatte keine Schwierigkeit. Ein Rabbiner — aber nicht der erstere, der beim Pascha in Geschäften geblieben war — führte die Reisenden in den kleinen Bethsaal, der mit Strohmatten belegt war und ohne Schuhe betreten werden mußte. Auf einem Bücherbrete lagen einige zwanzig Manuscripte, größtentheils auf Pergament. Mehreren traut der Verfasser unbedenklich ein Alter von vielen hundert Jahren zu. Eins verräth durch verschiedene Eigenthümlichkeiten, wie durch die Abfassung in drei Kolumnen, ein Alter von mehr als tausend Jahren. Am meisten beschäftigte Tischendorf die angeblich uralte Handschrift, die eine Unterschrift tragen soll, wornach sie von Abischua, dem Sohne des Phineas, der ein Enkel Aarons war, dreizehn Jahre nach Moses verfaßt worden ist. Der Rabbiner brachte eine blecherne Kapsel, darin lag das Manuscipt als eine starke Synagogalrolle auf Pergament, umwickelt von einem kostbaren Umschlage in schwerer Carmoisinseide, mit eingewirkten goldenen Buchstaben. Es trägt unverkennbare Spuren des Alterthums. Der Verfasser prüfte das Pergament, die Farbe der Tinte, das System der Linien, die Interpunktion, die Absätze, denen alle Initialen fehlen, die Schriftzüge, so weit sie sich ohne Kenntniß des Samaritischen prüfen lassen. Alles vereinigt sich um den Eindruck eines Manuscripts aus dem sechsten Jahrhundert zu machen. Bei dieser Vermuthung bleibt ihm natürlich ein sehr ausgezeichneter Rang unter allen alten Pergament-Urkunden des Orients und des Occidents. Was die angeführte Unterschrift anlangt, so kann sie, wenn sie anders in der That vorhanden ist, unmöglich für etwas anders gelten, als für eine, den früheren Dokumenten sorglos abgeschriebene, und jenen selbst auf den

Grund einer hochfahrenden Tradition einverleibte Note. Vielleicht hat jener Abischua Antheil an der ursprünglichen Abfassung des Pentateuchs gehabt. Dann würde die Unterschrift eine Erläuterung aus den griechischen Evangelien-Handschriften erhalten, worin sehr häufig die Abfassung durch Matthäus, durch Johannes so wie auch das Jahr der ersten Bekanntmachung angemerkt ist. Auch diese Anmerkungen haben unkundige Augen in Irrthum geführt. So fand der Verfasser auf einer namhaften Bibliothek in einer Handschrift der Evangelien eine Note von der Hand des Bibliothekars selber, mit der Aussage, daß die Handschrift im zehnten Jahrhunderte nach Christi Himmelfahrt durch den Rhetor Hebraides verfaßt worden sey. Dabei war auf eine urkundliche Glosse verwiesen. Was stand in dieser Glosse? Nichts, als daß das Evangelium Matthäi zehn Jahre nach Christi Himmelfahrt, und zwar im hebräischen Dialekte ausgegeben worden. Der Verfasser gedenkt bei dieser Gelegenheit einer überaus merkwürdigen Originalhandschrift, die erst unlängst aus dem Grabe der Vergessenheit hervorgezogen worden ist. Das ist nichts Geringeres als die hebräische Originalschrift des Pilatus über'm Kreuze Jesu. Bekanntlich besitzt man schon längst dieses heilige hölzerne Kreuz zu Rom. Daran hat nun ein in der That gelehrter Propagandist, aus dem Hause Israel, die merkwürdige Entdeckung gemacht, die er sofort mit Commentar und Facsimile der Welt mittheilte. Er zeigte mir, sagt Tischendorf, selber seine Schrift darüber vor; zu meinem Bedauern hat er mir aber kein Exemplar verehrt.

Das Kapitel Nazareth, der Thabor, der See Genezareth enthält überaus lebhafte Natur- und Lokalschilderungen. In dem Abschnitte der Carmel wird der unsterblichen Verdienste des großartigen Mönches Fra Giovanni Battista umständlich gedacht, dessen Schöpfung das Kloster auf dem Carmel ist. Es war im Jahre 1819, als Giovanni Battista im Auftrage seines Ordens zum ersten Male von Rom auf den Carmel reiste. Da fand er in den Klosterruinen anstatt der Mönche, einen Haufen Gerippe von französischen Soldaten. In der Stimmung der türkischen Nachbarschaft, in der Tirannei des Pascha von St. Jean d'Acre, im Ausbruche des griechischen Befreiungskrieges lag Grund genug, für den Augenblick an keinen neuen Aufbau zu denken. Aber den heiligen Berg, der seinem Orden den Namen gegeben, so verlassen, so verödet zu wissen, das war ein Schmerz, der den frommen Mönch begleitete in die westliche Heimath, der seine Seele nimmer ruhen ließ.

Er kehrte nach sieben Jahren zu besserer Stunde in den Orient zurück. Er ging über Konstantinopel; von da brachte er, durch französischen Einfluß unterstützt, sogleich den Ferman mit, für ein

neues Kloster. Giovanni Battista ist selber baukundig; er entwirft sofort einen Bauplan, dessen Ausführung nahe an hunderttausend Thaler erheischte. Aber woher nimmt er die Mittel? Sein Orden hat keinen Antheil an den reichen Gaben, die der Franziskaner-Orden als Wächter des heiligen Grabes empfängt; auch die römische Curie kann ihm nichts anderes als ihren Segen und ihre Protektion geben. Da durchwandert er die Küste Asiens und Afrika's; er durchwandert Europa; er geht zum Fürsten wie zum Bürger; er bittet von Katholiken und Nichtkatholiken; mit eigener Hand trägt er die Opfer edler Theilnahme auf seinen Berg; er verarbeitet sie dort, in Gemeinschaft mit einigen wenigen gleichgestimmten Brüdern. So ist dies Kloster entstanden, den Pilgern aus allen Ländern, Christen und Nichtchristen, ein erquickender Ruhepunkt; den Kranken aus der Nähe und der Ferne ein freundliches Pflegehaus; dem Andenken des großen Propheten, nach dessen Namen es benannt ist, ein festliches Heiligthum.

Den Rückweg nahm der Verfasser über St. Jean d'Acre, Beirut, Smyrna und Konstantinopel. Die Schilderung seines Aufenthaltes in letzter Stadt gehört zu der interessantesten Partie des herrlichen Werkes, welches belehrt, unterhält, im Glauben und in der Liebe stärkt und erhebt.

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. CXIV.

Ueber das Entstehen vieler Jettons und Medaillen auf Gewerken, Bergwerks-, Kammer- und Buchhaltungsbeamte in den österreichischen Landen im XVI. und im Anfange des XVII. Jahrhunderts, nebst Angabe und historischer Erläuterung von 70 derlei Stücken.

Von Joseph Bergmann.

Wie Tirol des ersten Thalers und Silberguldens sich rühmt, so gehören auch die ersten Rechenpfenninge in Deutschland ihm an. Desgleichen kann Tirol schon vom Jahre 1502 eine Medaille auf einen seiner Söhne vorweisen, und diese möchte ich für die älteste auf einen deutschen Privatmann — abgesehen von den münzberechtigten Fürsten — nach meiner bisherigen Beobachtung halten. IO.annes CREUDNER. IUris — DOCTOR PPOT9 (Praepositus) BRIXiN.ensis M.D.II. Dessen Brustbild mit bedecktem Haupte von der rechten Seite. Rev. FIDES. CHARI — TAS. SPES. Die Hoffnung in langem Gewande, die gegen Himmelsstrahlen emporschaut, hält in der Linken den Kelch des Glaubens und führt mit der Rechten ein Kind als Symbol der Liebe. Größe: 1 Zoll 3 Linien, schöner Originalguß in Bronce von sehr guter Erhaltung, den ich jüngst aus des k. k. Herrn Hofraths v. Wellenheim reicher Münz- und Medaillensammlung (s. deren Verzeichniß Bd. II. Abth. II. Nr. 13800) für das k. k. Kabinet erworben habe. Der Styl verräth italienische Hand.

Johann Greudner, beider Rechte Doctor, wurde i. J. 1494 zum Dompropste in Brixen ernannt. Er war kaiserlicher Rath und wegen seiner Gelehrsamkeit in hohem Ansehen, der Ruhm und die Zierde seines Vaterlandes, wie sein Grabstein und seine Zeitgenossen bezeugen. Er machte mehrere Stiftungen in der Domkirche, wie auch bei St. Erhard und starb am 20. December 1512.

Da nach Bolzenthal, S. 121, Albert Dürer, der zuerst von seinem Vater die Goldschmiedkunst erlernt und Italien besucht hatte, seinen Lehrer Michael Wohlgemuth im J. 1508 medaillirte, so gebührt der Medaille auf unsern Johann Greudner die Priorität. Auch dieser Kunstzweig, der bald in Süddeutschland seine Verehrer fand, erhielt hier seinen eigenthümlichen deutschen Styl, und bildete sich besonders in den beiden Reichsstädten Nürnberg und Augsburg *) aus, in denen es stets sehr geschickte und berühmte Goldschmiede gab, die vor Alters mit zur Münze gehörten, sie häufig (schon in früherer Zeit) pachteten, und — wie ich im CXIII. Bande, Anzeigebl. S. 9, Belege beige-

*) Augsburg hatte vor Alters eine königliche, dann bis 1521 nur eine bischöfliche Münze. Vgl. Bd. CXIII. Anzeigebl. S. 3.

jedes einzelne flüchtig an. Darauf besuchte ich die Kapelle des heiligen Johannes von Damaskus, der in dem Kloster viele seiner gelehrten Schriften verfaßt hat, und in der Kapelle seines Namens begraben liegt. Aber als besondere Sehenswürdigkeit wurde mir noch ein düsterer Raum gezeigt, worin viele hundert Schädel aufgeschichtet lagen. Sie sollen größtentheils von dem letzten großen Blutbade stammen, das während der Kreüzzüge über die armen Mönche hereinbrach und keinen einzigen verschonte.«

»Jetzt gerieth ich in eine kleine Differenz mit den Mönchen. Da ich mich verwundert hatte, daß der Inhalt ihrer Bibliothek so gering war, so hatte mir der Bibliothekar entgegnet, noch eine andere stände oben auf dem Thurme. Auf meinen Wunsch, sie zu sehen, höre ich jetzt, der Schlüssel fehle, da der Inhaber diesen Morgen nach Jerusalem gegangen sei. Ich war ungläubig und wurde es noch mehr, als ich bald darauf einen heftigen Wortwechsel darüber unter den Mönchen selber hörte. Er endigte damit, daß ich auf den Thurm geführt wurde: freilich eine Unternehmung peinlicher Art, nahe der Mittagsgluth eines Julitages in diesem Klima.«

»Doch ich sah mich nicht getäuscht, diese Bibliothek war in der That bedeutender als die erste. Auch hier nahm ich jedes Manuscript in die Hand, und meine beiden Mönche daneben begriffen bald, daß ich mich darauf besser als sie selber verstehen möchte. Der Inhalt war im Ganzen dem der Bibliothek auf dem Sinai nahe verwandt. Unter den vielen patristischen, kirchlichen und biblischen Manuscripten, worunter nicht wenige dem zehnten und eilften Jahrhunderte angehörten, und mehrere sehr nett ausgestattet waren, stand auch wieder der alte Hippokrates da. Außer den griechischen Manuscripten sah ich noch mehrere russische und wallachische, arabische und syrische, so wie zehn schöne abyssinische Pergamenthandschriften. In der Zahl der letzteren entdeckte ich einen griechischen Uncialcodex, ein Evangelistarium des achten oder neunten Jahrhunderts. Meine Begleiter glaubten aber nicht eher, daß die Schrift griechisch war, bis ich ihnen einige Zeilen daraus vorlas. So weit reicht die Wissenschaft in einem berühmten griechischen Kloster.«

»Meine Untersuchungen hatten kein gutes Ende. Ich traf einen Haufen von manuscriptlichen Resten, als werthlos in die Ecke geworfen. Ich fragte, ob ich mir davon einige Erinnerungen auslesen dürfe — die Mönche gestatteten mir's. Als ich aber meine Wahl getroffen, mit ihrer Bewilligung sogar ein altes, schönes Uncialblatt aus einer neueren Handschrift gerissen hatte, so hielten sie mir das Verbot jeder Entfernung von Manuscripten vor, freuten sich aber sichtlich meiner so kundig ge-

Wir wollen diesen Boden historisch abschürfen, den Adern nachspüren und die bisher gewordene Ausbeute zu Tage fördern.

A. Jettons.

Die Jettons [1]) sind, um von diesen zuerst zu reden, französischen Ursprungs und Namens. Angeblich ließ K. Philipp IV. († 1350) zuerst Summen derselben schlagen, um sie unter die Verwalter und Revisoren der öffentlichen Cassen und andere beim Finanzwesen angestellte Personen zu vertheilen. Aehnliche Rait- oder Rechenpfenninge (Rekenpennick, calculos computorum), gewöhnlich in Kupfer, ließen später Städte und andere Communitäten, selbst Private, auf ihren Namen und zur Vertheilung an ihre Beamte und Diener machen. Andere Länder machten dieß Frankreich nach, besonders die Niederlande, wo man unter dem Herzoge Philipp dem Guten von Burgund († 1467) zuerst das Wapen des Landesfürsten und einen Spruch mit der Mahnung, »richtig zu rechnen,« darauf gesetzt haben soll.

Aus den Niederlanden brachte diese Raitpfenninge K. Maximilian oder seine Umgebung nach seinem geliebten, metallreichen Tirol, wo wir sie bei der landesfürstlichen Kammer und ihren Cassen als zweckmäßig eingeführt finden. Das älteste mir bekannte Stück führt auf der Vorderseite den Spruch: DER. VERLORN. SCHVLD° RAIT°.en [2]) TVT ✱ mit dem tirolischen Adler; auf der Rückseite: ✱ DER. HAT. SELTEN. GVOTEN. MVOTS Im Felde das burgundische Wapenschildchen mit dem goldenen Vließe, zu beiden Seiten der Feuerstahl dieses Ordens. Größe: 8 Linien Wienermaß, in Kupfer, geschlagen. Dann gibt es ein anderes Stück mit derselben Umschrift und demselben tirolischen Adler; auf der Rückseite in jüngerer Schreibweise: DER. HAT. SELTEN. GVETEN. MVET:: Im Felde das gekrönte M, d. i. Maximilian, darunter der österreichische Bindenschild, zu beiden Seiten der Feuerstahl. Von derselben Größe und in Kupfer.

Die Jettons von Kammer- und Münzmeistern, Zahlmeistern und Cassiren &c. sprechen zugleich die Bestätigung ihres Amtes aus, erhalten uns ihres Namens Gedächtniß, und mögen auch zur Vertheilung an die Gewerken und Interessenten &c. geschlagen worden seyn. Das älteste derlei Stück vom J. 1497 gehört meines Wissens gleichfalls einem tirolischen Beamten, dem Ritter Florian von Waldauf, zu. Der Name und das Wapen des römischen Königs auf der einen, und zwar auf der Vorderseite des folgenden Stückes a) stämpeln mir dasselbe zu einem amtlichen; auf der Rückseite ist der Name und das Wapen seines Hofrathes, gleichsam die Signatur und Contrasignatur.

1) a. In Mönchsschrift: MAXI-milianus Ro-manorum RE.x. 149A. Unter der Krone die beiden Wapenschildchen von Oesterreich und Tirol. Rev.: FLORI-an WAL.dauf V.on WALD-enstein Z.u R.-ettenberg R.itter. Auf einem burgundischen Andreaskreuze, das die Schrift viertheilt, dessen quadrirtes Wapen. (Man bemerke die lateinische und deutsche Umschrift.) Größe: 10 Linien, in Kupfer, geschlagen.

---

1) Auch Jetons, Jectoirs, Gectoirs, ital. Gettoni, Auswurfsmünzen, kommen von jecter, jetter und jeter, gettare, und diese vom lat. jectare, d. i. jactare.

2) Raiten (österr. roaten), reiten = rechnen. Die Rait (ratio), Raitung, Rechnung, daher Raitrath = Rechnungsrath.

b. Dieses zweite Stück gehört unserm Ritter v. Waldauf allein zu: FLORIAN. VON. WALDENSTAIN. Dessen vierfeldiges Wapen ohne das burgundische Kreuz, darüber: 1509. Rev.: ZV. RETTENBERG. RITTER. Dessen zwei Helme neben einander als Ergänzung des Wapens auf der Vorderseite. Größe: 10 Linien, in Kupfer.

Ritter Florian Waldauf von Waldenstein, um 1440 zu Asch, einem Bergdorfe bei Anras im Pusterthale geboren, entlief als leichtsinniger Junge der Zuchtruthe seines Vaters, eines Bauers, diente anfangs als Hirtenknabe an verschiedenen Orten, dann als Soldat im Heere des Kaisers Friedrich III., wo er kühn und unternehmend sich bald zum Offiziere emporschwang. Zur Belohnung seiner hohen Verdienste schlug ihn K. Maximilian zum Ritter mit dem Prädikate von Waldenstein, ernannte ihn zu seinem Hofrathe, und überließ ihm um 1492 Schloß und Herrschaft Rettenberg bei Kollsaß im Bezirke von Hall gegen eine Pfandsumme von 9000 Gulden, die 1535 gleichfalls als Pfand an Hanns und Simon von Wolkenstein kamen. Er starb am 1. Jänner 1510 und ruht in seiner reichbegabten Kapelle in der Pfarrkirche zu Hall, die er in Folge eines Gelübdes auf einem Heerzuge, als er von Amsterdam nach Haarlem segelnd von einem Sturme überfallen wurde, baute und am 19. März 1500 einweihen ließ.

Daß auch bald (1502) im nahen Kärnthen solche Raitpfenninge Eingang fanden, ist aus einem Stücke des Vicedoms Blasius Hölzel ersichtlich.

2) * BLASIVS. HOLZEL : VICEDOMINVS. KARINTHIE. ZC. Im obern Felde des quergetheilten Wapenschildchens ein gekrönter, nach der Rechten aufsteigender Bär, im untern drei Blätter. Rev.: REDDE. RATIONEM. VILLICATIONIS. TVE. (gib Rechenschaft von deiner Verwaltung) M. D. II. Die drei Wapenschildchen von Oesterreich, Kärnthen und Tirol, dazwischen eben so viele Feuereisen vom goldenen Vließe. Größe: 1 Zoll, in Kupfer, geschlagen.

3) HANS. FVEG.er VO.n MELANS. ZV. TAVFERS. VND x. Dessen Brustbild ohne Bart, mit einer Mütze über dem Haarnetze. Rev.: TROSPRG MA-DALEN. SEI:ne HA-VSF'.rau. Dessen vierfeldiges Wapenschild, an welches das Pienzenau'sche links angelehnt ist. Größe: 1 Zoll; Gewicht: 75 Gran; ein sehr schönes Stück im k. k. Kabinete, geschlagen [1]).

Zu Tirols ältesten Geschlechtern gehörte das der Füeger oder Fieger, das besonders durch den Bergsegen emporblühte, sich in mehrere Linien theilte, in den Freiherrn- und 1694 in den Grafenstand erhoben wurde, und mit dem Grafen Johann Valerian der Linie Füeger-Friedberg am 2. Juli 1802 erlosch. Ihr ältester Ansitz war Sparberseck zu Hall, den Hanns II. dem Herzog Sigmund um 1450 zur neuen Münzstätte überließ. Für uns ist Hanns III., der Jüngere, der erste unter den Gewerken am Falkenstein, von Bedeutung [2]). Er besuchte im J. 1490 den tirolischen Landtag, kaufte im J. 1491 von Anton von Roß (de Cavallis) und dessen Gattin Ursula das Schloß Friedberg oberhalb Volders, als ein tirolisches Lehen, erbaute Mitterhart bei Schwatz zur Bergwerkskanzlei, sammelte sich ungeheure Schätze, so

---

[1]) Vgl. Dr. Staffler's Tirol und Vorarlberg II. S. 565, 568 und 616.

[2]) Hanns Füeger († um 1503) und seine Erben machten aus dem Falkenstein bei Schwaz von 1470—1530 eine Ausbeute von 209,016 Mark und 3 Loth Silber. Vgl. Bd. CXIII. Anzbl. S. 17.

daß er außer seinen Besitzungen 190.000 Gulden hinterließ. An der Pfarrkirche zu Hall baute er im J. 1490 das schöne Portal mit der Familiengruft. Seine Leiche begleitete 1503 K. Maximilian I. zu Grabe. Seine mit Christine Tänzl von Tratzberg erzeugten Söhne Hanns IV., Christoph und Sigmund erhielten im J. 1504 von K. Maximilian für 27,400 Gulden die Herrschaft Taufers im Pusterthale zur Pfandschaft, wie auch den See und den Sitz zu Schlitters. Im J. 1509, in welches der überaus schöne Jetton fällt, verlieh ihm nach Dr. Staffler II. 590 derselbe Landesfürst schenkungsweise den unvergleichlichen Edelsitz Melans oberhalb Absam. Mit ungewöhnlicher Pracht feierte er 1496 sein Beilager mit Magdalena von Pienzenau *), einer Schwester des unglücklichen Hanns Pienzenau, Hauptmanns zu Kufstein, machte sich zum Pfandherrn von Taufers, baute sich in diesem Thale 1505 den Edelsitz Neu-Melans und starb 1518. Mit seinem Ururenkel Philipp Jakob erlosch um 1600(?) diese Linie von Taufers und Neu-Melans.

Dieses Stück ist unbestreitbar ein Privatjetton. Des Herrn Custos Hanka Worte lassen sich ganz auf unsere Schmelzherren und Bergbau-Interessenten in früherer Zeit anwenden, indem er sagt: »Die Gutsbesitzer haben nach Art der böhmischen Kammer für ihre Rentkassen und Kanzleien, da es bei der damaligen Rechnungsmethode nothwendig war, solche Jettons machen lassen, mit ihren Wapen, Namen und Devisen, und wo von dem Gute auch die Frau Mitbesitzerin war, wurde auf dem Reverse statt der Devise auch ihr Wapen und Namen angebracht. Dies Letztere veranlaßte bei einigen Münzliebhabern die Vermuthung, als wären die Kupferpfennige Trauungsmünzen gewesen. S. Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Prag, 1837. S. 70. Anmerk. 1.

Dem Stücke Nr. 1) a. entspricht mutatis mutandis ganz das folgende, um sieben und zwanzig Jahre jüngere:

4) a. FERDINAND. D. G. ARCHID.ux AVST:riae ✱ Die österreichisch-tirolischen Wapenschildchen, über denen der Erzherzogshut prangt, an einander gelehnt. Unten: 1524.

Rev.: W.ilhelm SCHVRF. RIT-TER. F.ürstlicher D.urchlaucht RAT. ZC. Dessen Wapen, nämlich in weißem Felde das blaue Eisen, womit man Feuer schlägt.— Größe: 10 Linien; Gewicht: 1$^{3}/_{16}$ Loth in Silber; schön und rein geschlagen.

b. FER.dinandus RO.manorum REX. ARCHID.ux AVST.riae COM.es TIR.olis. Der gekrönte einfache Adler (als das Zeichen des römischen Königs) mit den Wapenschildchen von Ungarn und Böhmen auf dessen Brust.

Rev.: Umschrift und Wapen sind ganz wie auf dem vorhergehenden Stücke a., woraus erhellet, daß der Av. nach dem 5. Jänner 1531, als Ferdinand's I. Wahltage zum römischen Könige, gemacht, und der alte Stämpel mit dem Titel fürstlicher Durchlaucht Rath zum Revers benützt wurde.

Paul Schurf, vielleicht mit den baierischen Schurfeisen blutsverwandt, war 1480 des Erzherzogs Sigmund geheimer Rath, dann von 1494 — 1499 Vicelandeshauptmann in Tirol. Sein Sohn

*) Wiguleus Hund bayrisch Stammenbuch Bd. II. 136, wo er sagt, daß Friedrichs von P. Tochter Magdalena Hanns Fieger zu Taufers und Tratzberg (d. i. Trosperg auf der Medaille) geheiratet habe. Wahrscheinlich schrieb er sich so von seiner Mutter; denn dieses Schloß gehörte damals den reichen Tänzl von Tratzberg.

ihm. Der Aerger darüber ließ es nie zum Erscheinen des Werkes kommen.«

»Doch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fand sich ein deutscher Schriftforscher, Griesbach zu Jena, der mit Tact und Glück in der Verbesserung des Neutestamentlichen Textes arbeitete und dankbare Anerkennung erfuhr; so wie auch nach ihm der tüchtigen Gottesgelehrten Mancher, hauptsächlich in Deutschland, in seinem Sinne wirkte und noch heute wirkt.«

Das vom Verfasser gerügte historische Unrecht besteht also darin, daß jener mit offenbarer Unkritik aufgestellte Text des sechzehnten Jahrhunderts, wenn auch in manchen einzelnen Stellen mit Nachdruck von Irrthümlichem gereinigt, immer noch im Besitze eines solchen Ansehens verblieben, daß die meisten der versuchten Verbesserungen nur wie kühne Wagnisse in die geschlossenen Reihen desselben aus der Ferne hineinschauen dürfen, ohne sie selbst zu verletzen. Was also Erasmus gefehlt hat, das ist ein getreues Erbstück der folgenden Jahrhunderte geworden.

Die Gesammtlage der Sache ist nämlich die: Vom griechischen Texte besitzen wir Urkunden vom vierten Jahrhunderte an; in den Werken der Kirchenväter finden wir Textzeugnisse aus dem zweiten, dem dritten, dem vierten und den folgenden Jahrhunderten; für die alten Versionen, ursprünglich in den ersten christlichen Jahrhunderten verfaßt, haben wir Dokumente, die fast mit der Zeit ihrer Abfassung zusammenfallen. Nun läßt sich von diesen sämmtlichen Zeugnissen im Allgemeinen sagen, daß die ältesten eine andere Textesfärbung als die neueren enthalten; oder daß sie, die älteren wie die neueren, mehr oder weniger als ein Ganzes betrachtet, in wenigstens vier- bis fünftausend Stellen eine Verschiedenheit des Textes darstellen. Der übliche Text aber ist, zufolge seiner ersten Entlehnung aus einigen neueren Handschriften im sechzehnten Jahrhundert, derjenigen Textesfärbung zugehörig, welche im Gegensatze mit den ältesten die neuesten Dokumente an sich tragen, nur daß er neuerdings, wie schon gesagt, hie und da nach jenem berichtigt worden ist.

Das Ziel der biblisch-kritischen Unternehmungen des Verfassers ist also folgendes: »Es sollen zuvörderst die sämmtlichen wenigen Handschriften vom Neutestamentlichen Originaltexte, die vor dem zehnten Jahrhundert geschrieben sind und in den Bibliotheken Europa's zerstreut liegen, zu einem diplomatisch genauen Abdrucke befördert werden. Diese Urkundenbibliothek, zwanzig bis dreißig Bände stark, scheint mir einerseits für die gelehrten Texteskritiker aller Zeiten eine viel sichere Unterlage zu bieten, als die sogenannten Vergleichungen oder Verzeichnisse

Im weißen Felde steht ein Mann in langer rother Kleidung bis an die Kniee über einem grünen Hügel empor, und hält einen schwarzen Adlerfuß sammt Schenkel über die rechte Schulter gelegt bei den Klauen; über dem gekrönten offenen Helme hält ein Arm denselben Adlerfuß über sich. Größe: 1 Zoll, in Kupfer, geschlagen.

b. RECHENPFENNING × 15 × 74 ×. Auf einem viereckigen Täfelchen in drei Zeilen die richtigen Worte: EXITVS: ACTA: PROBAT, darunter: W. A.

Rev.: GLICKH. H —. AT × NEIT × 44. Dasselbe Wapen wie vorher.

Größe: 1 Zoll; gut erhaltenes Stück in Kupfer; beide im k. k. Kabinete.

Wolfgang Grüenthaler zu Kremseck, Brandhof, Wintern und Haghof, im J. 1500 geboren, stammt aus einem in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von Regensburg nach Oberösterreich eingewanderten Geschlechte, wo wir vom J. 1464 bis 1466 Andreas Grüenthaler als Stadtrichter zu Steyer finden. Er war Vicedomamts-Gegenhändler, dann Landrath im Lande ob der Enns, und endlich K. Ferdinand's I. und Maximilian's II. Rath. Er wurde mit dem Grafen von Ortenburg-Salamanca in wichtigen Gesandtschaften und Aufträgen nach Burgund, Brabant und England, wie auch bei Verbesserungen des Münz- und Bergwesens gebraucht. Seine erste Gemahlin Anna Ennenklin, mit der er sich am 2. Februar 1534 zu Innsbruck vermählte, schenkte ihm sieben Söhne und sechs Töchter und starb 1553; dann vermählte er sich 1555 wieder mit Ursula, Tochter des Niklas Kölnpöck zu Ottstorf, und war hiedurch Schwager des niederösterreichischen Kammerrathes Jakob Gienger (S. 21. Nr. 12) und des Hanns Hofmann zu Schließlberg, K. Ferdinand's I. geheimen Hofsekretärs und Rathes. Diese gebar ihm ebenfalls sechs Söhne und sechs Töchter, brachte ihm, dem Kindergesegneten, das von ihren Aeltern ererbte Schloß Zeilern zu und starb am 17. Juni 1602 *).

Von seinem vierten Sohne aus zweiter Ehe, Jakob, kann ich eine Medaille aus dem k. k. Münzschatze mittheilen:

IACOB. GRVE-NTALLER. Dessen schönes kräftiges Brustbild im Harnische von der rechten Seite; im Felde AET. — 30.

Rev.: Innerhalb eines Eichenkranzes: VIRTVTEM. SE,, (sic, sc. sequitur) INVIDIA. A°. 1601. Das Grüentalische Wapen.

Größe: 1 Zoll, 5 Linien; Gewicht: 1$^{1}/_{16}$ Loth, schöner Originalguß.

Dieser Jakob, auch Johann Jakob genannt, im J. 1570 geboren, diente Anfangs durch acht Jahre als Freiwilliger ruhmvoll unter Kaiser Rudolph II. in Ungarn auf eigene Kosten; begab sich hernach, vielleicht aus Mißvergnügen (vgl. »virtutem sequitur invidia« auf der Kehrseite), in sächsische Dienste als des Kurfürsten Christian II. und Johann Georg's Hofkriegsrath, General-Commissär, Landhofmeister der Grafschaft Mansfeld und Commandant zu Sangershausen, war auch etliche Male kursächsischer Gesandter am kaiserlichen Hofe. Er starb in Sachsen im J. 1627, und erzeugte mit Elisabeth v. Pölniz, Bernhard's v. Polniz zu Schwarzenbach, kursächsischen Hofkanzlers, Schwester, drei Töchter und zwei Söhne, Bernhard und Ju-

*) Vgl. Wißgrill's Schauplatz des landsässigen niederösterr. Adels. Bd III. 418; V. 222; und Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österr. Kaiserstaates. Bd. I. S. 214 und 215.

neues Kloster. Giovanni Battista ist selber baukundig; er entwirft sofort einen Bauplan, dessen Ausführung nahe an hunderttausend Thaler erheischte. Aber woher nimmt er die Mittel? Sein Orden hat keinen Antheil an den reichen Gaben, die der Franziskaner-Orden als Wächter des heiligen Grabes empfängt; auch die römische Curie kann ihm nichts anderes als ihren Segen und ihre Protektion geben. Da durchwandert er die Küste Asiens und Afrika's; er durchwandert Europa; er geht zum Fürsten wie zum Bürger; er bittet von Katholiken und Nichtkatholiken; mit eigener Hand trägt er die Opfer edler Theilnahme auf seinen Berg; er verarbeitet sie dort, in Gemeinschaft mit einigen wenigen gleichgestimmten Brüdern. So ist dies Kloster entstanden, den Pilgern aus allen Ländern, Christen und Nichtchristen, ein erquickender Ruhepunkt; den Kranken aus der Nähe und der Ferne ein freundliches Pflegehaus; dem Andenken des großen Propheten, nach dessen Namen es benannt ist, ein festliches Heiligthum.

Den Rückweg nahm der Verfasser über St. Jean d'Acre, Beirut, Smyrna und Konstantinopel. Die Schilderung seines Aufenthaltes in letzter Stadt gehört zu der interessantesten Partie des herrlichen Werkes, welches belehrt, unterhält, im Glauben und in der Liebe stärkt und erhebt.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. CXIV.

Ueber das Entstehen vieler Jettons und Medaillen auf Gewerken, Bergwerks-, Kammer- und Buchhaltungsbeamte in den österreichischen Landen im XVI. und im Anfange des XVII. Jahrhunderts, nebst Angabe und historischer Erläuterung von 70 derlei Stücken.

Von Joseph Bergmann.

Wie Tirol des ersten Thalers und Silberguldens sich rühmt, so gehören auch die ersten Rechenpfenninge in Deutschland ihm an. Desgleichen kann Tirol schon vom Jahre 1502 eine Medaille auf einen seiner Söhne vorweisen, und diese möchte ich für die älteste auf einen deutschen Privatmann — abgesehen von den münzberechtigten Fürsten — nach meiner bisherigen Beobachtung halten. IO.annes GREUDNER. IUris — DOCTOR PPOT9 (Praepositus) BRIXiN.ensis M.D.II. Dessen Brustbild mit bedecktem Haupte von der rechten Seite. Rev. FIDES. CHARI — TAS. SPES. Die Hoffnung in langem Gewande, die gegen Himmelsstrahlen emporschaut, hält in der Linken den Kelch des Glaubens und führt mit der Rechten ein Kind als Symbol der Liebe. Größe: 1 Zoll 3 Linien, schöner Originalguß in Bronce von sehr guter Erhaltung, den ich jüngst aus des k. k. Herrn Hofraths v. Wellenheim reicher Münz- und Medaillensammlung (s. deren Verzeichniß Bd. II. Abth. II. Nr. 13800) für das k. k. Kabinet erworben habe. Der Styl verräth italienische Hand.

Johann Greudner, beider Rechte Doctor, wurde i. J. 1494 zum Dompropste in Brixen ernannt. Er war kaiserlicher Rath und wegen seiner Gelehrsamkeit in hohem Ansehen, der Ruhm und die Zierde seines Vaterlandes, wie sein Grabstein und seine Zeitgenossen bezeugen. Er machte mehrere Stiftungen in der Domkirche, wie auch bei St. Erhard und starb am 20. December 1512.

Da nach Bolzenthal, S. 121, Albert Dürer, der zuerst von seinem Vater die Goldschmiedkunst erlernt und Italien besucht hatte, seinen Lehrer Michael Wohlgemuth im J. 1508 medaillirte, so gebührt der Medaille auf unsern Johann Greudner die Priorität. Auch dieser Kunstzweig, der bald in Süddeutschland seine Verehrer fand, erhielt hier seinen eigenthümlichen deutschen Styl, und bildete sich besonders in den beiden Reichsstädten Nürnberg und Augsburg *) aus, in denen es stets sehr geschickte und berühmte Goldschmiede gab, die vor Alters mit zur Münze gehörten, sie häufig (schon in früherer Zeit) pachteten, und — wie ich im CXIII. Bande, Anzeigebl. S. 9, Belege beige-

*) Augsburg hatte vor Alters eine königliche, dann bis 1521 nur eine bischöfliche Münze. Vgl. Bd. CXIII. Anzeigebl. S. 3.

bracht habe — mit den Münzmeistern in engerer Verbindung standen [1]). Deren Schüler folgten gutem Erwerbe und wurden bald anderweitig selbst tüchtige Meister. Aus diesen beiden kunstgepriesenen Städten kamen nicht nur reiche Schmelzherren in unsere Lande, sondern auch Handwerker mehr oder minder edlerer Art, besonders aber Former, Stämpelschneider und kunstverständige Männer, so nach Hall Bernhard Beheim aus Nürnberg († 1507) und sein gleichnamiger Sohn als Kammergraf nach Ungarn [2]). In den salzburgischen, tirolischen, kärnthen'schen, dann ungarischen und böhmischen Münzstätten bildete sich unter altgeübten Meistern eine Art Kunstschule für die Münze. Man übte, lehrte und lernte mit feinem Gefühle die Kunst mehr praktisch als schulgerecht, wie die gleichzeitigen Maler. Der Bergbau bot reichliches Material, das Modelliren in Wachs und Thon war, wie das Gießen in Metall bald geschehen, so ward die Medaille mit Lust geschaffen, daher die meisten Stücke jener Zeit gegossen und nicht geschlagen oder geprägt sind, indem das Münzprägen durch zwei Cylinder (nach italienischem oder französischem Vorgange, oder heimischer Erfindung?) um 1567 in Hall (Bd. CXIII. Anzbl. S. 28) eingeführt wurde, und man zudem nicht den reinen Stahl zu Stämpeln, wie heut' zu Tage, hatte. Die Sache war, wie jetzt Silhouettiren und Daguerreotypiren, zur Mode geworden, welcher wir etwa durch ein Jahrhundert bis in die späteren Lebenstage K. Rudolph's II. die schönsten Schaustücke verdanken. Der dreißigjährige Krieg hat auch diesen Kunstzweig geknickt!

Eine große Anzahl von Jettons und Medaillen auf Männer, deren Namen mit ihrem amtlichen Seyn und Thun seit zwei bis drei Jahrhunderten im Strome der Zeit dahingeschwunden sind, findet im Bergbau und Münzwesen und in der damit zusammenhängenden Verwaltung Leben, Halt und Bedeutung, und ist von diesem bergmännischen Standpunkte aus zu betrachten. Diese Jettons und Medaillen gehören hauptsächlich Oesterreichs deutschen Landen, Böhmen und Ungarn an, in welchen man damals den ausgedehntesten Bergbau trieb, darum möchte ich diese Stücke sammt und sonders »Bergwerks- und Kammer-Jettons und Medaillen« nennen. Sie sind auf Schmelzherren oder Gewerken, Bergwerks-, Kammer- und Buchhaltungsbeamte, welche in ihrem amtlichen und dienstlichen Verkehre zusammen gleichsam eine Innung bildeten.

---

1) Das Nähere s. in Pauls von Stetten Kunst- und Gewerbsgeschichte von Augsburg. 1779. S. 458 und 498.

2) S. hierüber diese Jahrbücher Bd. CXIII. Anzeigebl. S. 26 f.; wozu ich noch beizufügen vermag:

Die Acten des ungarischen Münz- und Bergwesens beginnen erst mit 1534 und die Gedenkbücher Ungarns mit 1536.

Im J. 1535 dto. 5. Juni erscheint Behaim als »Camergraff.«

Im J. 1537 dto 23. Jan. Bernhart Behaim als »Camergraf« und »Jhan Dobrabitzky« als »vnndter Chamergraf auf der Cremnitz.«

Im J. 1636 dto. 7. März und im J. 1637 dto. 3. Mai »Matheus de Gynn« als »capitaneus veteris Zolij« (Altsohl).

Im J. 1597 dto. 5. Sept. »David Hagen« als »Ober Camergraue in den Perkstätten« ernannt, im J. 1599, dto. 27 April die Anzeige seines »Tödtlichen Ablebens und mittlerweile Christoff von Rappach.«

Im Acte dto. 24. Jan. 1697, daß seit dem 48isten Jar, da weillend Khaiser Ferdinand die Perkhwerch vbernumen, an diesem Ortt (Altsol) khaine Ober Camergrauen gehalten worden. Bei weillend der Khünigin Maria Zeiten sey Bernhardt Behamb zugleich Obrister Camergraue Span vnd Haubtman zu Altsoll gewesen,« mit dem Einkommen der Herrschaften Altsohl und Döbring.

Wir wollen diesen Boden historisch abschürfen, den Adern nachspüren und die bisher gewordene Ausbeute zu Tage fördern.

A. Jettons.

Die Jettons [1]) sind, um von diesen zuerst zu reden, französischen Ursprungs und Namens. Angeblich ließ K. Philipp IV. († 1350) zuerst Summen derselben schlagen, um sie unter die Verwalter und Revisoren der öffentlichen Cassen und andere beim Finanzwesen angestellte Personen zu vertheilen. Aehnliche Rait- oder Rechenpfenninge (Rekenpennick, calculos computorum), gewöhnlich in Kupfer, ließen später Städte und andere Communitäten, selbst Private, auf ihren Namen und zur Vertheilung an ihre Beamte und Diener machen. Andere Länder machten dieß Frankreich nach, besonders die Niederlande, wo man unter dem Herzoge Philipp dem Guten von Burgund († 1467) zuerst das Wapen des Landesfürsten und einen Spruch mit der Mahnung, »richtig zu rechnen,« darauf gesetzt haben soll.

Aus den Niederlanden brachte diese Raitpfenninge K. Maximilian oder seine Umgebung nach seinem geliebten, metallreichen Tirol, wo wir sie bei der landesfürstlichen Kammer und ihren Cassen als zweckmäßig eingeführt finden. Das älteste mir bekannte Stück führt auf der Vorderseite den Spruch: DER. VERLORN. SCHVLD° RAIT°.en [2]) TVT ✱ mit dem tirolischen Adler; auf der Rückseite: ✱ DER. HAT. SELTEN. GVOTEN. MVOTS Im Felde das burgundische Wapenschildchen mit dem goldenen Vließe, zu beiden Seiten der Feuerstahl dieses Ordens. Größe: 8 Linien Wienermaß, in Kupfer, geschlagen. Dann gibt es ein anderes Stück mit derselben Umschrift und demselben tirolischen Adler; auf der Rückseite in jüngerer Schreibweise: DER. HAT. SELTEN. GVETEN. MVET:: Im Felde das gekrönte M, d. i. Maximilian, darunter der österreichische Bindenschild, zu beiden Seiten der Feuerstahl. Von derselben Größe und in Kupfer.

Die Jettons von Kammer- und Münzmeistern, Zahlmeistern und Cassiren 2c. sprechen zugleich die Bestätigung ihres Amtes aus, erhalten uns ihres Namens Gedächtniß, und mögen auch zur Vertheilung an die Gewerken und Interessenten 2c. geschlagen worden seyn. Das älteste derlei Stück vom J. 1497 gehört meines Wissens gleichfalls einem tirolischen Beamten, dem Ritter Florian von Waldauf, zu. Der Name und das Wapen des römischen Königs auf der einen, und zwar auf der Vorderseite des folgenden Stückes a) stämpeln mir dasselbe zu einem amtlichen; auf der Rückseite ist der Name und das Wapen seines Hofrathes, gleichsam die Signatur und Contrasignatur.

1) a. In Mönchsschrift: MAXI-milianus Ro-manorum RE.x. 149⁴. Unter der Krone die beiden Wapenschildchen von Oesterreich und Tirol. Rev.: FLORI-an WAL.dauf V.on WALD-enstein Z.u R.-ettenberg R.itter. Auf einem burgundischen Andreaskreuze, das die Schrift viertheilt, dessen quadrirtes Wapen. (Man bemerke die lateinische und deutsche Umschrift.) Größe: 10 Linien, in Kupfer, geschlagen.

---

[1]) Auch Jetons, Jeetoirs, Gectoirs, ital. Gettoni, Auswurfsmünzen, kommen von jecter, jetter und jeter, gettare, und diese vom lat. jectare, d. i. jactare.

[2]) Raiten (österr. roaten), reiten = rechnen. Die Rait (ratio), Raitung, Rechnung, daher Raitrath = Rechnungsrath.

b. Dieses zweite Stück gehört unserm Ritter v. Waldauf allein zu: FLORIAN. VON. WALDENSTAIN. Dessen vierfeldiges Wapen ohne das burgundische Kreuz, darüber: 1509. Rev.: ZV. RETTENBERG. RITTER. Dessen zwei Helme neben einander als Ergänzung des Wapens auf der Vorderseite. Größe: 10 Linien, in Kupfer.

Ritter Florian Waldauf von Waldenstein, um 1440 zu Asch, einem Bergdorfe bei Anras im Pusterthale geboren, entlief als leichtsinniger Junge der Zuchtruthe seines Vaters, eines Bauers, diente anfangs als Hirtenknabe an verschiedenen Orten, dann als Soldat im Heere des Kaisers Friedrich III., wo er kühn und unternehmend sich bald zum Offiziere emporschwang. Zur Belohnung seiner hohen Verdienste schlug ihn K. Maximilian zum Ritter mit dem Prädikate von Waldenstein, ernannte ihn zu seinem Hofrathe, und überließ ihm um 1492 Schloß und Herrschaft Rettenberg bei Kollsaß im Bezirke von Hall gegen eine Pfandsumme von 9000 Gulden, die 1535 gleichfalls als Pfand an Hanns und Simon von Wolkenstein kamen. Er starb am 1. Jänner 1510 und ruht in seiner reichbegabten Kapelle in der Pfarrkirche zu Hall, die er in Folge eines Gelübdes auf einem Heerzuge, als er von Amsterdam nach Haarlem segelnd von einem Sturme überfallen wurde, baute und am 19. März 1500 einweihen ließ.

Daß auch bald (1502) im nahen Kärnthen solche Raitpfenninge Eingang fanden, ist aus einem Stücke des Vicedoms Blasius Hölzel ersichtlich.

2) * BLASIVS. HOLZEL : VICEDOMINVS. KARINTHIE. ZC. Im obern Felde des quergetheilten Wapenschildchens ein gekrönter, nach der Rechten aufsteigender Bär, im untern drei Blätter. Rev.: REDDE. RATIONEM. VILLICATIONIS. TVE. (gib Rechenschaft von deiner Verwaltung) M. D. II. Die drei Wapenschildchen von Oesterreich, Kärnthen und Tirol, dazwischen eben so viele Feuereisen vom goldenen Vließe. Größe: 1 Zoll, in Kupfer, geschlagen.

3) HANS. FVEG.er VO.n MELANS. ZV. TAVFERS. VND ж. Dessen Brustbild ohne Bart, mit einer Mütze über dem Haarnetze. Rev.: TROSPRG MA-DALEN. SEI:ne HA-VSF'.rau. Dessen vierfeldiges Wapenschild, an welches das Pienzenau'sche links angelehnt ist. Größe: 1 Zoll; Gewicht: 75 Gran; ein sehr schönes Stück im k. k. Kabinete, geschlagen [1]).

Zu Tirols ältesten Geschlechtern gehörte das der Füeger oder Fieger, das besonders durch den Bergsegen emporblühte, sich in mehrere Linien theilte, in den Freiherrn- und 1694 in den Grafenstand erhoben wurde, und mit dem Grafen Johann Valerian der Linie Füeger-Friedberg am 2. Juli 1802 erlosch. Ihr ältester Ansitz war Sparberseck zu Hall, den Hanns II. dem Herzog Sigmund um 1450 zur neuen Münzstätte überließ. Für uns ist Hanns III., der Jüngere, der erste unter den Gewerken am Falkenstein, von Bedeutung [2]). Er besuchte im J. 1490 den tirolischen Landtag, kaufte im J. 1491 von Anton von Roß (de Cavallis) und dessen Gattin Ursula das Schloß Friedberg oberhalb Volders, als ein tirolisches Lehen, erbaute Mitterhart bei Schwatz zur Bergwerkskanzlei, sammelte sich ungeheure Schätze, so

---

[1]) Vgl. Dr. Staffler's Tirol und Vorarlberg II. S. 565, 568 und 626.

[2]) Hanns Füeger († um 1503) und seine Erben machten aus dem Falkenstein bei Schwaz von 1470—1530 eine Ausbeute von 209,016 Mark und 3 Loth Silber. Vgl. Bd. CXIII. Anzbl. S. 17.

daß er außer seinen Besitzungen 190,000 Gulden hinterließ. An der Pfarrkirche zu Hall baute er im J. 1490 das schöne Portal mit der Familiengruft. Seine Leiche begleitete 1503 K. Maximilian I. zu Grabe. Seine mit Christine Tänzl von Tratzberg erzeugten Söhne Hanns IV., Christoph und Sigmund erhielten im J. 1504 von K. Maximilian für 27,400 Gulden die Herrschaft Taufers im Pusterthale zur Pfandschaft, wie auch den See und den Sitz zu Schlitters. Im J. 1509, in welches der überaus schöne Jetton fällt, verlieh ihm nach Dr. Staffler II. 590 derselbe Landesfürst schenkungsweise den unvergleichlichen Edelsitz Melans oberhalb Absam. Mit ungewöhnlicher Pracht feierte er 1496 sein Beilager mit Magdalena von Pienzenau *), einer Schwester des unglücklichen Hanns Pienzenau, Hauptmanns zu Kufstein, machte sich zum Pfandherrn von Taufers, baute sich in diesem Thale 1505 den Edelsitz Neu-Melans und starb 1518. Mit seinem Ururenkel Philipp Jakob erlosch um 1600(?) diese Linie von Taufers und Neu-Melans.

Dieses Stück ist unbestreitbar ein Privatjetton. Des Herrn Custos Hanka Worte lassen sich ganz auf unsere Schmelzherren und Bergbau-Interessenten in früherer Zeit anwenden, indem er sagt: »Die Gutsbesitzer haben nach Art der böhmischen Kammer für ihre Rentkassen und Kanzleien, da es bei der damaligen Rechnungsmethode nothwendig war, solche Jettons machen lassen, mit ihren Wapen, Namen und Devisen, und wo von dem Gute auch die Frau Mitbesitzerin war, wurde auf dem Reverse statt der Devise auch ihr Wapen und Namen angebracht. Dies Letztere veranlaßte bei einigen Münzliebhabern die Vermuthung, als wären die Kupferpfennige Trauungsmünzen gewesen. S. Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Prag, 1837. S. 70. Anmerk. 1.

Dem Stücke Nr. 1) a. entspricht mutatis mutandis ganz das folgende, um sieben und zwanzig Jahre jüngere:

4) a FERDINAND. D. G. ARCHID.ux AVST.riae * Die österreichisch-tirolischen Wapenschildchen, über denen der Erzherzogshut prangt, an einander gelehnt. Unten: 1524.

Rev.: W.ilhelm SCHVRF. RIT-TER. F.ürstlicher D.urchlaucht RAT. ZC. Dessen Wapen, nämlich in weißem Felde das blaue Eisen, womit man Feuer schlägt. — Größe: 10 Linien; Gewicht: $1^{3}/_{16}$ Loth in Silber; schön und rein geschlagen.

b. FER.dinandus RO.manorum REX. ARCHID.ux AVST.riae COM.es TIR.olis. Der gekrönte einfache Adler (als das Zeichen des römischen Königs) mit den Wapenschildchen von Ungarn und Böhmen auf dessen Brust.

Rev.: Umschrift und Wapen sind ganz wie auf dem vorhergehenden Stücke a., woraus erhellet, daß der Av. nach dem 5. Jänner 1531, als Ferdinand's I. Wahltage zum römischen Könige, gemacht, und der alte Stämpel mit dem Titel fürstlicher Durchlaucht Rath zum Revers benützt wurde.

Paul Schurf, vielleicht mit den baierischen Schurfeisen blutsverwandt, war 1480 des Erzherzogs Sigmund geheimer Rath, dann von 1494 — 1499 Vicelandeshauptmann in Tirol. Sein Sohn

*) Wiguleus Hund bayrisch Stammenbuch Bd. II. 236, wo er sagt, daß Friedrichs von P. Tochter Magdalena Hanns Zieger zu Taufers und Tratzberg (d. i. Trosperg auf der Medaille) geheiratet habe. Wahrscheinlich schrieb er sich so von seiner Mutter; denn dieses Schloß gehörte damals den reichen Tänzl von Tratzberg.

Wilhelm Schurf von Schönwert war vom sterbenden K. Maximilian am 6. Jänner 1519 zu Wels zu einem der Testaments-Executoren *) bestimmt, dann unter Ferdinand I. Kammerpräsident zu Innsbruck, wie auch Pfandinhaber des Schlosses und der Herrschaft Ambras, bis sie K. Ferdinand einlöste, und seinem zweiten Sohne Ferdinand im J. 1563 schenkte. Dessen Enkel Karl, seit 1574 Freiherr, ward im J. 1578 Erblandjägermeister in Tirol und endlich Obersthofmeister des Erzherzogs Ferdinand. Dieses Geschlecht erlosch am 15. Juli 1679.

5) FERDINAND.us D.ei G.ratia ARCHID.ux AVST.riae • Ueber den Wapenschildchen von Oesterreich und Tirol der Erzherzogshut, unten 1524.

Rev.: GREG.or MASWAND.er TIROL'.ischer CAM'.mer MAIS'.ter. Im Wapenschildchen ein Schwanenhals.

Größe: 11 Linien; in Kupfer geprägt.

Von diesem tirolischen Kammermeister weiß ich bis jetzt keine näheren Daten anzugeben. S. v. Wellenheim's Katalog II. Abth. 2. Nr. 14251.

Aehnliche Bewandtniß hat es mit den Jettons auf nachstehende Männer, von denen ich die meisten in meinem Werke: Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates. Wien, 1844, Quart, I. 123 — 127 mit Erläuterungen beschrieben habe. Diese sind:

6) Hanns Behem der Jüngere, Münzmeister zu Hall in Tirol (das S. 123. Nr. 4); vgl. diese Jahrb. Bd. CXIII. Anz. Bl. S. 28.

7) Hanns Angrer, K. Ferdinand's I. Hofzahl(amts)schreiber 1530, dann Hofzahlmeister vom J. 1537 (Nr. 5).

8) Wolfgang Graswein zu Weier aus Steiermark, im J. 1530 K. Ferdinand's oberster Kammersekretär, dann Rath, † 28. Sept. 1536 zu Wien (Nr. 6).

9) Matthias Zeller von Puechberg, desselben Königs Kammersekretär und Rath im J. 1549 (S. 124. Nr. 7).

10) Wolfgang Kremmer von Königshofen, Kaiser Ferdinand's I. Kammerrath ꝛc., † 20. April 1564; hat seinen Grabstein an der Mauer der St. Stephanskirche zu Wien (Nr. 8). Dann:

11) Dessen Schwiegersohn Martin Münch, erst kais. Salzamtmann zu Preßburg, dann der K. Maria, Maximilian's II. Gemahlin, Hofpfenningmeister (Pecuniarius aulicus), † 1589 zu Wien, und hatte vordem seinen Grabstein bei St. Stephan (S. 125. Nr. 9).

12) Christoph Khevenhüller von Aichelberg, K. Ferdinand's I. Hofkammerrath 1541, † zu Villach am 5. August 1557 (Nr. 10).

13) Helmhart Freiherr von Jörger zu Tolet, Köppach ꝛc., der kaiserlichen Majestät Rath und Präsident der niederösterreichischen Kammer im J. 1578, † 18. Dez. 1594 (Nr. 11).

Diesen werden angereiht:

14) Wolfgang Grüenthaler oder Grünthal, kaiserlicher Rath ꝛc.

a. RECHEN • PFENNIG • 1540. In der Mitte auf einem viereckigen Täfelchen in drei Zeilen die sinnlosen Worte: EXVDIS ACTO PROBA, darunter: W. A.

Rev.: GLIK. HA - T. NEIT. Dessen Wapen. Oben 15 — 40.

*) Fr. B. von Buchholtz Geschichte der Regierung Ferdinand's I. Bd. I. S. 165 und 480.

r Geheimniß versprochener Maßen dem Georg Singer, Oberbergmeister aus Oesterreich, und den Tirolern zu offenbaren haben. Es stellte sich heraus, daß Seine Majestät durch Mitwirkung vom Hlawsa und Lias zu bedeutendem Schaden gekommen war. Im J. 1564 war jener noch in der Haft. Noch im J. 1569 wird diesem berüchtigten Hlawsa eine Probe auf drei Monate, aber unter Aufsicht, gestattet. Vgl. v. Sternberg I. 109, 118, 121, 132 und 192.

Das k. k. Münzkabinet verwahrt noch den Jetton: RADSLAW. HLAW—SA. ZZIBOSLAWL. Dessen Wapen

Rev.: IAN × HANVSS × — × Z × SSARATICZ. (vielleicht zu Scharatiz bei Brünn?). Dessen Wapen.

Größe: 10 Linien; in Kupfer geprägt.

22) ADAM. Z. HRAD.ce NEYWIZ.si PVRKRA.bie PRAZS.ky, d. i. Adam von Neuhaus, oberster Burggraf von Prag. Dessen quadrirtes behelmtes Wapen mit einem Mittelschildchen.

Rev.: KATERZINA HRADEC.ka ROZE.ná HRABI.enka Z. MVNDFV.rt, d. i. Katharina von Neuhaus, geborne Gräfin von Montfort. Die Montfort'sche Kirchenfahne, mit der Inful geziert, als Wapen; oben im Felde: 15 — 95.

Größe: 11 Linien; in Kupfer geprägt.

Joachim I., Sohn des am 25. Juni 1531 verstorbenen Oberstkanzlers Adam I. von Neuhaus, Ritter des goldenen Vließes und seit 1554 Oberstkanzler in Böhmen, ertrank am 12. Dez. 1565 in der Donau bei Wien, als ein Joch der Wolfsbrücke gebrochen war, und hinterließ von Anna von Rosenberg, die er am 7. März 1547 geehlicht hatte, den Sohn Adam II. Er war nach Wratislaw von Pernstein (S. 18. Nr. 28) v. J. 1585—1593 oberster Kanzler, und vom 9. Juni 1593 bis zu seinem Tode am 24. Nov. 1596 Oberstburggraf. Auch er ließ sich den Bergbau sehr angelegen seyn, wie aus v. Sternberg I. 208 erhellet. Die Herren Wilhelm und Peter Wok von Rosenberg, unser Adam von Neuhaus, damaliger Besitzer von Frauenberg, auf dessen Gründen das wieder eröffnete Bergwerk lag, Jaroslaw Libsteinsky von Kolowrat auf Petersburg, Johann Kinsky von Chinitz, Hanns Hölzel von Sternstein (S. 18 in Nr. 27) und Andere schließen am 2. März 1584 einen Vertrag zur Wiederherstellung und Erhebung des zum Theil erliegenden Bergwerks und zum Fortbetriebe des tiefen St. Elias-Erbstollen.

Adam II. vermählte sich am 24. August 1574 zum zweiten Male mit Katharina, einer Tochter Jakobs Grafen von Montfort-Bregenz (von der steyermärkischen Linie)[1]). Bei diesem prachtvollen Beilager waren 153 Tische, jeder für 12, d. i. 1836 Personen gedeckt[2]). Er gründete mit seiner frommen Gemahlin 1594 das Jesuitencollegium zu Neuhaus, das im J 1607 eingeäschert und von Slawata wieder hergestellt wurde. Derselbe kaufte 1595 und 1596 eine prachtvolle Bibliothek um mehr als 17,000 Gulden, welche er den Jesuiten verehrte, und die nun seit 1773 mit der Prager Bibliothek vereint ist.

Sie gebar ihm den Sohn Joachim II. Ulrich, seit 1602

---

1) Hübner ließ Katharina in seinen genealog. Tabellen II. 498 ganz aus, und der Herr Domkapitular v. Vanotti macht sie in seiner fleißigen und inhaltreichen Geschichte der Grafen von Montfort und Werdenberg Tab. I) ganz irrig zu einer Tochter ihres leiblichen Bruders Johann VI. Ihr Bruder Georg III. war mit einer Popel von Lobkowitz vermählt und starb kinderlos 1590.

2) Sommer's Taborer Kreis. Prag, 1842. S. 241.

lius, welche jung starben; letzterer am 8. Sept. 1631. Vgl. Preuenhueber Annales Styrenses S. 117; Freih. v. Hoheneck I. S. 201 und 207; Wißgrill III. 420.

15) Hieronymus Beck von und zu Leopoldstorf. In drei Zeilen: HIERONYMVS × — BECK. VON. LEO — POLDSTORF. Darüber dessen quadrirtes Wapenschildchen, das im ersten und vierten Felde den Feuerstahl sammt einem funkensprühenden Feuersteine, und im zweiten und dritten einen aufsteigenden doppelgeschwänzten Löwen führt, die beiden Ritterhelme lehnen zu beiden Seiten. Rev.: RO. KV.niglicher MT CT. (et cetera) CAMERRAT. DER. N.ieder-O.esterreichischen LANDE. Innerhalb eines Kranzes in sechs Zeilen: × III × IANVARI NACH. IESV CHRISTI. × GEBVRT. × MDLV. Größe: 1 Zoll; in Kupfer, geprägt. — Hieronymus, ein Sohn des österr. Kanzlers Dr. Markus Beck († 1553) und der Martha Hemberger in, war kais. Hofkammerrath und oberster Proviantmeister im Königreiche Ungarn, ein in seiner Jugend viel und weit gereister, gelehrter und reichbegüterter Mann. Er starb in seinem wohlerbauten Schlosse zu Ebreichstorf am 28. Nov. 1596, und hinterließ aus drei Ehen viele Kinder und eine zahlreiche, nun der k. k. Hofbibliothek einverleibte Bücher- und Manuscriptensammlung. Vgl. Wißgrill I. 329.

Eine sehr bedeutende Stelle im Berg- und Münzwesen nimmt die zahlreiche Familie der Geitzkofler [1]) ein, von der mir mehrere Jettons bekannt sind. Sie selbst wollen von der Oberpfalz und dem Nordgau herstammen, und besonders im Stifte Waldsassen ansäßig gewesen seyn. Zu Sterzing ließ Stephan sich zuerst nieder und starb 1430. Sein Sohn Hanns I. trieb mit andern Gewerken daselbst Bergbau; desgleichen dessen Sohn Michael, der 1502 im drei und achtzigsten Lebensjahre starb. Dieser vollendete mit seinem Sohne Johann II. die dortige Stadtpfarrkirche. Letzterer erzeugte mit Barbara Kuglerin von Hohenfirnberg (durch welche der schreitende Löwe mit einer weißen Kugel in den vorderen Pranken in's Geitzkoflerische Wapen kam) zwölf Söhne und vier Töchter.

A. Georg, der Aelteste, am 3. Oct. 1526 zu Sterzing geboren, war K. Maximilian's II. Rath und Münzmeister zu Joachimsthal, wo er den 14. Juli 1577 starb. Sein älterer gleichnamiger Sohn fiel in K. Philipp's II. Kriegsdiensten vor Mastricht; der jüngere, Hieronymus, bildete sich nach des Vaters Tode in Tirol und in Klagenfurt im Rechnungssache aus, und kam wieder nach St. Joachimsthal zurück. Gabriels eilf Brüder hatten biblische Namen: Michael, Gabriel, Raphael und Uriel; Kaspar, Melchior und Balthasar; Matthäus, Markus, Lukas und Johannes.

B. Der letztgenannte, Hanns III., am 26. März 1530 zu Sterzing geboren, lernte in Trient eine Zeitlang italienisch, diente darauf zu Steinfeld in Kärnthen bei Schmelz- und Bergwerkssachen, dann zu Linz beim Münzwesen, verheiratete sich 1557 mit Barbara, Tochter des fürstlich Trientnerischen Amtmanns zu Botzen, Joseph Ettenhart [2]). Von diesen beiden gibt es etliche Jettons, so von den Jah-

---

[1]) Geiz, die, Weibchen vom Reh, von der Ziege, Gemse, welche dieses Geschlecht im Wapen führt; Kofel, Namen für einzeln sich erhebende Bergspitzen etc.; vgl. das Ital. Covelo, Covolo bei Primolano.

[2]) Der Ritter Georg von Ettenhart aus Innsbruck, oberster Schatzmeister des Königs von Spanien, erbaute um 1648 das Franziskanerkloster sammt der Kirche zu Hall.

Größe: 10 Linien; Gewicht: ¼ Loth in Silber, Originalguß im k. k. Kabinete.

Das schlesische Geschlecht der Freiherren, und seit 1626 Grafen von Oppersdorf führt seinen Namen von dem bei Neiße gelegenen Dorfe Oppersdorf. Wilhelm I. oder der Aeltere bereiset die Bergwerke des Kuttenberger Bezirkes, worüber er am 12. Juli 1578 Bericht erstattet. Dann war er vom J. 1579 bis 8. Dez. 1587 oberster Münzmeister in Böhmen. Er mußte auf dem Landtage Montag nach Lichtmeß 1580 den Herren Ständen über eine aus der Kuttenberger und Joachimsthaler Bergordnung zusammengeschmolzene, für alle Bergwerke geltende Gesetzgebung einen Vortrag machen. Er starb am 4. Sept. 1588 im Landecker Bade bei Glatz.

Sein Sohn Wilhelm II. oder Jüngere, im J. 1554 geboren, ein gelehrter und gereis'ter Herr, war des Erzherzogs Maximilian III. Rath, Kämmerer und Oberststallmeister. Er starb am 4. Mai 1598 zu Prag am Nervenfieber und ruht in Kosel. Dürfte dieser Jetton, gleichwie der vorige von Zdenko Freiherrn von Krayg, nicht bei Gelegenheit der Vermählung im J. 1586 geprägt worden seyn?

25) ZYGMVND. KOZEL — .Z. REIZENTOLV, d. i. Sigmund Kozel von Reizenthal. Dessen Wapen.

Rev. Auf einem viereckigen Täfelchen:

NADIEGE
ZDRŽVGE
CHVDEHO.

d. i. die Hoffnung hält den Armen.

Größe: 10 Linien; Jetton in Kupfer.

Sigmund Kozel, der ehrliche Berghofmeister zu Kuttenberg, bittet den K. Rudolph II. im J. 1590 um eine Amts-Instruction oder um Enthebung von der Hofmeisterstelle, da er bei keiner Wirthschaft, wo er von Jugend auf gedient, solche Unordnung gesehen habe, als bei der Bergwirthschaft in Kuttenberg, welche so nicht bestehen könne; es müsse ein Ende nehmen, sei es wie es wolle. Er möchte lieber jeden noch so geringen Dienst begleiten, als der Unordnung bei dem Handel noch länger zusehen. Er scheint auch von seinem Kaiser gnädigst von seiner Stelle erlöst worden zu seyn. Wir finden ihn noch im J. 1596 neben mehreren Männern vom Herren-, Ritter- und Bürgerstande unter den letzten bei einer großen ständischen Commission, welche bei fortwährenden Klagen über das schlechte Schmelzen in Kuttenberg eine wiederholte Untersuchung vornehmen sollte. Vgl. des Grafen von Sternberg Umriß einer Geschichte der böhmischen Bergwerke, 1836. I. Bd. S. 149 f., 157 und 159.

26) Balthasar Dirleber oder Dürleber aus Korneuburg in Oesterreich, der, wie viele Söhne seines Vaterlandes, um 1558 zu Wittenberg studirt hatte, war von Kaiser Rudolph II. am 4. Juni 1584 bei der neuen Besetzung der Aemter zu St. Joachimsthal dem Einnehmer und Münzmeister Paul Hofmann als Gegenhändler *)

*) G. v. Sternberg I. S. 398 und 409. — Des Gegenhändlers Amt und Pflicht war: »Damit aber bei vnserer Muntz desto sicherer, auch mit gueter ordnung gehandelt mag werden, So haben wir vnserm Muntzmeister ainen Muntz Gegenhandler (d. i. Contrôleur) Balthasar Durlebern zugeordnet, der soll mit vnd neben ime beruerte Ambter bestes fleis handlen, bei allem was von Embphahung der Silber, vnnd der Beschickhung an, vnd zum End der ausmünzung vnd Außzählung

kofler vorgeschlagene Schmelzung der armen Erze und Saigerung der Kupfer nicht hat können von der Commission geprüft werden, so ist selbe dermalen unter Aufsicht des Berghauptmanns vorzunehmen, Gewinn und Verlust genau gegen einander zu berechnen und umständlich darüber zu berichten, bevor man sich auf einen Ankauf von Schmelzhütten einlassen könne.« Und auf der folgenden S. 388 heißt es: »Die Verschmelzung von eigenen Erzen wird dem Geizkofler unter den nämlichen Bedingnissen gestattet, wie er sie früher genossen.« In welchem Verwandtschaftsverhältnisse dieser Schmelzer Geizkofler zu diesem Kaspar oder irgend einem unserer Geizkofler stand, vermag ich nicht zu bestimmen.

E. Balthasar, geb. 30 Jänner 1533, diente früh auf dem Steinfelde und andern Orten in Kärnthen in Bergwerkssachen und in der Buchhalterei, führte durch längere Zeit im Namen der Brüder den Haushalt zu Sterzing, ging 1579 nach Klagenfurt zurück und ward Münzmeister und oberster Buchhalter der Landschaft Kärnthen, welche am 12 Juli 1521 vom Erzherzoge Ferdinand I. das Münzrecht erhalten hatte.

F. Gabriel, am 17. Dez. 1537 geboren, war der Freiherren v. Fugger-Kirchberg vieljähriger Factor und Diener zu Wien. Hier vor dem Schottenthore hatte ehedem Gabriel sein Epitaphium.

G. Raphael und Uriel, Zwillinge, am 7. Juni 1539 geboren, war durch zwei Jahre an König Ferdinand's Hof und in Oesterreich, dann in den Niederlanden und in Paris, um sich auszubilden, wo er das Turnier mitmachte, in welchem König Heinrich II. am 10. Juli 1559 tödtlich verwundet wurde.

H. Lukas, das jüngste Kind, am 18. März 1550 zu Sterzing geboren, studirte die Rechte zu Paris zur Zeit der Bluthochzeit (24. August 1572), war aber glücklicher Weise hoch oben in einem Hause bei einem Geistlichen in Kost und Wohnung, der seine Kostgänger nicht ausgehen ließ, und als guter Katholik bekannt die Rotten abzuweisen vermochte. Er sah das Gemetzel nur vom Fenster herab. Ich kaufte einen sehr dicken Folianten Manuscripte von diesem Lukas mit lebensgeschichtlichen und andern Notizen, und einen andern mit Urkunden und Kopien aller Art über dieses Geschlecht um das Jahr 1832 vom hiesigen Antiquare Kuppitsch für die Bibliotheca Tirolensis des Präsidenten Baron Andreas di Pauli von Treuheim. Er ward Doctor beider Rechte, und leistete den Freiherren von Fuggern zu Kirchberg in ihrem langwierigen Erbschaftsprozesse wegen der Erbschaft Mindelheim, die kraft des Testaments des letzten v. Freundsberg, Georg II. († 1. Nov. 1586), an seine mit Johann Christoph Freiherrn von Fugger zu Kirchberg vermählte Nichte, geborne Freiin von Schwarzenberg, kommen sollte. Als ein und zwanzigjähriger Jüngling verfaßte er sieben lateinische Distichen voll Dankbarkeit auf seinen Lehrer Matthias Schenk aus Constanz, der als erster Lehrer an der Schule zu St. Anna in Augsburg am 21. Juli 1571 gestorben war, wie auch die Grabschrift. Er kaufte und errichtete sich, nach Prasch S. 151, 153 und 154, mit seiner Hausfrau im J. 1596 eine Grabstätte bei St. Anna daselbst. Wann beide gestorben und ob sie dort begraben liegen ist mir unbekannt. Von beiden ist folgender Jetton:

16) LVCAS. GEITZHOFLER. I.uris C.onsultus FATO : CONNVBIA. FIVNT. Das Geitzkofler'sche Wapen, nämlich im rechten Felde des in der Länge halbirten Schildes eine Geiz (Geiß), im linken

ein Löwe, als Helmzier zwischen zwei Flügeln dieselbe Geiß. Rev.: .: CATHARINA. HERMANIN. A. GVETENBERG. In deren längsgetheiltem Wapen rechts ein Stern in einem Bindenschilde, links ein Halbmond [1]).

17) a. Ulrich II., Freiherr von Eitzing zu Schrattenthal, Kaya, niederösterreichischer Hofkammerrath 2c.

VLRICH
FREYHERR. V
ŌN. EYCZING. EC (et cetera)
SPA. (Gespann?) VND. HAVBT
MĀ. ZV. HVNGER
ISCHEM. ALLT
ENNBVRG

Rev. Im ersten Felde des quadrirten Wapenschildchens drei schräg unter einander gestellte weiße Kugeln als altes Geschlechtswapen; im zweiten und dritten blauen Felde ein rother Hut mit herabhangenden Quasten, darüber ein liegender weißlichter Fisch; im vierten ein schräg gelegtes weißes Band oder Balken; darüber sind zwei gekrönte Helme mit zierlichen Helmdecken, auf deren rechtem zwei Büffelhörner, von denen jedes von außen mit den drei weißen Kugeln besteckt ist, prangen, zwischen denen ein S ersichtlich ist; auf dem linken der Hut mit dem Fische darüber, wie im zweiten und dritten Felde. Vgl. Paul Fürsten Wapenbuch I. Taf. 22; vgl. Appel's Repertor. II. Nr. 1031. Größe: 11 Linien; Gewicht: $^4/_{16}$ Loth in Silber, geschlagen, von der schönsten Erhaltung, im k. k. Kabinete.

• HERR •
VLRICH • FRE
YHERR. VON •
EYTZING AN
NO. DOMINI
• 1.5. • 6. 1.

Rev. Wapen wie auf dem vorhergehenden Stücke.
Größe: 11 Linien; in Kupfer geschlagen.

Ulrich II., im J. 1499 geboren, war der älteste Sohn Michaels Freiherrn von Eitzing zu Schrattenthal und ein Urenkel jenes Ulrich I., der als oberster Gewaltträger und Nebenbuhler des Grafen Ulrich von Cilli aus der österreichischen Geschichte wohl bekannt, und im September 1464 an der Pest gestorben ist. Er war K. Ferdinand's I. n. ö. Hofkammerrath, und im J. 1548 einer der königlichen Commissäre bei der Uebernahme der k. niederungarischen Bergstädte und der dazu gehörigen Herrschaften, als sie von der verwitweten Königin Maria an ihren Bruder Ferdinand abgetreten und übergeben wurden. Im vorhergehenden Jahre finden wir ihn, nach Mameran [2]), neben Johann Ungnad, Freiherrn zu Sonnegg und Landeshauptmann in Steyermark, Johann von Lamberg, Freiherrn zu Orteneck, Johann von Hoyos, Freiherrn zu Stüchsenstein, Hauptmann in Triest 2c., und andern als Abgeordneten der österreichischen Landschaft auf dem großen Reichstage zu Augsburg.

---

1) Dan. Praschii, Epitaphia Augustana, 1624. p. 211 et 212.

2) Nicol. Mamerani, Catalog. familiae totius aulae caesareae etc. Coloniae 1550. p. 55.

Laut der ersten Medaille war er auch (Gespann?) und Hauptmann zu Ungarisch=Altenburg. Das Jahr seines Todes, der nach 1561 erfolgte, ist mir unbekannt. Seine erste Gemahlin war Katharina, Freiin von Breitenlandenberg; die zweite Scholastika, nach Hübner III. Tab. 898 die einzige Tochter des unglücklichen Feldhauptmanns Johann von Kätzianer, der am 27. Oct. 1539 bei einem Gastmahle zu Kostanitza ermordet wurde. Mit seinem gelehrten Sohne Michael II. aus erster Ehe, der sich am 12 Oct. 1566 zu Wien mit Maria Freiin von Fugger=Kirchberg verehelicht hatte, erlosch nach 1593 seine Linie. Philipp Christoph, Freiherr zu Eitzing, oberster Erblandkämmerer in Oesterreich, der 1620 starb, war der Letzte seines Geschlechts, das von dem vormals baierischen, nun österreichischen Schlosse Eitzing (Ober= und Nieder=Eitzing bei Ried im Innviertel) herstammen soll.

18) Heinrich Thenn (im J. 1587), aus einem salzburgischen Geschlechte, von welchem wir auch Glieder in Passau, Augsburg und Kärnthen finden. Albrecht Thenn starb als Münzmeister zu Passau am 12. Jänner 1534. Der Sohn des Marcus Thenn und der Katharina Ligsalzin, die am 14. Juli 1537 zu Salzburg starb, war der obige Heinrich, der zuerst mit Katharina Kraftin († 1586), Patrizierin aus Ulm, und dann mit Elisabetha Hermartin, Patrizierin aus Augsburg, vermählt war, und am 22. Juni 1602 zu Augsburg starb.

19) Jetton auf die Schloßkirche zu Neuhaus vom kaiserlichen Hofkammerrathe Johann Christoph Freiherrn von Wolzogen:

TEMPLVM
SALVATORIS
IN CASTRO SVO
NEVHAVS FVNDAV(it)
IOH:annes CHRISTOPH:orus
WOLZOGEN. L.iber B.aro
AN. 1612.

Rev.: NON EST IN ALIO QVOQVAM SALVS. (Act. Apost. IV. 12.)

Der Heiland in langem Gewande, die Rechte segnend erhoben, in der Linken die Weltkugel haltend.

Größe: 10 Linien, in Kupfer geprägt. Vgl. Appel's Repertorium Bd. III. Abtheil. II. Nr. 4292.

Die Wolzogen sollen mit Hanns, der noch 1460 lebte, unter der Regierung des Kaisers Friedrich aus Tirol nach Oesterreich gekommen seyn. Sein Sohn Hanns Christoph erzeugte zwei Söhne, Paul und Christoph, jener gründete die ältere Linie zu Neuhaus *), dieser die jüngere, die Missingdorfische.

Paul war des K. Ferdinand I. Rath, dann kaiserlicher Oberpostmeister in Wien, und starb hochbejahrt als Protestant 1578 in Wien. Dessen zweiter Sohn Johann Christoph zu Neuhaus und Gutenbrunn (bei Baden) war im Gefolge David's Ungnad, Freiherrn zu Sonnegg, zu Konstantinopel, um Rudolph's II. Thronbesteigung dem

*) Neuhaus, Bergveste hinter Fahrafeld im Wienerwalde gelegen, wo vordem die k. k. Spiegelfabrik war; Missingdorf, Schloß und Dorf an der Pulka nordwärts Egenburg im Viertel ob dem Manhartsberge, das einem alten Geschlechte den Namen gab, welches mit Johann dem Missingdorfer um 1513 erlosch.

Sultan Murad anzuzeigen, und den Frieden vom 1. Jänner 1577 auf acht Jahre zu erneuern [1]; darauf erlangte er vom Kaiser 1588 das niederösterreichische Oberhofpostmeisteramt zu Wien und wurde am 10. Juli 1591 als Landmann in Niederösterreich unter die alten Geschlechter aufgenommen. Er kaufte vermög Auffandung im J. 1595 die Herrschaft und Veste Neuhaus und bald hernach Gutenbrunn, im J. 1610 aber von Wolfen von Stubenvoll die Veste Arnstein und Fahrafeld; im J. 1597 ging er mit dem kaiserlichen Generale und Botschafter, Christoph Freiherrn von Teufenbach, nach Konstantinopel, brachte etliche Jahre auf Reisen in der Türkei und Asien zu, und beschrieb die damaligen Friedenstractate in türkischer Sprache (?) [2]. Im J. 1601 wurde er kaiserlicher Hofkammerrath in Wien, und laut Diploms vom 7. Februar 1607 sammt seiner ganzen ehelichen Descendenz in den Panier- und Freiherrenstand der österreichischen Staaten erhoben und in demselben Jahre bei der niederösterreichischen Landschaft in den neuern Herrenstand introducirt. Er diente noch 1609 als Hofkammerrath und kaufte 1613 von der Frau Margaretha Freiin von Kainach, gebornen Gräfin von Hardegg, einige Unterthanen und Gülten zu Pillichsdorf im V. U. M. B. Er starb zu Anfang des Jahres 1618 und hinterließ von seiner Gemahlin Sophia, Herrin von Dietrichstein, Ludwigs Freiherrn von Dietrichstein zu Rabenstein, Oberburggrafen in Kärnthen, und der Anna von Mosheim Tochter, vier Söhne und vier Töchter. Letztere waren: Seraphia Barbara, zweite Gemahlin Karl Ludwigs Fernberger zu Egenberg, mit welchem sie im April 1608 zu Gutenbrunn die Hochzeit feierte [3]; Helena, Gemahlin des kaiserlichen Reichshofrathes Leonhard Höe v. Höenegg; Anna, die sich Anfangs mit Herrn Christoph Ludwig Weiß von Weißenberg zu Würding in Niederwallsee, nach dessen Tode aber mit Herrn Wolf Jakob Freiherrn von Unverzagt vermählte; dann Regina, Gemahlin Georg Valerians Freiherrn von Podstatzky.

Johann Christophs vier Söhne, die Gebrüder Hanns Paul, Hanns Ludwig, Hanns Sigmund und Hanns Karl, Freiherren von Wolzogen, verkauften ihrer ältesten Schwester Seraphia Barbara im J. 1621 den Freihof und Edelsitz St. Ulrichshof, die Auffandung im Gültbuche ist vom 2. Jänner 1627; sie verkaufte ihn aber 1628 dem Abte und Stifte zu den Schotten, welchen die nunmehrige Vorstadt St. Ulrich noch heut' zu Tage gehört. Der älteste Sohn Hanns Paul Freiherr von Wolzogen verließ nach dem Verkaufe seiner Güter der evangelischen Religion halber Oesterreich, zog anfangs nach Dresden, dann in die brandenburgisch-baireuthischen Lande, ward kulmbachischer geheimer Rath und starb zu Baireuth 1658. Ueber dessen Nachkommen, die sich in Franken und Brandenburg, Schlesien und Obersachsen ausbreiteten, s. Iselin's historisches und Pierer's Universallexikon.

Die jüngere oder Missingdorfische Linie ward wegen des evangelischen Religionsbekenntnisses im J. 1620 des Landes verwiesen, und wanderte nach Holland aus. Von dieser stammen der zu Amsterdam als Professor und Prediger 1690 verstorbene Theolog Ludwig von

---

[1] Vgl. des Freiherrn von Hammer Geschichte des osmanischen Reichs. Pesth 1834. II. 456.

[2] Jöcher's Gelehrtenlexikon IV. 2066 und Iselin's Universallexikon.

[3] Meine »Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österr. Kaiserstaates, I. 188.

Wolzogen, dann Johann Ludwig, eine Hauptstütze der Socinianer, der 1661 in Polen starb.

Nun wollen wir außer den bisher erwähnten Stücken von deutsch-erbländischen Gewerken und Bergwerksbeamten noch einige neu erworbene Jettons von dem durch seinen Bergbau berühmten Lande Böhmen beschreibend und erklärend hier niederlegen, als:

20) ⁑ WOLF ⁑ ZWRZESOWIC ⁑ A NA DAVBRAW⁑ HORZE ⁑, d. i. Wolf von Wrzesowic und auf Daubrawaberg. Dessen bärtiges Brustbild mit kurzem Haare von der rechten Seite.

Rev.: Im äußern Kreise: NEIWISSI ⁑ PISARZ ⁑ KRALO⁑ CZIE ⁑ A ⁑ PRESIDE (Lilie); im innern: NT ⁑ KRA ⁑ GE (sic) KOMORI ⁑ CZIESK ⁑, d. i. oberster (Land)schreiber im Königreiche Böhmen und Präsident der königlich böhmischen Kammer. Im Wapenschildchen der aufwärts gekehrte Halbmond.

Größe: 1 Zoll; schon in Silber geprägt. S. Appel's Repertorium, Bd. III. Abtheil. II. Nr. 4293.

Wolfgang Wrzezowec von Wrzesowic war vom J. 1543 bis 1547 Prager Schloßhauptmann und Landesunterkämmerer, 1549 oberster Landesschreiber und 1550 k. böhmischer Kammerpräsident. Er starb am 21. März 1569. Er besaß die Daubrawskà hora (Schloßberg bei Teplitz) und Malhostic. Zu Teplitz ließ er die Stadtbäder herrichten.

Am 19. Dez. 1558 ertheilt K. Ferdinand I. eine Bergfreiheit für Heinrich Wresowic und seine Mitgewerken auf ein Kupferbergwerk auf den Gründen von Hracholusk. Vgl. des Grafen von Sternberg böhm. Bergwerksgeschichte. Bd. I. Abthl. II. S. 80. — Johann von Wresowic, aus dem Ritterstande, wohnte als einer der Commissarien zugleich mit dem Berghofmeister Sigmund Kozel (S. 17. Nr. 25) im J. 1596 der großen Commission zu Kuttenberg bei.

21) PETR × HLAWSA ⊕ — × Z LIBOSLAWIE ⊕. Dessen Wapen.

Rev.: HANVSS. SSPIGL: — × Z MILCZICZ ⁑ KRA., d. i. Johann Spigl von Milczicz, königl. Dessen Wapen.

Größe: 10 Linien; in Kupfer geprägt.

Mit dem damaligen Kammerrathe Christoph von Gendorf (S. 20. Nr. 3) wurden Peter Hlawsa und Matthias Lidel, Münzbeamte zu Kuttenberg, nebst Andern um 1551 als Commissarien nach dem neuen Bergwerke bei Budweis, später nach dem Kaiser Rudolph II. Rudolphstadt genannt, abgeordnet, um daselbst eine Visitation vorzunehmen und entstandene Streitigkeiten beizulegen. Um dieselbe Zeit wurden Christoph von Gendorf, Georg Albin, Ruprecht Pullacher, Buchhalter (vgl. S. 21. Nr. 7), Matthias Lidel und unser Peter Hlawsa von Liboslaw als Commissäre zu einer Commission und Reformation des in Verfall gerathenen Kuttenberger Bergwerks ernannt; später schaffte er viertausend Schock Groschen herbei, welche ihm 1558 gezahlt werden sollten. Als Verwalter des Münzmeisteramtes zu Kuttenberg bekam er im J. 1561 mit Ludwig Karl von Kuttenberg einen bösen Streit wegen Betruges bei Versuchen einer neuen Schmelzmethode durch Sebastian Essen aus Kempten, wurde mit diesem und dessen Compagnie in Verwahrung genommen, worauf die Verhafteten ihren Rekurs an den Kaiser ergriffen. In Folge der dießfälligen Entscheidung sollten Peter Hlawsa, Essen, Jobst Perengar rc. in Gewahrsam verbleiben, und ein Probeschmelzen nach ihrer neuen Weise ehrbarlich und aufrichtig vornehmen, wie auch

ihr Geheimniß versprochener Maßen dem Georg Singer, Oberbergmeister aus Oesterreich, und den Tirolern zu offenbaren haben. Es stellte sich heraus, daß Seine Majestät durch Mitwirkung vom Hlawsa und Sibel zu bedeutendem Schaden gekommen war. Im J. 1564 war jener noch in der Haft. Noch im J. 1569 wird diesem berüchtigten Hlawsa eine Probe auf drei Monate, aber unter Aufsicht, gestattet. Vgl. v. Sternberg I. 109, 118, 121, 132 und 192.

Das k. k. Münzkabinet verwahrt noch den Jetton: RADSLAW. HLAW—SA. ZZIBOSLAWI. Dessen Wapen

Rev.: IAN × HANVSS × — × Z × SSARATICZ. (vielleicht zu Scharatitz bei Brünn?). Dessen Wapen.

Größe: 10 Linien; in Kupfer geprägt.

22) ADAM. Z. HRAD.ce NEYWIZ.si PVRKRA.bie PRAZS.ky, d. i. Adam von Neuhaus, oberster Burggraf von Prag. Dessen quadrirtes behelmtes Wapen mit einem Mittelschildchen.

Rev.: KATERZINA HRADEC.ka ROZE.ná HRABI.enka Z. MVNDFV.rt, d. i. Katharina von Neuhaus, geborne Gräfin von Montfort. Die Montfort'sche Kirchenfahne, mit der Inful geziert, als Wapen; oben im Felde: 15—95.

Größe: 11 Linien; in Kupfer geprägt.

Joachim I., Sohn des am 25. Juni 1531 verstorbenen Oberstkanzlers Adam I. von Neuhaus, Ritter des goldenen Vließes und seit 1554 Oberstkanzler in Böhmen, ertrank am 12. Dez. 1565 in der Donau bei Wien, als ein Joch der Wolfsbrücke gebrochen war, und hinterließ von Anna von Rosenberg, die er am 7. März 1547 geehlicht hatte, den Sohn Adam II. Er war nach Wratislaw von Pernstein (S. 18. Nr. 28) v. J. 1585—1593 oberster Kanzler, und vom 9. Juni 1593 bis zu seinem Tode am 24. Nov. 1596 Oberstburggraf. Auch er ließ sich den Bergbau sehr angelegen seyn, wie aus v. Sternberg I. 208 e hellet. Die Herren Wilhelm und Peter Wok von Rosenberg, unser Adam von Neuhaus, damaliger Besitzer von Frauenberg, auf dessen Gründen das wieder eröffnete Bergwerk lag, Jaroslaw Libsteinsky von Kolowrat auf Petersburg, Johann Kinsky von Chinitz, Hanns Hölzel von Sternstein (S. 18 in Nr. 27) und Andere schließen am 2. März 1584 einen Vertrag zur Wiederherstellung und Erhebung des zum Theil erliegenden Bergwerks und zum Fortbetriebe des tiefen St. Elias-Erbstollen.

Adam II. vermählte sich am 24. August 1574 zum zweiten Male mit Katharina, einer Tochter Jakobs Grafen von Montfort-Bregenz (von der steyermärkischen Linie)[1]. Bei diesem prachtvollen Beilager waren 153 Tische, jeder für 12, d. i. 1836 Personen gedeckt[2]. Er gründete mit seiner frommen Gemahlin 1594 das Jesuitencollegium zu Neuhaus, das im J. 1607 eingeäschert und von Slawata wieder hergestellt wurde. Derselbe kaufte 1595 und 1596 eine prachtvolle Bibliothek um mehr als 17,000 Gulden, welche er den Jesuiten verehrte, und die nun seit 1773 mit der Prager Bibliothek vereint ist.

Sie gebar ihm den Sohn Joachim II. Ulrich, seit 1602

---

1) Hübner ließ Katharina in seinen genealog. Tabellen II. 498 ganz aus, und der Herr Domkapitular v. Banotti macht sie in seiner fleißigen und inhaltreichen Geschichte der Grafen von Montfort und Werdenberg Tab. D ganz irrig zu einer Tochter ihres leiblichen Bruders Johann VI. Ihr Bruder Georg III. war mit einer Popel von Lobkowitz vermählt und starb kinderlos 1590.

2) Sommer's Taborer Kreis. Prag, 1842. S. 141.

Burggrafen von Karlstein, der jung am 24. Jänner 1604 als der letzte seines uralten Geschlechtes starb. Dessen kinderlose zwei und zwanzigjährige Witwe Maria Maximiliana, geborne Gräfin von Hohenzollern-Sigmaringen, ehelichte am 25. Oct. 1605 Adam von Sternberg, Oberstlandeskämmerer des Königreichs Böhmen. Joachims II. Schwester Lucia Ottilie brachte das Erbe an ihren Gemahl (seit 1602) Wilhelm Freiherrn von Slawata, der nach seinem Schwager vom J. 1604 bis 1611 Burggraf von Karlstein, dann böhmischer Kanzler war, und am 23. Mai 1618 mit Jaroslaw Borzita von Martinitz und dessen Secretäre Fabricius von den Malcontenten aus der Prager Burg in den Schloßgraben gestürzt wurde. Er starb, vom Kaiser Ferdinand II. im J. 1621 in den Reichsgrafenstand erhoben, achtzig Jahre alt, am 19. Jänner 1652. Dessen Urenkelin Maria Josepha, Gräfin von Slawata († zu Neuhaus am 9. Oct. 1708), vermählte sich mit Franz Anton Grafen von Czernin.

Neuhaus verdankt unserer Gräfin Katharina eine reichgestiftete Erziehungsanstalt für zwanzig arme Knaben und die Vollendung des mit ihrem Gemahle gegründeten Jesuitencollegiums. Diesen überlebte sie in fast fünf und dreißigjährigem, den Uebungen der Frömmigkeit und Menschenliebe als »Mutter der Armen« geweihten und durch ihres geliebten Sohnes frühen Tod geprüften Witwenstande, und verschied am 31. März 1631. Bemerkt muß werden, daß die Entbehrungen und strengen Bußübungen, die sie sich im Geiste jener so wildempörten Zeit auferlegte, ihrer hohen Schönheit keinen Eintrag gethan, und daß sie bis zu ihres Lebens Ende an frischerem Aussehen selbst ihre Tochter und Schwiegertochter übertroffen haben soll.

So sind auch von den reichen, münzberechtigten Herren von Rosenberg Kupferjettons bekannt.

23) Im äußeren Kreise: Z. DEINKO. FREY. HER. Z. KREIC. LANDSTAIN. ERB. TRV — im innern: CKSAS :,VN : ERB. — CAMER.er I.n KERN.then. Dessen Wapen.

Rev.: IN GOT. MEIN. — .VERTRA.uen 1563. Das gräflich v. Schlick'sche Wapen.

Größe: 1 Zoll; ein schönes Stück von Silber im k. k. Kabinete.

Ueber dieses uralte Geschlecht der Herren und Freiherren von Krayg in Kärnthen, das auch eine Linie in Böhmen, daselbst insgemein Kragirz von Kragek, Herren von Landstein genannt, bildete, s. Wißgrill V. 278 ff. Dieser Zdenko war mit Sibylla, Tochter des Grafen Kaspar von Schlick und der Elisabeth von Wartemberg, vermählt.

Auch dieses Geschlecht nahm am böhmischen Bergbau thätigen Antheil. König Ferdinand I. verlieh am 17. Mai 1539 und 26 Jänner 1540 eine Bergfreiheit für Wolf Kragirz von Kragek, seinen geheimen Rath und Oberstburggrafen, sammt seinen Mitgewerken auf seinen Gründen Sedec, Drahlin und Deutschlhota auf sechs Jahre rc.; desgleichen am 7. Dez. 1541 auf die Silber- und Bleibergwerke auf der Herrschaft Bürglitz. S. v. Sternberg II. Bd. II. Abth. S. 75 und 76.

24) Wilhelm II. der Jüngere, Freiherr von Oppersdorf, und seine zweite Gemahlin Susanna Gräfin von Hardegg-Glatz. Auf des Jettons Vorderseite die Buchstaben: W.ilhelm V.on O.pperstorf F.reiherr. — Dessen vierfeldiger Wapenschild.

Rev. Das gräflich Hardegg-Glatzische quadrirte Wapen, ohne Inschrift und Jahrzahl.

Herzog Karl mit seiner Gemahlin Anna, Herzogin von Baiern, nach deren am 26. August 1571 zu Wien gefeiertem Beilager zu Gratz begrüßt, und auch auf dem für die Religionsduldung Innerösterreichs wichtigen Landtage (9. Februar) 1578 zu Bruck an der Mur erscheint. Seine erste Gemahlin war Elisabeth, Tochter des tirolischen Kammerpräsidenten Wilhelm von Schurf (S. 5. Nr. 4), die zweite N. Steinachin. Ein Vetter desselben, Sebastian, trieb um 1570 im damals salzburgischen Zillerthale Bergbau. Der letzte dieses später in Armuth versunkenen Geschlechtes, Johann Ernest von Keutschach, salzburgischer Hofkammerrath und ausgezeichneter Landschaftsmaler en miniature, starb am 14. Juli 1773 und ruht zu St. Peter. Ausführlichere Notizen über die Herren von Keutschach sollen in meinem Medaillenwerke Nr. LXXI und die Abbildung dieser Medaille Taf. XIX. 96 folgen.

24) PAVL. RVBIGAL. — ZVR. Z SCHEMNICZ. Im ersten und vierten Felde des quadrirten Wapenschildes ein rother Hahn in einem Kranze, im zweiten und dritten ein schräg aufsteigender Hirsch; auf dem gekrönten Helme ist derselbe umkränzte Hahn wieder zu sehen.

Rev. In einer hin und her gezogenen Einfassung in fünf Zeilen: DOMINVS — DEVS — PROTECTOR — MEVS — 1565.

Größe: 1 Zoll; Gewicht: 7/16 Loth in Silber; alter vergoldeter Originalguß mit Oehr, im k. k. Kabinete.

Zuerst finde ich »Paulus Rubigallus Cremnitz« im Jahre 1536 unter dem dritten Rectorate des bekannten Dr. Justus Jonas als Studierenden in der Universitäts-Matrikel zu Wittenberg [1]). Name und Geschlecht sind ursprünglich deutsch und aus Rotenhan zeitüblich latinisirt worden. Dieser Rubigallus = Rotenhan, der einen rothen Hahn im Wapen führt, ist mit dem berühmten fränkischen Ritter Sebastian von Rotenhan nach dem Wapen auf dessen überaus schöner Broncemedaille vom J. 1518 nicht verwandt. Laut des Wittenbergischen Albums war er von Kremnitz, und hat sich wohl später in Schemnitz niedergelassen. Bald nach seiner akademischen Laufbahn muß er eine Reise nach der Hauptstadt des damals so mächtigen osmanischen Reiches gemacht haben, deren Beschreibung er — wie Andere seiner Zeitgenossen — in elegischen Versen abfaßte und unter dem Titel: »Hodoeporicon itineris Constantinopolitani,« zu Wittenberg im J. 1544 drucken ließ. Ferner ist von ihm: »Querela Pannoniae ad Germaniam« [2]). Auch erscheint er als ein Mann von seltener und ausgezeichneter Gelehrsamkeit als Rath im Gefolge des polnischen Grafen Johann Christoph von Tarnow (nicht Tornow) auf dem großen und wichtigen Reichstage zu Augsburg im J. 1547 — 1548 [3]). Im J. 1563 hatte die Stadt Schemnitz mit den Erben des Kammergrafen Veit Oeder (oder Eder) wegen Hütten in Eisenbach einen Streit, und unter den kaiserlichen Commissarien, die zu dessen Beilegung bestimmt waren, kommt auch Paul Rubigal vor, und in dieses Jahr fällt auch die kleine Medaille. Im J. 1573 besaß er Schloß und Herrschaft Lipts oder Liptse [4]), 1 3/4 Meilen von Neusohl entfernt, die er pfandweise

1) Album Academ. Vitebergensis, edid. Carol. Ed. Foerstemann. Lipsiae, 1841. p. 163.

2) Cf. Czvittingeri specimen Hung. literatae. Francof. 1711. p. 321; Stephani Katona Historia critica Regum Hungar. Tom. XXIII. 875.

3) Nicolai Mamerani, Catalog. familiae totius aulae caesareae etc. in comitiis Augustanis. Colon. 1550. p. 65.

4) Abbildung dieser Burg Toth Liptse sammt geschichtlichem Abrisse s. in des Frhrn. v. Hormayr Taschenb. f. d. vaterländ. Gesch. 1827. S. 366—373.

beigeordnet, wo er am 12. Juli 1602 starb. Dessen Jetton: BALTASAR. DIRLE — DER. V.on KORNEVBVRG. Dessen Wapen.

Rev.: WARHEIT BESTEHT * LVGEN VERGET. * Ein Helm mit zwei Adlerflügeln.

Größe: 10 Linien; in Kupfer geprägt.

27) WOLF. HOLTZL. V.on STERNSTEIN * Dessen vierfeldiges Wapen; darüber: 16—00.

Rev.: EVA. HOLTZLIN. G:eborne PHVNHALMERIn * Wapenschild mit drei Ringen.

Größe: 10 Linien; in Kupfer geprägt.

Die Familie Hölzel kam aus Salzburg, ließ sich in Krumau nieder, und gehörte sowohl daselbst als in Rudolphstadt unter die ansehnlichsten und erfahrensten Gewerken. Hanns Hölzel von Sternstein, ein sehr thätiger und umsichtiger Gewerke von Krumau, Ratiboziz und Budweis, machte im J. 1584 verschiedene Vorschläge bei dem Budweiser Bergbaue zu einigen Ersparnissen, zu Errichtung von Naturalmagazinen für die Bergleute, wie es in Tirol und Salzburg herkömmlich ist. Derselbe Hanns Hölzel hatte einen Handstein *) von den edelsten Stufen (Mineraliensammlung) zu Budweis angelegt, worüber er von der Bergwerkscommission 1583 belobt wurde (s. Graf von Sternberg I. 206). Wolfgang Hölzel war Bergmeister zu Kuttenberg. Ihm cedirt Peter Wock von Rosenberg nach v. Sternberg S. 185 um 1596 die Hälfte von der Dreikönigsgrube in Hlasowa sammt dem St. Anna-Erbstollen und den dazu gehörigen Maßen; dem Poch- und Zechenhause, wogegen Hölzel ihm die gewaschenen Erze gegen Bezahlung nach dem Kuttenberger Einlösungspreise abliefern solle. Er wird, nach demselben Verfasser S. 161, am 30 August 1603 von K. Rudolph II. mit mehreren Andern zur Untersuchung des Kuttenberger Bergwerkes bestimmt. Als derselbe Kaiser seine reiche Sammlung zu bereichern wünschte, ließ er diesen Wolfgang Hölzel und den Edelsteinsucher Abundio mit Verschreibung an die Obrigkeiten durch halb Böhmen reisen, um zu schürfen, Stufen und Steine für die Sammlung zusammenzubringen. (S. Graf v. Sternberg I. Bd. II. Abth. S. 80; vgl. diese Jahrb. Bd. CXII. A. B. S. 5.)

28) WRATISLAVS. BAR-O. A. PERNSTAIN. Dessen Wa-

---

gegenwartig sein, vnd gegenschlüssl zu der Muntz Cassa haben. Also daß ohne sein gegenwart bei vnnserer Muntz nichts gehandelt noch furgenomben werden solle, Inmaßen Er auch dann alles Einnembens vnnd Außgebens, der Silber vnd paren gelts Gegenpuch, vnd Raittung halten, vnd sein getrew, vnd fleissiges auffsehen haben soll, damit nichts vngebuerlichs wider solliche vnnsere Muntzordnung furgenumben, vnd sonst alles das gehandelt werde, So in Ihrer baider Instruction vnd hiemit gegebener Ordnung, nach lengst begriffen, vnnd Inen zu thuen auferlegt ist, Auf das sich aber gemelter vnser Gegenhandler desto bas darnach zu richten wisse, so haben wier Ime auch Abschrifft diser vnser Instruction vnd ordnung, weil Er in allen Articln mit begriffen sein solle, vmb desto grüntlicher nachrichtnng willen zu hannden stellen lassen.« S. Franz Anton Schmidt's Sammlung der Berggesetze der österr. Monarchie, Bd. III (Wien, 1831), S. 399; vgl. S. 419 f.

*) So enthält die k. k Ambraser-Sammlung, deren Stifter ein großer Freund und Beförderer des Bergbaues war, im Steinsaale im vierten Schranke unter den Mineralien noch zwanzig Handsteine (d. i. Schaustücke von Erzstufen) von verschiedener Form und Größe, auf denen erhabene, meistens biblische und montanistische Vorstellungen geschnitten, oder, wo diese fehlen, besondere Figürchen von Silber oder Schmelzarbeit angesetzt sind.

ähnliches Gepräge im k. k. Kabinete; auch in Madai's Thalerkabinet Nr. *5891 beschrieben.

Derselbe brachte von Albrecht Ennenkl Freiherrn zu Albrechtsberg das Gut Kagran und den Freihof von Aspern an der Donau im J. 1606 käuflich an sich, erlangte auch 1608 durch gerichtliche Execution Hagenbrunn, war 1612 und am 6. Februar 1615 bei den ständischen Versammlungen des Ritterstandes Ausschuß. — Seine Gemahlin Maria Anna Straußin von Haderstorf cedirte als Witwe den 1. Februar 1627 das Gut Hagenbrunn im Viertel unter dem Manhartsberge ihrem Vater, Herrn Christoph Straußen.

b) Sebastian erschien den 19. Februar 1615 bei der Versammlung der obern Herren Stände zu Wien, cedirte sein Gut Jedolzberg im V. O. M. B. seiner Schwester Maria, des Joseph Rießer von Steinstraß Gemahlin.

c) Hanns Schröttl von Schrottenstein kaufte 1622 von Andreas Schnatterl von Dornau das Gut Krummnußbaum.

d) Simon erkaufte von Herrn Wolfgang Ernst Fatzy im J. 1611 das Gut Ebendorf im V. U. M. B. Er erschien noch auf dem Landtage zu Wien am 3. März 1637; sein Gut Ebendorf kam im J. 1659 erblich an seine Tochter Lucretia, verehelichte Mechelin von Engelsperg.

Constantia Schröttlin hatte Johann David Peckher von der Ehr, Obersten eines kaiserlichen Kürassierregiments, der am 12. Jänner 1632 in den Freiherrenstand erhoben wurde, zur Ehe, von dem sie 1659 sein Gut Breiteneichen im V. O. M. B. ererbte, das sie wieder ihrem Sohne Karl Gustav Freiherr von der Ehr 1679 übergeben hat.

28) ALBREC ht VON. GLOBEN. AVF. POCHLOWIZ. AETATIS. SVE 50. Dessen Brustbild.

Rev.: GEDVLT. VBER. WI—NT. ALLE. DING. (15)76. Dessen Wapen. Vergoldet in der Münzensammlung des böhmischen Museums, nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Custos Hanka zu Prag.

Albrecht von Globen auf Pochlowitz, einem ehemaligen Rittersitze bei Maria Kulm, mag vielleicht zu Schönficht (Nr. 29) oder anderswo, wie so Viele in jener Zeit, ein Mitinteressent am Bergbau gewesen seyn, und nach langem geduldigen Ausharren einer glücklichen Ausbeute theilhaftig geworden seyn. Derselbe war auch k. Beamter und wurde am 1. August 1584 Berghauptmann zu St. Joachimsthal [1]), und der S. 17. Nr. 16 erwähnte Balthasar Dürleber Gegenhandler daselbst. Am 18. Juni 1596 war er, nach dem Grafen von Sternberg I. 407, bei einer dortigen Commission, und starb daselbst am 13. Juli 1598 [2]).

Einem Thomas von Globen wurde am 20. März 1576 als neu angestelltem Gegenhandler beim Schlackenwalder Zinnbergwerke nach v. Sternberg I. 300 eine weitläufige Instruction ertheilt.

29) ENGLHART. VON GLOBEN. ERSTE. AVSPEUT. ZV. Dessen bärtiges Brustbild mit Halskrause und Wamms, von der linken Seite.

---

1) Schmidt's Sammlung der Berggesetze der österr. Monarchie. Bd III. S. 427.

2) Bergpostille oder Sarepta, welcher die Chronika der freien Bergstadt in St. Joachimsthal vom J. 1516 — 1617 angehängt ist, von M. Joh. Mathesius aus Rochlitz († 1565). Freiberg, 1679, in 4to. im Anhange

das eigene Bildniß und Wapen — ihr Andenken — verbreitet und der Nachwelt erhalten zu sehen; auf Kammerpräsidenten, Kammergrafen, Kammerräthe, Berghauptleute, Vicedome, Berg-, Münz-, Zahl- und Schatzmeister, Steuer- und Gefälleneinnehmer und Kammerbuchhalter. Medailleurs und Stämpelschneider, deren es in den Münzstätten zu Hall, St. Veit in Kärnthen, zu Joachimsthal und Prag, dann in Kremnitz und Wien, wo so viel von jenem Bergreichthum zusammenströmte, von großer Geschicklichkeit gab, mochten außer ihren Dienstarbeiten derlei Männer entweder aus eigenem Antriebe oder auf Bestellung modelliren und in Metall gießen, kurz medailliren, um sie bei mancherlei uns unbekannten Veranlassungen, etwaigen amtlichen Visitationen, Privatbesuchen und festlichen Gelegenheiten rc. mit Denkmünzen zu begrüßen, und ihnen auf diese Weise den Zoll ihrer Dankbarkeit, Hochachtung und Verehrung darzubringen. Zudem scheint dieses Medailliren damals zur nachahmungswerthen Mode geworden zu seyn, wie in unsern Tagen das Silhouettiren und Daguerreotypiren. Viele dieser Stücke waren oder sind noch geöhrt, und waren somit zum Anhängen und Tragen bestimmt (vgl. S. 43).

Da ich in meinem Medaillenwerke die Medaillen von sechzehn Männern erwähnter Kategorie mit biographisch-historischen Notizen mitgetheilt habe, so genügt es mit Hinweisung auf Ort und Stelle sie nur namhaft zu machen. Diese sind:

1) Leopold Heuperger oder Happerger, K. Ferdinand's I. Hofzahlmeister, dann Schatzmeister und Burggraf zu Wien († 1557), aus tirolischem Geschlechte, das am Falkenstein bei Schwaz Bergbau trieb. Derselbe sammelte römische und andere alte Münzen, die ihm Wolfgang Lazius ordnete. Die Medaille ist ohne Angabe des Jahres. S. Bergmann's Medaillen. Nr. X. S 44 f. Taf. IV. Nr. 9.

2) Georg von Loxan oder Logschau, Ritter, aus Schlesien, König Ferdinand's I. deutscher Vicekanzler († um 1551), und seine Gemahlin Katharina, geborne Adlerin († 1580), mütterliche Tante und nachherige Obersthofmeisterin der Philippine Welser. Nr. XXIII und XXIV. S. 97—103, dann 176 *), Taf IX. 34 bis 37. Daß Loxan am böhmischen Bergbau werkthätigen Antheil genommen, ergibt sich aus der Bergfreiheit, welche ihm König Ferdinand I. ddto. Linz am 26. Juli 1538 für zehn Jahre auf den Gründen des Schlosses und der Herrschaft Karlsberg im Prachiner Kreise gegen die einzige Bedingung ertheilte, daß er das Gold in die königliche Münze abführe und für die Mark vier Gulden Schlagschatz bezahle (vgl. Graf v. Sternberg's Geschichte rc. I. 253).

3) Christoph von Gendorf, Ritter, königlicher Rath und oberster Berghauptmann in Böhmen, † 1563. Die Medaillen sind von den Jahren 1534 und 1549. Nr. XXV. S. 104—111, Tab. IX. Nr. 38. Gendorf aus Kärnthen ist ein um den böhmischen Bergbau vielfach verdienter Beamter und selbst Gewerke, der dem Bergwerksorte Wrchlabi, d. i. Hohenelbe, im J. 1533 die Stadtrechte verschaffte.

4) Florian von Griespeck, Ritter v. Griespach, Herr von Kacerow rc., k. böhmischer Kammerrath, ein thätiger Beamter, der an vielen Bergwerkscommissionen Antheil nahm, † 1589. Von ihm sind sowohl ein Jetton als auch mehrere Medaillen bekannt. S. Med. Nr. XXVI. S. 111—119. Tab. IX. 39 und 40. X. 41. Im J. 1575 ward er auch von den böhmischen Ständen wegen der Elbeschiff-Fahrt

mit mehreren böhmischen Landesedeln deputirt. Er gab im J. 1588 eine musterhafte Instruction für seine Oekonomiebeamte in 86 Artikeln, dann eine Ordnung für das Landvolk.

5) Tobias Gewardt oder Gebhart, Münzmeister zu Budweis, sammt seiner Hausfrau Dorothea im J. 1570. Nr. XXVII. S. 119 f. Tab. X. Nr. 42.

6. Hanns von Hohenwart zu Messenbach, kais. und erzherzoglicher Rath, Berghauptmann zu Schlackenwald, dann Verweser des Hallamtes zu Aussee um 1580. Nr. XXVIII. S. 128—130. Tab. X. Nr. 43.

7. Georg Puellacher oder Pullacher, Zehentner zu Joachimsthal im J. 1583. Nr. XXIX. S. 130 — 131. Tab. X. Nr. 44. Daselbst finden wir 1552 Ruprecht Pullacher als k. Rath, Einnehmer und Münzmeister, der daselbst am 11. Juni 1563 starb, wahrscheinlich Georgs Vater.

8. Paul von Ludlau, königlicher Kammerrath in Böhmen, † 1594. Nr. XXX. S. 132 — 133. Tab. X. Nr. 45.

9) Wilhelm Scheuchenstuel zu Weiching, kais. Kammergraf zu Schemnitz, und Lucia, geb. Zandeggerin, seine Gemahlin, 1580. Nr. XXXI. S. 133 — 136, Tab. X. Nr. 46.

Aus Inneröfterreich und Oesterreich kann ich namhaft machen:

10) Franz von Tannhausen, kais. und kön. Majestät Rath, Hauptmann und Vicedom zu Friesach, 1530. Sein Geschlecht trieb Bergbau im Lavantthale. Nr. XXXIII. S. 139 — 146 Tab. X. IV. 48.

11) Johann Leble oder Löbl, K. Ferdinand's I. Rath, Burgvogt zu Enns und Pfenningmeister (Einnehmer der landesfürstlichen Gefälle). Nr. XXXVIII. S. 174 — 180. Tab. XII. 53.

12) Jakob Gienger von Grünbüchel (im Lande unter der Enns), n öftr. Hofkammerrath und 1565 und 1568 königlicher Administrator der Bergkammer in den ungarischen Bergstädten zu Neusohl, worin die Entstehung zweier Medaillen vom J. 1568 ihre Erklärung finden mag; dann eine auf seine Gemahlin Barbara, geb. Kölnbeckin von Salaberg. Diese Medaillen sind geprägt; zwei Stücke von Gold, das eine zu zehn Dukaten, das andere, kleinere, zu 1¼ Dukaten und ½ Loth in Silber, zeigen wohl, daß sie Geschenke waren. Med. Nr. XLII. S. 196 — 201. Vier seiner Brüder dienten bei landesfürstlichen Kammern und Gefällen.

13) Markus Gienger, Bergmeister und Oberwaldmeister in Niederösterreich. Medaille vom J. 1586. In v. Wellenheim's Medaillenkatalog II. S. 670. Nr. 13,747; ein Stück, dessen Alter und Aechtheit ich bezweifle.

14) Friedrich Gienger auf Oberhöflein, kais. Diener (Beamter) und Waldburger (S. 35. Nr. 35) zu Schemnitz, sammt seiner ersten Gemahlin Anna, geb. Humblin, vom Jahre 1592. Nr. XLIII. S. 201 — 203 Tab. XIII. 60.

15) Johann Hofmann, Freiherr zu Grünbüchel und Strechau (in der obern Steyermark), K. Ferdinand's I. Schatzmeister, später Burggraf zu Steyer, welcher im Lande ob der Enns, zu Gonnowitz und Tüffer im Cillier Kreise, dann zu Boskowitz in Mähren Bergbau trieb und 1564 starb. Nr. XLIV. S. 203 — 211. Taf. XIII 61.

Außer diesen abgebildeten beschriebenen und erklärten Stücken ver-

wahrt das k. k. Münz= und Medaillenkabinet noch eine größere Anzahl hieher gehöriger unerläuterter vaterländischer Medaillen, nebst zwei thalerähnlichen Ausbeute=Medaillen, Nr. 27, 29 und 32, welche herkömmlich irrig zu Ausbeute=Thalern gestämpelt worden sind. Diese sollen hier beschrieben und historisch beleuchtet werden.

16) a. HANS. ASMVS — H.err V.on SCHWAN. Dessen langbärtiges Brustbild im Harnische, von der rechten Seite.

Rev.: BERG. OBERSTER — MVNCZMEI.ster des K.önigreiches B.öhmen. Dessen Wapen, ein Schwan, der auch den Helm ziert.

Größe: 11 Linien; Gewicht: 7/32 Loth in Silber, vergoldeter Originalguß, vordem geöhrt.

b. HANS: ERASMVS: HERR — . V:on SCHWANBERG. Dessen Schwan, wie vorher; oben: 15 — 60.

Rev.: KVNEGVNT. FRAW. V.on SC — HWANB.erg G.eborne V.on D:er WEIT.müle. Ein Mühlstein mit dem Obereisen, welcher auf dem gekrönten Helme abermals erscheint.

Größe: 1 Zoll; kupferner Jetton.

Hanns Erasmus von Schwanberg hat seine Stelle unter den obersten Münzmeistern des Königreichs Böhmen nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Wir kennen als seine nächsten Vorgänger: Albrecht von Gutenstein zu Kolin von 1533 — 1542, Sebastian von Weitmül zu Komotau von 1542 — 1543, Johann von Witenz zu Tochowicz von 1545 — 1553; Peter Hlawsa von Liboslaw (S. 14 Nr. 21) als Administrator von 1553 — 1560; dann nach diesem Jetton im J. 1560 — 1566 unser Hanns Erasmus von Schwanberg, dessen Gemahlin Kunigunde eine Tochter des so eben erwähnten Sebastian von Weitmüle gewesen seyn dürfte. Herr von Schwanberg erscheint als vorsitzender Beamter bei einer Commission, die nach Budweis zur Behebung von Beschwerden geschickt, und am 21. Juli 1563 beendet wurde (v. Sternberg I. 195), und im folgenden Monate neben Florian Griespeck von Kacerow, Abraham Görger oder Jörger von Tolet, Hanns Hohenwart, Raitrath bei der Kammer, deren wir früher erwähnt haben, bei einem Gewerkentage zu St. Joachimsthal.

17) SEBASTIANVS. KVRCZ. AETATIS. SVAE. AN. XXVIII. Dessen bärtiges Brustbild von der rechten Seite.

Rev.: TE. QVOTIDIE — EXPECTO. PS.alm: 25. Die Fortuna mit geflügeltem Fuße auf der Erdkugel stehend, hält rechtshin das ausgespannte Segel, worauf zu lesen: 1.5.3.6. Unten rechts dessen Wapenschild, links dessen Helmschmuck.

Größe: 1 Zoll 7 Linien; Originalguß in Kupfer.

Diese Kurz stammen von Toblach im Pusterthale ab, wo Ulrich Kurz im J. 1389 bis 1421 lebte, und mit Margaretha Perger von Innichen nebst andern den Engelhard Kurz zu Toblach, Doctor der Medicin, hinterließ, der im J. 1484 vom Kaiser Friedrich eine Wapenbesserung erhielt. Mit Elisabeth Juckl von Toblach wurde er in seinen Söhnen Ulrich und Jakob Stammvater der nun erloschenen Linien zu Toblach und Senftenau *), und der noch lebenden Linie zu Niederdorf und Goldenstein im Salzburgischen. In der letzteren Linie haben die drei Enkel des genannten Jakob († 1472) und Söhne des Hanns

*) Von Ulrich stammen die Freiherren, am 16. Juni 1638 in den Reichsgrafenstand erhobenen und nun erloschenen Kurz v. Senftenau in Oesterreich ab. Deren Genealogie s. in Wißgrill V. 344.

Kurz zu Niederndorf († 1539): a) Christoph, Deutschordens-Comthur zu Bruck; b) Hanns, Bergrichter zu Schwaz, und c) Sebastian, vom Kaiser Karl V. am 25. August 1545 auch des h. römischen Reichs Adelsstand erhalten.

Dieser Sebastian war seinem Vater Hanns in dritter Ehe von Ursula von Gobenstorf nach der Medaille um das Jahr 1508 geboren. Er war kaiserlicher und erzherzoglicher Kammerrath zu Innsbruck und starb 1574. Er vermählte sich zuerst mit Brigitta, einer Tochter des Paul Strigl, dann im J. 1540 mit Katharina Pray oder Preyn. Von seinen vielen Kindern ließ sich Engelhard von Kurz mit seiner Gattin Dorothea von Mayrhofen zu Niedervintel Religions halber in Nürnberg nieder, Jakob zu Feldkirch in Vorarlberg und Thomas, geb. 1539 und gestorben 1609, setzte das noch blühende Geschlecht der Herren von Kurz fort.

18) Jugendliches bärtiges Brustbild mit bedecktem Haupte, von der rechten Seite (ohne Schrift).

Rev.: CRISTOFF • ANNDORFER • ANNO • AETATIS • XXI. Dessen Wapen, nämlich ein aufsteigender Bär mit einem Halsbande, aus dessen Helme dasselbe Thier emporsteigt; im Felde oben: 15 — 43.

Größe: 1 Zoll 10 Linien; Gewicht: $3^{15}/_{16}$ Loth in Silber, ehedem geöhrter Originalguß im k. k. Kabinete.

Ich halte diesen Christoph Anndorfer für einen Enkel Georgs und Sohn Sebastians Anndorfer, welche beide (nach Bd. CXIII. A. Bl. S. 17 dieser Jahrb.) von 1470 — 1535 Silberbrenner zu Schwaz waren, von denen zugleich das dort näher bestimmte Ausbeuteverzeichniß herrührt. Sebastian Anndorfer finde ich um 1499 mit Christoph Kaufmann auch unter den Gewerken am Falkenstein.

19) SEBASTIAN LIGSALTZ. Z : FAR : AETATIS XLVI. Dessen langbärtiges Brustbild in offener Schaube mit hohem Pelzkragen, goldener Kette, bloßen Hauptes und vorwärts gekehrt. Ohne Rückseite.

Größe: 1 Zoll 5 Linien; Gewicht: $^{14}/_{16}$ Loth in Silber, Originalguß im k. k. Kabinete.

Die Familie Liegsalz aus München, die auch als Adelige im alten Landgerichte Wolfratshausen in Oberbaiern erscheint [1]), war einer der stärksten Gewerken bei dem Rohrerbichler Bau bei St. Johann (begann 1540 und blühte bis 1633), wo nebst ihnen und den Böheim aus München, Melchior Ilsung aus Augsburg († 19. Dez. 1565), Hanns Rosenberger und die Fugger ihren Antheil hatten, und denen sich selbst die Herzoge von Baiern anschlossen [2]); dann auch bei den Werkern im Gerichte Rattenberg; im J. 1562 mußte sie aber ihre Antheile an diesem letzteren ihren Gläubigern abtreten.

20) BLASII. SPILLER. RO.emischer K.aiserlicher oder königlicher M.ajestät N ieder O.esterreichischer C.ammer RATH. Dessen vierfeldiges Wapen, das diesem Geschlechte K. Ferdinand I. ddto. Wien am 31. Dez. 1543 verlieh, nämlich im ersten und vierten goldenen Felde ein aufrecht stehender schwarzer Bär mit roth ausgeschlagener Zunge, im zweiten und dritten ein roth und weiß geschachter

---

1) Neue Beiträge zur vaterländ. Geschichte vom Freiherrn von Freiberg. München, 1837. Bd. I. S. 160.

2) Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol. 1806. Bd. I. S. 147. Beda Weber's Tirol, I. 591.

Schild; dem gekrönten Helme entsteigt derselbe Bär, der den geschachten Schild in den vordern Pranken hält. Dieses Wapen ist abgebildet in des Freiherrn von Hoheneck genealog. Werke III. 694.

Rev.: Ich — BI.n DI.e AVF — ERSTEhVnG V.nd DAS LEBE. IO.hannes 11 (Vers 27). Die Urstände des Erlösers.

Größe: 1 Zoll 3 Linien; alter, vergoldeter Bleiguß von schlechter Erhaltung, im k. k. Kabinete.

Blasius, der älteste von fünf Söhnen des Markus Spiller von Mitterberg [1]), war des K. Ferdinand's I. lateinischer und deutscher Sekretär, dann Kammerrath, wie diese Medaille bezeugt, und ließ sich die Aufnahme des kaiserlichen Kammergutes mit großem Fleiße angelegen seyn. Er starb, wie seine Brüder Bartholomäus und Matthias, unvermählt. — Seine Nichte, des Bruders Hanns Spiller's Tochter Elisabeth, war die Gemahlin des kaiserlichen und erzherzoglichen Rathes Hanns von Hohenwart zu Messenbach (S. 21. Nr. 6), deren Tochter Anna Maria von Hohenwart sich zu Wels am 20. Nov. 1594 mit ihrem mütterlichen Vetter Georg II. Spindler vermählte und im October 1613 starb.

Die alten Geschlechter von Herberstein und Khevenhüller trieben Bergbau in Kärnthen, und Mitglieder derselben standen an der Spitze der Kammerverwaltung. So

21) Der durch seine Sendungen nach Moskau, Polen, Konstantinopel, Spanien rc. berühmte und gelehrte Sigmund Freiherr von Herberstein († 1566 zu Wien), welcher nach Wißgrill IV. 253 schon am 11. Jänner 1526 zum niederösterreichischen Hofkammerrathe ernannt, und am 1. Sept. 1539 zum niederösterreichischen Kammerpräsidenten resolvirt wurde.

a) Innerhalb eines Lorbeerkranzes in zehn Zeilen:

SIGMVND
FREIHER.r ZV
HERBERSTAIN. N
EIPERG. VND. GVET
ENHAG. ROM. HVNG.
VND. BEHA: KV:(niglicher) MT (Majestät)
RAT. VND. CAMER
ER. VIRTVTIS G
LOR.ia COME.s [2])
1545.

Rev. Im ersten und vierten rothen Felde des quadrirten Wapenschildes ist ein aufrecht stehender weißer Sparren als Herbersteinisches Stammwapen; im zweiten und vierten gleichfalls rothen Felde das vereinte castilianisch-österreichische Wapen, das Kaiser Karl V., zu welchem, als neuem Landesherrn nach K. Maximilian's I. Tode, unser Herberstein mit Johann Hofmann Freiherrn zu Grünbüchel (S. 21. Nr. 15) als Abgeordneter nach Spanien gekommen war, und König Ferdinand I. durch ihre Gnadenbriefe von 1522 und 1537 ihm verliehen. Ueber diesem Wapenschilde prangen drei offene gekrönte Turnierhelme, auf deren erstem zur Rechten ein gekrönter König von halber Figur in silbernem Harnisch, der in der Rechten das bloße

---

[1]) Mitterberg, ein Schloß bei Schwanstadt im Lande ob der Enns.

[2]) Der Tugend Gefährte ist der Ruhm.

Schwert und in der Linken vier goldene Scepter emporhält; auf dem zweiten mittleren ein römischer Kaiser im vollen Krönungsornate, die Krone auf dem Haupte, Scepter und Reichsapfel in den Händen haltend, und auf dem dritten zur Linken ein Mann in rother moskowitischer Kleidung, der mit einer hohen Pelzmütze bedeckt ist und in der Rechten drei, mit den Spitzen aufwärts gekehrte silberne Pfeile hält. Die Helmdecke ist zu beiden Seiten weiß und roth.

Diese Helmzierden sollen die dreien römischen Kaisern in wichtigen Staatsgeschäften und Botschaften an vier Könige zwischen den Jahren 1516 bis 1552 geleisteten großen Verdienste andeuten.

Größe: 1 Zoll 2 Linien; Gewicht: $1/2$ Loth in Silber; sehr schönes, geprägtes Exemplar im k. k. Kabinete.

b) In acht Zeilen:

.1552.
SIGMVND.
FREIHERR.
ZV. HERBER.
STEIN. NEY
PERG. VND
GVTENH
AG

Rev. Das vorige volle Wapen.

So beschreibt diese Medaille, welche das k. k. Kabinet nicht besitzt, Appel in seinem Repertorium, Bd. III. Nr. 1274.

c) Innerhalb einer perlenähnlichen Einfassung in zehn Zeilen:

. 1. 5. 5. 8.
SIGMVND. FR
EYHER.r Z.u HERB
ERSTAIN. NEYPER
G. V.nd GVETNHAG. OB
ERSTER ERB. CAM
RER. VN.d DRVCKS.
AS. IN. KARNEN
RO. KAY. MT. (Majestät)
RAT.h

Rev. Das vorige Wapen.

Größe: 1 Zoll 2 Linien; Gewicht: $7/16$ Loth in Silber, schön geprägt.

Appel hat noch vom Jahre 1561 ein Stück mit der Aufschrift der Vorderseite von c); s. Repertor. III. Nr. 1275.

22) a. GEORG. • KEVENHVLLER • ZV • AICHLPERG • FREIHER.r • AVF • Dessen Bildniß bis gegen die Knie im Harnisch, den Pusikan (Art Streithammer) in der Rechten, die Linke am Griffe des umgeschnallten Säbels, von vorne.

Rev.: LANTSCRON. VND. WERNBERG. LANDS. HAVBTMAN. IN. KARNTEN. 1566 •

Größe: 1 Zoll 6 Linien; Gewicht: 1 Loth in Silber, Originalguß.

b) GEOR:gius KEVENHILLER L.iber BARO. ANNA. EX. TVRZO.num L.iberorum BARON:um FAMILIA. VXOR ✠ Dessen bärtiges Brustbild mit einem Ueberwurfe über dem Harnische.

Rev.: ADIVVANTE * ET * CONSERVANTE * DEO * ANNO * M. D. * LXXIX * Ein an einen Baumstamm mit Fesseln gebundenes Frauenzimmer, neben dem ein Lamm ruht.

Größe: 1 Zoll 9 Linien; Gewicht: 14 Dukaten, ovaler Originalguß im k. k. Kabinete.

Bernhard Khevenhüller zu Aichelberg war Erzherzogs Ferdinand I. Kämmerer, auch landesfürstlicher Vicedom *) in Kärnthen, starb als Hofkammerrath am 3. Nov. 1548 zu Wien, wo er bei St. Dorothea begraben wurde.

Georg Khevenhüller zu Aichelberg, Freiherr auf Landskron und Wernberg, am 22. April 1533 geboren, ward schon im J. 1559 Rath und Regent des Regiments (der Regierung) der niederösterreichischen Lande; dann K. Maximilian's II. Rath und Kämmerer, bald hernach Landesverweser und Landeshauptmann in Kärnthen, und endlich des Erzherzogs Karl in Oesterreich und Steiermark geheimer Rath, innerösterreichischer Kammerpräsident, Oberstkämmerer und zuletzt Obersthofmeister. Er wurde vom Kaiser Max II. im Feldlager zu Raab am 16. Oct. 1566 mit seinen Vettern und ihrer gesammten Descendenz in des h. römischen Reichs Freiherrenstand erhoben. Im J. 1578 zog er als Feldoberster mit dem steyerisch-kärnthnerischen Kriegsvolke gegen die Türken nach Kroatien, wo er dem Feinde mehrere feste Plätze abnehmen half. Er starb 1587 und ruht in Villach, hat aber in der Schloßkirche zu Hohenosterwitz ein Denkmal von Marmor mit seinem und seiner zweiten Gemahlin Bildnisse. Seine erste Gemahlin war Sibylla, Tochter des salzburgischen Vicedoms Christoph Weitmoser, welche i. J. 1566 starb; am 11. Jänner 1568 ehelichte er zu Klagenfurt Anna Freiin von Turzo, aus dem reichen ungarischen Geschlechte der Turzonen, das mit den Fuggern und Rechlingen von Horgau versippt war, und sich um den Bergbau verdient machte.

Mit der ersten Medaille auf Georg Freiherrn von Khevenhüller hat in Styl und Form die größte Aehnlichkeit die Medaille auf:

23) LEŌHART V.on KEVTSCHACH. A. TANZĒBERG. O.berster ERBLĀDHOFMEIST.er IN. KARNT.en. Dessen bärtiges Bildniß bis an die Knie, von vorne, in voller Rüstung, den Pusikan in der Rechten, die Linke am Griffe des umgeschnallten Degens.

Rev.: RO.emischer KAY.serlicher MAIT (Majestät) AVCH ERZHERZOGEN. CARLS. ZV. OSTERREICH. RATH * Dessen quadrirtes Wapen mit der weißen Keutschachischen Rübe im rothen Herzschildchen, wie es in Megiser's Annales Carinthiae S. 1768 abgebildet ist.

Größe: 1 Zoll 6 Linien; Gewicht: 1 13/16 Loth in Silber, sehr schöner Originalguß im k. k. Münzkabinete.

Dieser Leonhard II. war ein Neffe des um das Berg- und Münzwesen, wie um die ganze Verwaltung des Erzstiftes Salzburg hochverdienten Kirchenfürsten Leonhard von Keutschach (von 1495 — 1519), der als einer der Abgeordneten des Herzogthums Kärnthen neben dem vorerwähnten Georg Freiherrn von Khevenhüller rc. den Erz-

*) Vicedom (Vicedominus) war nach dem Landeshauptmanne der vornehmste landesfürstliche Beamte, welcher die landschaftlichen eigenthümlichen und unverpfändeten Herrschaften und andere Kammergüter, Gefälle und Rechte beaufsichtigte und verwaltete; so hatten auch der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Bamberg für ihre vielen Besitzungen in Kärnthen ihre Vicedome.

Herzog Karl mit seiner Gemahlin Anna, Herzogin von Baiern, nach deren am 26. August 1571 zu Wien gefeiertem Beilager zu Grätz begrüßt, und auch auf dem für die Religionsduldung Innerösterreichs wichtigen Landtage (9. Februar) 1578 zu Bruck an der Mur erscheint Seine erste Gemahlin war Elisabeth, Tochter des tirolischen Kammerpräsidenten Wilhelm von Schurf (S. 5. Nr. 4), die zweite N. Steinachin. Ein Vetter desselben, Sebastian, trieb um 1570 im damals salzburgischen Zillerthale Bergbau. Der letzte dieses später in Armuth versunkenen Geschlechtes, Johann Ernest von Keutschach, salzburgischer Hofkammerrath und ausgezeichneter Landschaftsmaler en miniature, starb am 14. Juli 1773 und ruht zu St. Peter. Ausführlichere Notizen über die Herren von Keutschach sollen in meinem Medaillenwerke Nr. LXXI und die Abbildung dieser Medaille Taf. XIX. 96 folgen.

24) PAVL. RVBIGAL. — ZVR. ✠ SCHEMNICZ. Im ersten und vierten Felde des quadrirten Wapenschildes ein rother Hahn in einem Kranze, im zweiten und dritten ein schräg aufsteigender Hirsch; auf dem gekrönten Helme ist derselbe umkränzte Hahn wieder zu sehen.

Rev. In einer hin und her gezogenen Einfassung in fünf Zeilen: DOMINVS — DEVS — PROTECTOR — MEVS — 1565.

Größe: 1 Zoll; Gewicht: 7/16 Loth in Silber; alter vergoldeter Originalguß mit Oehr, im k. k. Kabinete.

Zuerst finde ich »Paulus Rubigallus Cremnitz« im Jahre 1536 unter dem dritten Rectorate des bekannten Dr. Justus Jonas als Studierenden in der Universitäts-Matrikel zu Wittenberg [1]). Name und Geschlecht sind ursprünglich deutsch und aus Rotenhan zeitüblich latinisirt worden. Dieser Rubigallus = Rotenhan, der einen rothen Hahn im Wapen führt, ist mit dem berühmten fränkischen Ritter Sebastian von Rotenhan nach dem Wapen auf dessen überaus schöner Broncemedaille vom J 1518 nicht verwandt. Laut des Wittenbergischen Albums war er von Kremnitz, und hat sich wohl später in Schemnitz niedergelassen. Bald nach seiner akademischen Laufbahn muß er eine Reise nach der Hauptstadt des damals so mächtigen osmanischen Reiches gemacht haben, deren Beschreibung er — wie Andere seiner Zeitgenossen — in elegischen Versen abfaßte und unter dem Titel: »Hodoeporicon itineris Constantinopolitani,« zu Wittenberg im J. 1544 drucken ließ. Ferner ist von ihm: »Querela Pannoniae ad Germaniam« [2]). Auch erscheint er als ein Mann von seltener und ausgezeichneter Gelehrsamkeit als Rath im Gefolge des polnischen Grafen Johann Christoph von Tarnow (nicht Tornow) auf dem großen und wichtigen Reichstage zu Augsburg im J. 1547 — 1548 [3]). Im J. 1563 hatte die Stadt Schemnitz mit den Erben des Kammergrafen Veit Oeder (oder Eder) wegen Hütten in Eisenbach einen Streit, und unter den kaiserlichen Commissarien, die zu dessen Beilegung bestimmt waren, kommt auch Paul Rubigal vor, und in dieses Jahr fällt auch die kleine Medaille. Im J. 1573 besaß er Schloß und Herrschaft Lipts oder Liptse [4]), 1¾ Meilen von Neusohl entfernt, die er pfandweise

1) Album Academ. Vitebergensis, edid. Carol. Ed. Foerstemann. Lipsiae, 1841. p. 163.

2) Cf. Czvittingeri specimen Hung. literatae. Francof. 1711. p. 321; Stephani Katona Historia critica Regum Hungar. Tom. XXIII. 875.

3) Nicolai Mamerani, Catalog. familiae totius aulae caesareae etc. in comitiis Augustanis. Colon. 1550. p. 65.

4) Abbildung dieser Burg Toth Liptse sammt geschichtlichem Abrisse s. in des Frhrn. v. Hormayr Taschenb. f. d. vaterländ. Gesch. 1827. S. 366—373.

erworben hatte. In der noch bewohnbaren Burg befindet sich, nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Dr. Zipser zu Neusohl in der obern Abtheilung ein Gemach, über dessen Eingang die Worte stehen: Maria Regina 15.., und welches noch heut zu Tage unter dem slavischen Namen mincjrnj (so viel als Münzzimmer) bekannt ist, weil man darin unter der Regierung der genannten Königin Geld geprägt haben soll (?). Ueber dem Eingange eines zweiten Gemaches sieht man einen ungeheuern Ochsenkopf mit seinem Motto als Ueberschrift: Dominus Deus. Protector meus. Paulus Rubigallus an. 1573. Paul soll nämlich am Wege durch den Thiergarten zur Kirche durch einen wilden Ochsen in Lebensgefahr gerathen seyn, hatte aber so viel Gegenwart des Geistes, daß er mit seinem Säbel auf einen Hieb den Kopf des wilden Thieres spaltete. Zur Erinnerung an diese That wurde derselbe nach der Sage über der Thüre des Gemaches angebracht. Im J. 1574 ließ die Stadt Schemnitz, laut einer richterlichen Vormerkung, am untern Thore infra Rubigallum (unterm Rubigall) aus einer Kirche gegen die Türken eine Bastion erbauen. Damit steht in Verbindung, daß die Stadt den untern Maierhof, den jetzigen Fruchtmarkt, sammt der anliegenden Fleischbank von den Rotenhan besitzt. Wahrscheinlich war dessen Sohn, der junge Paul Rubigal, der am 5. März 1576 zu Wien starb, und in der Stadtpfarrkirche zu Baden ein schönes Grabmal hat. Dasselbe ist, nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Anton Stockmayer, Localkaplans zu St. Helena bei Baden, beiläufig dritthalb Fuß breit und fünf lang, und befindet sich ziemlich wohl erhalten am letzten Pfeiler, gerade dem gewöhnlichen Eingange gegenüber. Die Gesimse und Seitensäulen nebst den Verzierungen sind von rothem Marmor, das Mittelfeld von schönem weißen Marmorsteine. Oben auf einem kleinen Postamente sieht man einen Todtenkopf, darunter auf einem Steine:

DIE WEIL WIR WISSEN DAS. TRVEBSAL. GEDVLT. BRINGET. GEDVLT ABER BRINGT. ERFARVNG. ERFARVNG. ABER. BRINGT. HOFFNVNG: HOFFNVNG. ABER. LASSET. NIT. ZV. SCHANDEN. WERDEN: RO.oemer 5: CA:

Im Hauptfelde von demselben weißen Marmorsteine ist das Bild des Gekreuzigten, und zu jeder Seite eine viereckige Tafel, von denen die zur Rechten (vom Gegenstande aus) die Worte hat:

Wie. Moses in der wuesten. eine. Sch
langen erhehet hat. Also. mues. des. menschen
son. erhöhet. werden. Auf. das
alle. die an in glauben. nicht verloren
werden Johan am 3 capi:

Die zur Linken:

Also hat. Gott die welt geliebet. das er. sei
nen. einigen. son. gab. Auff das al
le. die. an. in. glauben. nicht. ver
loren. werden. sondern. das. eewige
leben. haben. Johan. an. 3: cap:

Am Fuße des Kreuzes rechts kniet ein Mann mit umgeschnalltem Degen und kurzem Mantel, die Hände zum Kreuzbilde erhebend, links gegenüber prangt dessen quadrirtes Wapen, und zwar im ersten und vierten Felde ein rother Hahn in einem Kranze, im zweiten und dritten ein schräg aufsteigender Hirsch, auf dem gekrönten Helme ist wieder der vorige umkränzte Hahn zu sehen.

Unter dem Basrelief sind auf einer Steintafel die Worte zu lesen:

TVMVLVS
NOBILIS ET PRAECLARE AD VIRTVTEM INDOLIS
PAVLI RVBIGALLI.
DVM IVVENEM ME VITA PARAT MORTALIBVS AVRIS ·
DEFVNGOR MORIENS HAC RVBIGALLVS HVMO
ET QVANTVM EST VIRIDI ME DECESSISSE IVVENTA
IN COELO VITAE SECVLA MILLE TRAHO.
FELIX MORTE MEA CHRISTI INTER ET OSCVLA ET VLNAs
DORMIO ET AETERNAE TEMPORA PACIS AGO.
CVRA LABOR MORBI MORTALIA FATA VALETE
IMMORITVR CHRISTO S' MEA VITA SAT ESt.
OBYT V. MARTY ANNO DÑI MDLXXVI VIENNE AVS
TRIÆ.

Zum Schlusse ist noch in rothem Marmor ein Fratzengesicht als Symbol des überwundenen Fürsten dieser Welt.

Am 1. Mai 1581 kommt Theodor Rubigal, Pauls Sohn, als Anführer der Schemnitzer Miliz gegen die Türken bei Kämpfen vor.

Im J. 1610 erscheint ein Paul Rubigal als königlicher Gesandter. Uebrigens waren sie in Schemnitz und Neusohl reiche Gewerken. In der katholischen, früher, und zwar 1621, evangelischen Kirche in Liptse oder Liptsch ist, nach Herrn Dr. Zipser, eine Gruft, vor deren Eingang außer der Kirche eine Grabtafel mit dem oben beschriebenen vierfeldigen Wapen aufrecht steht. Die Schrift darunter, welche zum Theile von der Witterung gelitten hat, lautet:

HIE LIGT BEGRABEN DIE WOLGEBORNE FRAV APOLONIA SZECSIN EIN GEBORNE RVBIGALIN VON QARLSTVRF (des) WOLGEBORNEN HERN LAVRENCZEN DOCZI (der auch Herr von Liptsch war) VON NAGY LVCHE FREIHERN ZV TCHERNOVIZ SEIN TREV GEMAHL IST GESTORBEN IM IAR 1602 DEN 15. IVNY. GOTT VERLEIHE IHR EIN EWIGES LEBEN VND EIN FROEHLICHE AVFERSTEHVNG. AMEN.

Es scheint, als wenn diese Apollonia, geborne Rubigalin, das Prädikat von Karlsdorf (Quarlsdorf?) geführt habe, wenigstens dient es auch zum Belege dieser Familie; vielleicht mag sie eine Schwester des vorerwähnten jüngern Paul Rubigal gewesen seyn. Die letzten Besitzer der Herrschaft Liptse waren die berühmte Maria Széchy und ihr zweiter Gemahl, der Palatin Franz Wesselényi, nach dessen Tode (starb 1667) dieselbe an den königlichen Fiskus gekommen ist.

25) WENCES:laus SE:nior CROCINVS A DROHABEYL. AE.tatis 57. Dessen bärtiges Brustbild mit schmaler Halskrause über dem enggeschlossenen Kleide, von der linken Seite. Am Rumpfe die Chiffre VM verschlungen, d. i. Valentin Maler.

Rev.: PSAL:mus IN CORDE — CIBVS IN ORE. Dessen Wapen, nämlich ein züngelnder Löwe auf einem Querbalken rechts hinschreitend, darunter zwei Sterne.

Größe: 1 Zoll 4 Linien; Gewicht: $^{11}/_{16}$ Loth in Silber, ehedem geöhrter Originalguß.

Dieser Crocinus war Bürger und Primator*) der Alt-

*) Primator war der regierende unter vier Bürgermeistern, deren jeder ein Vierteljahr dem Amte vorstand.

stadt Prag, in den Jahren 1590 und 1602 Oberstenereinnehmer. Er besaß ein Haus in der Heinrichsgasse, beim Brziza genannt. Kaiser Rudolph II. ertheilte ihm laut Diploms ddto. Prag am Montag nach h Dreifaltigkeit (25. Mai) 1587 den Wladikenstand und ein Wapen. Er starb im J. 1614 sechs Meilen von Linz in einer Landkutsche.

26) a. GEORG. SCHROTL. AVCH. EVA. SEIN. ELICH–GEMACHL. Deren Brustbilder einander gegenüber gestellt; in den Ecken Verzierungen und die Jahreszahl 15 — 82.

Rev.: * ROM: KHAI: MAT: (Majestät) RAT. VND. NIDER: OSTERREICH: CAM:er PVECHHALTER *. Dessen Wapen, nämlich ein nach der Quere in vier rothe und vier weiße Balken wechselweise getheilter Schild, mit einem von unten mitten bis an den obern Rand hinaufsteigenden schwarzen Sparren oder einer Spitze, worin ein links gewendeter aufsteigender goldener Löwe prangt; darneben zu beiden Seiten steht ein Schröterhorn mit fünf Zinken einwärts gewendet in seiner natürlichen Farbe; oben auf dem gekrönten offenen Helme der aufsteigende oder wachsende goldene Löwe zwischen zwei Adlerflügeln, wovon der rechte oben weiß, unten roth, der linke oben gelb, unten schwarz ist; eben so die Helmdecke rechts weiß und roth, links aber gelb und schwarz. Vgl. Paul Fürsten Wapenbuch. Nürnberg. 1696. I. 41.

Größe: 1 Zoll 7 Linien; Gewicht: 2 7/10 Loth, Klippe in Silber, guter alter Originalguß im k. k. Kabinete.

b. GEORG — SCHROTL. R. KAI — M. RAT. VND. N. O. C. (niederösterreichischer Cammer) — BVCHHA.lter. Dessen behelmtes Wapen.

Rev.: * GOTT *: GIBT * : * ALLES *: Klippe. Im Felde, das ein Rhombus umschließt, dessen bärtiges Brustbild von der rechten Seite.

Größe: 9 Linien; Gewicht: 5/16 Loth in Silber geprägt; nach v. Wellenheim's Katalog Nr. 14,752 zu zwei Dukaten weniger fünf Gran in Gold.

Hanns Schröttl, Salzamtsverweser zu Aussee, wurde vom Kaiser Maximilian II. am 10. Sept. 1567 geadelt und mit adeligem Wapen und Lehen begabt.

Georg Schröttl der Aeltere, nach der Medaille a. schon im J. 1582 kaiserlicher Rath und der niederösterreichischen Kammer Buchhalter, wurde, laut der Angaben aus dem ständischen Archive, am 3. März 1601 unter die neuen Ritterstands-Geschlechter angenommen. Er hatte von seiner Hausfrau Eva, deren Geschlechtsname mir unbekannt ist, vier Söhne. Diese waren:

a) Georg Schröttl der Jüngere war der kaiserlichen, dann auch der königlichen Majestät zu Hungarn 2c. Matthias Rath und geheimer Hoffekretär, welcher mit seinen Brüdern Sebastian, Hanns und Simon vom Kaiser Rudolph II. ddto. Prag 12 Oct. 1610 den Reichsritterstand mit dem Prädikate von Schrottenstain erhielt. Diesem Jüngeren gehört folgende Medaille:

27) GEORG SCHROTL. V.on SCHROTENSTAIN. Dessen bärtiges Brustbild in geschlossener Schaube mit umgeschlagenem Kragen, von der rechten Seite.

Rev.: RÖM:ischer KAI.serlicher AVCH DER ZV HVNG:arn VND BÖ:hmen KÖ:niglicher MAT (Majestät) ° RATH. Dessen quadrirtes Wapen mit zwei Helmen.

Größe: 1 Zoll 6 Linien; Gewicht: 1 9/16 Loth; schönes, thaler-

ähnliches Gepräge im k. k. Kabinete; auch in Madai's Thalerkabinet Nr. *5891 beschrieben.

Derselbe brachte von Albrecht Ennenkl Freiherrn zu Albrechtsberg das Gut Kagran und den Freihof von Aspern an der Donau im J. 1606 käuflich an sich, erlangte auch 1608 durch gerichtliche Execution Hagenbrunn, war 1612 und am 6. Februar 1615 bei den ständischen Versammlungen des Ritterstandes Ausschuß. — Seine Gemahlin Maria Anna Straußin von Haderstorf cedirte als Witwe den 1. Februar 1627 das Gut Hagenbrunn im Viertel unter dem Manhartsberge ihrem Vater, Herrn Christoph Straußen.

b) Sebastian erschien den 19. Februar 1615 bei der Versammlung der obern Herren Stände zu Wien, cedirte sein Gut Jedolzberg im V. O. M. B. seiner Schwester Maria, des Joseph Rießer von Steinstraß Gemahlin.

c) Hanns Schröttl von Schrottenstein kaufte 1622 von Andreas Schnatterl von Dornau das Gut Krummnußbaum.

d) Simon erkaufte von Herrn Wolfgang Ernst Fatzy im J. 1611 das Gut Ebendorf im V. U. M. B. Er erschien noch auf dem Landtage zu Wien am 3. März 1637; sein Gut Ebendorf kam im J. 1650 erblich an seine Tochter Lucretia, verehelichte Mechelin von Engelsperg.

Constantia Schröttlin hatte Johann David Peckher von der Ehr, Obersten eines kaiserlichen Kürassierregiments, der am 12. Jänner 1632 in den Freiherrenstand erhoben wurde, zur Ehe, von dem sie 1659 sein Gut Breiteneichen im V. O. M. B. ererbte, das sie wieder ihrem Sohne Karl Gustav Freiherr von der Ehr 1679 übergeben hat.

28) ALBREC ht VON. GLOBEN. AVF. POCHLOWIZ. AETATIS SVE 50. Dessen Brustbild.

Rev.: GEDVLT. VBER. WI — NT. ALLE. DING. (15)76. Dessen Wapen. Vergoldet in der Münzensammlung des böhmischen Museums, nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Custos Hanka zu Prag.

Albrecht von Globen auf Pochlowitz, einem ehemaligen Rittersitze bei Maria Kulm, mag vielleicht zu Schönficht (Nr. 29) oder anderswo, wie so Viele in jener Zeit, ein Mitinteressent am Bergbau gewesen seyn, und nach langem geduldigen Ausharren einer glücklichen Ausbeute theilhaftig geworden seyn. Derselbe war auch k. Beamter und wurde am 1. August 1584 Berghauptmann zu St. Joachimsthal [1]), und der S. 17. Nr. 16 erwähnte Balthasar Dürleber Gegenhandler daselbst. Am 18. Juni 1596 war er, nach dem Grafen von Sternberg I. 407, bei einer dortigen Commission, und starb daselbst am 13. Juli 1598 [2]).

Einem Thomas von Globen wurde am 20. März 1576 als neu angestelltem Gegenhandler beim Schlackenwalder Zinnbergwerke nach v. Sternberg I. 300 eine weitläufige Instruction ertheilt.

29) ENGLHART. VON GLOBEN. ERSTE. AVSPEUT. ZV. Dessen bärtiges Brustbild mit Halskrause und Wamms, von der linken Seite.

---

[1]) Schmidt's Sammlung der Berggesetze der österr. Monarchie. Bd III. S. 427.

[2]) Bergpostille oder Sarepta, welcher die Chronika der freien Bergstadt in St. Joachimsthal vom J. 1516 — 1617 angehängt ist, von M. Joh. Mathesius aus Rochlitz († 1565). Freiberg, 1679, in 4to. im Anhange

Rev.: SCHOENFICHT, TRIN — ITATIS [1]) ANNO 1583. Dessen Wapen, welches im rothen Felde einen silbernen, mit drei rothen Sternen belegten Sparren führt. Der auf dem Schilde ruhende gekrönte offene Helm trägt denselben Sparren zwischen zwei schwarzen Büffelhörnern.

Größe: 1 Zoll 6 Linien; Gewicht: $3^{6}/_{16}$ Loth in Silber im k. k. Kabinete. Vgl. Appel's Münz- und Medaillensammlung. Bd. I. Abtheil. III. S. 54. Nr. 412.

Das Zinnsilberbergwerk zu Schönficht auf der Herrschaft Königsberg im Elbogner Kreise wird in der Bergfreiheitsurkunde des K. Ferdinand I. vom 3. Juni 1550 ein neu entstandenes Bergwerk genannt. Es dürfte noch von den Grafen von Schlick vor dem Jahre 1545 eröffnet worden seyn, weil schon so viele Wohnungen von Gewerken und Bergleuten vorhanden waren, daß ihnen der König eine ordentliche, im böhmischen Museum in Abschrift vorhandene Bergfreiheit in zehn Artikeln mit Freizügigkeit, den gewöhnlichen Freiheiten aller Bergstädte, einen Wochenmarkt rc. verleiht, und bei etwaiger Erweiterung einen ordentlichen Magistrat verspricht. Dasselbe scheint aber, nach dem Grafen von Sternberg, Bd. I. S. 309, ungeachtet der vielen Spuren des Bergbaues, nie von besonderem Erträgnisse gewesen zu seyn, da außer einigen nicht bedeutenden Silberablieferungen gar keine Nachrichten darüber bekannt sind. — Herr von Globen war einer der Unternehmer, daher: erste Ausbeute, aber kein — Thaler!

30) CHRISTOPH PVTZ V.on KIRCHAMEGG. Z.u S.agritz V.nd P.itzelstetten. Im Felde: AETA — SVE. Dessen Brustbild mit Halskrause und geknöpfeltem Kleide. 30.

Rev. fehlt. Größe: 1″ 6‴; Gewicht: $^{15}/_{16}$ Loth in Silber.

Unter den sieben Bergwerksbeamten, welche den am 13. Mai 1588 zu Joachimsthal publicirten sechsjährigen Vertrag zum Behufe einer Erzkaufseinrichtung im Vereine mit Herrn Wilhelm, Regierer des Hauses Rosenberg, mit den böhmischen Gewerken schlossen, erscheinen Christoph Putz als der kaiserlichen Majestät Bergrath und Matthias Fug, Rosenbergischer Kammermeister [2]).

Die Putz aus St. Veit, welche ihr Prädikat von Sagritz (vom slavischen Sagoritz, d. i. am Berge) im obern Möllthale, wo auch der Putzenhof südlich von Heiligenblut gelegen ist, und von Pitzelstetten, nördlich von Klagenfurt, führten, waren Gewerken an der Pasterzen in Kärnthen, in welchem Lande Herzog Albert II. durch florentinische Münzmeister die ersten österreichischen Goldgulden schlagen ließ. Besonders in Großkirchheim erscheinen die Gewerken Melchior Putz und seine Söhne vom Jahre 1549 bis 1604, und machten in dieser Zeit bedeutende Ausbeute an edeln Metallen. Derselbe Melchior unternahm auch den Bergbau in Großleiten; desgleichen im J. 1560 am Trömern auf einen silberhaltigen Bleiglanzgang; ferner baute er in der Parzißl [3]). Leider konnten schon 1595 die Gebrüder Putz wegen Uner-

---

1) Die vier Quartale waren: 1) Das Quartal 8, Luciae (am 13. Dez.), d. i. vor Weihnachten; 2) — Reminiscere, im März oder Frühling; 3) — Trinitatis, im Sommer; 4) — Crucis (Kreuzerhöhung), im Herbste. An jedem Sonnabende der vier Quatemberzeiten waren die Quartalsrechnungen zu schließen und den folgenden Montag vorzulegen.

2) Vgl. v. Sternberg I. 399 f.; Fr. Ant. Schmidt, Bd. IV S. 55.

3) Kärnthnerische Zeitschrift vom Med. Dr. Rumpf. Bändchen II. (Klagenfurt, 1820.) S. 96, besonders 104, 120 f., 127.

giebigkeit der Ausbeute und fehlgeschlagenen Hoffnungsbaues die ihnen dargeliehenen Beträge nicht mehr decken, und es mußte daher gegen sie im Exekutionswege vorgegangen werden. Die Großkirchheimer Gewerken Putz, deren große Einförderungen an edlen Metallen bekannt sind, waren zu jener Zeit so weit herabgekommen, daß Melchior Putz (wohl ein Jüngerer), den Bergbau aufgebend, sich im J. 1607 um das Münzmeisteramt zu Klagenfurt bewarb, und es auch erhielt [1]). So war auch unser Christoph Putz kaiserlicher Bergrath.

Die Putzen von Adlerthurm hingegen stammen aus Tirol. Markus, kais. Hofkammerrath, kauft 1660 Schrattenthal in Niederösterreich. Johann erhält 1651 das Incolat in Böhmen, baut 1663 die Kirche zu Niemes im Bunzlauer Kreise; dessen Sohn Johann Ignaz wird 1686 in den alten Herren- und Freiherrenstand aufgenommen.

Von demselben Meister, wie die vorhergehende Medaille auf Christoph Putz, ist folgende, die wahrscheinlich auch in Joachimsthal gemacht wurde:

31) * MATHIAS * THALMAN * AETATIS * XXXXIII * CHRISTI * VERO. (15(95). Dessen bärtiges Brustbild mit Kette und Halskrause. Im Felde: »DOMINE. — . FAC. A. ME.« mit der Fortsetzung im Abschnitte in drei Zeilen: ». VERBVM. INIQV — VM. ET DOSVM (dolosum). — . LONGE« (d. i. Herr, halte von mir ein feindliches und trügliches Wort ferne). Größe: 1 Zoll 7 Linien; Gewicht: $^{15}/_{16}$ Loth in Silber geprägt, oval, im Style der Medaille Nr. 30.

Die Grabschrift dieses Augsburgers, den ich irgendwo unter andern Gewerken gelesen habe, findet sich in Danielis Praschii Epitaph. Augustan. p. 104: »MATTHIAE. THALMANN AVGVSTANO etc. † V. CAL. SEPT. 1598.«

Ausbeute-Medaille und kein Thaler von:

32) BVRIANVS. TRCZKA. DE LIPPA. IN SVIETLA. AD SAZAVAM. Geharnischtes, bärtiges Brustbild in bloßem Haupte und mit einer Halskrause, von der Rechten. Rev: SVBCAMERARIVS. REGNI + BOEMIAE * 1588. Dessen Wapen; s. v. Madai's Thalerkab. II. Nr. 4451; Sander's I. Fortsetz. auf dem Titelblatte und im Vorberichte.

Dieser Burian III. Trzka von Lippa oder Lipa, Herr in Swietla an der Sazawa im Czaslauer Kreise, Sr. kaiserlichen Majestät Rath, wurde 1562 des Königreichs Böheim Unterkämmerer. Er soll das uralte, beinahe verfallene Schloß Reichenau im Königgrätzer Kreise, das von den mächtigen Freiherren von Pernstein an die Trzka von Lippa gekommen war, im J. 1578 wieder hergestellt haben. Burian, der am 15 Mai 1591 starb, verkaufte im J. 1587 diese Herrschaft um ein Währgeld von 33,750 böhmische Schock Groschen an einen Prager Bürger, Christoph Bettengel von Neuenperg, der auch einige Jahre vorher das Gut Borohradeck gekauft, und außerdem noch ansehnliche Besitzungen hatte [2]). Sein gleichnamiger Sohn verlor es wieder, weil er sich zu dem Winterkönige gehalten hatte. Von der k. Kammer

---

1) S. Oesterreichisches Archiv für Geschichte von Ridler, 1832, S. 466, 474. In den Jahrgängen 1831, S. 575 f., und 1832, S. 461 f., ist über den Verfall des Bergbaues in Kärnthen Mehreres zu lesen.

2) Dieser Bettengel von Neuenperg baute auch die Schloßkirche, und ließ zum Andenken dieses Baues eine eigene Münze in Größe eines Thalers schlagen, von der ich nichts Näheres anzugeben weiß.

kaufte die Herrschaft Reichenau, mit welcher Borohrodeck vereint blieb, Vincenz Muschinger von Gumpendorf (S. 36. Nr. 37) um 105,000 Gulden, und seine Tochter, verehelichte von Mollart, überließ sie wieder im J. 1629 gegen einen Kaufpreis von 150.000 Gulden an den Dompropst zu Wissehrad, Vincenz Zuccom, einen Günstling des Kaisers Ferdinand II.

Unsers Burian Enkel Adam Erdmann Graf Trzka von Lippa, kaiserlicher Feldmarschall, ward mit Albert Herzog von Friedland am 25. Februar 1634 zu Eger ermordet Trzka war durch seine Gemahlin Maximiliane Gräfin von Harrach der Schwager Wallensteins, der mit Maria Isabella Gräfin von Harrach vermählt war. Dessen einzige Tochter war die Gemahlin des Grafen von Götzen.

Was wir hier in Bezug auf Böhmen sagten, wollen wir auch für Ungarn mit Beispielen belegen.

Bis um das Jahr 1569 wurde der Bau der niederungarischen Bergwerke von lauter Gewerkschaften betrieben; nach diesem Jahre aber baute die k. Kammer einige Kuxe zu Schemnitz mit. Die Landesfürsten verpachteten die berühmten Kupferbergwerke zu Neusohl, welche Bergstadt deutschen, besonders sächsischen Bergleuten ihren Anfang verdankt, dem ungarischen Geschlechte der Turzo, die zu Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts sich besonders stark der Zipser Bergwerke annahmen, und den schwäbischen Fuggern *), die bis auf's Jahr 1546 in dessen Besitze waren, und den Kupferhandel nach eigenem Gefallen trieben. Im J. 1550 sonderte K. Ferdinand durch eine dahin abgeschickte Commission, die aus niederösterreichischen Regierungs- und Kammerräthen bestand, das Berggericht vom Stadtgerichte ab.

Als Beispiele mögen nachstehende Medaillen dienen:

33) LAD.islaus PROCK. DER. IVNG:ere R:ömischer K.aiserlicher M:ajestät GEN:eral BVECHaL.ter. Dessen Wapen. Rev.: BED:er CAMERN: CREM — NIZ: V:nd SCHEMNIZ. Wapen. Größe: 1 Zoll; Gewicht: $^{9}/_{16}$ Loth, in Silber, geprägt und vergoldet.

34) SEBASTIAN: HENKEL: RO:emischer KAI:serlicher MAI:estät Dessen volles, kräftiges Brustbild von vorne, mit großer Halskrause und geschlossenem Kleide. Rev.: EINNEMER. BEI. DER. CAMMER. — CREMNITZ. AETATIS. SVE. ANO. 33. Dessen Wapen. Oben im Felde: 15 — 90. Größe: 1″ 6‴ Linien; Gewicht: $1^{5}/_{8}$ Loth, in Silber und vergoldet.

Die nun seit dem 5. März 1661 im Grafenstande in Schlesien blühenden Henkel von Donnersmark stammen aus der Zips, besaßen in Niederösterreich die Herrschaften Gföll und Wesserndorf, und wurden 1615 der Herrenstandes-Matrikel einverleibt. Sebastian, um 1557 geboren, vielleicht ein Sohn des unter K. Ludwig II. bekannt gewordenen ungarischen Feldobersten Konrad Henkel, war 1589 Verwalter und Einnehmer der k. Kammergefälle zu Kremnitz, und vermählte sich den 7. Februar 1589 mit Sophia Eisslerin, verwittweten Sanner, zu Wien, und erhielt, nach Angabe des k. k. Hofkammer-Archivs, vom Kaiser Rudolph II. einen silbernen Pokal zum Hochzeitgeschenke. Dieser Sebastian, häufig Henngal geschrieben, kommt im

---

*) In Carpato monte est Neusola admodum celebris. fructus quos rex inde capit annuo tempore, Fuccari rediment viginti millibus numis aureis Ungaricis, vid. Georg. Agricola de veter. et novis metallis. Basil. 1546, p. 410. Vgl. diese Jahrb. Bd. CXIII. Anzeigebl. S. 23.

J. 1590 alle Monate mehrmals als »Einnember« und »Puechhalter« der Kammer zu Kremnitz vor.

35) DAVID. HOHENBERGER. AETATIS. SVE. 43. Dessen kräftiges bärtiges Brustbild mit Halskrause und blumigem Gewande.

Rev. Ro: KA: MA: DINER. (Beamter)V.ndWA—LTBVRGER. ZV. SCHEMNI^{TZ}. Dessen Wapen. Oben im Felde: 1593.

Größe: 1 Zoll 6 Linien; Gewicht: 13 Dukaten in Gold; 1½ Loth in Silber, geprägt. Im Style des vorigen Stückes Nr. 8.

Waldbürger ist gleichbedeutend mit Gewerke. Die Gewerkschaften bestehen großentheils aus behausten oder ansässigen Schemnitzer Waldbürgern, die wegen des Bergbaues die Freiheit des Weinschänkens genießen, und dagegen bei Verlust dieser Freiheit verbunden sind, jährlich 104 Gulden von einem jeden an den Bergbau zu verwenden. S. Joh Jak. Ferber's physikalisch-metallurgische Abhandlungen über die Gebirge und Bergwerke in Ungarn. Berlin, 1780, S. 40. Vgl. Keyßler's neueste Reisen. Leipzig. Abth. II. 1276.

36) Innerhalb eines Lorbeerkranzes: GEORG. FLEISCH. VO:n LERCHENBERG. Gekrönter Helm mit einer Lerche zwischen zwei auswärts gebogenen Büffelhörnern Oben im Felde: 1.6 — 0 9.

Rev. Innerhalb eines Lorbeerkranzes wie auf der Vorderseite: KHO:eniglicher MAI:estät IN: HVN:garn· CAMERGRAF. ZVR. CREM:nitz. Dessen vierfeldiges Wapen; im ersten und vierten Felde eine von einem Berglein auffliegende Lerche (Lerchen — Berg), im zweiten und dritten ein verziertes Schildchen.

Größe: 1″ 3‴; Gewicht: 5 Dukaten in Gold; ½ Loth in Silber, geprägt, im k. k. Kabinete.

Wann der Kammergraf von Lerchenberg, der zugleich kaiserlicher Rath gewesen, gestorben ist, vermag ich nicht anzugeben. Im J. 1624 war seine Witwe Eva Maria, geborne Rettinger, schon in das Frauenstift Nonnberg zu Salzburg eingetreten, und trug bei der feierlichen Erhebung der Gebeine der h Erntraud, der ersten Aebtissin († 29. Juni 630), 600 Gulden bei, und ward, als die siebzigjährige Aebtissin Maria II. von Nöringen am 9. Dez. 1625 resignirt hatte, ihre Nachfolgerin. Da sie nach vorgenommener Inventur wenig Vorrath, aber 8000 Gulden Schulden und sonst fast alles leer, zerbrochen oder baufällig vorfand, konnte sie alsogleich mit ihrem für jene Zeiten großen Vermögen die sorgsame Hausmutter zeigen. Außer vieler Hauseinrichtung hatte sie an Kapitalien 50,000 Gulden, und bekam durch den Eintritt der Novizinnen von Zeit zu Zeit einen Zuwachs. Sie zahlte alsbald die Schulden und brachte die Oekonomie in Aufnahme, vor allem aber drang sie auf genaue Beobachtung der Regel und Statuten, wo sie überall mit dem eigenen Beispiele voranging. Sie baute die Sakristei von Grund aus, bereitete ein Behältniß für Wäsche und Kleidung, die Bibliothek, das Archiv, und stellte überall zwei Frauen an, denen sie passende Vorschriften gab. Im J. 1629 ließ sie bei der Abteigruft einen Altar errichten, auch einen neuen Hochaltar aufsetzen, den der Erzbischof Paris Graf von Lodron den 21. November weihte. Am 21. März erhielt sie auf des Convents wiederholte Bitte die Benediction als Aebtissin, zu welcher Feierlichkeit sie sechs silberne Leuchter und vier silberne Blumenvasen machen ließ. Ihr Kloster war für viele fromme Frauen, die aus Schwaben und Baiern vor den Schweden flohen, eine Zufluchtstätte. Im Jahre 1636 flüchtete sie sich mit erzbischöflicher Bewilligung wegen der in Salzburg ausgebrochenen Pest sammt ihren Hausgenossen nach

Radstadt, wo sie vier Monate im Schlosse Lerchen lebten. Die Aebtissin erkrankte daselbst gefährlich, genas aber bald wieder; doch scheint von nun an ihr Eifer für die Klosterzucht bisweilen das Maß überschritten und Klagen veranlaßt zu haben. Deßhalb wurde im April 1638 eine Visitation vorgenommen, in deren Folge die Regierung im Geistlichen der Frau Priorin *) übergeben wurde. Am 5 October resignirte die Frau Aebtissin öffentlich, mußte aber die Administration des Zeitlichen noch bis zur neuen Wahl fortführen. Sie lebte nun in Zurückgezogenheit bis zu ihrem Lebensende am 26. Nov. 1641. S. Franz Esterl's kurze Nachrichten von dem adeligen Benedictiner-Frauenstifte Nonnberg, in Kaltenbäck's österr. Zeitschrift, 1836, S. 159 f.

37) VINCENT.ius MVSCHINGER. IN GVMP:endorf ET. ROSENB:urg; unten: CAESARVM CONSILIARIVS (1)618. Dessen Wapen mit drei Doppellilien. Darüber die drei Buchstaben: V. M. P., und unten zu beiden Seiten des Wapenschildes in kaum sichtbaren Lettern D — H, welche ich deuten möchte: V.incentio M.uschinger P.atrono (sc. dicat) D. H., der unbekannte Name des Widmenden.

Rev. EQVITVM. PATRONVS ✱, unten: S:anctus GEORGIVS. St. Georg, der in voller Rüstung zu Pferde den Lindwurm (bei dessen Schuppen am Hintertheile man wieder die Chiffre DH kaum sehen kann) durchbohrt, und die auf einem Felsen knieende gekrönte h. Margaretha rettet, ganz wie auf den sogenannten Kremnitzer St. Georgen-Thalern. Vgl. Madai I. Nr 2379; vgl. die Abbildung bei Köhler XXI.105.

Größe: 1″ 6‴; Gewicht: 9 Dukaten, geprägt.

Diese Muschinger'sche Medaille ist abgebildet bei Köhler Bd. VII. S. 345, dann S. 423.

Vincenz Muschinger, aus einem Wienergeschlechte, Herr von Gumpendorf, nun einer Vorstadt Wiens, die dessen Wapen führt, und von Rosenburg am Kampflusse, war damals 1618 der Cäsaren (d. i. des Kaisers Matthias und Ferdinand's II., der im J. 1617 zum Könige von Böhmen und am 1. Juli 1618 zum Könige von Ungarn gekrönt wurde) Hofkammerrath, Münzwardein, daher noch in der erwähnten Wiener Vorstadt eine Münzwardeingasse ist, später Vicepräsident, der möglichst dem in der damaligen Kipper- und Wipperzeit allgemein überhand genommenen Münzverderbnisse Einhalt zu thun suchte. Er starb reichbegütert und wegen seiner Verdienste in den Freiherrnstand erhoben mit Hinterlassung dreier Töchter um 1628, und ruht neben seinen Voraltern bei den Schotten in Wien. S. meine Mittheilung in den Wiener Jahrb. der Lit. 1838. Bd. LXXXIV. Anz. Bl. S. 17—22.

38) Auf Johann von Wendenstein, Kammergrafen der sieben niederungarischen Bergstädte Schemnitz, Kremnitz, Neusohl und Herrengrund, Bugganz, Königsberg, Dülln und Liebeten, deren Bergwerke Krongüter sind. Wir wollen die vielen Buchstaben zu erklären versuchen:

a) I.ohann V.on W.endenstain Z.u P.randenberg V.nd E.nnsleiten R.ömischer K.aiserlicher M.ajestät C.ammer R.ath V.nd O.berster C.ammergraf I.n H.ungarischen P.ergstädten (G. M. H. Chiffre des Medailleurs oder des Widmers.). Dessen Wapen.

*) Johanna, Gräfin von Wolkenstein-Rodeneck, Witwe des Grafen Nikolaus von Lodron und Stiefmutter des Erzbischofs Paris, welche am 16. Dezember 1638 als Aebtissin erwählt wurde und am 14. Februar 1657 starb.

Rev.: ANNO. 1627. DEN. 5. SEPTEMBRIS. Madonna mit dem Kinde. Größe: 10 Linien; Gewicht: 1 Duk., und 3/16 Loth in Silber.

b) * IOHANN. V.on WENDENSTAIN. * Dessen unbedecktes, bärtiges Brustbild mit einem ungarischen Dolman über dem zugeknöpften Kleide. Ueber seinem Haupte ein geflügelter Engelskopf, darüber (G. M. H.), d. i. die Chiffre des Medailleurs oder Widmenden.

Rev.: I.ohann V.on W.endenstein Z.u P.randenberg. V.nd E.nnsleiten — * Römischer K.aiserlicher M.ajestät C.ammer R.ath V.nd O.berst C.ammergraf I.n H.ungarischen P.ergstätten * 1628 * Dessen quadrirtes Wapen mit einem Herzschildchen. Im ersten und vierten Felde sieht man zwei kreuzweise gelegte und verzierte Knorren, die oben brennen, im zweiten und dritten ein gekrönter, rechtshin schreitender Löwe; im getheilten Herzschildchen rechts ein Eisen (?) und links ein Flügel. Darüber auf zwei gekrönten Helmen rechts ein gekrönter Adler mit gespreiteten Flügeln, und links derselbe schreitende, gekrönte Löwe. Zwischen den beiden Helmen die Chiffre H — C. des oder der Widmenden, vielleicht H.ungarische C.ammer?!

Größe: 1 Zoll 8 Linien hoch und 1 Zoll 4 Linien breit, in Oval; Gewicht: 9 Dukaten in Gold und 1½ Loth in Silber.

Hanns von Wendenstein erscheint schon 1626 als Oberkammergraf der hungarischen Bergstädte, und im J. 1630 wird von der Witwe des Hanns von Wentenstein zu Prandenberg, Namens Regina, die Einsendung der Schriften zu Ennsleiten zur Eisenobmannschaft gehörig, gefordert.

39) * GAB:riel F.reiherr V.on DIETRICHSTAIN. H.err A.uf R.abenstein. M. *) V.nd G.rünberg * Dessen bärtiges Brustbild mit breiter Halskrause und einem faltigen Umwurfe über der Rüstung, von der rechten Seite.

Rev.: R.ömisch K.aiserlicher M.ajestät L.and R.ath V.nd E.rbmundschenk I.n K.ärnthen A.uch O.berster C.ammer G.raf in den H.ungarischen P.ergstädten. * Die zwei Winzermesser des Hauses Dietrichstein, darunter 16 — 34.

Größe: 1 Zoll 8 Linien; Gewicht: 1 12/16 Loth in Silber, geprägt, im k. k. Münzkabinete.

Gabriel Freiherr von Dietrichstein aus der Weichselstädtisch-Rabensteinischen Hauptlinie, ein Sohn Wilhelms, Generaleinnehmers in Kärnthen, und der Elisabetha Freiin von Egg und Hungersbach, am 27. Jänner 1594 geboren, ward K. Ferdinands II. Rath und nach vorigem v. Wendenstein oberster Kammergraf in den hungarischen Bergstädten zu Schemnitz, nachher aber 1658 Hauptmann der Festung und Burg zu Grätz. Sein Todesjahr ist mir unbekannt. Seine beiden Söhne, Johann Christoph und Johann Franz, die zwei Linien bildeten und im J. 1652 in den Reichsgrafenstand erhoben wurden, wie auch deren Söhne, sogar Enkel dienten als Hofkammerpräsidenten (besonders in Inneröstereich), Oberstbergmeister und Kammerräthe dem kaiserlichen Hause und dem Staate.

Ihrem Vetter Sigmund Ludwig, von der Weichselstättischen noch blühenden Nebenlinie, den K. Ferdinand II. am 19. August 1631 in den Reichsgrafenstand erhoben hatte, und der seit 1637 inneröstereichischer Hofkammerpräsident zu Gratz war, verlieh K. Ferdinand III. am 22. April 1637 das Münzrecht und Bergregale für sich († 1678) und dessen

---

*) Wahrscheinlich M aus Unkunde oder Versehen statt W.eichselstätten.

männliche Descendenz, daher die gräflich von Dietrichsteinischen Münzen*). Hieraus ist ersichtlich, daß diese Medaille auf den Freiherrn Georg mit dem seinem Vetter verliehenen Münzrechte in gar keiner Verbindung steht. Auf keinen der späteren Kammergrafen ist mir bisher eine Medaille bekannt geworden.

In unseren Tagen, in denen das Medailliren in Oesterreich unter jungen talentreichen Künstlern die sich das Studium trefflicher Muster und die so schwierige Technik angelegen seyn lassen, eine hohe Stufe erreicht hat, sind einige Medaillen auf Männer obiger Kategorie geprägt worden, welche sich theils um die Wissenschaft, theils um die oberste Verwaltung des Münz- und Bergwesens hochverdient, ja unsterblich gemacht haben. Diese Männer sind mit vollstem Rechte den vorigen anzureihen, als:

40) Rudolph Graf von Wrbna und Freudenthal, am 23. Juli 1761 zu Wien geboren, widmete sich von Jugend an voll feuriger Vorliebe für die Bergkunde den Bergwissenschaften und diente beim Bergwesen an zwanzig Jahre bis zur Stelle eines Vicepräsidenten der montanistischen Hofstelle. Er ward von weiland Sr. Majestät dem Kaiser Franz in der schwierigsten Zeit mit den wichtigsten Geschäften betraut, dessen Oberstkämmerer und unzertrennlicher Begleiter während des Kampfes von 1813—1815, der das Schicksal von Europa entschied, auch Präsident der in Folge des neuen Finanzplanes vom J. 1811 aufgestellten Einlösungs- und Tilgungsdeputation. Er starb als Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften, ein vielvermögender Gönner der Gelehrten Oesterreichs allgemein verehrt und betrauert am 30. Jänner 1823. — Folgende drei Medaillen sind zu dessen Andenken als k. k. Oberstkämmerer gemacht:

1) RVDOLPH. COM.es A WRBNA S.acrae C.aesareae R.egiae M.ajestatis A CONS.iliis INT.imis ET SVPR.emus CVBICVL.i PRAEF.ectus. Dessen Brustbild mit einem Umwurfe à l'antique von der rechten Seite. Unten: I. HARNISCH. F.ecit.

Rev.: DECORA ANTIQVIS — AEQVATA MERITIS. Ein goldener Querbalken im blauen Felde ist oben wie unten mit drei neben einander gestellten Lilien geziert, darüber prangt auf der Grafenkrone eine goldene Säule, durch die ein goldener Pfeil gegen die rechte Seite gesteckt ist. Den Wapenschild umgeben die Insignien des goldenen Vließes, des Großkreuzes des St. Stephansordens und der eisernen Krone. Unten: M.DCCC — XVII.

Größe: 1 Zoll 9 Linien; Gewicht: $2^1/_2$ Loth in Silber, geprägt.

2) RVDOLPH. COM.es A WRBNA S. C. R. M. A CONS. INT.imis ET. SVPR. CVBICVL. PRAEF. Dessen Brustbild von der rechten Seite. Unten: I. HARNISCH. F.

Rev.: QVIS DESIDERIO SIT MODVS. (nach Horazens Od. I. 24. 1). Der geflügelte Genius des Todes, mit der erlöschenden Fackel in der gesenkten Linken, hält einen Kranz über eine Urne, die auf einem mit dem Familienwapen gezierten Grabsteine ruht. Im Abschnitte:

NATVS. XXIII. IVL. MDCCLXI.
OBIIT XXX. IAN.
MDCCCXXIII.

Größe: 1 Zoll 9 Linien; Gewicht: 2 Loth in Silber; geprägt.

*) Wißgrill's Schauplatz des landsässigen niederösterreichischen Adels rc. Wien, 1795. Bd. II. S. 226.

3) RVDOLPHUS COMES A WRBNA AUR.ei VELL.eris S acrae C.aesareae R.egiae A.postolicae M.ajestatis CONSIL.iarius INT.imus ET SUPR.emus CUB.iculi PRAEF.ectus. Dessen Brustbild von der rechten Seite. Am Rumpfe: LANG. F.ecit.

Rev. Auf den Stufen eines hohen Monumentes, dessen obere Fläche das gräfliche Wapen mit zwei kreuzweise darüber gelegten Berghämmern zeigt, kniet eine weibliche Figur im Trauergewande, sich auf eine Aschenurne lehnend, und neben ihr der Bienenkorb als Symbol des Fleißes, gegenüber an des Denkmals Stufen die niedergehende Sonne, daher die bedeutungsvolle Umschrift: MVLTIS ILLE BONIS FLEBILIS OCCIDIT, nach Horazens Od. I. 24. V. 9. Am Abschnitte:

NATVS DIE 23. IVLII. 1761.
DENATVS DIE 30. IAN. 1823.

Unten: LANG. F.ecit. Vgl. die Beschreibung dieses Stückes von J. C. Arneth in des Frhrn. v. Hormayr Archiv. Wien, 1823. S. 56 f.

Größe: 1 Zoll 9 Linien; Gewicht: 2 Loth in Silber, geprägt.

41) DEM K. K. REG. RATH UND HAUPTMUNZMEISTER I.ohann M.ichael WEINGARTNER EDL.en V.on MUNZBERG • Innerhalb eines Eichenkranzes in vier Zeilen: ZUR — FÜNFZIG IÄHRI — GEN DIENSTES - FEIER.

Rev.: DIE BEAMTEN DES K. K. HAUPTMÜNZAMTES ZU WIEN IHREM VEREHRTEN VORSTANDE • Im Felde Schmelzofen, Prägestock, Wage und Geld. Unten: 28 APR. 1835.

Größe: 1 Zoll 8 Linien; Gewicht: 1⁵/₁₆ Loth in Silber, geprägt.

Joh. Michael Weingartner Edler von Münzberg, zu Krems V. O. M. B. in Niederösterreich den 28 Sept. 1762 geboren, wurde am 28 April 1785 als Staatsdiener beeidet, und als ein eben so ausgezeichneter spekulativer und praktischer Münzmann, wie als gründlicher numismatischer Forscher von der k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen am 17. Mai 1810 zum Bergrathe und Münzmeister in Prag ernannt. Seine volle Vertrautheit mit allen Münzsystemen, seine allgemein anerkannten Fähigkeiten und die gründlichen Lösungen vieler schwierigen und eben so wichtigen Münzfragen waren die Veranlassung, daß er zu dem Münzkongresse in die reoccupirten lombardisch-venetianischen Staaten berufen wurde, und das in ihn gesetzte Vertrauen durch die vollkommen gelungene Anschmiegung des mit dem allerhöchsten Patente vom 1. November 1823 erschienenen Decimalmünzsystems an das altösterreichische Duodecimal-Münzsystem zu rechtfertigen die ehrenvollste Gelegenheit fand. Manche Mittheilungen erhielt von ihm Dr. Sigfried Becher für sein österreichisches Münzwesen von 1524—1538 Wien, 1838. — Er wurde seiner vielen Verdienste wegen geadelt, mit allerhöchster Entschließung vom 18. März 1822 zum niederösterreichischen Regierungsrathe und Hauptmünzmeister in Wien ernannt, erhielt von seinen untergebenen Beamten als Zeichen ihrer Verehrung zur fünfzigjährigen Dienstjubelfeier eine auf ihn geschlagene Medaille, trat am 23 Mai 1837 mit der allerhöchsten Zufriedenheitsbezeigung in den Ruhestand, und endete sein mühevolles thätiges Leben in Grätz den 21. Nov. 1843 im 81. Jahre.

Diese Mittheilung verdanke ich der freundlichen Güte des k. k. wirklichen Regierungsrathes und dermaligen Münzmeisters Johann Hassenbauer.

42) FRID.ericus MOHS. NAT.us GERNRODAE. IN. SILVA. HERCYNIA. XXIX. IAN. MDCCLXXIII. V.ixit A.nnos LXVI.

M.enses VI (rectius VIII). Dessen wohlgelungener Kopf von der linken Seite. Am Rumpfe: I.OSEPHUS CESAR. F.ECIT, der Name eines jungen tüchtigen Medailleurs und k. k. Pensionärs aus Wien.

Rev. Auf gekreuztem Schlägel und Eisen, mit Lorbeer- und Eichenzweigen umwunden, ruht ein aufgeschlagenes Buch, auf dessen Blättern des von Mohs begründeten Krystallsystems vier Grundgestalten, die tessulare, rhomboedrische, pyramidale und prismatische, zu sehen sind. Auf dem Buche sitzt eine Eule als Sinnbild seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit; an demselben hängt an einem Seile ein Bergmann mit seiner Grubenlampe. Das Ganze umgibt ein fast drei Linien breiter, erhobener matter Rand, auf welchem die sinnvolle Umschrift: EECIT — SAXA — LOQVI, und unten bedeutungsvoll ein Dornreis als Zeichen überwundener Mühen.

Größe: 1 Zoll 10 Linien; in Silber und in Bronce zu Wien geprägt.

Friedrich Mohs, Sohn eines Kaufmanns, am 29. Jänner 1773 zu Gernrode, einem Städtchen im Herzogthume Anhalt-Bernburg, geboren, fühlte in früher Jugend den rastlosen Trieb zu den mathematischen und Naturwissenschaften. Schon 23 Jahre alt bezog er die Universität Halle, besuchte darauf die Bergakademie zu Freiberg unter dem berühmten Werner, um dessen Vorlesungen über Mineralogie und Geognosie zu hören, und den Bergbau praktisch zu lernen. Er nahm darauf einen Ruf nach Anhalt-Bernburg als Steiger beim dortigen Bergbau an, welche kleine Stelle er wegen des unbedeutenden Betriebes vor dem Ablaufe eines Jahres (um 1801) wieder verließ, um in Folge einer Einladung nach Irland zu gehen, und an der Errichtung eines wissenschaftlichen, der Freiberger Akademie ähnlichen Institutes in Dublin Antheil zu nehmen. Da jene Bergschule nicht zu Stande kam, begab er sich zu dem Banquier van der Null nach Wien, und verfaßte eine raisonnirende Beschreibung seiner ausgezeichneten Mineraliensammlung (1804), welche später mit dem k. k. Hofmineralienkabinete vereinigt wurde. Nun besuchte er die k. k. Bergakademie zu Schemnitz, lernte den dortigen Bergbau kennen, durchwanderte die metallreichen Länder der großen Monarchie, ward mit Sr. kaiserlichen Hoheit dem Erzherzoge Johann bekannt, machte 1811 eine geognostische Reise durch die Steyermark, sah die Unzulänglichkeit des bisher angenommenen Mineralsystems ein, ordnete die Sammlung des neu gegründeten Johanneums und brachte den ersten Entwurf seines Systems im Winter 1812 heraus, begann daselbst als Professor der Mineralogie seine Vorlesungen, in denen er seine originellen Ansichten mit großem Talente entwickelte, und wodurch er hoffnungsvolle junge Männer nach Gratz zog. Im J. 1816 reisete er mit einem seiner Schüler, dem nunmehrigen k. k. Hofrathe Grafen von Breuner, nach London, Cornwall und Edinburgh, wo er sich mit seinem früheren Freunde, dem Professor Jameson, mit Untersuchungen und Vergleichungen ihrer Ansichten beschäftigte, und in's schottische Hochland. Nach seiner Rückkehr erhielt Mohs den ehrenvollen Ruf nach Freiberg an des 1817 verstorbenen Werners Stelle als Professor der Mineralogie, welche er nach langem edlen Schwanken mit Bewilligung seines durchlauchtigsten Protectors annahm. Hier schrieb er seinen Grundriß der Mineralogie, in welchem sie als wirkliche vollendete Wissenschaft erscheint, und erhielt 1825 den k. sächsischen Civilverdienstorden. Im J. 1826 ward ihm der Ruf als Professor an der Universität zu Wien, wo er am 1. October ankam, und sich der Erlaubniß erfreute,

das reiche k. k. Hofmineralienkabinet zu benützen, welches er nach seinem Systeme ordnete, und wo er vom 24. Juni 1828 bis 1835 seine glänzenden und berühmten Vorlesungen hielt. In diesem Jahre wurde er auf Veranlassung des Fürsten von Lobkowicz, Präsidenten der Hofkammer im Münz- und Bergwesen, als wirklicher Bergrath in außerordentlicher Dienstleistung angestellt, um im neuen Münzgebäude nebst den Vorlesungen über Mineralogie auch solche über Geognosie zu halten. Seine wichtigste Aufgabe war, die Geognosie nach seinen eigenen Ansichten zu bearbeiten und ein ausführliches Werk darüber zu verfassen. Zu diesem Zwecke wurden ihm alle Mittel zu geognostischen Reisen in dem österreichischen Kaiserstaate geboten. Im Sommer 1835 reisete er in Begleitung des Herrn Hofrathes Grafen von Breuner und des Ritters von Steiger-Amstein in den niederungarischen Bergdistrict. Das ungewohnte Klima, die Beschwerden der Reise und des vielen Grubenfahrens zogen seiner von jeher schwächlichen Constitution ein nervöses Leiden zu, er lag in Schemnitz viele Wochen krank, kehrte nach halbvollendeter Reise im Herbste nach Wien zurück, und gab den ersten Band seiner Mineralogie in neuer Auflage 1836 heraus. In diesem Jahre durchreiste er Salzburg und Tirol, besonders das Fassathal und die geognostisch höchst interessante Gegend von Agordo mit seinen reichen Kupfergruben, und war den folgenden Winter meist bettlägerig. Von der Reise nach Böhmen und Sachsen im J. 1837 kam er sehr leidend zurück, brachte den Sommer 1838 in der Steyermark, besonders in Gratz zu. Eine unwiderstehliche Gewalt zog ihn voll trüber Todesahnung im Sommer 1839 zu einer großen Reise nach Unteritalien, um die Vulkane zu studiren, bevor er sich über Geognosie öffentlich aussprach. Auf dieser Reise starb er trotz der liebevollsten Pflege seiner Gattin Josepha Fiala aus Wien und des ihn begleitenden Schülers und Freundes, des Dr. der Medicin Georg Haltmeyer aus Vorarlberg, nach fünf und dreißigtägigem Leiden an Erschöpfung seiner Kräfte kinderlos am 29. Sept. 1839 zu Agordo, und wurde mit allem bergmännischen Pompe beerdigt. Auf Veranlassung seines großen Protectors, des Fürsten August Longin von Lobkowicz, ließ ihm die gesammte k. k. Bergbeamtenschaft der Monarchie ein Monument mit dessen Büste errichten, welches im Garten des Johanneums zu Gratz steht, wo der Verewigte unter dem hohen Schutze Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs den Grund zu Leistungen legte, die jetzt die wissenschaftliche Welt mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen. Dessen Büste ist abgebildet in »Friedrich Mohs und sein Wirken in wissenschaftlicher Hinsicht. Ein biographischer Versuch, entworfen und zur Enthüllungsfeier seines Monumentes im steyerisch-ständischen Johanneumsgarten zu Gratz herausgegeben von Dr. Wilhelm Fuchs, Dr. Georg Haltmeyer, Dr. Franz Leydolt und Gustav Rösler.« Wien, 1843, gr. 8vo, S. 77, welcher quellengemäßen Schrift diese Daten entnommen sind.

42) AVG.ustus LONG.inus PRINC.eps A — LOBKOWICZ. D.ux RAUDN.icensis. Dessen rechtsgekehrtes Brustbild in seiner Uniform mit einem leichten Ueberwurfe, auf dessen Rande in kleinen Charakteren. 1840. F. LANG.

Rev. Eine Prägemaschine, über der rechts zwei Bergschlägel, links eine Gabel, über welche Schürhaken und Schmelzlöffel kreuzweise gelegt sind; im Abschnitte die Inschrift:

REI MONETARIAE & MONTANISTICAE
IN AVSTRIAE IMPERIO
SUPREMUS
MODERATOR.

Größe: 2 Zoll 2 Linien; im k. k. Kabinete, in Bronce geprägt.

August Longin Fürst von Lobkowicz, Herzog zu Raudnitz rc., Standesherr der jüngern Linie dieses uralten und berühmten Hauses, wurde am 15. März 1797 zu Prag geboren, wo er im älterlichen Hause der sorgfältigsten Erziehung genoß. Nachdem er die höhern Studien an der dortigen Universität vollendet hatte, trat er däselbst bei der politischen Behörde in Staatsdienst ein, ward am 10. Oct. 1819 unbesoldeter Kreiskommissär, drang schnell und mit dem ihm eigenthümlichen Scharfblicke in die Geschäfte ein. In Anerkennung seiner großen Fähigkeiten und Verwendung, wie auch seines biederen Charakters wurde er am 2. Mai 1823 zum Kreishauptmanne des Budweiser Kreises ernannt, wo er sich durch seine thateifrige Verwaltung und menschenfreundlichen Gesinnungen die Liebe und das Vertrauen der Bewohner des ganzen Kreises erwarb. Schon am 19. Mai 1825 bestimmte ihn sein Monarch wegen seiner seltenen Kenntnisse und Tüchtigkeit zum Vicepräsidenten bei dem galizischen Gubernium, und vertraute ihm wegen seiner Geschäftsgewandtheit und umfassenden Umsicht in so jungen Jahren den während des Polenaufstandes und der Cholera höchst schwierigen Posten eines Gouverneurs dieses Königreichs vom J. 1826 bis zum 29. August 1832. Nun betrat er einen andern Schauplatz des höchsten Staatsdienstes durch einige Zeit bei der allgemeinen Hofkammer, bis er am 11. Mai 1833 zum Hofkanzler bei der k. k. vereinigten Hofkanzlei ernannt, und ihm in Anbetracht seiner ausgezeichneten Talente, erprobten Redlichkeit und seltenen Befähigung endlich die Leitung der Hofkammer im Münz- und Bergwesen am 8. Nov. 1834 übertragen wurde.

Da der Fürst schon während seiner Studienzeit die Mineralogie mit großer Vorliebe betrieben hatte, so warf er sich mit Feuereifer auf seinen neuen Wirkungskreis, um als Chef der Hofkammer im Münz- und Bergwesen diesem so wichtigen Zweige eine neue Gestaltung und frischen Aufschwung zu geben. Schnell drang er in das Wesen seines Amtes ein, hob durch sein thätiges Eingreifen den vaterländischen Bergbau, reisete voll Lernbegierde, unterstützte Anderer, besonders Mohs, Studien und Reisen, prüfte und traf zweckmäßige Einrichtungen. Durch seine Bemühungen entstand das neue Münzgebäude, dessen Grundgrabung am 2. März 1835 begonnen wurde, und welches in seinen trefflichen Maschinerien, seiner musterhaften Einrichtung für die Technik des Münzwesens wesentlich beitrug, daß die österreichische Prägung, wie früher schon an Gehalt, gegenwärtig auch nach ihrem Aeußeren viel gewonnen hat. Leider setzte ein schneller, unerwarteter Tod dem eifrigen, redlichen Streben des kräftigen, zu größerer Wirksamkeit heranreifenden Staatsmannes ein Ende. Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und frommer Ergebung in den Willen des Schöpfers starb er an recidiv gewordenem Nervenfieber am 17. März 1842, und hinterließ in tiefster Trauer seine Gemahlin, Bertha Fürstin von Schwarzenberg, nebst fünf Kindern. Der reichbegabte edle Fürst starb, wie Dr. Sigfried Becher in dessen ausführlichem Nekrologe in der Wiener Zeitung vom 29. März 1842 wahr sagt, mit dem Nachruhme eines treuen Staatsmannes und ächten Menschenfreundes, würdig seiner großen, um Staat und Volk seit Jahrhunderten hochverdienten Ahnen. Sein Leichnam wurde am 20. März

um die späte Abendstunde im Dome zu St. Stephan in einem Sarge, geziert mit den Insignien des Fürsten, aber auch mit jenen des Hütten- und Bergmanns zugleich bekränzt — denn im Gewande seines Berufes, im Grubenkittel, wollte der Fürst beerdigt werden — unter dem Zuströmen der Bevölkerung der großen Kaiserstadt im Stillen eingesegnet, und sogleich nach der Familiengruft auf seiner Herrschaft Horzin in Böhmen zur feierlichen Beisetzung abgeführt.

43) CAROL.us FRID.ericus BARO. KÜBECK A KÜBAU C.aesareae R.egiae CAMERAE. AUL.icae PRAESES Dessen Brustbild von der linken Seite. Unten: W. SEIDAN. F.ecit.

Rev. Die Abundantia mit dem Füllhorne in der Rechten steht zwischen einem Locomotive, neben dem ein Waarenballen und ein Faß liegen, und einem Handelsschiffe auf dem Meere, über das sie mit der Linken hinweiset.

Größe: 1 Zoll 10 Linien; in Silber und in Bronce geprägt.

Der Lebensabriß dieses so ausgezeichneten und hochverdienten Staatsmannes ist in der österreichischen National-Encyklopädie in Kürze angezeigt, wozu ich noch füge, daß derselbe von Sr. Majestät am 22. Nov. 1839 vom k. k. Staats- und Conferenzrathe zum Präsidenten des k. k. Generalrechnungsdirectoriums ernannt, am 25. Nov. 1840 zum Präsidenten der k. k. allgemeinen Hofkammer befördert, ihm nach dem Hinscheiden des Fürsten A. Longin von Lobkowicz ddto. 24. März 1842 zugleich die Oberleitung im Münz- und Bergwesen provisorisch, und am 10. Oct. 1843 das Präsidium dieser Stelle definitiv anvertraut wurde.

Nachtrag zu Antonio Abondio

im Anzeigeblatte des CXII. Bandes dieser Jahrbücher.

Abondio war der Kaiser Maximilian's II. und Rudolph's II. Medailleur, Former und Gießer anderer Kunstwerke. Nach Chmel's Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien, Bd. II. S. 115, wurde am 12. Februar 1568 ausgegeben: »In Wienn auß Beuelch Irer Mt. etc. dem Annthonio Abundio von wegen Abgang Silbers ainer gegoßnen Silbren Saw, weliche er Jr Mt. etc. alß dieselben im Pratter ain schieß gehalten, von 40 Thallern gemacht, bezallt ... 6 fl.;« dann S 129: »Am 30. Mai 1570 auf Befelch J. K. Mt. dem Anthony Abendio (sic) erstlichen 200 Taller vnd dann noch des 68. Jars 24 Ducaten zu machung der neuen Khayserlichen Bildnussen geben .. 268 fl. 46 kr.« Daraus ersieht man, daß er Bildnisse des Kaisers Maximilian, wahrscheinlich zu Geschenken mit Gnadenketten 2c. machte, wie ich schon ähnliche, ehedem gehörte Stücke gesehen habe. Daß derselbe K. Rudolph's besoldeter (Kammer?) Contrefaiteur gewesen, erhellet aus dessen Ordnung und Hofstaat im J 1577, mitgetheilt von Chmel in Ridler's österr. Archive, 1831, Beilage zu Nr. 64, wo es unter Anderm heißt: »Contrefecter vnd Maler: Joseph Arczimbaldo (vgl. Wiener Jahrb. a. a. O. S. 11) Monatlich 20 fl. Anthonj Abundj Monatlich 20 fl.,« der Kammergoldschmied Maturin Culpin monatlich 10 fl., der Tischler Anthonj Muyß ... ohne beigesetzte Besoldung. Auch auf diesen machte Abondio eine sehr schöne Medaille: ANTONIVS MVYS ANNO SVAE AET: XXXXI. Dessen unbedecktes bärtiges Brustbild mit einer Halskrause über dem

geschlossenen Kleide, von der rechten Seite. Am Rande hinter dem Rücken: AN: AB. Rev.: RE — LI — GIO. Die als geflügelter weiblicher Genius in langem Gewande dargestellte Religion hält stehend in der emporgehobenen Rechten ein Buch, in der gesenkten Linken sinnvoll einen Zügel, und tritt mit dem rechten Fuße auf eine Larve (der Heuchelei). Größe: 2 Zoll; Gewicht: 2 13/32 Loth in Silber, vergoldeter Originalguß, welcher jüngst aus der v. Wellenheimischen Münzsammlung für das k. k. Kabinet angekauft wurde.

Nach diesem Stücke wurde von anderer Hand sieben und zwanzig Jahre später eine ähnliche Medaille gemacht: ANTONIVS: MVYES: AET 68: Desselben unbedecktes bärtiges Brustbild in geschlossenem Kleide mit umgebogenem Kragen. Rev.: RELIGIO. Die gleichfalls geflügelte Religion stützt die linke Hand, welche einen Zügel hält, auf das festgesteckte Kreuz, an dem unten ein Todtengerippe liegt, auf dem sie steht und emporschauend in der erhobenen Rechten ein Buch hält. Dieses ovale Stück ist 21 Linien hoch und 17 breit, wiegt 1 11/32 Loth in Silber. Dieser Originalguß ist mit einem erhobenen, oben geöhrten Silberrande eingefaßt.

Ein Zeitgenosse dieses Anton Muys war Georg Has, Hoftischler und Bürger in Wien, ein Mann von bedeutender Kunstfertigkeit und durchgebildetem Geschmacke, der zugleich ein schönes Denkmal in einem seltenen Kupferwerke unter dem Titel hinterließ: »Künstlicher vnd zierlicher Newer vor nie gesehener fünfftzig Perspectivischer stück oder Boden, aus rechtem Grundt vnd arth des Circkels, Winkelmaß vnnd Richtscheit, mit rechter Schattierung tag vnd nachts, allen Malern, Tischlern, vnd denen so sich des Bawens gebrauchen, sehr nützlich vnnd dienstlich mit sonderm Fleis gestelt vnnd in Kupffer geetzt durch Georgen Hasen, Hoff Tischler vnnd Bürger inn Wienn. Mit Röm: Kay: Mtt. rc. Gnad vnd Privilegien. Gedruckt zu Wienn in Oesterreich durch Steffan Kreutzer. Im M.D.LXXXIII. Jahr.« In Folio. Das Werk ist den drei Ständen des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns gewidmet, weil sie dergleichen Kunstarbeiten in ihren Schlössern lieben und weil er des Erzherzogthums bestellter Meister des Tischlerhandwerks ist. Vgl. Kaltenbäck's Austria 1843. S. 212.

Im Style der Medaillen von Abondio's Meisterhand ist unverkennbar folgende, wenn sie auch dessen Chiffre AN. AB ermangelt: CHRISTOFF. SCHWARZ. ZVR. VESTEN. LEITTEN. Dessen bärtiges Brustbild mit der Halskrause über dem Panzer, von der rechten Seite.

Rev.: GOTT BEVILCH — ICHS ALLES. Dessen Wapen mit zwei Helmen.

Größe: 1 Zoll 3 Linien; Gewicht: 12/16 Loth, Originalguß in Silber, welchen Herr Franz Graf von Elz, k. k. Kämmerer und Generalmajor in Wien, besitzt.

Ob diesem Christoph Schwarz das festen Leithen oder Festleithen, ein Weiler in der Pfarre Sulz und Grundherrschaft Veste Liechtenstein im V. U. W. W., oder irgend ein anderer gleichnamiger Ort in Oesterreich oder Steyermark — welcher Name diesen Landen eigen zu seyn scheint — angehörte, vermag ich nicht zu bestimmen.

Bergmann.

Rechenschaft über meine handschriftlichen Studien auf meiner wissenschaftlichen Reise von 1840 bis 1844.

Von Professor Dr. Tischendorf zu Leipzig.

(Fortsetzung) [1].

V. Die Bibliothek des St. Katharinenklosters am Fuße des Sinai.

Die heutigen Mauern dieses Klosters mögen sich unbedenklich auf die Stiftung desselben durch Kaiser Justinian zurückführen lassen. Darum hat wohl ein volles Recht wer innerhalb derselben noch alte Manuscripte erwartet. Ohne Zweifel wäre das Kloster im Besitze vieler paläographischer Kleinodien geblieben, hätte nicht die Unwissenheit seiner Bewohner gerade am wenigsten das Alte geschont. Das beweisen zur Genüge einzelne sehr alte Blätter, die jetzt theils unter einer Masse anderer in einem Korbe liegen, theils zu Einbänden jüngerer Manuscripte verarbeitet worden sind. Doch ist auch die im Kloster noch immer vorhandene Bibliothek keineswegs unwichtig. Die Gesammtzahl der Manuscripte, von denen ich jedes griechische zu flüchtiger Prüfung in der Hand hatte, beläuft sich wohl auf drei- bis vierhundert. Sie sind neben einer Anzahl von gedruckten Büchern, die gegen zweihundert beträgt, in einer leidlichen Ordnung aufgestellt. Die letzteren, so wie auch wohl die in walachischer und russischer Sprache verfaßten Manuscripte, sind größtentheils Geschenke von Pilgern und Missionären. Die syrischen und arabischen Manuscripte sind zum Theil auffällig alt und auf Pergament verfaßt; ich zweifle nicht, daß sie einer kritischen Untersuchung mit guter Ausbeute lohnen werden. Von den griechischen, die den Hauptbestand der Bibliothek ausmachen, stammt der größte Theil aus dem eilften bis dreizehnten Jahrhundert; einzelne gehen noch ein Jahrhundert höher hinauf; andere gehören in's vierzehnte bis sechzehnte Jahrhundert. Lebensbeschreibungen der Heiligen so wie auch Νομοκανονες enthalten viele. Unter den Kirchenvätern verzeichnete ich vorzugsweise Chrysostomus (die denselbrn betreffenden Manuscripte sind fast alle auf Pergament und stammen aus dem zwölften bis dreizehnten Jahrh.), Basilius Magnus, Gregorius von Nazianz, Gregorius von Nyssa, Theodorus Studites, Ephraim Syrus, Dionysius Aeropagita, Theophylakt, Johannes Damascenus, Anastasius Sinaita.

Die biblischen Manuscripte betreffen größtentheils das neue, nicht das alte Testament. Für den fortlaufenden Text der vier Evangelien, so wie auch, was ich besonders hervorheben muß, für die Apostelgeschichte und die Apostelbriefe, liegen Manuscripte in großer Anzahl vor. In Uncialen ist nur ein Evangelistarium verfaßt. Von der Apokalypse habe ich keines einzigen Manuscripts in meinen Bemerkungen Erwähnung gethan. Mehrere Manuscripte enthalten Hymnen frommer Mönche. Alte kirchliche Bücher finden sich natürlich auch vor; einige davon sind durchgängig mit jenen alten Musikzeichen belegt. Viele Manuscripte auf dem Sinai berühren sich sehr nahe mit Manuscripten der Sinaitenbibliothek zu Kairo [2].

---

[1] I bis IV siehe Bd. CX und CXII. A. Bl. dieser Jahrbücher.

[2] Vgl. über die letzteren Bd. CXII. A. Bl. S. 80 ff. dieser Jahrbücher.

Von besonderem Interesse sind mehrere alte Pergamentrollen auf kurzen Stäben, noch ganz dieselben, die vormals die Väter beim Gottesdienste in den Händen hielten. Sie sind mit der Liturgie der Mönche vom Orden des heiligen Basilius beschrieben.

Aus meinen Excerpten einzelner Manuscripte theile ich noch Folgendes mit:

1) Ein Mſ. auf Pergament in Folio aus dem eilften Jahrhundert enthält, wie es das Mſ. selbst angibt: εὐσεβιου του παμφιλου ἐκκλησιαστικησ ἱστοριασ βιβλιον Es sind alle zehn Bücher der Kirchengeschichte des Eusebius mit Beifügung der συγγραμμα, wie es in den Ausgaben heißt, περι των κατ᾽ αὐτον μαρτυρησαντων. Das Letztere wird aber, wie auch in anderen Mſſ., am Ende des zehnten Buches mit folgenden Worten beigefügt: ταυτα ἐν τινι ἀντιγραφῳ ἐν τω ὀγδοῳ τομῳ εὑρομεν. Anfang: Ἐτοσ τουτο ἠν ἐννεακαιδεκατον τησ διοκλητιανου βασιλειασ ξανθικοσ μην. Am Rande findet sich der Inhalt des συγγραμμα in dieser Weise angegeben: περι προκοπιου μαρτυροσ — περι ἀλφιου και ζακχαιου μαρτυρων — περι του μαρτυροσ ῥωμανου — περι τιμοθεου μαρτυροσ — περι ἀγαπιου και θεκλησ μαρτυρων — περι τιμολαου, διονισιου (sic), ῥωμυλλου (sic), πανσιδοσ, ἀλεξανδρου, ἀλεξανδρου ἀλλου, ἀγαπιου και διονυσιου ἀλλου — περι διοκλητιανου και μαξιμιανου των βασιλεων — περι ἀπφιανου μαρτ. — περι οὐλπιανου μαρτ. — περι αἰδεσιου μαρτυροσ, ἀδελφου ἀπφιανου — περι του προῤῥηθεντοσ ἀγαπιου μαρτ. — περι θεοδοσιασ μαρτ. — περι σιλβανου — περι δομνινου μαρτ. — περι αὐξεντιου. Zu den Textesworten: ἐν οἱσ και ὁ παντων ἐμοι γουν ποθεινοτατοσ ἑταιρων παμφιλοσ ἠν, των καθ᾽ ἡμασ μαρτυρων (ed. Heinichen tom III. p. 111), wird bemerkt: Σημ. ὡσ ὁ συγγραφευσ οὑτοσ εὐσεβιοσ παμφιλου και ἑταιροσ ἠν και οὐχι δουλοσ, ὡσ ἐνιοισ δοκει. Das Verzeichniß geht weiter: περι οὐαλεντινησ μαρτ. — περι ἀντωνινου, ζεβινα, γερμανου μαρτυρων — περι γυναικοσ μαρτ. ἐνναθασ — περι των ἁγιων μαρτυρων προμου, ἀρεωσ και ηλια — περι πετρου ἀσκητου μαρτ. — περι αἱρετικου μαρτ. — περι του ἁγιου παμφιλου και των συν αὐτῳ. — περι ἀδριανου και εὐβουλου — περι πηλεωσ, νειλου και πατερμουθιου — περι ἰωαννου ὁμολογητου. Der Schluß: παλινῳδιαν ᾐδον, χρηστοισ περι ἡμων προγραμμασι etc., stimmt genau mit den Ausgaben zusammen (Heinichen p 153). Die Unterschrift heißt: εὐσεβιου του παμφιλου περι των ἐν καισαρειᾳ (ed. Heinichen ἐν Παλαιστίνῃ) μαρτυρησαντων (ed. Hein. verbindet damit τελοσ).

2) Ein Mſ. auf charta bombycina in Folio aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert, enthält:

a) εἰκονεσ φιλοστρατου. προοιμιον· Ὁστισ μη ἀσπαζεται την ζωγραφιαν, ἀδικει την ἀληθειαν etc Darauf kömmt der Text von folgenden εἰκονεσ: ἐρωτεσ. ἑλοσ. φαεθων. βοσποροσ. ἑρμου γοναι. ναρκισσοσ. ὑακινθοσ. κιανδριοι. τυῤῥηνοι. ἀμφιαρευσ. ἱπποδαμεια. ὀλυμποσ. κωμοσ. σατυροι. βακχαι. συοθηραι.

b) Das Lexikon des Suidas, mit einigen Randbemerkungen, aber auch einigen Lakunen. Anfang: Το μεν παρον βιβλιον σουδα (wie bei Gaisford Codd. D. F.; ed. σουΐδα)· οἱ δε συνταξαμενοι τουτο ἀνδρεσ σοφοι· εὐδημοσ etc.

c) Του πανσεβαστου και κριτου θεσσαλονικησ του ἁρμενοπουλου λεξικον κατα στοιχειον περιεχον τα κοινωσ γραφομενα ῥηματα, ἐν ᾡ δεικνυται τινα μεν αὐτων εἰσιν ἀμεταβατα· τινα δε μεταβατικα· και τουτων τινι συντασσεται ἑκαστον· και τι δηλοι και μετα ποσων προθεσεων συναπτεται. ἐφ᾽ ἑνι δε ἑκαστῳ στοιχειῳ πρωτον μεν κεινται τα ἀμεταβατα ῥηματα· μετα δε

ταυτα τα μεταβαινοντα εισ γενικην και καθεξησ τα εισ δοτικην και αἰτιατικην, και οὑτω συμπληρουνται τα εἰκοσι τεσσαρα στοιχεια. Τα ἀμεταβατα. Ἀρχη του ἀλφα· Ἀγαλλομαι το χαιρω. ἀγαλλω δε το τιμω ἑτερον, ἐθεν και ἀγαλμα, μεταβατικον εισ αἰτιατικην· ὡσαυτωσ και το ἀγαλλομαι τη ψυχη, εισ δοτικην· ἀγαλλιωμαι, το αὐτο. Dieses Lexikon des Harmenopulos geht durch acht und zwanzig Blätter. Dann folgen einige Seiten mit rhetorischen Bemerkungen.

3) Ein Mſ. auf Papier in kl. 4, gut geschrieben, etwa aus dem dreizehnten Jahrh., enthält Mehreres von Hippokrates und Galen.

4) Ein starkes Mſ. auf Papier in Folio, aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert. Es beginnt mit μιχαηλ συγκελλου ἱεροσολυμων λιβελοσ περι ὀρθοδοξου πιστεωσ, auf 3 Seiten von späterer Hand geschrieben. Es folgt πιναξ κεφ. των ὡδε γεγραμμενων. Diese κεφαλαια sind nämlich: παυλου του ἁγιωτατου ἀποστ. διαταξισ περι κανονων ἐκκλησιαστικων. πετρου και παυλου των ἁγιων ἀπ. διαταξισ. περι του φυλαττειν ἑκαστον ταξιν και λειτουργιαν. συναγωγη κανονων ἐκκλησιαστικων εισ πεντηκοντα τιτλουσ διηρημενων. περι ἐκθεσεωσ των ἁγιων συνοδων πασων κατα ταξιν των χρονων καθ' οὑ ἐγενοντο. περι του ποσοι τροποι ἐπιτιμιων. περι των καταφρονουντων των ἐκκλησιων και συναξεων και μνημων και των ἐσθιοντων ἐν ἐκκλησια και περι ἀγαπων. Aehnliches noch in dreizehn Stücken Darauf folgt: περι τησ πρωτησ ἁγιασ και οἰκουμενησ συνοδου. περι τησ δευτερασ etc. Noch neun und zwanzig Synodalmittheilungen. Dann folgt: ἡ ἐπιστολη του ἁγιωτατου κυριλλου ἐπισκ. ἀλεξανδρειασ προσ την ἐν ἀφρικη συνοδον. του αὐτου και ἑτεραι ἐπιστολαι. Nach diesen Briefen: Ἐκ των κατα τον κωδικα θειων νεαρων διαταξεων etc. Zuletzt stehen ἀποκρισεισ των κειμενων κανονων.

Die ersten beiden Stücke mögen das Mſ. charakterisiren

Παυλου του ἁγιωτατου ἀποστολου διαταξισ κανονων ἐκκλησιαστικων *).

Οἱ πρωτωσ προσιοντεσ τω μυστηριω τησ εὐσεβειασ δια των διακονων προσαγεσθωσαν τω ἐπισκοπω ἠ τοισ πρεσβυτεροισ και τασ αἰτιασ ἐξεταζεσθωσαν· οὑ χαριν προσηλθον τω κυριακω λογω. οἱ δε (ed. Cotelerii: τε) προσενεγκαντεσ (Cot. προσενεγκοντεσ) μαρτυρειτωσαν ἀκριβωσαντεσ τα κατ' αὐτουσ. ἐξεταζεσθω (Cot. ἐξεταζεσθωσαν) δε (Cot. addit αὐτων) ἀκριβωσ (Cot. om) ὁ τροποσ (Cot. και οἱ τροποι) και ὁ βιοσ, και εἰ δουλοι εἰσιν ἠ ἐλευθεροι. και ἐαν ἠ τισ δουλοσ (Cot ἐαν πιστου δουλ. ἠ), ἐρωτασθω ὁ δεσποτησ (Cot. ὁ κυριοσ) αὐτου εἰ μαρτυρει αὐτω· εἰ (Cot. ἐαν) δε μη, ἀποβαλεσθω (Cot. ἀποβαλλεσθω) ἑωσ ἀν ἀξιον ἑαυτον (ἑαυτ. ἀξ.) ἐπιδειξη τω δεσποτη· εἰ δε μαρτυρει αὐτω, προσδεχεσθω. ἐθνικου (Cot. εἰ δε ἐθνικου ἠ) οἰκετισ (Cot. οἰκετησ) διδασκεσθω εὐαρεστειν τω δεσποτη, ἱνα μη βλασφημειται (Cot. βλασφημηται) ὁ λογοσ. εἰ μεν οὐν ἐχει γυναικα ἠ ἡ γυνη ἀνδρα, διδασκεσθωσαν ἀρκεισθαι ἑαυταισ. εἰ δε ἀγαμοι εἰναι (Cot. εἰσι) μανθανετωσαν μη πορνευειν ἀλλα γαμειν ἐν (Cot. om. ἐν) νομω εἰ δε ὁ δεσποτησ αὐτου πιστοσ ὠν και εἰδωσ ὁτι πορνευει οὐ διδωσιν

*) Bei Cotelerius PP. app Vol. I. p. 417 heißt die Ueberschrift: Κανονεσ διαφοροι Παυλου του ἀποστολου, περι των προσιοντων τω βαπτισματι, τινασ δει προσδεχεσθαι, και τινασ ἀποβαλλεσθαι. Darauf folgt noch vor dem Anfange: Οἱ πρωτωσ προσιοντεσ, dieser einleitende Satz: Κἀγω Παυλοσ ὁ των ἀποστολων ἐλαχιστοσ, ταδε διατασσομαι ὑμιν τοισ ἐπισκοποισ και πρεσβυτεροισ, περι κανονων.

αὐτω γυναικα ἡ τη γυναικι ἀνδρα, ἀφοριζεσθωσαν (Cot. ἀφοριζεσθω). Ἐαν (Cot. addit δε) τισ δαιμονα ἐχη, διδασκεσθω μεν την εὐσεβειαν, μη προσδεχεσθω δε εἰσ κοινωνιαν πριν ἀν καθαρισθη· εἰ δε θανατοσ κατεπειγοι (Cot. per errorem ut videtur., κατεπειγοι), προσδεχεσθω. εἰ τισ πορνοβοσκοσ, ἡ παυσασθω (Cot. add. του) μαστροπευειν ἡ ἀποβαλεσθω (Cot. αποβαλλεσθω). (Cot. add. πορνη — ἀποβαλλεσθω.) Των ἐπι σκηνησ ἐαν τισ προσειη, ἀνηρ ἡ γυνη, ἡ ἡνιοχοσ ἡ μονομαχοσ, ἡ σταδιοδρομοσ ἡ λουδεμπιστησ (hoc accentu; Cot. -στησ et Cod. reg. 772 -πίστησ) ἡ ὀλυμπικοσ ἡ χοραυλησ ἡ κιθαριστησ (Cot. addit ἡ λυριστησ) ἡ αὐλησιν (Cot. ἡ ὁ την ὀρχησιν) ἐπιδεικνυμενόσ (Cot. addit ἡ καπηλοσ), ἡ παυσασθωσαν ἡ ἀποβαλεσθωσαν (αποβαλλεσθωσαν). στρατιωτησ προσιων διδασκεσθω μη ἀδικειν, μη συκοφαντειν, ἀρκεισθαι δε τοισ διδομενοισ ὀψωνιοισ. πειθομενοσ προσδεχεσθω, ἀντιλεγων δε ἀποβαλεσθω (Cot. ἀποβαλλεσθω) etc. Dann steht unter Anderem ὀψεων für ὀψεωσ; εἰ μεν δουλη ἐστιν für εἰ μεν δουλην und εἰ δε ἐλευθερα für εἰ δε ἐλευθεραν; ὁ δε μη für εἰ δε μη; μετατιθεσθω für μεταθεσθω, ἱπποδρομικοισ ἀγωσιν (wie die »tres veteres libri« bei Coteler.) für ἱπποδρομικοισ ἡ ἀγωσιν; προ του το ἐργον χειρων ἐπιτελεσαι für προ του ἐργ. ἐπιτελ., εἰ δε τισ λογοσ κατηχησεωσ γινεται für εἰ δε τισ λογου κατηχησισ γενηται; am Ende διεταξαμεν für ἐδιδαξαμεν.

Πετρου και παυλου των ἁγιων ἀποστολων διαταξισ *[1]).

Ἐγω πετροσ και παυλοσ διατασσομεν (Cot. Ἐγω Παυλοσ και ἐγω Πετροσ διατασσομεθα) ἐργαζεσθαι τουσ λαουσ etc. (Cot. ἐργαζεσθωσαν οἱ δουλοι; Cod. Reg 2392. 2430 et Niconis Pandectes ἐργαζεσθαι τουσ λαουσ; al. ἐργαζεσθαι τουσ λαικουσ; al. ἐργ. τουσ δουλουσ.) Dann steht δημιουργιασ τροπον ἐχειν für δημ. λογον ἐχ.; και ἀναστασ für ἡ και ἀναστησασ, δοθεισαν für δωρηθεισαν; την ἀπροσδοκητον und τοισ ἀνθρωποισ für ἀπροσδ. und ἀνθρ.; τον του θεου λογον ohne ἰησουν χριστον; των ἁγιων θεοφανιων für των ἐπιφανιων Von τησ ἑαυτων ζωησ (Cot. S. 420) geht es ohne Trennung fort zu εὐχασ ἐπιτελειτε (Cot. beginnt damit κεφ. λδ'. S. 420); eben so von δουλοισ (sic) συναφθεντεσ ἡ ἀρεστασθωσαν ἡ ἀποβαλεσθωσαν zu ἐπιτελεισθω τριτα των κεκοιμημενων (Cot. κεφ. μβ' S. 424); von εἰσ αναμνησιν αὐτων zu ταυτα δε περι εὐσεβων (Cot. κεφ. μγ' S. 424); von το ἐργον αὐτου zu ἐν δε ταισ μνημαισ (Cot. κεφ. μδ' S. 425); von που ποτοι γινονται zu τουσ διωκομενουσ (Cot. κεφ. με' S. 425); von κυριακην πληρουντεσ zu τουτο δε κοινη πασι (Cot. κεφ. μς' S. 426). Es schließt mit den Worten: ἀθετει τον ἀποστειλαντα με και τα ἑξησ.

5) Ein Papiercodex des vierzehnten Jahrhunderts, enthält: Συναγωγη λεξεων συλλεγεισα ἐκ διαφορων βιβλιων παλαιασ τε φημι γραφησ και τησ νεασ και αὐτησ δηπου τησ θυραθεν. Anfang: Ἀαπτοσ· ὁ ἀπροσπελαστοσ. ἀατοσ· ἀβλαβησ ἀσχετοσ ὁ ἀκρατητοσ· An Ende fehlt. Vorn herein steht: νικηφορου καλλιστου ἀκολουθια εἰσ την ὑπεραγιαν ἡμων κυριαν και δεσποιναν θεοτοκον την ζωοδοχον πηγην.

6) Ein Mſ. aus dem sechzehnten Jahrhundert, als Curiosum anzuführen [2]). Es enthält astrologische Studien, so wie naturhistorische und medizinische, durchgängig mit einem Anstriche von Zauberei. Es

[1]) Bei Coteler. überschrieben: Οἱασ ἡμερασ δει ἀργειν τουσ οἰκετασ

[2]) Ich habe davon in meiner »Reise in den Orient« Erwähnung gethan. Siehe Band I. S. 242.

steht darin ein ζωδολογιον, ein βροντολογιον, ein ῥαβουλιον, ein ἰατροσοφιον. In dem Letztern finden sich Abschnitte, wie εἰσ πονον ὀδοντων, εἰσ πονον κοιλιασ; im ῥαβουλιον stehen Sachen, wie περι τησ των ἀνθρωπων ἐκ των χαρακτηρων σημειωσεωσ. Unter den astronomischen Aufsätzen steht περι των χιλιαδων του κοσμου. Ἐστω δε και τουτο γνωστον ὁτι ἑπτα χιλιαδεσ etc. Von der Hand des Schreibers findet sich folgende Unterschrift: Το παρον βιβλιον ἀστρονομικον ἐγραφη ὑπ᾽ ἐμου λεοντιου μοναχου· δια ἐξοδου του τιμιωτατου ἀρχοντοσ κυρου παναγιωτι, υἱου καρδαμει· ἐκ πολεωσ λεγομενησ μελενικου· και οἱ ἀναγινωσκοντεσ εὐχεσθαι μοι δια τον κυριον, ὁτι ἀμαθεισ ὑπαρχω την ἑαυτου τεχνην. διο και οἱ θελοντεσ γραφειν οὐχ εὑρισκουσιν βιβλιον το ὀφελουν. δια τουτο ὑπαρχει οὑτωσ ἐγραφη ἐπι ἐτουσ ,ζρς´ ἰνδ. ια´. (Im Jahre der Welt 7106, d. i. im Jahre Christi 1598.) Verschiedene Noten von späterer Hand bezeichnen das Buch als ein συνθημα σατανικον, als ein ἀναθεματο (sic) διακτημα. Die eine heißt: ἡ παρουσα βιβλοσ πολλων κακων και ἀντιθεων και ψυχοφθορων ὑποθεσεων γεμει και ἀξια μεν ἐστι πυρεσ· οὐκ ἐκαῖ δε ἱνα οἱ ἀναγινωσκοντεσ εἰδησιν λαβωσιν και μη πλανουντε συναντοντεσ ἀνθρωπουσ τα τοιαυτα φρονουντασ ἡ εὑρισκοντεσ ἀλλα βιβλια παρομοια δυσεβη γραφοντα.

7) Ein schöner Pergamentcodex in gr. 4. aus dem 10. Jahrh., enthaltend die Apostelgeschichte, die katholischen und die paulinischen Briefe. Außer dem Texte finden sich noch viele Beigaben vor, wie ὑποθεσεισ und προλογοι. Das Mſ. beginnt: Πραξεισ των ἁγιων ἀποστολων. Ὁσοι τησ ὀντωσ πανυ πωσ ἀγχιθεου και θεοφιλουσ ἀθανασιασ εἰσιν ἐρασται, τησ τε ἐπουρανιου και θεοπρεπουσ πολιτειασ λειτουργοι τυγχανουσιν· οὑτοι σκοπον ἀριστον ἑαυτοισ ὁρισαμενοι τον πρωτον γε του ἱεροψαλτου δαδ μακαρισμον· τουσ περι του θειου λογου λογουσ etc. Vor dem Texte der Briefe steht: Μικροισ μεν και μικρα τολμωσιν οὐκ ἀδεεσ· ὁ δε ἐλαχιστοσ ἐγω τοισ ὑπερ ἐμε πονοισ ἐγχειρων οὐχ ἡκιστα δε πωσ πεφυκα ἀκινδυνοσ· ὡσπερ ἀν εἰ τισ σχεδια τινι σμικροτατη μεσον οἰομενοσ ἐκτεμνειν το πελαγοσ και την ἀτακτον των πνευματων ζαλην ὑποισειν εὐ μαλα φανταζομενοσ βραχειαν τε τινα κυματων ἀναστασιν μη φερει etc.

8) Ein Mſ. auf charta bombycina in Quart, etwa aus dem 16. Jahrh. Inhalt:

a) του ὁσιου πατροσ ἡμων κασσιανου του ῥωμαιου προσ καστορα ἐπισκοπον περι των ὀκτω τησ κακιασ λογισμων· γαστριμαργιασ etc.

b) ἀπο του βιου του ἀββα ἀγαθωνοσ.

c) θεοφανουσ μοναχου κλιμαξ προσ οὐρανον, δια δεκα βαθμιδων ἀναγουσα τον οὐρανον.

d) εὐχη του ἁγιου ἐφραιμ.

e) του ὁσιου και θεοφορου πατροσ ἡμων πετρου του δαμασκηνου περι των ὀκτω νοητων θεωριων (γνωσεων).

f) του αὐτου δηλωσισ ἀναγκαιοτατη και ὡραιοτατη περι των ἑπτα σωματικων πραξεων ἠγουν ἡσυχιασ· νηστειασ etc.

g) των ἐν μοναχοισ καλλιστου και ἰγνατιου των ξανθοπουλων περι των αἱρουμενων ἡσυχωσ βιωναι και μοναστικωσ.

h) θεοδωρου ἐπισκ. ἐδεσσησ περι του καθισματοσ ἐν τω κελλιω. Dazu noch andere Auszüge aus Kirchenvätern. Zuletzt: ἐκλογαι ἐκ διαφορων βιβλιων. Ἀβουλια γαρ πηγη κακων παντων. φιλωνοσ etc.

9) Ein Codex bombycinus in Quart aus dem 14. Jahrhundert. Inhalt:

a) του ἐν ἁγιοισ πατροσ ἡμων παλλαδιου ἐπισκοπου ἀσπωνωνοσ ἐπιστολη προσ λαυσον τον φιλοχριστον πρεπωσιτον του εὐσεβεστατου βασιλεωσ Θεοδοσιου περι του βιου των ἁγιων και σημειοφορων πατερων των ἐν αἰγυπτω και πασει πολει και χωρᾳ. Anfang: Παλλαδιοσ ἐπισκοπος ἀσπωνωνοσ λαυσω τω φιλοχριστω χαιρειν. μακαριζω σου την προαιρεσιν ἀξιον γαρ etc.

b) παλλαδιου διηγησισ περι ψαλμωδιασ και προσευχησ.

c) του ἁγιου νειλου ἐπιστολη ἐχουσα κεφ. νγ. Am Ende dieses Stückes steht eine Unterschrift vom Schreiber des Codex: δοξα σοι χριστε τω δειξαντι το τελοσ. ἐγραφη ὑπ᾽ ἐμου γαβριηλ ταχα και μοναχου του ἁγιου σαβιτου ἐν τη κυπριων νυσσω· βασιλευοντοσ του εὐσεβουσ βασιλεωσ ἡμων ἀνδρονικου του νεου και ἀννησ· ἡγουμενευοντοσ τησ καθ᾽ ἡμων ἁγιας βασιλικησ λαυρασ κυρου ἰωαννικιου και κτητοροσ ἐν ἐτει ,ςωμβ΄ (d. i. 6842 oder 1334 n. Chr.) μηνοσ φεβρουαρ. ἱσταμενου ἡμερᾳ δ΄. και εὐχεσθαι με δια τον κυριον οἱ ἀναγινωσκοντεσ.

d) (Von derselben Hand) ἰωαννου πατριαρχου ἱεροσολυμων λογοσ ἐγκωμιαστικοσ εἰσ ὁσιον ἡμων πατερα και θεοσοφον ἰωαννην τον δαμασκηνον.

e) βιοσ και πολιτεια του ὁσιου πατροσ ἡμων ἀρσενιου.

f) περιοδοι του ἁγιου και πανευφημου ἀποστ. και εὐαγγ. ἰωαννου του θεολογου συγγραφεισαι παρα προχορου μαθητου αὐτου *). Anfang: Σαλπισατε, φησιν, ἐν νεομηνια σαλπιγγι. Es läuft der Text durch achtzehn Blätter, wo es zu Ende heißt: καταλαβων οὐν ὁ Θεολογοσ την πολιν (i. e. τ. πολ. των ἐφεσιων), τουτο το σημειον ἐποιησε, θελων μαλαξαι την ἀπιστον και ἀμετανοητον καρδιαν των ἀπειθουντων εἰσ το ὀνομα του κυριου. Darauf folgen bestimmte Kapitel mit Kapitelüberschriften, worin vieles Eigenthümliche, nämlich: Περι τησ θαλασσησ και τησ σκληροκαρδιασ του λαου και μεταστροφησ αὐτων — Περι του νεανιου του πιστευσαντοσ εἰσ τον κυριον ἡμων, εἰτα ἀπατηθεντοσ ὑπο ἀκολαστων παιδων· και παλιν ὁ θεολογοσ ἐπιστρεψας (sic) εἰσ την προτεραν πιστιν αὐτον — Περι τησ καταστροφησ του ναου τησ ἀρτεμιδοσ και μεταστροφησ του λαου — Περι του παραλυτικου — περι του δαιμονοσ του μετασχηματισαμενου εἰσ ταξεωτην και τησ καταστροφησ του ναου τησ ἀρτεμιδοσ — Περι τησ ἐπιστολησ ἡνπερ ἀπεστειλαν οἱ ἐφεσιοι προσ αὐτοκρατορα ῥωμαιων κακειθεν τασ ἐρωταποκρισεισ του βασιλεωσ προσ ἰωαννην. εἰτα περι του δηλητηριου και των θαυματων. εἰτα περι τησ ἐξοριασ αὐτου ἐν πατμω τη νησω — Περι του νεανισκου του πεσοντοσ ἐν τη θαλασση και πνιγεντοσ εἰτα δια προσευχησ ὁ ἁγιοσ αὐτον ἀναστησασ — Περι τησ ζαλησ τησ ἐν τη θαλασση — Περι τησ ἀσθενειασ του προτικτορου και ὑγιασ αὐτου. εἰτα περι τησ μεταστροφησ και βαπτισεωσ των ἐν τω πλοιω και εἰσελευσεωσ ἡμων ἐν πατμω τη νησω — Περι τησ εἰσελευσεωσ του ἀποστολου ἐν τω οἰκω μυρωνοσ και του υἱου αὐτου ἀπολλωνιδου του ῥητοροσ — Περι τησ γυναικοσ λαυρεντιου του ἡγεμονοσ — Περι τησ γυναικοσ χαρισ γυνησ βασιλειου ἡ ὑπηρχε στειρα — Περι του χρυσου και τησ γυνησ αὐτου σεληνησ και του υἱου αὐτων του ἐχοντοσ πνευμα ἀκαθαρτον — Περι τησ καταστροφησ του ναου του ἀπολλωνοσ — Περι του παραλυτικου και τησ γυναικοσ — Περι καρου του ἰουδαιου και βυρσεωσ — Περι του κυνωποσ — Περι τησ διδασκαλιασ και ἐπιστροφησ του λαου — Περι του ἰουδαιου του

---

*) Vergl. darüber Auctarium codicis apocryphi etc., edidit Birch. 1804. Prolegg. LXIX. Ich besitze selbst Abschriften verschiedener Dokumente für diese περιοδοι ἰωαννου, und hoffe davon in einem neuen »Corpus Novi Testamenti apocryphum« Gebrauch zu machen.

λεπρου — Περι του παραλυτικου — Περι του ἱερεωσ του ἀπολλωνοσ — Περι του ἀνθρωπου του τον ὑδροπον ἐχοντοσ — Περι τησ γαμετησ του ἀρχοντοσ — Περι του δαιμονοσ λυκου — Περι του υἱου ἱερεωσ ὀν ἀπεπνιξεν ὁ δαιμων ἐν τῳ πριβατῳ — Περι του υἱου τησ χηρασ γυναικοσ — Περι τησ καταστροφησ του ναου του διονυσου και τησ ἀπωλειασ των ιβ ἱερεων — Περι νοητιανου του μαγου — Περι τησ χηρασ γυναικοσ τησ ἐρασθεισησ του υἱου αὐτησ — Περι τησ ἀπογραφησ του εὐαγγελιου και τησ ἀποκαλυψεωσ τησ συντελειασ — Περι εὐχαρη του ἱερεωσ των εἰδωλων — Περι τησ ἀποπλευσεωσ ἰωαννου ἐν τη ἐφεσῳ — Κατηχησισ τελευταια ἰωαννου και εὐχαι ἐξοδιαι ψυχωφελεισ. Die letzten Worte sind: τεκνον προχορε, τι κλαιεισ και τουτοισ τοισ ἀδελφοισ εἰσ ὀδυρμον προτρεπει ἐμου προσ βασιλείαν πορευομενου. και εἰπων εἰρηνη ὑμιν και κατασφραγισαμενοσ ἐστρωσεν ἑαυτον ὁλον· και εἰρηκωσ συ μετ᾽ ἐμου, κυριε ἰησου χριστε, κατεκλεισθη ἐν τῳ ταφῳ, ἐνθα τα ἱματια αὐτου ὑπεστρωσεν, εἰπων παλιν εἰρηνη ὑμιν. Anhangsweise folgt noch: θαυμα ὁ ἐποιησεν ἡ πετρα, ἐνθα ἐκαθισεν ὁ ἀποστολοσ μετα το ἐξελθειν αὐτον ἀπο τησ θαλασσησ.

Das Mſ. enthält ferner: g) Γεωργιου χαρτοφυλακοσ τησ μεγαλησ ἐκκλησιασ λογοσ εἰσ την εἰσοδον τησ ὑπεραγιασ θεοτοκου, ὁτε προσηνεχθη ἐν τῳ ναῳ ὑπο των ταυτησ γονεων.

h) Χρυσοστομου λογοσ εἰσ τα σεραφιμ.

i) του αὐτου λογοσ εἰσ το μη πλησιαζειν θεατροισ και εἰσ τον ἀβρααμ.

10) Ein Papiercodex in Octav aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrh., enthält nach verschiedenen Aufsätzen, deren mehrere vom heiligen Antonius handeln: Συγγραμμα του ἁγιου ἀποστολου θωμα περι τησ παιδικησ ἀναστροφησ του κυριου. Die große Verschiedenheit dieses Textes von dem Texte des Codex apocryphus ed. Thilo veranlaßt mich, ihn vollständig herzusetzen.

Ἀναγκαιον ἡγησαμην ἐγω θωμασ ὁ ἰσραηλιτησ γνωρισαι πασι τοισ ἐξ ἐθνουσ ἀδελφοισ τα παιδικα μεγαλεια ὁσα ἐποιησεν ὁ κυριοσ ἡμων ἰησουσ χριστοσ ἀναστρεφομενοσ σωματικωσ ἐν πολει ναζαρετ· ἐλθων ἐν πεμπτῳ ἐτει τησ αὐτου ἡλικιασ.

Μετα των ἡμερων βροχησ γενομενησ ἐξελθων του οἰκου οὑ ἠν ἡ μητηρ αὐτου ἐπαιζεν ἐν τη γη, ἐνθα κατερρεεν ὑδατα. και ποιησασ λακκουσ, κατηρχοντο τα ὑδατα και ἐπληθησαν οἱ λακκοι ὑδατοσ. εἰτα λεγει· θελω ἱνα γενησθε καθαρα και ἐναρετα ὑδατα. και εὐθεωσ ἐγενοντο. διερχομενοσ δε τισ παισ ἀννα του γραμματεωσ και βασταζων βαυδον (cod. apocr. Thil. κλαδον) ἐξ ἰτεασ κατεστρεψε τουσ λακκουσ δια τησ βαυδου. και ἐξεχυθη τα ὑδατα. και στραφεισ ὁ ἰησουσ ἐφη αὐτῳ ἀσεβη (sic) και παρανομε, τι σε ἠδικησαν οἱ λακκοι και ἐξεκενωσασ αὐτουσ· οὐ μη ἀπελευσεισ (sic) την ὁδον σου, και ἀπεξηρανθησ ὡσ την βαυδον ἡνπερ κατεχεισ. και πορευομενοσ μετα μικρον πεσων ἀπεψυξε. και ἰδοντα τα παιδια τα συμπαιζοντα αὐτῳ ἐθαυμασαν, και ἀπελθοντα ἀπηγγειλαν τῳ πατρι του τεθνεωτεσ. και δραμων εὑρε το παιδιον τεθνηκοσ, και ἀπηλθεν ἐγκαλων τῳ ἰωσηφ. ὁ δε ἰησουσ ἐποιησεν ἐξ ἐκεινου του πηλου στρουθια ιβ· ἠν δε σαββατον. και δραμων ἐν παιδιον ἀπηγγειλε τῳ ἰωσηφ λεγων· ἰδου, το παιδιον σου παιζει περι το ῥυάκιν (sic; fortasse corr. ῥυάκιον), ποιησασ ἐκ του πηλου στρουθια ὁ οὐκ ἐξεστιν. ὁ δε ἀκουσασ ἐπορευθη και λεγει προσ το παιδιον· ἱνατι ταυτα ποιεισ βεβηλωσασ το σαββατον. ὁ δε ἰησουσ οὐκ ἀπεκριθη αὐτῳ, ἀλλ᾽ ἐμβλεψασ ἐπι τα στρουθια λεγει· ὑπαγετε, πετασθητε και μιμνησκεσθε μου ζωντα. και ἁμα τῳ λογῳ πετασθεντα ἀνηλθον εἰσ τον ἀεραν (sic). και ἰδων ἰωσηφ ἐθαυμασεν.

Μετα δε τινασ ἡμερασ διερχομενου του ἰησου μεσον τησ πολεωσ παιδιον τι ῥιψαν λιθον κατ' αὐτου ἐπληξεν αὐτου τον ὠμον. και εἰπεν αὐτῳ ὁ ἰησουσ· οὐκ ἀπελευσῃ την ὁδον σου. και εὐθεωσ καταπεσων κἀκεινοσ ἀπεθανεν. οἱ δε τυχοντεσ ἐξεπλαγησαν λεγοντεσ· ποθεν το παιδιον τουτο ἐστιν ὁπωσ παν ῥημα ὁ λεγει ἐργον γινεται ἑτοιμον. ἀλλα κἀκεινοι ἐπελθοντεσ ἐγκαλουν (sic) προσ ἰωσηφ λεγοντεσ· οὐ δυνησῃ μεθ' ἡμων οἰκειν ἐν τῃ πολει ταυτῃ· εἰ δε βουλῃ, διδασκε το παιδιον σου εὐλογειν και μη καταρασθαι και γαρ τα παιδια ἡμων θανατοι και παν ὁ λεγει ἐργον γινεται ἑτοιμον. και καθισασ ὁ ἰωσηφ ἐπι του θρονου αὐτου ἐστη το παιδιον ἐμπροσθεν αὐτου, και κρατησασ αὐτου ἐκ του ὠτιου ἐθλεψε σφοδρωσ. ὁ δε ἰησουσ ἀτενισασ αὐτῳ εἰπεν· ἀρκετον σοι ἐστιν.

Τῃ δε ἐπαυριον κρατησασ αὐτου τησ χειροσ ἠγαγε προσ τινα καθηγητην ζακχαιον ὀνοματι, και φησι προσ αὐτον· λαβε το παιδιον τουτο, καθηγητα, και διδαξον γραμματα και φησιν ἐκεινοσ· Παραδοσ μοι αὐτο, ἀδελφε, κἀγω διδαξω την γραφην, και πεισω εὐλογειν παντασ και μη καταρασθαι και ἀκουσασ ὁ ἰησουσ ἐγελασε και φησι προσ αὐτουσ· ὑμεισ ἃ οἰδατε λεγετε, ἐγω δε πλειω ὑμων ἐπισταμαι· προ γαρ των αἰωνων εἰμι και οἰδα ποτε ἐγεννηθησαν οἱ πατερεσ των πατερων ὑμων, και ἐπισταμαι ποσα ἐτη τησ ζωησ ὑμων. και ἀκουσασ τισ ἐξεπλαγισεν (sic). και παλιν εἰπεν αὐτοισ ὁ ἰησουσ· ὁτι εἰπον ὑμιν ὁτι οἰδα ποσα ἐτη τησ ζωησ ὑμων· ἀληθωσ οἰδα ὁτε ἐκτισθη ὁ κοσμοσ. ἰδου, οὐ πιστευετε μοι ἀρτι· ὁταν ἰδητε τον σταυρον μου, τοτε πιστευσητε ὁτι ἀληθη λεγω. οἱ δε ἐξεπλησσοντο ἀκουοντεσ ταυτα.

Γραψασ δε ὁ ζακχαιοσ την ἀλφαβητον ἑβραιστι· και λεγει προσ αὐτον ἀλφα· και φησιν το παιδιον ἀλφα. και αὖθισ ὁ διδασκαλοσ ἀλφα, και το παιδιον ὁμοιωσ. εἰτα παλιν ὁ διδασκαλοσ ἐκ τριτου το ἀλφα. τοτε ἐμβλεψασ ὁ ἰησουσ τῳ καθηγητῃ λεγει· οὐ το ἀλφα μη εἰδωσ, πωσ ἀλλον το βητα διδαξῃσ. και ἀρξαμενοσ το παιδιον ἀπο του ἀλφα εἰπεν ἀφ' ἑαυτου τα κβ̄ γραμματα εἰτα και αὖθισ λεγει· ἀκουσον, διδασκαλε, την ταξιν του πρωτου γραμματοσ, και γνωθι ποσασ προσοδουσ και κανονασ ἐχει και χαρακτηρασ, ἐξυνουσ, διαβενοντασ (sic), συναγομενουσ. και ἀκουσασ ὁ ζακχαιοσ τασ τοιαυτασ προσηγοριασ του ἑνοσ γραμματοσ, ἐκπλαγεισ οὐκ εἰχεν ἀποκριθηναι αὐτῳ και στραφεισ λεγει τῳ ἰωσηφ· ἀδελφε, το παιδιον τουτο ἀληθωσ οὐκ ἐστι γηγενεσ· ἀρον οὖν αὐτο ἀπ' ἐμου.

Μετα δε ταυτα μιᾳ των ἡμερων ἠν ὁ ἰησουσ παιζων συν ἀλλοισ παισιν ἐπανω διστεγου οἰκου. και κατωθισθεν ἐν παιδιον ὑπο ἀλλου κρημνιζομενον ἐπι τησ γησ, και ἀπεθανεν. και ἰδοντεσ οἱ συμπαιζοντεσ αὐτῳ παιδεσ ἐφυγον, και μονοσ ὁ ἰησουσ ὑπεληφθη ἑστωσ ἐπανω του στεγου οὗ κατεκρημνησθη ὁ παισ. και μαθοντεσ οἱ γονεισ του τεθνηκοτοσ παιδοσ ἐδραμον μετα κλαυθμου. και εὑροντεσ τον μεν παιδα κατα γησ νεκρον κειμενον, τον δε ἰησουν ἀνωθεν ἑστωτα, ὑπολαβοντεσ ὡσ ὑπ' αὐτου κατακρημνησθηναι τον παιδαν (sic), και ἀτενιζοντεσ ὠνειδιζον αὐτον. ὁ δε ἰησουσ ἰδων εὐθεωσ κατεπηδησεν ἀπο του διστεγου και ἐστη προσ κεφαλησ του τεθνηκοτοσ και λεγει αὐτῳ· ζηνων, εἰ ἐγω σε κατεβαλον ἀναστα και εἰπε· οὑτωσ γαρ ἐκαλειτο ὁ παισ. και ἁμα τῳ λογῳ ανεστη ὁ παισ και προσκυνησασ τον ἰησουν εἰπεν· κυριε, οὐ συ με κατεβαλεσ, ἀλλα νεκρον ὀντα με ἐζωωσασ.

Και μετ' ὀλιγασ ἡμερασ σχιζων τισ των γειτονων ξυλον ἀπετεμε την βασιν του ποδοσ αὐτου δια του πελεκοσ (sic), και ἐξαιμοσ γεγονωσ ἠμελλεν ἀποθνησκειν. και λαου συνδεδραμικοτοσ (sic) πολλου συνηλθεν και ὁ ἰησουσ ἐκει. και ἁψαμενοσ του πεπληγμενου ποδοσ του νεανισκου, και εὐθεωσ ἰασατο αὐτον. και φησιν αὐτῳ· ἀναστα, σχισον τα ξυλα σου και ἀναστασ προσεκυνησεν αὐτον, εὐχαριστων και σχιζων τα ξυλα. ὁμοιωσ και παντεσ οἱ ὀντεσ ἐκει θαυμασαντεσ ηὐχαριστησαν αὐτῳ.

Γινομενου δε αυτου ετων ς̄ απεστειλεν αυτον μαριαμ ἡ μητηρ αυτου κομισαι ὑδωρ ἐκ της πηγης. πορευομενος δε συνετριβη ἡ ὑδρια αυτου, και ἀπελθων ἐν τη πηγη ἡπλωσε τον ἐπενδυτην αυτου και ἀντλησας ὑδωρ ἐκ της πηγης ἐπλησεν αυτον, και λαβων ἀπηγαγε το ὑδωρ τη μητρι αυτου. ἰδουσα δε ἐκεινη ἐξεπλαγη και περιπλακεισα κατεφιλει αυτον.

Φθασας δε το ὀγδοον της ἡλικιας ἐτος, προσεγαγη ὁ ἰωσηφ ὑπο τινος πλουσιου κραββατον οἰκοδομησαι αυτω· τεκτων γαρ ἠν. και ἐξελθων ἐν τω ἀγρω προς συλλογην ξυλων, συνηλθεν αυτω και ὁ ἰησους και κοψας δυο ξυλα και πελεκισας το ἐν ἐθηκεν πλησιον του ἀλλου και μετρησας εὑρεν αυτο κολοβωτερον· και ἰδων ἐλυπηθη και ἐζητει εὑρειν ἑτερον ἰδων δε ὁ ἰησους λεγει αυτω· θες τα δυο ταυτα ὁμου προς ἰσοτητα ἀμφοτερων προτομων. και διαπορουμενος ὁ ἰωσηφ περι τουτου τι βουληται το παιδιον ἐποιησεν το προσταχθεν. Και λεγει αυτω παλιν· κρατησον ἰσχυρως το κολοβον ξυλον. και θαυμαζων ὁ ἰωσηφ ἐκρατησεν αυτον. τοτε κρατησας και ὁ ἰησους το ἑτερον ἀκρον ἡλκησεν αυτου την ἀλλην προτομην. ἐποιησεν κἀκεινον ἰσον του ἀλλου ξυλου και φησι προς τον ἰωσηφ· μηκετι λυπου ἀλλα ποιει ἀκωλυτως το ἐργον σου. και ἰδων ἐκεινος ὑπερεθαυμασεν και λεγει καθ᾽ ἑαυτον· μακαριος εἰμι ἐγω ὁτι τοιουτον παιδα μοι ἐδωκεν ὁ θεος. ἀπελθοντων δε ἐν τη πολει διηγησατο τη μαριαμ ὁ ἰωσηφ. ἐκεινη δε ἀκουουσα τε και βλεπουσα τα παραδοξα μεγαλια του υἱου αυτης, ἐχαιρεν δοξαζουσα αυτον συν τω πατρι και τω ἁγιω πνευματι νυν και ἀει και εἰς τους αἰωνας των αἰωνων ἀμην.

Von einer späteren Hand steht im Mſ. noch diese Note: το παρον βιβλιον ὑπαρχει του ἁγιου και θεοβαδιστου ὀρους σινα και εἰ τις αυτω ξενωσι της μονης, να ἐχει τας ἀρας των ἁγιων τιη θεοφορων πατερων και της ἁγιας αἰκατερινης. 1595. μαρτίῳ 15. λαυρεντιος ἐπισκοπος.

11) Von einem Uncialmanuſcripte in Folio aus dem neunten Jahrh. sind noch zwei Doppelblätter mit Stücken aus der Genesis übrig. Der Text ist auf jeder Seite in zwei Columnen gespalten, Das erste Blatt beginnt:

θω̄· και ἀβελ ἠνεγκεν και αυτος ἀ·
πο των πρωτοτοκων των προβα
των αυτου· και ἀπο των στεατω̄, d. i. Genes. IV, 3.

und endet:

δευτε πλινθευσωμεν πλιν
θους· και ὀπτησωμεν αυ
τας πυρι· και ἐγενετο αυτοις, d. i. Genes. XI, 2.

Das zweite Blatt beginnt:

γατερας· και ἐγενοτο πασαι αἱ ἡμεραι
μαθουσαλα ἁς ἐζησεν, d. i. Genes. V, 26.

und schließt:

Ἐσται το τοξον μου ἐν τη νεφε
λη· και ὀψομαι του μνησθηναι
διαθηκην αἰωνιον· ἀνα με d. i. Genes. IX, 16.

Alle acht Seiten des Mſ. enthalten daher den ganzen Text von Genes. IV, 3 — XI, 2.

12) Auf dem Einbande eines arabischen Manuſcripts entdeckte ich Reliquien einer kostbaren Evangelienurkunde in Uncialschrift aus dem neunten Jahrhunderte. Freilich betrifft der Inhalt dieser Reliquien

nicht mehr als fünfzehn Verse aus den Evangelien des Matthäus und des Lukas; noch dazu enthalten gerade diese Verse keine Stelle von einer besonderen textkritischen Wichtigkeit. Dennoch beeilt' ich mich, eine genaue Abschrift davon zu nehmen, die ich im Nachstehenden mittheile. Ich erwähne noch, daß diese Fragmente auf keinen Fall einem Evangelisterium angehören. Dieß wird theils durch die Abwesenheit aller den Evangelisterien eigenthümlichen, die Texteszeilen umschwebenden Beizeichen, theils dadurch bewiesen, daß man sieht, wie mitten im fortlaufenden Texte Einiges durch Auszeichnungen mit rother Farbe für den kirchlichen Gebrauch hervorgehoben worden ist. Die Accente sind mangelhaft und öfters falsch, z. B. πολλοῖ; der Spiritus findet sich als asper und als lenis, und zwar in der alterthümlichsten Form, wie αὔτου, ... Die äußere Erscheinung des ganzen Manuscripts muß der des Pariser Codex 62 (Codex evangeliorum L) sehr ähnlich gewesen seyn. Nicht nur das starke Pergament haben sie mit einander gemein, sondern auch die Trennung des Textes auf jeder Octavseite in zwei Columnen. Der Charakter des Textes scheint, so weit er sich beurtheilen läßt, nicht von dem der gleichfalls in Uncialen verfaßten Evangeliencodices U (zu Venedig), V (zu Moskau), W (zu Paris) abzuweichen.

Das erste der kopirten Blätter beginnt mit Matth. XX, 8 πρώτων und geht mit Unterbrechung fort bis XX, 15 ἐμοῖσ. Das zweite enthält, doch gleichfalls mit einer Unterbrechung, Luk. I, 14 bis I, 20, von ἀγαλλίασισ bis μὴ δυνάμενοσ.

Erstes Fragment:

πρωτον + και ελθō
τεσ οι περι την εν
δεκατην ωραν ε
λαβον ανα δηνα
ριον + ελθοντεσ δε
οι πρωτοι· ενομι
σαν οτι πλιονα λη
ψονται + και ελαβō
και αυτοι ανα δη
ν — — — βον
τ — — — ζον
κ — — — ο δεσ
π — — — ντεσ·
ο — — — χα
τ — — — ραν
ε — — — αι ι (ist accentuirt: ῖ)
σουσ ημιν αυτουσ ε
ποιησασ. τοισ βα

αρον το σον κ . .
. παγον + θελω . .
τουτω τω εσχ . . .
δουναι ωσ κα . . . .
. . υκ εξεστιν . . .
. . . ησαι· ο θελ .
. . . οισ εμοισ +

Zweites Fragment.

ο
Αγαλλιασισ· και πλ
λοι επι τη γεννη
σει αυτου χαρισον
ται + ενωπιον του
κ̅υ̅· και οινον και
σικαιρα ου μη πιη σ
και π̅ν̅σ̅ αγιου πλη
σθησεται ετι εκ κοι
λιασ μ̅ρ̅σ̅ αυτου + και
πολλουσ των υι
ε
ων ι̅η̅λ̅ επιστρεψε
επι κ̅ν̅ τον θ̅ν̅ αυ
των + και αυτοσ
προελευσεται ενω
πιον αυτου εν π̅ν̅ι̅
και δυναμει ηλι
ου επιστρεψαι καρ
ε
διασ π̅ρ̅ω̅ν̅ επι τε

———

ε
κατα τι γνωσωμ
τουτο· εγω γαρ ει
μι πρεσβυτησ και
η γυνη μου προ
σ
βεβηκυια εν ταις
ημεραισ αυτησ + και
αποκριθεισ ο αγγε
λοσ ειπεν αυτω
λ
εγω ημι γαβριη
ω
ο παρεστηκωσ εν
πιον του θ̅υ̅ + και
απεσταλην λαλη
σαι προσ σε και ευ
αγγελισασθαι σοι
ταυτα + και ιδου
εση σιωπων και
μη δυναμενοσ

Durch mehrere Reisende ist ein biblisches Mſ. des Sinaiklosters zu einem besonderen Rufe gelangt. Es wurde mir in Kairo als eine Handschrift der vier Evangelien in Goldschrift bezeichnet, das ursprünglich im Besitze des Kaisers Theodosius gewesen seyn soll. Lord Prudhoe soll dafür, und zwar ohne Erfolg, zweihundert fünfzig Pfund geboten haben. Ich selbst habe mich umsonst bemüht es zu sehen; von den Behelligungen, die ich dabei hatte, habe ich in meiner »Reise in den Orient,« Bd. I. S. 240. 241. Bd. II. S. 290. 293 erzählt. Obschon ich nicht glaubte, daß es in der That aus dem Zeitalter des Justinian stamme, so mußte ich doch nach allen Mittheilungen davon eine Hand-

schrift vermuthen, deren textkritische Prüfung von hoher Wichtigkeit wäre.

Erst ganz unlängst, wie ich auch in meiner »Reise,« Bd. II. 293 berichtet habe, ist mir darüber eine sehr willkommene Auskunft von einem deutschen Reisenden geworden, der im Sommer 1845 auf dem Sinai das Ms. gesehen und nicht ohne Sachkenntniß geprüft hat. Darnach ist es nichts anderes als ein Evangelisterium, das, wie wohl alle andern Evangelisterien, mit der Kirchenvorlesung für Ostern, d. i. mit dem ersten Kapitel des Evangelium Johannes beginnt. Es ist auf feinem Pergamente und in lauter goldenen Buchstaben verfaßt. Die Form der Buchstaben, obschon uncial, soll sich in einzelnen Zügen schon der Cursivschrift annähern; dazu ist die Schrift mit beiden Spiritus so wie mit Accenten belegt, und mit jenen in den alten Vorlesebüchern üblichen Zeichen ausgestattet. Die Lektionsanfänge haben allerlei Verzierungen von fast arabischem Charakter. Sieben schöne Bilder stellen den Erlöser, die h. Jungfrau, den h. Petrus und die vier Evangelisten dar.

Nach alle dem scheint es, daß das Ms. höchstens aufs neunte Jahrhundert zurückreicht, und einer textkritischen Prüfung schwerlich mit einem wichtigen Resultate lohnen würde.

In meiner Mittheilung über die von mir aus dem Oriente im Originale mitgebrachten Handschriften (s. Anzeigeblatt Nr. CX) erwähnte ich S. 11 unter S. 71 — 73 des 15 Ms. ein interessantes Dokument, das die Ueberschrift trägt: Χρυσοβουλον του αοιδιμου βασιλεωσ ιουστινιανου, ὁ ἐδωρησατο εἰσ τον του σινα ὀρουσ ἡγουμενον. Ich gebe im Nachstehenden eine genaue Abschrift vom Texte des Ms., und lasse darauf den Versuch einer kritischen Wiederherstellung folgen.

Χρυσόβουλον τοῦ ἀοιδίμου βασιλέωσ ἰουστινιανοῦ ὃ ἐδωρήσατο
εἰσ τὸν τοῦ σινᾶ ὄρουσ ἡγούμενον.

Εἰ δὲ καὶ ἀνδρᾶσι τοῖσ περιδεξίοισ, εἰσ ὑπηρετῶν βασιλέων ἀρ-
χόντων καταστρατηγῆσαι, ἢ πόλεων διοικήσεισ ἐγχειρισθῆναι·
5 ἢ λαοὺσ ὁδηγῆσαι, ἢ καὶ ἄλλ ἄττα τοιαῦτα πράττειν δεδομένοισ
τῷ κράτει τῆσ τῶν ῥωμαίων ἀρχῆσ φαινόμενα χρήσιμα, τιμὴν
ἐπιμετρεῖ τὴν προσήκουσαν τῶν ὑπηκόων ὅσοι εὐγνώμονεσ εἰσὶ
γούμενοι δίκαιοι ἂν εἶεν τὰ τῆσ ὑποθήκησ τούτων βλέπειν τὸ πέρασ
ἐπιδεχόμενα, ἀνδρᾶσι σεμνοῖσ καὶ βίῳ καὶ τρόπῳ, καὶ θεῷ πλησι-
10 άζουσι οὐχ ὅσα τῶν κατὰ τὰ ἐκτὸσ συντεινόντων, ἀλλὰ κρείττω καὶ
εἰσ ψυχὴν αὐτὴν παραπέμποντα τὴν ὠφέλειαν· μᾶλλον δὲ καὶ τοῦτο
κακεῖνο περιποιούμενα τούτοισ· ἐκ τῆσ ἄνωθεν δεξιᾶσ προβαλλομένησ
τοῖσ
αὐτοκράτορσι πῶσ οὐκ ἂν εἴη τῶν καθηκόντων ἐπικλινὲσ ὠτίον βρα-
βεύειν, καὶ εἰσ τέλοσ ἄγειν ἅπερ αἰτήσαιντο. εἰ δὲ καὶ ἄλλωσ τῇ
δεήσει τιμᾶται τὸ
15 εὔλογον, οὐχ ὅπωσ διὰ τὴν παράκλησιν, ἀλλ' ἤδη καὶ καθ' αὐ-
τὸ τὸ πρᾶγμα ἀξίωσ γενέσθαι, τηνικαῦτα καὶ μᾶλλον ταῖσ αἰτήσεσι τού-
των, ἐπαινετέον τουσ ἄνακτασ, καὶ παρεκτέον ἅπερ ἐθέλοιεν ἵν' οἱ-
εν οὐ μόνον αἰτεῖσ, ἀλλὰ καὶ τῷ δικαίῳ κατὰ τὸ εἰκὸσ χαριζόμενον·
τοῦτο καὶ ἄρτι τῇ βασιλείᾳ μου πάρεστιν ἰδεῖν ἐκτελουμενον δωρουμένη
20 τοῖσ ἐν τῷ ὄρει σινᾶ τιμὴν τὴν ὑπέρτιμον, τοῦτο μὲν δι' ἱκεσίαν ἣν ἐποι-
ήσατο πρὸσ ἐμὲ ὁ πτολεμαΐδοσ μ̅ρ̅οπολίτησ, ὁ ἱερώτατοσ καὶ ὑπέρτι-
μοσ· οὐ γὰρ ἔκρινα ὅλωσ ἄξιον, μὴ πειθηνίουσ τούτῳ δοῦναι τᾶσ ἀκοάσ,
εὔλογα αἰτουμένῳ καὶ ἃ μὴ τετελεσμένα τῷ δικαίῳ τὴν ζημίαν ἣν
προεξένησαν. τοῦτο δὲ καὶ τὸ ἄλλωσ ἡγεῖσθαι τὸ τοιοῦτον ὄροσ αἰδέ-

25 σιμον· καὶ τιμῆς ἁπάσης ἐπαπολαύειν δίκαιον· καὶ νομίζειν μᾶλλον
τιμᾶσθαι τὴν βασιλείαν μου ἐκ τῆς πρὸς τοῦτο τιμῆς· ἐπεὶ καὶ
δοξάζειν
οἶδε θεὸς τοῖς τοῦτον δοξάζουσιν· ὄρος γὰρ τοῦτο ὑπερηρμένον τῶν
καθ᾽ ἡ-
μᾶς· ὄρος θεῖον καὶ ἀββακοὺμ δασὺ καὶ κατάσκιον, ταῖς τῶν ἀρε-
τῶν ἐργασίαις καὶ ἀρεταῖς παντοίαις κατάκομον· εἰ δὲ καὶ ἁγιά-
30 σματος τόπον καλέσαι τις βούλεται, καὶ οἶκον τοῦ θεοῦ ἰακὼβ προσφυ-
ὲς μὲν τὸ πρᾶγμα καὶ τῆς ἀληθείας ἄκρως ἐχόμενον κἂν τις θεω-
ροίη τρανώτερον, πλήρης ὁ θεῖος οὗτος οἶκος δόξης πολλῆς· πλὴν ἔ-
σται κἂν τοῖς ἐσχάτοις τούτοις καιροῖς μέρος, ἢ δόξης ἀπονενεμη-
μένον
τοῦτο παρὰ τῆς βασιλείας μου· οὕτω καὶ ἣν εἶχε πάλαι ἴδοι τις
ἂν ἐπὶ
35 τὸ μεῖζον, κατὰ τὸν προφήτην προκόπτουσαν· ταῦτα γοῦν τὸ πα-
ρὸν τῆς βασιλείας μου πρόσταγμα βούλεται. τιμᾷ γὰρ ἡ βασιλεί-
α μου τὸν κατὰ καιροὺς ἐν τῷ σινᾷ προστησόμενον τῶν ὑπερτίμων
τῷ ἀξιώματι. καὶ διορίζεται συναριθμεῖσθαι τρίτον τοῖς οὕτω
τετιμημένοις ἐν ἅπασι καὶ συντιμᾶσθαι ἐν ταῖς προόδοις, κα-
40 θέδραις, στάσεσί τε καὶ συνελεύσεσι· ἀμφιέννυσθαι δὲ καὶ ἄμ-
φια ὁποῖα καὶ τῶν ἀρχιερέων, ὁπόσοι τὴν τοιαύτην τιμὴν ἐκ
τῶν ἔκαθεν χρόνων καὶ νῦν ἀπέλαβον. τἄλλα τε πάντα ὅ-
σα τούτοις, καὶ τούτῳ προσέσται, κατὰ μηδὲν ἐλαττούμενα. ἐπὶ τού-
τῳ γὰρ ἐγεγόνει καὶ ὁ παρὼν ὁρισμὸς τῆς βασιλείας μου. —
45 κατὰ μῆνα ἰούλλιον ἰνδικτίωνος ιδ΄.

Ob diese kaiserliche Verfügung ächt oder unächt? Als Erfindung könnte sie wohl Manches verdächtig machen. Des Kaisers Sympathie und Wohlwollen für das Sinaikloster ist darin gar so sehr zur Schau gestellt; doch ist auch bekannt, daß Justinian in der That mit der größten Großmuth bei der Stiftung jenes Klosters verfahren ist. Ohne in dergleichen Sachen bewandert zu seyn, möchte sich's sehr schwer darüber entscheiden lassen.

Die fragmentarischen handschriftlichen Blätter, die das Dokument enthalten, sind, wie ich früher schon angegeben habe, ziemlich neu, ich glaube aus dem sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderte. Sehr natürlich ist's, daß die Textesreinheit durch verschiedene Abschriften beeinträchtigt worden ist. Ich theilte eine Abschrift davon meinem verehrten Herrn Collegen, Professor Westermann, mit. Der nachstehende ganz unmaßgebliche Versuch einer kritischen Wiederherstellung des χρυσοβούλου ist größtentheils aus seinen Mittheilungen geflossen.

Εἰ δὲ καὶ ἀνδράσι τοῖς περιδεξίοις εἰς ὑπηρεσίαν βασιλέων (oder vielleicht: τ. περιδεξ. οὖσι ὑπὲρ τῶν βασιλ.) ἀρχόντων καταστρατηγῆσαι ἢ πόλεων διοικήσεις ἐγχειρισθῆναι ἢ λαοὺς ἐξηγῆσαι ἢ καὶ ἄλλ᾽ ἄττα τοιαῦτα πράττειν δεδομένοις τῷ κράτει τῆς τῶν ῥωμαίων ἀρχῆς φαινόμενα χρήσιμα τιμὴν ἐπιμετρεῖ τὴν προσήκουσαν τῶν ὑπηκόων ὅσοι εὐγνώμονες· εἰσηγούμενοι δίκαιοι ἂν εἶεν τὰ τῆς ὑποθήκης τούτων βλέπειν τὸ πέρας ἐπιδεχόμενα ἀνδράσι σεμνοῖς καὶ βίῳ καὶ τρόπῳ καὶ θεῷ πλησιάζουσι, οὐχ ὅσα τῶν κατὰ τὰ ἐκτὸς συντεινόντων, ἀλλὰ κρείττω καὶ εἰς ψυχὴν αὐτὴν παραπέμποντα τὴν ὠφέλειαν, μᾶλλον δὲ καὶ τοῦτο κἀκεῖνο περιποιούμενα τούτοις ἐκ τῆς ἄνωθεν δεξιᾶς προβαλλομένης τοῖς αὐτοκράτορσι. πῶς οὐκ ἂν εἴη τῶν καθηκόντων ἐπικλινὲς ὠτίον βραβεύειν καὶ εἰς τέλος ἄγειν ἅπερ αἰτήσαιντο. εἰ δὲ καὶ ἄλλως τῇ δεήσει τιμᾶται τὸ εὐλο-

γον, οὐχ ὅπωσ διὰ τὴν τούτων παράκλησιν, ἀλλ' ἤδη καὶ καθ' αὐτὸ τὸ πρᾶγμα ἀξίωσ γενέσθαι, τηνικαῦτα καὶ μᾶλλον ταῖσ αἰτήσεσι τούτων ἐπαινετέον τοὺσ ἄνακτασ καὶ παρεκτέον ἅπερ ἐθέλειεν, ἵν' εἶεν οὐ μόνον αὐτοῖσ ἀλλὰ καὶ τῷ δικαίῳ κατὰ τὸ εἰκὸσ χαριζόμενοι τοῦτο καὶ ἄρτι τῇ βασιλείᾳ μου πάρεστιν ἰδεῖν ἐκτελούμενον, δωρουμένῃ τοῖσ ἐν τῷ ὄρει σεβασμίαν τιμὴν τὴν ὑπέρτιμον· τοῦτο μὲν δι' ἱκεσίαν ἣν ἐποιήσατο πρὸσ ἐμὲ ὁ πτολεμαΐδοσ μητροπολίτησ ὁ ἱερώτατοσ καὶ ὑπέρτιμοσ — οὐ γὰρ ἐκρίνα ὅλωσ ἄξιον, μὴ πειθηνίουσ τούτῳ δοῦναι τὰσ ἀκοὰσ εὔλογα αἰτουμένῳ καὶ ἃ μὴ τετελεσμένα τῷ δικαίῳ τινὰ ζημίαν ἂν προεξένησαν· — τοῦτο δὲ καὶ διὰ τὸ ἄλλωσ ἡγεῖσθαι τὸ τοιοῦτον ὄροσ αἰδέσιμον καὶ τιμῆσ ἁπάσησ ἐπαπολαύειν δίκαιον, καὶ νομίζειν μᾶλλον τιμᾶσθαι τὴν βασιλείαν μου ἐκ τῆσ πρὸσ τοῦτο τιμῆσ, ἐπεὶ καὶ δοξάζειν οἶδε θεὸσ τοῖσ τοῦτον δοξάζουσιν. ὄροσ γὰρ τοῦτο ὑπερῃρμένον τῶν καθ' ἡμᾶσ, ὄροσ θεῖον καὶ ἀββακοὺμ *) δασὺ καὶ κατάσκιον ταῖσ τῶν ἁγίων (ἁγίων oder etwas Aehnliches) ἐργασίαισ καὶ ἀρεταῖσ παντοίαισ κατάκομον. εἰ δὲ καὶ ἁγιάσματοσ τόπον καλέσαι τισ βούλεται καὶ οἶκον τοῦ θεοῦ ἰακὼβ, προσφυὲσ μὲν τὸ πρᾶγμα καὶ τῆσ ἀληθείασ ἄκρωσ ἐχόμενον κἂν τισ θεωρείη τρανώτερον, πλήρησ ὁ θεῖοσ ουτοσ οἶκοσ δόξησ πολλῆσ πλὴν ἔσται κἂν τοῖσ ἐσχάτοισ τούτοισ καιροῖσ μέροσ τι δόξησ ἀπονενεμημένον τοῦτο παρὰ τῆσ βασιλείασ μου. οὕτω καὶ ἣν εἶχε πάλαι ἴδοι τισ ἂν ἐπὶ τὸ μεῖζον κατὰ τὸν προφήτην προκόπτουσαν.

ταῦτα γοῦν τὸ παρὸν τῆσ βασιλείασ μου πρόσταγμα βούλεται etc. Das Uebrige scheint seine volle Richtigkeit zu haben.

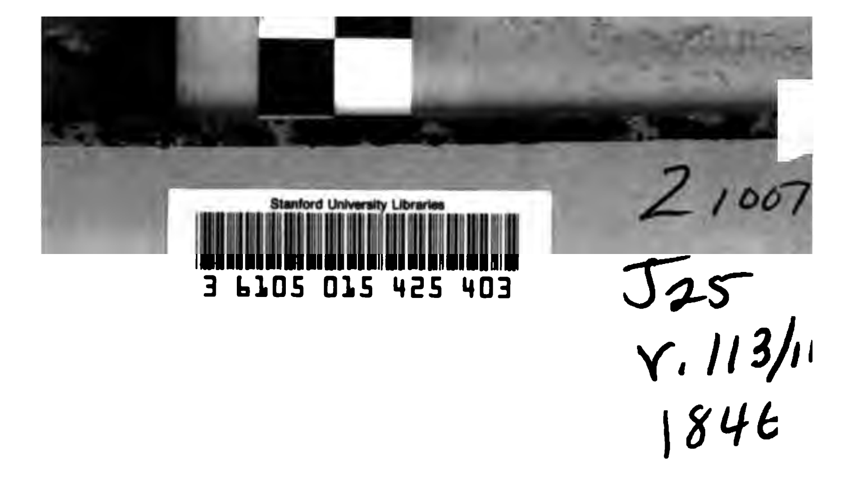
Nachträglich zu meinem ersten Aufsatze im Anzeigeblatte Nr. X habe ich auch noch zu erwähnen, daß die S. 13 angedeuteten »armenischen« Fragmente sich nicht als armenisch, sondern als georgianisch ausgewiesen haben. Ihr Inhalt ist ohne wissenschaftliche Wichtigkeit; sie beziehen sich meist auf Märtyrer und auf Liturgisches. Doch sind auch Fragmente von den Psalmen darunter. Die ältesten Uncialblätter sind noch ungelesen geblieben. Schon bei meiner ersten Nachricht von diesen manuscriptlichen Resten, die sämmtlich auf Pergament verfaßt sind, habe ich auf ihren paläographischen Werth hingewiesen. Ich darf sie deßhalb wiederholt zur Beachtung empfehlen.

*) Das Wort ist mehr nach seiner Bildung als nach seiner Bedeutung fremdartig. Die beiden ersten Sylben erklären sich natürlich aus ἄββασ (אב), der Abt, der Padre, der Mönch. Für die dritte Sylbe läßt sich vielleicht die Ableitung von כיקום (der Ort) oder von dessen Wurzel קום geltend machen.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.






Stanford University Libraries
3 6105 015 425 403

